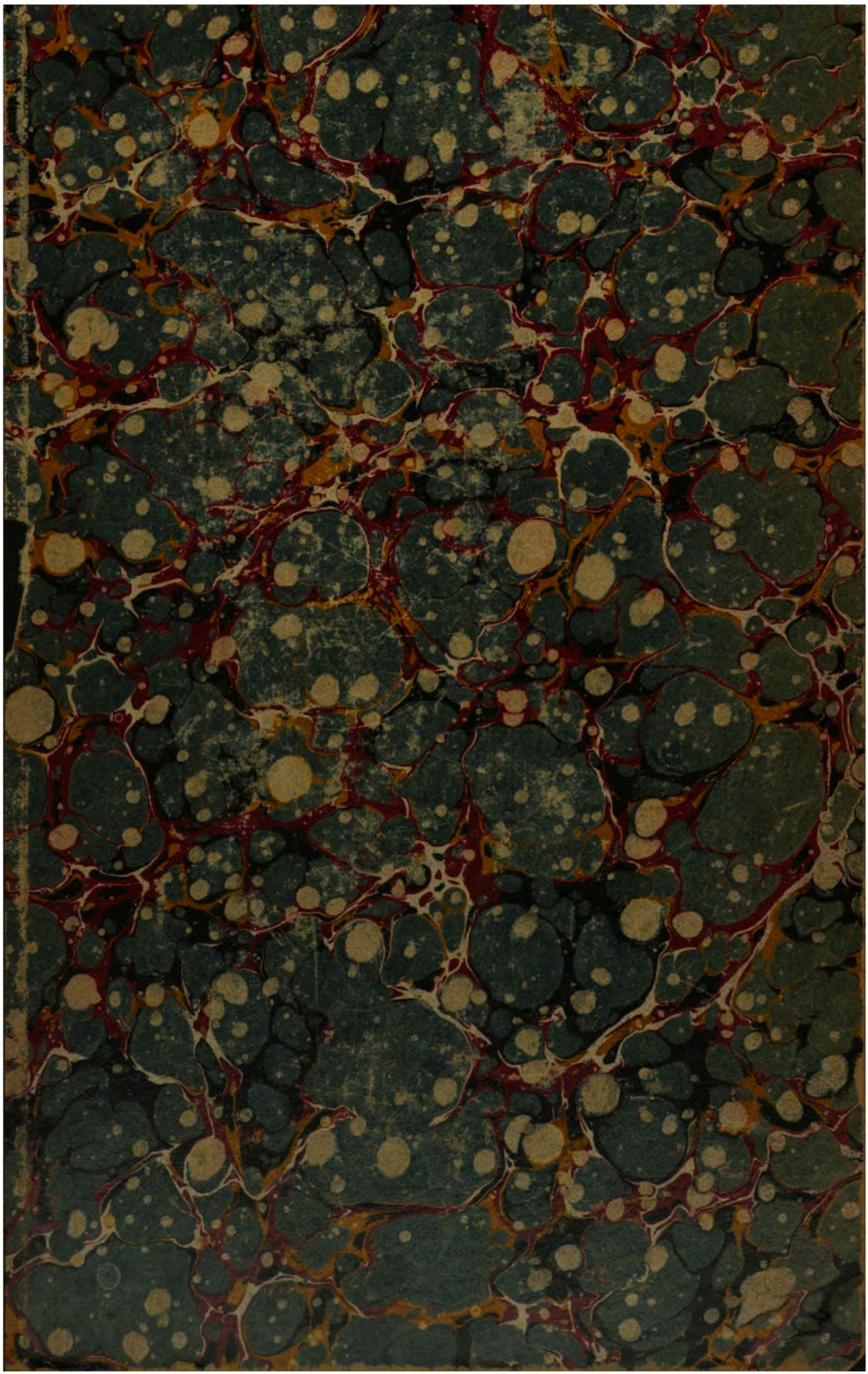


0902
.896
v.12,
pt.2

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT

Printed in Germany

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

12. Jahrgang Heft 7 Oktober 1920

Felix Richard / Sintflut

Der Sozialdemokratie, als der Vertreterin der kleinen Existenzen und des werktätigen Volkes, kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich als Sachwalterin aller dieser Volksklassen vollkommen unfähig gezeigt hat. Sie hat nicht vermocht, dem Schieber- und Wuchertum und der Preistreiberei ein Ende zu bereiten. Die Entschuldigung, daß sie durch die Beteiligung der andern Parteien an der Regierung in ihren Maßnahmen beengt worden sei, gilt nur bedingt, denn diese hätten sich der Mitarbeit nicht entziehen können, wenn die Sozialdemokratie imstande gewesen wäre, neue Richtlinien zu geben. Mangels eigener Ideen behalf man sich aber mit Halbheiten, die man aber auch erst auf dem Wege des kleinlichsten Kompromisses durchzudrücken vermochte.

Trotz aller gegenteiligen Versicherungen herrscht heute in Deutschland das Unternehmertum schlimmer als vor dem Kriege. Fest zusammengeschlossen in Verbänden diktiert Industrie und Handel die Preise für alle Lebensnotwendigkeiten, ohne den in ihren Diensten Stehenden die Mittel zur Bestreitung der dadurch entstehenden hohen Lebenskosten zu gewähren. Die Unternehmer sind durch die Kriegs- und nachfolgenden Revolutionszeiten gewöhnt, mit außerordentlich hohen Verdiensten zu rechnen und gutwillig keineswegs bereit, von dieser Praxis abzulassen. Die Verbandspreise werden nach einem gewissen Schema berechnet, welches vor allem den sehr verschiedenartig arbeitenden gleichartigen Betrieben die vorerwähnte große Verdienstmöglichkeit lassen muß. Die Preise bestimmen sich also nach den am wenigsten rationell arbeitenden Betrieben und gewähren diesen den jetzt üblichen hohen Verdienst, während die rationeller arbeitenden Werke noch einen entsprechenden Übergewinn einstreichen können. Um also einige, vom volkswirtschaft-

507495

lichen Standpunkt aus beurteilt, beſſer ſtillzulegende Betriebe über Waſſer zu halten, muß das Volk unerſchwingliche Preiſe bezahlen. Die Fabriken und Händler nehmen ſich heute nicht erſt die Mühe, die Höhe der geforderten Preiſe und die Notwendigkeit der unerhörten Zahlungsbedingungen eingehend zu begründen, ſondern begnügen ſich mit der Mitteilung, daß der Verband dieſe feſtgeſetzt habe, und daß ſie daran gebunden ſeien. Man darf wohl annehmen, ſehr mit ihrem Willen.

Ähnlich liegen die Dinge bei der Landwirtſchaft. Dieſe fordert vor allem die Aufhebung der Zwangswirtſchaft und macht ſich anheiſchig, die Bevölkerung reichlicher und billiger mit Lebensmitteln zu verſorgen, als dies jetzt der Fall iſt. Den Beweis dafür iſt ſie zwar bis jetzt ſchuldig geblieben, denn ſobald für irgendeinen Artikel die Zwangswirtſchaft aufgehoben wurde, ſchnellten die Preiſe derart in die Höhe, daß dieſe für die große Mehrzahl aller Konſumenten unerſchwinglich wurden. Man denke nur an die Eier. Wenn man die Preiſe betrachtet, welche den Landwirten für ihre Erzeugniſſe ſeitens unſerer Regierung bewilligt werden, wird der Ruf nach Aufhebung der Zwangswirtſchaft nur dadurch verſtändlich, daß die Landwirte im freien Handel eben noch höhere Preiſe zu erhalten hoffen. Als zu Anfang des Jahres im Reichsernährungsminiſterium der Erzeugerpreis für die jetzige Ernte mit 50 Mark der Doppelzentner errechnet wurde, berechnete die „Chriſtliche Bauernſchaft der Rheinlande“ einen Durchſchnittsſatz von nur 26,28 Mark. Dieſe Berechnung beruhte auf wirklichen Tatſachen, nämlich auf den Wirtſchaftsrechnungen von ſechs Gutsbetrieben zu zirka dreihundert Morgen, alſo Betriebseinheiten, die notoriſch teurer arbeiten als Kleinbauern und Großgrundbeſitzer. Dieſer Preis von 50 Mark pro Doppelzentner als Grundpreis, der ſelbſt bei Bauern Kopfſchütteln erregte, mußte in der Zeit des Kartoffelüberfluſſes einen Kleinhandelspreis von 45—50 Pfennig das Pfund ergeben. Aber das war dem Reichsernährungsminiſter Hermes noch nicht genug, denn er ſetzte den Preis ohne weiteres auf 30 Mark pro Zentner feſt, und der endliche Höchſtpreis für Kartoffeln vom 1. Auguſt bis 15. Auguſt iſt ſogar 32 Mark für den Zentner. Dazu ſteht aber der Getreidepreis in einem ſchreienden Mißverhältnis, denn im Frieden koſtete der Zentner Brotgetreide etwa 12 Mark, der Zentner gute Speiſekartoffeln aber nur etwa 2 Mark oder ein Sechſtel. Jetzt ſoll der Zentner Kartoffeln halb ſoviel oder noch mehr koſten als der Zentner Getreide.

Wir laufen alſo im kommenden Winter Gefahr, daß ſich der kleine Mann nicht einmal mehr an Kartoffeln ſatt eſſen kann. Neue Lohnkämpfe und die Gefahr erneuter Unruhen ſind die notwendige Folge einer Preispolitik, welche die Landwirtſchaft auf Koſten des hungernden Volkes in durchaus willkürlicher Weiſe bereichert. In früheren Jahren wäre eine ſo einſeitige Produzentenpolitik, wie wir ſie jetzt im

neuen Deutſchland erleben müſſen, jedenfalls undenkbar geweſen und hätte die Sozialdemokratie zu ganz anderer Abwehr veranlaßt.

Welches ſind nun die Urſachen, welche unſere Regierung bewegen, nicht nur nichts gegen die in den letzten Abſchnitten geſchilderten Zuſtände zu tun, ſondern ſie ſogar herbeizuführen? Iſt es die Unkenntnis der tatſächlichen Verhältniſſe oder hat ſie beſondere Gründe, die ein Einſchreiten bzw. Einwirken verhindern? Beide Möglichkeiten ſind gegeben, wenn man ſich die Zuſammenſetzung unſerer Regierung klarmacht.

Ein Parlamentarier mit keinerlei Vorbildung für dieſen Poſten wird Miniſter. Da ihm die eigentlichen Vorkenntniſſe für ſein Amt fehlen, wird er leicht geneigt ſein, den Schwerpunkt ſeiner Tätigkeit auf die Vertretung ſeines Reſſorts vor dem Parlament zu legen und die eigentliche Arbeit ſeinen Räten zu überlaſſen. So entſtand der früher unbekannte Typus des Geheimrats, welcher mit wohlgefälligem Schmunzeln ſagen kann „Mein Miniſter macht nichts ohne uns". Unſere Bureaukratie hat gewiß hervorragende Eigenſchaften und hat dieſelben auch jetzt wieder bewieſen. Es iſt aber ein großer Unterſchied, ob es ſich darum handelt, ein wohlgeordnetes Staatsweſen in bewährten Bahnen weiterzuführen oder aus dem Verfall eine neue Ordnung aufzubauen. Dazu kommt, daß viele dieſer Herren politiſch auf einem ganz andern Standpunkt ſtehen, als ihr vorgeſetzter Miniſter und nach alter Tradition das Parlament und alles, was damit zuſammenhängt, als höchſt überflüſſig oder wenigſtens im höchſten Grade unerwünſcht betrachten. Dieſen widerſtrebenden Meinungen gegenüber ſich durchzuſetzen, muß einem Miniſter ohne Fachkenntniſſe äußerſt ſchwer werden. Ich behaupte ſogar, daß gerade in dieſem Falle die beſondere Beherrſchung der Materie notwendig iſt.

Zieht man zur Beurteilung des Verhaltens unſerer Regierung zu Induſtrie und Handel noch in Betracht, daß die Unternehmerverbände jedem Eingriff in ihre vermeintlichen Rechte einen erbitterten Widerſtand entgegenſetzen und daß die Parteien, außer den ſozialdemokratiſchen, von den geldlichen Zuwendungen derſelben oder ihrer Mitglieder abhängig ſind, ſo hat man die Zuſammenhänge, die dazu geführt haben, daß bis heute noch niemand ernſtlich gewagt hat, ihren Praktiken entgegenzutreten.

Zwiſchen den Unternehmerverbänden aller Richtungen ſelbſt herrſcht große Übereinſtimmung, und man hört ſelten davon, daß ſich Bezieherverbände gegen die Forderungen der Lieferverbände wirklich zur Wehr ſetzen. Es ſei denn, der Bogen wird allzu ſtraff geſpannt. Aber auch dann wird der Kampf nicht in der großen Öffentlichkeit ausgefochten, ſondern beſchränkt ſich auf die ſtille Zurückgezogenheit des Fachblattes. Dort ſagt ab und zu eine Gruppe der andern einmal die Wahrheit,

während man ſonſt wie in ſtillſchweigender Übereinſtimmung die jeweils gültigen Gründe für die Höhe der Preiſe verſicht. Früher war es die ſchlechte Valuta und das Loch im Weſten, jetzt ſind es die hohen Arbeitslöhne und Gehälter.

Wie es in Wirklichkeit damit ausſieht, kann man aus folgenden Beiſpielen erſehen:

Durch die Preſſe ging vor einiger Zeit die vergleichende Aufſtellung der In- und Auslandspreiſe der Firma Kirchner & Co., Maſchinenbauanſtalt A.-G. in Leipzig, welcher ein Angebot der Firma Fr. Johanſon, Krakviken (Schweden), vom 14. Mai 1920 zugrunde gelegt war. Danach koſtete eine Abrichthobelmaſchine in beſtimmten Abmeſſungen franko Schweden 1450 Kronen zu 820 Mark: 11890 Mark. Dieſelbe Maſchine koſtet bei uns einen Inlandspreis von 13325 Mark ab Fabrik Leipzig. Um den Verkaufspreis in Schweden zu erhalten, müſſen hierzu noch etwa 20 Prozent für Fracht und Zoll gerechnet werden, ſo daß ſich alſo die Maſchine in Schweden auf etwa 15990 Mark ſtellt, was einem Unterſchied von etwa 4000 Mark gegenüber dem ſchwediſchen Angebot entſpricht. Für eine Bandſäge beſtimmter Art forderte die ſchwediſche Firma 2000 Kronen oder 16400 Mark, während dieſelbe Maſchine der Leipziger Firma in Schweden auf 25200 Mark oder 8800 Mark mehr kommen würde.

Die Crescent Machine Company in Lectonia, Ohio, bot Anfang Januar an:

Bandſägen 240 Dollars oder 9120 Mark gegen 13950 Mark deutſchen Preis; Abrichtmaſchinen 365 Dollar oder 13970 Mark gegen 16500 Mark deutſchen Preis; Fräsmaſchinen 300 Dollar oder 11400 Mark gegen 13900 Mark deutſchen Preis. Alle Preiſe ab Fabrik in der Annahme, daß als Abnehmer Südamerika in Frage kommt, ſo daß Speſen für Fracht und Zoll für beide Konkurrenten die gleichen ſind. Dollarkurs: 38 Mark.

Die Arbeiterlöhne in Schweden und Amerika ſind aber bei weitem höher als bei uns, erhält doch der gelernte Durchſchnittsarbeiter in den Vereinigten Staaten 45—50 Dollar oder ebenfalls zum Kurs von 38 umgerechnet durchſchnittlich 1800 Mark pro Woche. Auch der vielfach herangezogene Kohlenpreis belaſtet die ausländiſche Induſtrie in erheblich höherem Maße, denn wie ſich auf der Konferenz in Spa ergab, iſt zwiſchen unſerem Inlandskohlenpreis und dem Weltmarktspreis eine ſehr erhebliche Differenz zu unſeren Gunſten.

Die hohen Preiſe für unſere Erzeugniſſe, verglichen mit denen der ausländiſchen Konkurrenz, ſind alſo nicht die Folge der hohen Produktionskoſten, ſondern der unberechtigt hohen Gewinnquoten, welche die Schwerinduſtrie und die verarbeitende Induſtrie für ſich beanſprucht. Von einem Beamten eines Kalkulationsbureaus einer Maſchinenfabrik

wurde mir letzthin mitgeteilt, daß für eine Maſchine, deren reinen Herſtellungs- und Materialkoſten 30000 Mark betragen, ein Preis von 60000 Mark gefordert wird. Aber ſchon in den vorerwähnten 30000 Mark Selbſtkoſten iſt ein durch nichts begründeter außerordentlicher Mehrgewinn für die Materialkoſten, welche durch Syndikatspreiſe feſtgelegt ſind, enthalten. Wird alſo unſere Regierung ihre Pflicht erfüllen und dieſen wucheriſchen Gewinnen, wo ſie auch immer erhoben werden, durch energiſches Eingreifen ein Ende bereiten, ſo würden wir auch ſehr ſchnell wieder auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig werden und die Mär, daß die ſteigende Valuta uns konkurrenzunfähig mache, könnte nicht aufrechterhalten werden. Der Unterſchied iſt bei den Weltmarktspreiſen nur darin zu ſuchen, daß die ausländiſchen Fabrikanten ſich auch heute noch mit einem normalen Nutzen begnügen, während unſerer Induſtrie in dieſer Beziehung jedes Augenmaß verlorengegangen zu ſein ſcheint. Und ſolange unſere Arbeiter nicht die Gewißheit haben, daß unſere Regierung dieſem Treiben Einhalt gebietet, werden ſie kaum dazu zu bringen ſein, mehr als jetzt zu leiſten.

Die ungeheuren Gewinne treten aber auch auf andere Weiſe zutage, denn ſelbſt der geſchickteſten Bilanzierung iſt es unmöglich, die Rieſenüberſchüſſe verſchwinden zu laſſen. Hier mögen die Zahlen ſelbſt ſprechen, die ich einem Artikel der „Frankfurter Zeitung" entnehme:

Die Zuckerfabrik Glauzig, die im Vorjahre ihren Aktionären ein großes Bezugsrecht in den Schoß warf, verteilt bei 1920 nahezu verdoppeltem Aktienkapital und bei dem gleichen Reingewinn wie im Vorjahre 25 Prozent — Vorjahr 18 Prozent — Dividende. Hören wir, wie die Fabrik dies erklärt: eine befriedigende Ernte, eine ſehr gute Zuckerausbeute und eine günſtige Verwertung aller Produkte. Und wie ſieht es mit den Zahlen aus? Verarbeitet wurden 280668 Doppelzentner Rüben gegen 473600 Doppelzentner im Vorjahre bei einem Zuckergehalt von 18,15 Prozent gegen 18 Prozent. Die „Frankfurter Zeitung" bemerkt hierzu: Das geht über den Verſtand aller derer, die nicht im Aufſichtsrat der Zuckerfabrik ſitzen, wohl hinaus, aber der Endeffekt, die 25 Prozent Dividende ſtimmen. — Die Hohlglashüttenwerke Ernſt Witter A.-G. in Unterneubrunn verteilen 40 Prozent und überdies auf je zwei alte eine Gratisaktie. Summa Summarum alſo, von der Kapitalsverwäſſerung und dem Agiogewinn abgeſehen, 90 Prozent. Dabei hört man vielfach die Behauptung, daß das deutſche Glas nicht ſo recht konkurrenzfähig ſei. — Die von Poncet Glashüttenwerke A.-G. in Friedrichshain verteilen 30 Prozent — im Vorjahre 20 Prozent —. Noch einige Fabriken aus der Textilbranche. Es braucht niemand ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden, wie ſchwer es heute für die meiſten Menſchen iſt, ſich einen Anzug, ſich auch nur ein Hemd zu kaufen. Trotz der angeblich ſo ſehr herabgeſetzten Preiſe, bei denen, wie immer in

ſolchen Fällen, das Geſchrei größer iſt als die Preisherabſetzung. Aber ſehen wir uns einige Ausſchüttungen an: die Norddeutſche Wollkämmerei- und Kammgarnſpinnerei verteilt neben 12 Prozent — im Vorjahr 10 Prozent — Dividende nicht weniger als die Hälfte des Aktienkapitals in Form von Genußſcheinen an ihre Aktionäre. — Die Gera-Greizer Kammgarnſpinnerei gewährt auf je eine alte Aktie — in beſonderer Form, die an der Sache nichts ändert — eineinhalb Gratisaktien: alſo das eineinhalbfache Aktienkapital! — Die Tüll- und Gardinenweberei A.-G. in Plauen beantragt 20 Prozent — im Vorjahr 15 Prozent — Dividende und mindeſtens Verdoppelung des 1,8 Millionen Mark betragenden Kapitals.

Soweit die Frankfurter Zeitung, der man ſicherlich nicht den Vorwurf machen kann, daß ſich ihre Tendenz gegen Induſtrie und Handel richtet.

Dabei ſtehen die Löhne und Gehälter auch heute noch in keinem Verhältnis zu den Koſten der verteuerten Lebenshaltung. Wird aber ſeitens der Unternehmer unter dem Druck der Verhältniſſe eine Erhöhung bewilligt, ſo verſtehen es dieſe durch den entſprechenden Aufſchlag auf ihre Preiſe, dieſe erhöhten Betriebskoſten nicht nur auszugleichen, ſondern einen neuen Gewinn für ſich herauszuſchlagen.

Ein in höchſter Lohnklaſſe befindlicher Schriftſetzer erhielt beiſpielsweiſe vor dem Kriege in einem kleinen Orte ohne Lokalzuſchlag und bei 56ſtündiger Arbeitszeit einen Wochenlohn von 27.50 Mark oder rund —.50 Mark pro Stunde. Dem Kunden wurde die Stunde mit 1.20 Mark oder mit einem Aufſchlag von 140 Prozent weiterberechnet. In Wirklichkeit und für den Betrieb umgerechnet war dieſer Aufſchlag geringer, da die wenigſten Leute tarifmäßig, ſondern höher entlohnt wurden. Jetzt erhält derſelbe Arbeiter mit den geltenden Zuſchlägen im ganzen 212.50 Mark oder pro Stunde bei 48ſtündiger Arbeitszeit 4.43 Mark. Mit dem gleichen 140prozentigem Aufſchlag müßten alſo dem Kunden pro Stunde 10.60 Mark in Rechnung geſtellt werden. Der Deutſche Buchdruckerverein, alſo auch ein Verband, ſchreibt aber jetzt für Akzidenzen einen Zuſchlag von 1000 Prozent auf die Friedenspreiſe vor, ſo daß ſich pro Satzſtunde 13.20 Mark ergeben. Das bedeutet für den Unternehmer einen Mehrgewinn von 2.60 Mark pro Stunde. Um den Einwurf, daß ſich in dem 1000prozentigen Aufſchlag auch die ſonſtigen Mehrkoſten im Betriebe ausdrücken, von vornherein zu begegnen, bemerke ich, daß nach dem Buchdrucktarif alle anderen Arbeiten und die zur Verwendung kommenden Papiere beſonders berechnet werden. Die erhöhten Koſten für den Setzereibetrieb werden aber dadurch ausgeglichen, daß der Unternehmer den 140prozentigen Aufſchlag jetzt auf den erhöhten Satzlohn von 4.43 Mark pro Stunde berechnen könnte, wenn er nicht durch die Verbandsvorſchrift gezwungen wäre, 1000 Prozent Aufſchlag auf die Friedenspreiſe zu nehmen. Die

oft beobachteten Unterſchiede bei Preisangeboten von Druckereien finden dadurch ihre Erklärung, daß manche Firmen nur die wirklichen Mehrkoſten in Betracht ziehen, während andere ſich ſtreng nach dem für ſie günſtigeren Verbandsvorſchriften richten.

Zeitungsdruckereien ſind weniger günſtig geſtellt, da ſie ſchwer unter dem Papierwucher zu leiden haben. Ein Kilogramm Zeitungspapier koſtete vor dem Kriege etwa 22—24 Pfennig und heute etwa 4 Mark. Eine mittlere Provinzzeitung von 20000 Auflage hat jetzt einen Papieraufwand von rund 120000 Mark im Monat. Dem ſtehen bei einem Bezugspreis von 3.50 Mark im Monat Abonnementseinnahmen von 70000 Mark pro Monat gegenüber. Der Ausgleich durch Inſerate iſt durch die außerordentlich geſtiegenen Zeilenpreiſe und den dadurch hervorgerufenen Inſeratenrückgang nicht möglich, ſo daß man hier wirklich von einem Arbeiten mit Verluſt ſprechen kann. Man ſollte nun annehmen, daß es den Zeitungen ein leichtes ſein würde, durch einſchlägige Veröffentlichungen eine Änderung herbeizuführen, man trägt aber lieber, wenn auch unter Seufzen, die hohen Koſten und ſucht ſie, wie oben bewieſen, auf Umwegen auf die Konſumenten abzuwälzen, als daß man durch ſchonungsloſe Enthüllung des Preisſchwindels den Stein ins Rollen bringt uud dadurch ſeine Hauptkunden, Induſtrie und Handel, letzten Endes in Mitleidenſchaft zu ziehen. Die politiſche Gebundenheit vieler Blätter ſpricht hierbei natürlich auch mit.

Es iſt immer dasſelbe Bild. Das Unternehmertum weiß ſich ſehr ſchnell jeder Produktionskoſtenerhöhung anzupaſſen und dabei ſogar noch einen weiteren Nutzen herauszuſchlagen, während der Arbeiter und Angeſtellte nicht in der Lage iſt, ſeine Einkünfte den ſtändig ſteigenden Lebenskoſten anzupaſſen. Hier ſtößt ſein Bemühen, auch für ſich erträgliche Lebensbedingungen zu erhalten, auf den erbitterten Widerſtand der zu einer feſten Front vereinigten Unternehmer. Die heute gezahlten Löhne und Gehälter klingen nach dem Friedensgeldwert gemeſſen — und der wird in dieſem Falle mit Vorliebe zum Vergleich herangezogen — ſehr hoch, doch ſtehen ſie in keinem Verhältnis zu der wirklichen Verteuerung der Lebenshaltung.

In ſeiner Schrift an die deutſche Delegation in Spa hat der Reichsminiſter für Ernährung und Landwirtſchaft die Koſten der augenblicklich in Deutſchland ausgegebenen Wochenration auf 101.04 Mark gegen 7.77 Mark im Frieden angegeben. Das bedeutet eine dreizehnfache Erhöhung für die rationierten Lebensmittel, von denen bekanntlich kein Menſch leben kann. Dr. Moritz Elſas berechnet in ſeinen „Indexziffern*“ die Koſten der Lebenshaltung einer vierköpfigen Familie und erhält für Frankfurt für den 1. Januar 1914 die Ziffer 26.5, für den 1. Mai 1920 289 und für den 1. Juli 1920 277. Dieſer geringe Rück-

* Verlag Reitz & Köhler, Heinrich Tiedemann, Frankfurt a. M.

gang der Lebenskoſten ſeit 1. Mai 1920 iſt für die Unternehmer jetzt Grund genug, jede weitere Lohn- und Gehaltserhöhung abzulehnen. Sie vergeſſen dabei, daß inzwiſchen die neue Steuergeſetzgebung (und Steuern ſind bei den Indexziffern nicht berückſichtigt) mit ſeinen um das Vielfache erhöhten Sätzen in Kraft getreten iſt, und daß der Arbeiter und Angeſtellte mit ſeinem vollen Einkommen bei dieſer Beſteuerung erfaßt wird. Sie vergeſſen auch, daß die wenigſten Arbeiter und Angeſtellten eine auch nur zehnfache Steigerung ihrer jetzigen Einnahmen gegenüber ihrem Friedenseinkommen zugebilligt erhalten haben, und das wäre doch die erſte Vorausſetzung, ehe man jede weitere Steigerung ablehnen oder gar ſchon einen Abbau fordern darf.

Als vor einigen Wochen die Menge in ihrer Verzweiflung dazu ſchritt, gewaltſam einen Abbau der unerhörten Preiſe herbeizuführen, dämmerte es ſogar unſerer hohen Regierung, daß es ſo nicht mehr weitergehen könne, und ſie ſchritt zur Schaffung von Kontrollkommiſſionen, die, der Preisprüfungsſtelle angegliedert, die Preiſe überwachen und dem Preiswucher ein Ende bereiten ſollen. Man war ſeinerzeit ſchnell bereit, die Unruhen auf Anſtiftung unverantwortlicher und kommuniſtiſcher Elemente zurückzuführen. Sehr bedenklich für den gegenwärtigen Gemütszuſtand unſeres Volkes ſcheint mir aber die Tatſache, daß ſich auch viele beſonnene Leute ſpäter daran beteiligten und daß zum mindeſten die Sympathie der Bevölkerung vollkommen auf ſeiten der Demonſtranten ſtand, wenn man auch die angewandten Mittel verurteilte oder wenigſtens ſich bewußt war, daß der Terror einiger Tage gegen ein ſo feſtverwurzeltes Übel keine dauernde Beſſerung bringen kann. Jetzt ſollen es die Preisprüfungsſtellen machen.

Vor mir liegt ein erſter Bericht einer ſolchen Kommiſſion. Zunächſt wird konſtatiert, daß dieſelben ihre volle Tätigkeit aufgenommen haben. Das finde ich ſehr klug, denn es könnte immerhin ſein, daß man ſonſt davon nichts merkt. Die weitere Feſtſtellung, daß bis jetzt von allen Kommiſſionen die Beobachtung gemacht werden mußte, daß im allgemeinen von einem Preiswucher in der Geſchäftswelt nicht geſprochen werden könne, folgt mit der Bemerkung, daß die Beſtimmung, daß alle Gegenſtände mit Preisauszeichnung verſehen ſein müſſen, trotzdem ſie „von einer ganzen Anzahl von Firmen nicht beachtet wird", doch „hier und da" zu einer Preisreduzierung geführt habe. Sie nehmen ſogar Einſicht in die Fakturen und wollen die Fabrikanten, welche ohne jede Rückſicht auf unſere gegenwärtige Lage und Verhältniſſe kalkulieren, belangen. Für den Markt ſind Richtlinien für die Verkaufspreiſe gegeben, die aber auch „leider noch nicht ſo beachtet bzw. eingehalten werden, wie es unbedingt notwendig iſt". Mit der Bemerkung, daß die Tätigkeit der Kommiſſionen eine ſehr ſchwere ſei und daß ihnen volles Vertrauen und tatkräftige Unterſtützung von ſeiten der Öffentlichkeit

entgegengebracht werden muß, ſchließt dieſes Dokument für behördliche Maßnahmen unſerer Zeit.

Ich möchte der Kontrollkommiſſion hier ein kleines Erlebnis erzählen, welches ich dieſer Tage hatte. Ich kaufte ein kleines Metallineal, und als ich den Preiszettel, welcher 3 Mark anzeigte, entfernte, erſchien darunter der letzte Preis mit 2 Mark. Ob die Kommiſſion auch in dieſem Geſchäft die Fakturen geprüft hat, entzieht ſich meiner Kenntnis, aber ſelbſt wenn ſie es getan hätte, würde ſie wahrſcheinlich den Schwindel nicht gemerkt haben, da die entſprechende Unterlage, die den erhöhten Preis belegt, beigebracht worden wäre. Die biederen Kommiſſionsmitglieder meinen es herzlich gut, ſie opfern ſich aber für eine verlorene Sache. Selbſt die notwendigen kaufmänniſchen Kenntniſſe vorausgeſetzt, und die dürften vor allem bei den Arbeitermitgliedern fehlen, kann dem Preiswucher ſo nicht beigekommen werden, denn die Geſchäftsleute werden, wenn ſie wollen, immer Mittel und Wege der Täuſchung finden.

Um den wilden Handel und das Schiebertum zu beſeitigen, iſt es vor allem notwendig, daß jeder Geſchäftsmann ſeinen Gewerbezweig anmeldet und daß er gebunden iſt, nur mit einſchlägigen Artikeln zu handeln. Im Lebensmittelgeſchäft haben wir dieſe Einrichtung ſchon, und wenn ſie noch nicht den erhofften Nutzen gebracht hat, ſo liegt es daran, daß man auch hier auf halbem Wege ſtehenblieb. Der Zwang zur Eintragung eines oder aller Gewerbezweige bedingt notwendigerweiſe auch die Kontrolle, daß Waren nun auch wirklich nur von den berechtigten Abſendern an berechtigte Empfänger geſandt werden. Prüfung der Verſandpapiere und Abſtempelung am Abgangs- und Empfangsort und gelegentliche Stichproben auf die Wahrheit der Inhaltsangaben würden dem Schleichhandel bald das Handwerk verleiden.

Die Preisprüfung ſelbſt muß am Ausgangspunkt jeder Ware erfolgen, wenn eine durchgreifende Beſſerung erzielt werden ſoll, da die zu beſeitigenden Übergewinne nicht erſt bei dem Detailliſten, ſondern, wie ſchon geſagt, vorher entſtehen. Die Prüfung darf ſich auch nicht nur auf die Gegenſtände des täglichen Bedarfs beſchränken, ſondern muß alle Fabrikate und Waren umfaſſen. Wenn ein Schuhmacher heute für eine Steppmaſchine einen Wahnſinnspreis bezahlen muß, ſo iſt er infolgedeſſen gezwungen, auch für ſeine Erzeugniſſe einen höheren Preis zu fordern. Darum Überwachung ſämtlicher Kalkulationen in allen Betrieben unter entſprechender Erweiterung des Betriebsrätegeſetzes durch Angeſtelltenvertretungen und Mitwirkung derſelben bei Feſtſetzung der Verkaufspreiſe.

Die örtlichen Preisprüfungskommiſſionen könnten zur Durchführung der Beſtimmungen herangezogen werden, während ſie jetzt trotz beſten Willens nichts erreichen werden.

Es ſteht zu erwarten, daß die Unternehmer gegen die Schaffung derart einſchneidender Maßregeln zur Bekämpfung des Wuchers und Schleichhandels Sturm laufen und daß ſie, wie ſchon oft, den Untergang der Induſtrie und des Handels vorausſagen werden. Demgegenüber ſei feſtgeſtellt, daß dieſe Kreiſe bis heute noch nicht die Selbſtdiſziplin bewieſen haben, die auch ohne einen Eingriff von außen Beſſerung bringen könnte. Und die Gefahren, die wir bei Beibehaltung der jetzigen Gepflogenheiten in der Ausbeutung des Volkes laufen, ſind entſchieden größer, als wenn die Verdienſte einer Minderheit auf das zuläſſige Maß herabgeſetzt werden.

Um einer Behinderung der Induſtrie und des Handels, wie wir ſie jetzt bei der Bewilligung der Ausfuhr- und Einfuhrgenehmigungen erleben müſſen, vorzubeugen, iſt es notwendig, daß ſich die etwa zu ſchaffenden behördlichen Stellen den raſch arbeitenden kaufmänniſchen Methoden anpaſſen.

Wie die Maßnahmen zur Herbeiführung des Preisabbaues im einzelnen getroffen werden, iſt gleichgültig, wenn ſie nur folgenden Anſprüchen gerecht werden: Folgerichtigkeit, energiſche Durchführung und keine falſchen Rückſichtnahmen. Große Ziele können nur mit großen Mitteln erreicht werden. Der Unternehmergeiſt ſoll nicht geknebelt, ſondern nur zur Rückſichtnahme auf die Intereſſen der anderen Volkskreiſe gebracht werden. Es iſt Sache unſerer Regierung, die Mittel und Wege dazu zu finden. Kann ſie das nicht, ſo fehlt ihr die Exiſtenzberechtigung, und die Abhilfe wird, wenn auch unter ſchweren Kämpfen, durch das Volk ſelbſt erfolgen.

Es iſt höchſte Zeit, der großen Maſſe das Vertrauen wiederzugeben, daß es ihm möglich ſein wird, ſein Leben wieder menſchenwürdiger zu geſtalten, und das allein wird den Arbeitswillen und die Arbeitsluſt wieder heben, ohne welche wir nicht wieder hochkommen können. Die ſchönſten Miniſterreden und hochtönenden Schlagworte wie beiſpielsweiſe: mehr arbeiten und weniger verbrauchen, verfehlen vollkommen ihren Zweck, wenn ſie nur für einen Teil der Bevölkerung Geltung haben ſollen. Was wir brauchen ſind Taten, keine Worte.

Aber jetzt wird auf allen Gebieten mit zweierlei Maß gemeſſen. Man braucht ſich nur unſere neue Steuergeſetzgebung zu betrachten. Der vielbekämpfte Steuerabzug würde bei weitem nicht ſo viel Gegnerſchaft finden, wenn die davon betroffenen Volkskreiſe nicht davon überzeugt wären, daß ſie auch hier wieder gegen andere Bevölkerungskreiſe benachteiligt werden. Es ſind nicht nur die Schieber und Wucherer, deren Gewinne von der Steuerbehörde nur in ungenügendem Maße erfaßt werden, ſondern auch der ſelbſtändige Geſchäftsmann und vor allem der Landwirt iſt in dieſer Beziehung, verglichen mit dem Feſtbeſoldeten, bedeutend beſſer geſtellt.

Was nutzt die jetzt geplante Steuerpolizei dieſen beiden letztgenannten Erwerbsſchichten gegenüber? Ihnen iſt mit Detektiven nicht beizukommen, denn der eine hat ſeine Bilanzen, auf welche er ſich ſtützen kann und die bekanntlich ohne beſondere Schwierigkeiten ganz nach Wunſch aufgemacht werden können, und der andere hat nicht einmal dieſe.

Was die Vorlage einer Bilanz und einer Verluſt- und Gewinnrechnung ohne gleichzeitige Prüfung aller Unterlagen für Zweck hat, kann jeder ermeſſen, welcher etwas von Buchführung verſteht. Wenn, um ein Beiſpiel anzuführen, eine Fabrik ihre Rieſengewinne dadurch zu verſtecken ſucht, daß ſie die ganzen oder teilweiſen Koſten des Neubaues eines Fabrikteiles entweder direkt über Unkoſtenkonto oder auf dem Umweg über irgendein anderes Konto auf Verluſt- und Gewinnkonto verſchwinden läßt, ſo weiſt weder die Bilanz noch das Verluſt- und Gewinnkonto dieſe Manipulation aus. Um ihr auf die Spur zu kommen, iſt es notwendig, daß von der Steuerbehörde beſtellte fachmänniſche Reviſoren die Einträge des ganzen Jahres an Hand der vorhandenen Belege prüfen. Es iſt nicht notwendig, daß jede einzelne Bilanz geprüft wird, ſondern es würde vollkommen genügen, wenn unter Abänderung der einſchlägigen geſetzlichen Beſtimmungen dieſe Einrichtung geſchaffen würde. Wenn die Firmen damit rechnen müßten, daß die Kommiſſion an irgendeinem Tage erſcheint und die Prüfung vornimmt, ſo würde das Steuergewiſſen ſicherlich erheblich geſchärft werden. Wenn dieſe Prüfung gleichzeitig auf die zurückliegenden Jahre ausgedehnt wird, darf man ſicher ſein, daß dem Fiskus noch mancher Steuertaler zufallen würde, der jetzt als ſogenannte ſtille Reſerve fungiert, und er hätte dann nicht nötig, bei den kleinen Leuten den letzten Steuergroſchen zu erfaſſen.

Auch das Einkommen des Landwirtes muß ſteuerlich genauer feſtgeſtellt werden, zumal er bei den heutigen Preiſen mit einem immerhin ſehr annehmbaren Gewinn arbeitet. Die Verhältniſſe ſind mir zu fremd, um näher darauf eingehen zu können, doch iſt ſicherlich auch hier ein Weg zu finden, um ſchon im Intereſſe der Gerechtigkeit anderen Volksſchichten gegenüber dieſen Beruf in vollem Maße zu ſeinen ſteuerlichen Pflichten heranzuziehen.

Eine ſchreiende Ungerechtigkeit liegt auch in den früher ſchon erwähnten Dividendenausſchüttungen der Aktiengeſellſchaften. Hier werden Leute mit Rieſengewinnen bedacht, die eigentlich nichts zu deren Erwerb beitragen, als daß ſie über genügende Mittel verfügen, um den Geſellſchaften Kapital zur Verfügung zu ſtellen. Beſchränkung der Dividendenhöhe auf eine gewiſſe Höchſtgrenze und Schaffung von Reſerven unter Kontrolle der Steuerbehörden und ſchließliche Wegſteuerung des dann noch verbleibenden Übergewinnes dürfte hier einen gerechten Ausgleich ſchaffen.

Bei einer ſcharfen Kontrolle der Erwerbsgeſellſchaften würde man auch noch anderen jetzt im Verborgenen geübten Praktiken auf die Spur kommen. Ein beliebtes Mittel, um Kapitalien zu verſtecken und auch die daraus erzielten Gewinne dem ſteuerlichen Zugriff zu entziehen, iſt die Gründung kleiner G. m. b. H. mit geringem Stammkapital und großen verfügbaren Mitteln. Die Steuerbehörde würde ihr blaues Wunder erleben, wenn ſie ſich in dieſe von außen kaum erkennbaren Manipulationen einen Einblick verſchaffen ſollte.

Es geht bei uns in Deutſchland jetzt ums Ganze. Darüber muß man ſich vollkommen klar ſein, wenn man die Gefahr aus dem Oſten in richtiger Weiſe erfaſſen will. Der Bedrückung und Ausbeutung der Mehrheit unſeres Volkes durch eine Minderheit muß ein Ende gemacht werden, und wenn unſere Regierung nicht imſtande iſt, das Wirſchaftsleben wieder in geordnete Bahnen zu lenken, kann es nicht wundernehmen, wenn das bis zum Äußerſten getriebene Volk zur Selbſthilfe greift. Die Lebensmittelunruhen der letzten Zeit ſind eine beredte Warnung. Die Abhaltung von Demonſtrationszügen ohne erkennbare Wirkung und die Erlaubnis, die rote Fahne bei jeder Gelegenheit frei entfalten zu dürfen, genügt ſchließlich dem bedrängten Volke nicht mehr, um ſie von den Errungenſchaften, die uns die Revolution gebracht haben ſoll, zu überzeugen. Was wir brauchen, iſt eine Abkehr von früheren Gepflogenheiten und eine Wiedergeburt unſeres parlamentariſchen Lebens und damit unſerer Regierung an Haupt und Gliedern. Was wir brauchen, iſt keine nominell ſozialiſtiſche Regierung, ſondern eine wahrhaft ſoziale Regierung, die vor allem weiß, was ſie will, und nicht mit halben Maßnahmen die Unzufriedenheit in alle Kreiſe trägt.

Der Bolſchewismus, dieſes furchtbare Schreckgeſpenſt, ſteht vor unſeren Toren, und wenn auch heute noch nicht die Gefahr beſteht, daß unſer kulturell hochſtehendes Volk ſeinen Irrlehren verfällt, ſo rückt dieſe Gefahr mit der immer weiter fortſchreitenden Verelendung unſerer Maſſen in immer greifbarere Nähe. Mit Plakaten und Zeitungsartikeln iſt es nicht getan, ſondern die Aufklärung muß auch den geeigneten Boden finden, um wirken zu können. Man braucht in bezug auf den Bolſchewismus kein ſolcher Optimiſt zu ſein wie unſer Außenminiſter Dr. Simons, aber ſchon mehren ſich die Stimmen, die aus faſt unerſchöpflicher Kraft Rußlands den Schluß ziehen, daß er nicht ſo ſchlimm ſein kann wie ſein Ruf.

Die Berichte unſerer Zeitungen melden, daß Petersburg ſtirbt, das öffentliche Leben Rußlands ſei vollkommen zerrüttet, die großen Güter ſeien aufgeteilt und die Bauern bauen nur das Notwendigſte für den eigenen Bedarf, die Eiſenbahn hat weder Wagen noch Lokomotiven, die ruſſiſche Induſtrie befindet ſich in voller Auflöſung, und die Produktion iſt auf dem Nullpunkt angelangt. So lauten die Berichte, und

trotzdem ſchlägt die bolſchewiſtiſche Armee einen Gegner nach dem anderen, ſtampft nach dem plötzlichen Überfall durch Polen neue Armeen aus dem Boden, rüſtet ſie aus, verteilt ſie auf die verſchiedenen Fronten und wirft das polniſche Heer in kürzeſter Zeit vollſtändig über den Haufen. Eine rückſichtsloſe Diktatur, ſagen die Agitatoren, kann die Maſſen im Innern des Landes wohl zwangsweiſe ausheben und ſie der Front zuführen, aber ſie wäre niemals imſtande, den Truppen Kampfgeiſt einzuhauchen und ſie zu ſolchen Taten zu begeiſtern, wie ſie die ruſſiſche Armee ſeit Jahren und jetzt wieder gegen die Polen vollbracht hat. Das heruntergekommene und geknechtete Volk der Berichte würde ſich auch durch einen Angriff von außen niemals zu einem nationaliſtiſchen Zuſammenſchluß fortreißen laſſen, ſondern würde die willkommene Gelegenheit benutzen, um das unerträgliche Joch abzuſchütteln und ſich wieder eine Verfaſſung zu geben, die die angebliche Mehrheit des Volkes in ſeine Rechte einſetzt.

Und doch iſt alles wahr, was uns über Rußland mitgeteilt wird, und die ſcheinbaren Widerſprüche finden ihre Erklärung in der Zuſammenſetzung des ruſſiſchen Volkes mit einem über alle Begriffe tiefſtehenden Proletariat. Für ein hochſtehendes Volk, wie heute noch das unſrige, würde der Bolſchewismus namenloſes Elend bedeuten.

Die Erfolge des Bolſchewismus bauen ſich auf der Mitwirkung der unterſten Schichten der Bevölkerung auf. Er iſt reine Anarchie und hat weder mit der Sozialdemokratie noch mit den Lehren Marx' etwas zu tun, wenn er ſich auch zur Begründung ſeiner Theorien auf dieſe beruft. Die anſcheinende Gleichheit der Ziele mit denen der Sozialdemokratie, die Hebung der unteren Stände, bildet auch zugleich den größten Gegenſatz zu dieſer. Die Sozialdemokratie erſtrebt die Entwicklung des ſozialiſtiſchen Staates aus der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsform in natürlicher Entwicklung, während der Bolſchewismus die neue Geſellſchaftsordnung mit Gewalt einführen will. Marx lehrt die Verſtaatlichung der Produktionsmittel, während der Bolſchewismus auch vor den Verbrauchsgütern nicht Halt macht. Raub und Plünderung ſind bei der Qualität ſeiner Anhänger die notwendige Folge, und die bolſchewiſtiſche Sozialiſierung beſteht hauptſächlich darin, daß die „Bourgeois", das ſind die Beſitzenden und die Intelligenz, unter Anwendung von Gewalt all ihrer Habe beraubt und ſyſtematiſch ausgerottet werden. Er zieht ſeine Anhänger aus dem Bodenſatz der Nation, aus Verbrechern und arbeitsſcheuem Geſindel und gewinnt neue Kräfte in allen denen, die ſich durch die beſtehende Geſellſchaftsordnung benachteiligt fühlen.

Damit wird er aber für unſer, ſo arg daniederliegendes Vaterland zur ſchwerſten Gefahr. Der ungenügend entlohnte und bei jeder Konjunkturſchwankung durch Entlaſſung in ſeiner Exiſtenz bedrohte Arbeiter,

der faſt noch ſchlechter geſtellte Angeſtellte, der untere Beamte und kleine Rentner und Penſionär, mit einem Worte all die Enterbten des Schickſals, werden langſam aber unaufhaltſam einem Gemütszuſtand zugetrieben, wo es nur eines Anſtoßes bedarf, um in die Tat umzuſetzen, was lange ſchon in ihnen gärt: es iſt der Haß gegen alles und alle.

Das ſollten alle jene bedenken, welche ſich an der Spitze der Parteien und der Regierungsgeſchäfte für unentbehrlich halten. Sie ſprechen ſoviel von Opfern, die ſie der Allgemeinheit und ihrer Partei bringen. Hoffen wir, daß ſie ſich endlich dazu entſchließen, etwas zu opfern, was unſerem armen Vaterlande den größten Nutzen bringen würde: ſich ſelbſt und ihre „Führerſtellung". Es gibt nur zwei Möglichkeiten: „Aufſtieg oder Bolſchewismus!"

Hans Hartmann
Die Kriſis der Sozialdemokratie und ihre Überwindung

Die Kriſis der deutſchen Sozialdemokratie iſt ein Ereignis von europäiſcher und univerſaler Bedeutung. Wer ſie nicht ſieht, geht an der hoffnungsvollſten Tatſache unſerer Tage vorbei, und wer ſie unterſchätzt, wird ſolchen Mangel an Augenmaß in der einen oder der anderen Weiſe noch zu bereuen haben.

Der wahre Sinn dieſer, heimlich immer mehr, auch von den Hauptbeteiligten, zugegebenen Kriſis iſt der: ob die Sozialdemokratie und damit die Maſſe des Volkes, wieder mit dem Geiſt zuſammenkommen kann, den ſie überflüſſigerweiſe ſo lange geleugnet hat. Angefangen von jenen elementaren Ablehnungen des journaliſtiſchen Dreſchflegelſtils, wie wir ſie etwa in Erdmanns hochſtehendem „Weſtdeutſchen Wochenblatt" finden, über die Warnrufe liebevoller geſchichtlicher Begleiter hinweg (Paul Lenſch: Was wird aus der deutſchen Arbeiterbewegung) bis hin zu den verſteinerten Übermarxiſten, die auch ſchon anfangen, im Verborgenen unſicher zu werden (Marx ſelbſt hatte noch geſagt: „Ich bin kein Marxiſt!") — überall ſieht der, der ſehen will und kann, jene heimliche Kriſis. Und Kriſis iſt immer ein Zeichen dreier Dinge: von Ratloſigkeit, unerbittlichem Sichvollziehen und Heilung.

Wir ſuchen zuerſt, an den brennenden und ſchwelenden Problemen ſelbſt, die Tatſachen der Kriſis zu erkennen.

1. Warum iſt die latente Kriſis des Sozialismus, die ſchon Ende des 19. Jahrhunderts mit der Abſpaltung der Reviſioniſten begann, teilweiſe, z. B. auf dem Dresdener Parteitage 1903 und beim Beginn des

Weltkrieges 1914 akut und 1916 bzw. 1917 mit der Entſtehung von Spartakus und U.S.P. chroniſch wurde, nötig geworden? Warum hat ſich der Mangel an Wille und Geſtaltungskraft in der Sozialdemokratie, der auch nur eine Ausgeburt einer inneren Verfehltheit iſt, im Kapp-Putſch als ſo ſtark erwieſen, daß in dieſen Tagen die Gewerkſchaften, die Arbeiterſchaft als ſolche, *nicht* die Parteien, unbeſtritten die Träger der Gegenbewegung wurden?

Das iſt einmal zurückzuführen auf die vielfache Verdunkelung der Erkenntnis, daß *der Sozialismus nicht durch eine Partei herbeigeführt werden kann*, ſondern durch eine Bewegtheit der ſchaffenden Stände ſelbſt, die eben doch durch eine viel tiefere Einheit verbunden ſind, als ſie die Parteiagitation gemeinhin ahnen läßt. Dieſe Erkenntnis entſpricht ja auch den grundſätzlichen Einſichten von Marx, der den Sozialismus durch die *Arbeiterklaſſe* herbeiführen läßt, und erſt das Geſchlecht der „Parteibonzen" hat den Sozialismus auf die jeweiligen Parteifahnen geſchrieben.

Nur iſt eben die Zeit darin weitergegangen, daß der Begriff der Arbeiterklaſſe, des „*Proletariats*", nicht mehr feſt umriſſen werden kann als die Summe der körperlich tätigen und ausgebeuteten Lohnarbeiter mit ihrer unſicheren Exiſtenz. Darin gehört Marx einer vergangenen Zeit an. Es gibt nichts Beluſtigenderes als die gewandte Unklarheit, mit der ſich ſelbſt denkende Sozialiſten um den Begriff des Proletariers herumſchleichen.

Der eine ſagt: Alles, was nicht ausbeutet, iſt Proletarier. Frage: wenn nun ein Meiſter einige Geſellen und Lehrlinge hat, iſt er dann ein Ausbeuter und Nicht-Proletarier? Es gibt Organiſationsmenſchen, die beſtimmt haben: wenn er nur zwei Lehrlinge hat, dann iſt er Proletarier. Hat er mehr, iſt er „Kapitaliſt". Auf dieſem Wege wird der Wahnſinn Methode. Denn unter Umſtänden iſt natürlich der Mann mit den zwei Lehrlingen ein Bourgeois erſten Ranges, und der mit fünfen fühlt ſich vielleicht als Angehöriger der Arbeiterſchaft. Auf dieſem Wege geht es nicht. Iſt ein Lohnarbeiter, der im Beſitz einer Aktie iſt, ein Proletarier . . .?

Alſo, ſagen nun die anderen: Wir müſſen unterſcheiden. Es gibt einen Unterſchied zwiſchen richtigen Proletariern, denen das Weſen der „Vollkommenheit" in gewiſſem Sinne eigen iſt, und *werdenden* Proletariern. Zu dieſen werden im bolſchewiſtiſchen Parteiprogramm von 1919 die Halbproletarier und Dorfarmen gerechnet, die zunächſt das Objekt der geiſtigen Beeinfluſſung der Kommuniſten ſind. Dieſer Unterſchied entbehrt gewiß nicht einer Anwandlung von philoſophiſcher Tiefe — Sein und Werden, Aktualität und Potenz, Ziel und Entelechie, all das taucht im Hintergrunde auf. Aber die entſcheidende Frage iſt doch die: wird einer dadurch, daß man ihm ſagt, er ſei ein Proletarier oder ein Halb-

proletarier, zu einem ſolchen? Gehört z. B. ein chriſtlicher Gewerkſchaftler, der nichts von einer Arbeiterklaſſe im Kampfſinne wiſſen will, doch dazu? Wohin ſonſt? Es ſcheint doch, als ob auch auf dieſem Wege die objektiven Kennzeichen für den Proletarier und Halbproletarier und beſonders für den Grenzübergang zwiſchen beiden fehlen.

Und da ſuchen ſich nun die Dritten ſo zu helfen, daß ſie, auf Marx ſich berufend, ſagen: Freilich gibt es kein objektives Kennzeichen, Marx rede überhaupt nie von einzelnen Menſchen, ſondern nur von einer geſellſchaftlichen Klaſſe. Sondern wer ſich — pſychologiſch — als zum Proletariat gehörig fühlt, der iſt eben Proletarier. Damit iſt zweierlei gewonnen. Einmal iſt man der Notwendigkeit enthoben, nun jedem Einzelnen nach objektiven Maßſtäben ſagen zu müſſen, ob er Proletarier ſei. Und das iſt neugierigen Fragern gegenüber viel wert. Nur iſt es zweifelhaft, ob ſie ſich damit zufrieden geben. Denn gerade dieſe Sache dürfte manchen Beamten oder Geſchäftsmann ſehr ſtark intereſſieren. Zweitens aber hat man gerade auf dieſem Wege den Geiſtesarbeitern und Millionären (Singer!) das Eingangstor zum Proletariat weit geöffnet. Es braucht ſich nur einer als Angehöriger der revolutionären, menſchheitsbefreienden Klaſſe zu fühlen — und er iſt Proletarier. Nur daß das weder hiſtoriſch ſtimmt: bei den Begründern des Sozialismus iſt der Proletarier weſentlich der, den die kapitaliſtiſche Geſellſchaftsordnung gerade am Leben läßt und gerade vor dem Verhungern ſchützt, damit er für ſie arbeiten kann, den ſie aber gleichwohl jeden Tag auf die Straße werfen und doch dem Hungertode preisgeben kann. Noch auch iſt damit irgendein werbendes Moment für den Sozialismus gegeben. Denn die „Intellektuellen", auf die der Sozialismus ſo bitter nötig angewieſen iſt (viel mehr als auf die Millionäre!), kommen nicht deshalb zum Sozialismus, weil man ihnen weismacht, daß ſie Proletarier ſein können und daß es gar nicht auf den Einzelnen, ſondern auf die Bewegung der Klaſſe ankäme, ſondern ſie kommen, wenn der Sozialismus ſich in einer Geſtalt kundgibt, die eben unmittelbar die geiſtige und tief-menſchliche Überlegenheit ahnen läßt.

2. Gerade hier aber fordert die Sozialdemokratie immer ſtärker zu einer Kritik heraus, die uns ihre Kriſe auch beſſer verſtehen lehrt. Nicht nur der Begriff des Proletariers bedarf, wenn die Kriſe überwunden werden ſoll, einer grundſätzlichen Neugeſtaltung, indem Proletarier gleich Werteſchaffender geſetzt wird, auch der Begriff des Sozialismus muß vom Parteiſtaub und -roſt befreit und in ſeiner Reinheit herausgearbeitet werden. In einer beachtenswerten kleinen Schrift über „Klaſſenkampf und Geiſtesverfaſſung" hat Dr. L. Bendix nachgewieſen, daß eine genaue und liebevolle Vertiefung in das bolſchewiſtiſche Programm zeigt, daß der Sozialismus aus dem Stadium, wo abſolut getrennte Klaſſen miteinander kämpfen, in ein höheres eintritt, wo es

ſich um den „neuen Geiſt", um eine der bisherigen entgegengeſetzte Geiſtesverfaſſung handle. Und das iſt eine entſcheidende Tatſache. Der Klaſſenkampf, der ſeine hiſtoriſche Notwendigkeit hatte und teilweiſe noch hat, geht über in den Kampf des alten und des neuen Geiſtes. Das iſt von ungeheurer Tragweite für die Ideengeſchichte der Menſchheit, für Geſchichtsphiloſophie und Religion. Damit verändert oder vielmehr erweitert ſich Angeſicht und innere Struktur des Sozialismus überhaupt.

Nun tun wir gut, bei der Kritik des Sozialismus, ſoweit ſie mit der ſozialdemokratiſchen Kriſe zuſammenhängt, uns nicht von Gegnern und ſolchen, die kein inneres Verhältnis zum Sozialismus haben, leiten zu laſſen, ſondern eher von denen, die aus glühender Liebe zum Sozialismus die Sozialdemokratie ſcharf beurteilen. Den Syndikaliſten — vorwiegend um dieſe handelt es ſich — ſoll damit durchaus nicht in ihrem ganzen poſitiven Aufbau recht gegeben werden, aber zur Kriſe der Sozialdemokratie haben ſie ohne Zweifel Bedeutſames zu ſagen.

Ihre beiden, innerlich zuſammenhängenden Vorwürfe beſagen, daß die Sozialdemokratie ganz einſeitig die Ergreifung der politiſchen Macht verfolge, ohne die wirtſchaftlichen (und, wie ich hier gleich hinzufügen möchte, die kulturellen) Verhältniſſe in Betracht zu ziehen, und daß ſie von dem Glauben an die alleinſeligmachende Gewalt der Waffen, der doch bürgerlich ſei und veralteten Geiſtesperioden angehöre, nicht laſſen könne. Der Zentralismus, aus dem beides hervorgehe, ſei höchſt ſchädlich, ein richtig verſtandener Räteaufbau gehe wirklich von unten, von den Teilwirtſchaftsgebieten aus und komme von da aus zu einem die Produktion regelnden Sozialismus. Die letztere Frage kann in dieſem Zuſammenhang übergangen werden, da ja auch die ſozialiſtiſchen Parteien ſich heftig um die Gewinnung des richtigen Räteaufbaues bemühen. Aber der Sinn der beiden erſten Dinge muß von uns verſtanden werden.

Tatſächlich hat die Sozialdemokratie durch ihre bisherige Taktik dieſe Einwendungen nicht entkräftet. Sie hat es zu keinem irgendwie nennenswerten Erfolg in ihrem wichtigſten Programmpunkt, der Sozialiſierung, gebracht. Und das iſt doch eine Sache wirtſchaftlicher Art. In einer Art weltfremder Apokalyptik, verbunden mit der Zwangslage, die Wünſche der Maſſen wenigſtens durch Verſprechungen zu befriedigen, hat man das plötzliche Heil immer wieder auf den Tag der Übernahme der politiſchen Macht verſchoben, und damit, nach den bisherigen Erfahrungen zu urteilen, ad calendas graecas. Und man hat ſich dann, obwohl von Grund auf Paziſiſt — alſo anders als die „Nationalbolſchewiſten", die aus dem Rahmen der Sozialdemokratie herausfallen — in einer Weiſe mit der Frage der Gewalt auseinandergeſetzt, die zwar ihrer Tragik und Problematik in vielem gerecht wird,

aber im ganzen genommen in dieſelbe Ideologie von der „Verteidigung“ zurückfällt, die man auf radikaler Seite ſo ſtark ſtets bekämpft, wenn es ſich um „Vaterland“ handelt. Der Gedanke, daß der radikale Arbeiter nur zur Waffe greife, um einen etwa (wann?) ſchon vorhandenen Sozialismus zu verteidigen, genügt eben doch nicht zur Bewältigung des Gewaltproblems. Dazu wird man ſchon auf tiefere Gründe und Lebendigkeiten zurückgreifen müſſen und kann vielleicht aus einer Beſinnung auf geſchichtliche Tatſächlichkeiten überhaupt ſagen: Eine moraliſtiſche Behandlung der Frage, als ob man nur zu befehlen habe „du darfſt keine Waffe anrühren“, genügt nicht. Dazu iſt einmal die Grenze von Waffengewalt und anderer Gewalt (Schutzhaft, pſychiſcher Zwang) nicht entſcheidend genug, und zweitens kann man vorhandene objektive Mächte wie den durch den Militarismus erzwungenen Glauben an die Gewalt durch ein Moralgebot nicht einfach hinwegblaſen. Wer alſo gleichwohl überzeugt iſt, daß aus der Saat der Gewalt nie eine ganz reine Ernte, auch kein reiner Sozialismus entſprießen kann, wird zwar alles tun, daß der Geiſt ſtärker werde als die Gewalt, aber er wird erſchüttert ſtehen vor der Zerriſſenheit unſerer Weltperiode, die eben noch nicht reif iſt zu einer völligen Überwindung der Gewalt, die fortwährend Böſes als den Fluch der böſen Tat gebären muß und in gewiſſen zugeſpitzten Situationen (Kapp-Tage) einfach zur objektiven Notwendigkeit der Gewaltanwendung führt. Von ſolch tragiſcher Stellung zur Gewalt iſt allerdings die Sozialdemokratie, deren Führer ihre Arbeiter oft ebenſo leichtſinnig in den Kampf ſchicken wie Ludendorff ſeine freilich gezwungenen Soldaten, noch weit entfernt; und ſie wird ihre innere Kriſe nur durch klare konſequente Abſage gegenüber dem bürgerlich-kapitaliſtiſchen Geiſt der Gewalt überwinden können.

Damit wird dann zugleich gegeben ſein, daß ſie in Anerkennung der wirklichen Machtverhältniſſe die ſoziale Revolution auf den Gebieten weiterführt, wo ſie am ſtärkſten den Hebel anſetzen kann, das heißt auf dem wirtſchaftlichen Gebiet der Produktion und der Betriebsräte. Das hindert durchaus nicht, daß ſie das ganze Problem der Menſchheitsgeſtaltung im ſozialen Sinne regeln will, alſo auch nach der politiſchen Macht, nach der Diktatur, das heißt Herrſchaft der Schaffenden ſtrebt. Aber der Kräfteanſatz muß ſachgemäßer werden. Daß tatſächlich auf dem Wirtſchaftsgebiet mehr geleiſtet werden könnte und die Sozialdemokratie hier einfach eine weltgeſchichtliche Schuld auf ſich lädt, zeigt die Schrift „Sozialiſierung und Wiederaufbau“ von einem ſo ausgezeichneten Fachmann wie Alfons Horten (im Verlag „Neues Vaterland“). Aber die Sozialdemokratie hat, ſtatt ſich auf Grundſätzliches zu beſinnen, ſich im unſympathiſchen Kampf der Parteien und Parteichen zerfleiſcht und damit nur das Geſchwür ihrer inneren Kriſe vor aller Welt bloßgelegt. Das kann man freilich nicht durch eine „Zentral-

ſtelle“ für eine künſtlich herbeizuführende Einigung, ohne jene tiefere Beſinnung, beſeitigen.

3. Es kann gar kein Zweifel ſein, daß bei der ſozialdemokratiſchen Ideologie von Eroberung der politiſchen Macht und Gewaltanwendung die alte verroſtete *Theorie* der Partei eine große Rolle ſpielt. Ein Schauder muß auch den philoſophiſch weniger Gebildeten ergreifen, wenn er hört, der Sozialismus komme mit Naturnotwendigkeit, aber der revolutionäre Schwung der Maſſen „*beſchleunige*“ die „*Entwicklung*“. Es iſt gerade ſo, als ob man in einem Treibhaus die Entwicklung von Früchten beſchleunigt, und nachher behauptet, das ſei nicht naturnotwendig gekommen. Entweder entwickelt ſich alles von ſelbſt, dann kommt aber auch der Schwung der Maſſen und eines Liebknecht naturnotwendig, oder aber es entquellen aus den tieferen Gründen des Lebens Kräfte, die die Verhältniſſe und Menſchen zugleich neuſchaffen, „revolutionieren“ — dann aber hat es keinen Sinn mehr, von naturnotwendiger Entwicklung zu reden, weil man dann Begriffe auf ein ihnen nicht adäquates Gebiet, das des perſönlichen, ſchöpferiſchen und urſprünglichen Lebens, anwendet. Der beliebte Einwand, daß Marx mit ſeinem hiſtoriſchen Materialismus keine naturnotwendige Entwicklung meine, ſondern eine in der Sache, in den *materialen* (nicht materiellen) Verhältniſſen liegende Notwendigkeit, erſcheint nicht ſtichhaltig. Denn das Problem, was denn „Notwendigkeit“ bedeute, ob das „auch anders ſein könne“, ob es etwa durch Perſonen, ſchöpferiſche oder revolutionäre Geiſter verändert (nicht „beſchleunigt“!) werden könne, iſt dadurch nur zurückgeſchoben, nicht erkannt.

Es handelt ſich alſo um eine grundſätzlich neue Stellung zum hiſtoriſchen Materialismus und zum Entwicklungsbegriff, ohne die die Sozialdemokratie in ihrer Kriſis ſtecken bleiben wird.

Die unkritiſche Befangenheit der „Marxiſten“, die dem Volke einfach einen Götzen Marx aufgerichtet haben, iſt vor allem darin ſichtbar, daß kein Menſch den Marxismus, den hiſtoriſchen Materialismus, auf Marx ſelbſt anwendet. Das geſellſchaftliche Sein des Menſchen beſtimmt ihr Bewußtſein, nicht umgekehrt — ſo lautet die Grundtheſe des hiſtoriſchen Materialismus in der Einleitung zur Kritik der politiſchen Ökonomie von Marx (1859). Nun iſt zwar durch Engels nach Marx' Tode und durch Bernſtein die Theſe ſchon dahin erweicht worden, daß die ökonomiſchen Urſachen die *Haupturſachen* (ein ſehr unphiloſophiſcher Begriff!) der Menſchheitsentwicklung bilden und daß auch dem Geiſte, z. B. dem Genie eine Rückwirkung auf die ökonomiſche Struktur der Menſchheit nicht abgeſprochen werden könne. Aber bleiben wir einmal bei dem dauernd richtigen Gehalt des hiſtoriſchen Materialismus, den ich darin ſehe, daß ein ſtändiger lebendiger Zuſammenhang zwiſchen den Daſeinsbedingungen und den Bewußtſeinsinhalten der Menſchen

ſtattfindet (Schulbeiſpiel: *Wie einer iſt, ſo iſt ſein Gott*). Dann kommt es aber darauf an, daß dieſe Erkenntnis *angewandt* wird. Dann fällt auch Marx unter dieſes Gericht. Dann ſind auch ſeine Gedanken *nur* aus ſeiner Zeit und Umwelt verſtändlich und *nur* für ſie gültig. Tatſächlich läßt ſich nicht nur an ſeinem Proletariatbegriff, ſondern auch an ſeinen Vorſtellungen von Klaſſe, Revolution, Verelendung u. a. nachweiſen, daß ſie heute, nachdem wir nicht mehr in der brutalen Blüteperiode des Kapitalismus ſtehen, nachdem er vielmehr ſeinen Höhepunkt überſchritten hat, nicht mehr dieſelbe Bedeutung haben, nicht mehr denſelben Bewußtſeinsinhalten entſprechen wie bei Marx. Damit iſt aber der „Marxismus" als ein Götze auf tönernen Füßen erwieſen, und die, welche ſich ſtarr daran ankrampfen und nicht die Inkonſequenz ihres Denkens merken, müſſen ſelbſt erſtarren und, unter dem Hohn der Syndikaliſten und anderer freier Menſchen, unter das Gericht des Wortes fallen: Wer ſeine Hand an den Pflug legt und blickt rückwärts, der iſt nicht geſchickt zum Reiche Gottes.

Indem man die Köpfe der Arbeiter mit marxiſtiſchen Doktrinen vollhämmert, indem man ihnen von notwendiger Entwicklung zum Sozialismus vorredet, indem man ſie ſo *künſtlich vom Ganzen, von der Totalität des Lebens abdrängt* und an Teilerſcheinungen kettet, *beſiegt man den Kapitalismus nicht*. Erſt muß bei den ſogenannten „Führern" eine grundſätzliche Beſinnung ſtatthaben auf das Weſen der Wiſſenſchaft und auf die naturwiſſenſchaftliche Begrenztheit des Entwicklungsbegriffes, den man eben nicht ſo ohne weiteres auf Organiſches, Lebendiges, aus den tieferen Gründen des Seins, der Volkskraft, der Spannung und der Leidenſchaft Geſpeiſtes anwenden kann. Dann werden auch den „Führern" nicht mehr ſolche Dinge paſſieren wie dem bekannten Otto Rühle, der in ſeiner „Erziehung zum Sozialismus" (Ein Manifeſt!) innerhalb eines Raumes von vier Zeilen den Sieg der Logik des Entwicklungsgedankens proklamiert und zugleich behauptet: Es gibt keine objektive Wiſſenſchaft. — Für unſere Logik wird dann eben auch der Entwicklungsgedanke, der bei Rühle ein Gemengſel von naturwiſſenſchaftlichen und kulturwiſſenſchaftlichen Begriffsrudimenten iſt, vor neuen Ausprägungen des Menſchengeiſtes, vor neuen und tieferen Verſuchen, das Daſein zu bewältigen, weichen müſſen. Und dieſe werden ſich ſehr vermutlich mehr in der Linie Goethe, Nietzſche bewegen als in der Linie Darwin—Marx—Häckel. Wobei nochmals betont ſei, daß Marx den rein naturwiſſenſchaftlichen Entwicklungsbegriff zwar vorausſetzt, aber ihn gar nicht wichtig nimmt oder gar im Vordergrund ſieht, daß aber die Marxiſten (er ſelbſt war ja keiner!) jenes Gemengſel von Marx und Darwin hergeſtellt haben.

All dieſe Fragen ſollten recht bald auf einer Konferenz von Sozialiſten und Intellektuellen über „*Die Gegenwartsbedeutung des*

Marxismus" verhandelt und gelöſt werden; eine ſolche Konferenz beantrage ich hiermit auf das dringlichſte! Sie iſt, ins Tiefere geſehen, vielleicht nötiger als hundert andere Kongreſſe. Vorbereitende Konferenzen ſind hier im Weſten ſchon geweſen.

Ohne neue Beſinnung auf die geiſtigen Grundlagen einer Weltbewegung muß und wird die Sozialdemokratie in ihrer Kriſe ſteckenbleiben und geiſtig verfaulen.

Ohne ſtändige Fühlung mit der Wirklichkeit muß ſie zur Phraſe ausarten.

Ohne wirkliche Sammlung aller Arbeitenden und Freien im Geiſte muß ſie trotz aller Ideale von Aufhebung der Klaſſen doch Klaſſenſache bleiben, und zwar nicht nur im wirtſchaftlichen, ſondern in einem viel tieferen und ſchlimmeren Sinne.

Ein ganz neues Einſtrömen anderer Quellen, vom Unerſchöpflichen her, tut ihr not.

Sie iſt gewarnt. Wird ſie den Warnruf hören?

Es könnte das praktiſche Schickſal der Menſchheit daran hängen.

P. Paul Weſtphal
Thoreau als Befreier

Unſerer hochgeſchraubten Kultur iſt es kaum geträumt worden, daß Not zur Tugend werden könnte, und daß der ſtille Philoſoph vom See Walden uns allen ein Evangelium bieten würde. Zwiſchen uns und den Quellen des Lebens haben wir tauſend Hinderniſſe eingeſchaltet, die er für ſich abbrach, als er zu der urſprünglichen Einfachheit und Reinheit des Lebens zurückkehrte. In der Volkswirtſchaft herrſchen Großſtadtgeſinnung und Handelsgeiſt. Arbeit als Quelle des Habens wird verabſcheut und den Geringeren überlaſſen. Man ſpekuliert und übervorteilt, man beutet aus und hat ſeine Gewinne als Unternehmer, als Grundherr und als Händler. Echte, wertſchaffende Arbeit hindert ja nur am Gewinnmachen. Gegenüber allen Nöten dieſer Zeit findet die Mahnung zur wirklichen, wirtſchaftlichen Arbeit keine Ohren. Das bequeme Reichwerden unter ſo vielen entſittlicht auch die übrigen. Wozu ſich quälen?

Eines Tages aber wird der Zuſammenbruch in die Illuſionen der Menge hineinkrachen, und nichts wird ſein als ein Trümmerfeld, welches das Aufräumen nicht lohnt, alſo daß mit den letzten Kräften ein neuer Aufbau fern der Stadt, auf freiem Lande, eine Robinſonade für den Einzelnen als letzte Rettung bleibt. Wie ſtellt der künſtleriſche Menſch ſich dazu? Wird ihm ſolch Daſein noch lebenswert und zweck-

haft erſcheinen, wie er es unter kümmerlichen Kleinbauern mit ihrem Abrackern in Arbeit, in fruchtloſem Kampf gegen Unkraut, Ungeziefer und die Plagen des Klimas ſieht? Fürwahr, unſere Himmelsbreite taugt ſchlecht zum Aufenthalt für Menſchen, und nur durch ſtändige Kunſt, durch ein Überliſten der Natur an allen Enden, bringt er ſein Stückchen Acker oder Garten, ihm das zu geben, was er zu ſeiner Erhaltung braucht. Für die zahlreichen, der Natur und Landarbeit längſt Entfremdeten muß geſteigerte Kunſt das Fehlen der Gewöhnung, der Inſtinkte und der Ackerbaumuskulatur erſetzen, nämlich Zuſammenſchluß, Organiſation, Arbeitsteilung, Geräte und Maſchinen. Hier hat die Arbeit der Intellektuellen am Geſamtwohl einzuſetzen, und ſolch Dienſt am Ganzen ſetzt eine ſoziale Geſinnung, d. h. ein Einheitsgefühl und Gemeinſchaftsbewußtſein voraus. Sowohl den intellektuellen wie den künſtleriſchen Geiſtern unſerer Zeit fehlt es noch ſehr an Verantwortungsempfinden für das Volksganze. Thoreau hatte es, wenn er auch ſtreng individuell und abgeſondert von Geſellſchaft ſein Lebensexperiment zwiſchen Waldenteich und Urwald machte. Was ihm als Pionier unter ungünſtigen Bedingungen gelang, wird einer großen Zahl durch die Hilfe der Organiſation und Technik erſt recht möglich ſein. Freilich fragt es ſich, ob noch genügend ſoziale Geſundheit in unſerem Volksleben ſteckt, um die große Wandlung zu Natur und Vernunft zu vollziehen.

Auf den meiſten Gebieten gewahren wir die fortſchreitende Entartung, Auflöſung und Zerſetzung. Dieſe Vorgänge beruhen darauf, daß die einzelnen Teile, Individuen und Zellen, ſich vom Ganzen abſondern, ein eigenes Leben auf Koſten des Ganzen führen und ihren Zweck in ſich ſelbſt ſuchen. Auf die Kunſt angewandt, zeigt ſich die Entartung in dem fälſchlich vorgegebenen Selbſtzweck der Kunſt — l'art pour l'art. Auch dieſe hohe Himmelstochter hat ihren Zweck außer ſich, im Ganzen; ſie dient dem Geſamtleben und muß ſich daher den Grundſätzen des Guten und Schönen unterordnen. Die heute herrſchende Verfallskunſt tut es nicht. Nun aber nicht Kunſt a n unſerem Leben, ſondern unſere Daſeinsgeſtaltung ſelbſt Kunſt. Die Kunſtform iſt zugleich die der vollendeten Zweckmäßigkeit. Man würdige die ſtreng ſachliche Kürze der Evangelien oder der Briefe des Paulus, die zugleich höchſte Kunſt des Ausdrucks darſtellen, oder man ſehe auf die Kunſtformen in der Natur. Selbſt dieſe ſind nicht aus freiem Spiel und reichem Überfluß, ſondern aus Not und Kampf, durch Anpaſſung und Ausleſe erwachſen.

Unſer Leben geſtalten ſich die Reiferen teilweiſe bewußt und innerhalb von Grenzen frei nach Wahl. Daß es in allen Teilen und Beziehungen nur ganz weſentlich werde und ſeinen höchſten Zwecken entſpreche, die außerhalb des Stofflichen liegen, iſt das Ideal oder die

Kunſtform des Lebens. Es iſt klar, daß ſolches Ideal weitab von den herrſchenden Kulturformen, von der Stadt und ihren üblen Hantierungen liegen muß. Lange Zeit ſchien das Grundgeſetz des Lebens kein moraliſches zu ſein; denn das Gemeine ſiegte, das Selbſtſüchtige hatte den Erfolg. Gottes Mühlen mahlen langſam, aber die große Abrechnung kommt. Nicht jede Generation erlebt den Zuſammenbruch des größeren Ganzen unter der Menſchheit, dem ſie angehört. Und die jetzige Generation meint darum, daß es überhaupt kein Ende geben könne. Obwohl man Moral und Zweckgedanken gebannt und das Lebensſyſtem zu einem mechaniſchen Räderwerk reduziert hat, ſträubt man ſich doch gegen die Vernichtungsgefahr mit der moraliſierenden Auflehnung: wir haben es nicht verdient, wir ſind für die Sünden der Früheren nicht ſchuldig. Ach, doch ſeid ihr es. Ihr habt die ganze Erbſchaft, ohne Ausſonderung des Guten, ohne Inventar, angetreten, und ihr haftet ſolidariſch für Schulden und Sünden aus 2000 Jahren. Die organiſche Einheit des Menſchentums als eines metaphyſiſchen Ganzen zeigt ſich ſowohl nebeneinander wie nacheinander, ſowohl räumlich wie zeitlich. Wir tragen die Sünden der Vergangenheit, und es iſt Gottes Sache, an Früheren, die von ihrer Sünde nur Nutzen ſahen und im Erfolge ſtarben, den Ausgleich vorzunehmen. Zum Glück iſt das nicht unſere Sache.

Jederzeit haben wir aus ſolcher Schickſalsverſtrickung mit Zeitgenoſſen und Vergangenen eine Löſung, haben wir aus dem Gefängnis die Tür ins Freie offen. Gehen wir nur, Thoreau iſt Wegweiſer; ſein Buch „Walden" (Verlag von Eugen Diederichs, Jena 1905) iſt eine Tat, weil es nicht aus abſtraktem Verſtande und der Phantaſie, ſondern als Projektion aller metaphyſiſchen wie auch praktiſch-irdiſchen Errungenſchaften eines Großen hervorgetreten iſt. Es ergreift die Guten und ſollte jetzt viele lenken und eine gute Lebensſtrecke begleiten.

Thoreau geht 1846 in den Urwald, nimmt nur ſeine praktiſchen Kenntniſſe und einige geliehene Geräte mit, die ſeine Verbindung mit der Kultur darſtellen, und führt etwa 2 Jahre ſein Experiment der Lebensgewinnung vom nackten Naturboden aus mit Erfolg durch. Wir haben weder herrenloſes Land noch Urwald mit ſo reichlichem Bau- und Brennholz, hat man eingewendet. Wir haben jedoch kultiviertes Land, das wir aus Mangel an Arbeitskräften nicht intenſiv genug bebauen, wir haben Wege und techniſche Hilfsmittel, und das iſt viel mehr als Thoreau hatte. Wer in 1—2 Jahren aus den verhungernden Städten aufs Land flüchten wird, um dort zu graben, zu ſäen und zu ernten, der wird auf viele Tauſende Schickſalsgefährten ſtoßen, und ihre Zahl wird ihm kein Hindernis, ſondern ein Antrieb zu organiſierter Zuſammenarbeit, zu genoſſenſchaftlicher Überwindung der Natur- und Geſellſchaftswiderſtände ſein. Aus unſerer Notlage,

die noch zur allgemeinen Verzweiflung ſteigen wird, ergeben ſich im Zuſammenhang mit unſerer Volksdichte, unſeren Großſtadtgewöhnungen und unſeren techniſchen Mitteln eine große Zahl praktiſcher Einzelheiten für den Ausweg und die Rettung.

Thoreau zeigt, wie wenig der Menſch braucht, und wie leicht das Leben wird, wenn man das Unweſentliche meidet. Man iſt deſto ärmer, je mehr man noch zu erſtreben hat; erſtrebe nichts — im Äußeren —, ſo haſt du leicht alles Begehrte und biſt reich. Die Wagenladungen voll Kram und Plunder ſind meiſtens Erſatz für eine leere Seele. Statte alſo dieſe aus, ſo verſchmerzeſt du gern die teuere Zimmerausſtattung. Dem Guten dient alles zum Beſten, und Thoreau gewinnt durch äußerſte Beſchränkung der Leibesbedürfniſſe Unabhängigkeit von Berufsbürden und Menſchennot; er gewinnt ſeeliſche Freiheit. Erſtaunliche Gaben der Seele erwachen und wachſen: er wird zum Dichter, zum Seher, zum Heiligen. Reizt es nicht noch andere, an Stelle äußerer Bequemlichkeiten den inneren, köſtlicheren Reichtum zu gewinnen? Durch Thoreau erkannte ich erſt, was „geiſtlich arm" bedeutet, das vielen ſo anſtößig iſt. Er war freiwillig, um geiſtiger Zwecke und Ziele willen, arm. Er entbehrte aus ökonomiſchen Rückſichten des Geiſtes den materiellen Beſitz, weil dieſer den Geiſt belaſtet und am engen Himmelstor feſtklemmt. Hier liegt die ſoziale Hilfe, aber die meiſten nehmen ſie nicht an; ſo wollen ſie ſich nicht retten laſſen. Thoreau wurde gedrängt, eine arme Familie der Stadt zu unterſtützen. Er war bereit, ſie aufzunehmen und mit ihr Leben und Arbeit zu teilen. Die arme Familie kam, ſah und zog es vor, in der Stadt weiter „arm" zu ſein. So würde es uns heute mit vielen gehen, und dadurch vollzieht ſich in dieſen kritiſchen Jahren die große Ausleſe der Menſchheit. Nur die Guten werden den Weg zu einer reinen und unſchuldigen Lebensform zurückfinden; alles erwächſt aus dem Geiſte, und wo die geiſtige Grundlage nicht vorhanden, werden alle Reformgedanken nichts fruchten. Nur die Reinen und Reifen ſind anpaſſungsfähig an ein Leben in geiſtiger Armut bei innerem Reichtum. So hat es Doſtojewski, der Poet und Prophet, erkannt, wenn er im letzten Abſchnitt von „Schuld und Sühne" Raskolnikows Viſionen von der Endzeit der Kultur berichtet. Man leſe es dort nach.

Der Nur-Äſthet wird beſtürzt, ja außer Faſſung ſein, wenn eines nahen Tages ihm — dem Herkules am Scheidewege — die rohe wirtſchaftliche Wahl geſtellt wird: nimm Hack' und Spaten, grabe ſelber — oder verrecke im Hunger. — Es hat bald aufgehört, daß wir andere ausbeuten, ſei es unſere „dummen Bauern" oder dumme Plantagenarbeiter in weiter Ferne, während wir ſelber in „höheren Sphären" weiterſchwelgen. Der „reinen Kunſt", die nur an der Oberfläche Schnitzel kräuſeln will, entweicht jetzt die materielle Grundlage, die Nahrung.

Wien, Petersburg und die anderen Hungerſtädte ſtehen erſt am Anfang ihrer Leiden; bei uns wird es viel ſchlimmer, da wir weit weniger Landwirtſchaft haben; unſere Städte werden ausſterben. Man plant und baut noch immer Heimſtätten in den Städten; weit hinaus ins freie Grün gehören ſie. Der richtige Hunger naht. Unſere Landwirtſchaft mag noch zwei Drittel unſeres Bedarfs erzeugen; die hohen Preiſe ſind noch ein ſtarker Anſporn der Produktion. Aber trotz allen Wahns wird ſich das Scheinweſen unſerer papiernen Zahlungsmittel nicht lange halten, und Abſtoppen der Einfuhr wie der Binnenerzeugung muß die Folge ſein. Wie lange oder kurz noch wird das raffiniert ausgeklügelte Syſtem der hohen Preiſe und der halben Zwangswirtſchaft nicht vom Maſſenzorn zerſchmettert werden? Bisher erreicht es immer noch ſeinen Zweck: den unbegrenzt Zahlungsfähigen das Beſte an Nahrung überreichlich zu ſichern, den Minderbemittelten den größten Teil der Erzeugung durch hohe Preiſe zu entziehen, und zugleich durch etwas, ſozialiſtiſch angehauchte, nirgends ernſthaft durchgeführte Zwangswirtſchaft den Schein allgemeiner Fürſorge zu erwecken.

Alle Verſuche der Gemeinwirtſchaft, ja überhaupt jede Zuſammenarbeit in Behörden und Betrieben, ſchlagen fehl und werden unwirtſchaftlich, weil Gemeinſinn und Verantwortungsgefühl der blinden Selbſtſucht der Einzelnen Platz macht. Moraliſch entrüſtet man ſich nur über andere. Die Macht Mammons erweckt in den Maſſen nur negative Empörung, nicht tatkräftige Überwindung des Geiſtes der Selbſtſucht durch den ſozialen Geiſt. Der Sinn des Sozialismus iſt den Maſſen fremd; Revolution, Demokratie, Sozialismus uſw. ſind nur Schlagworte, hinter denen im Gegenſatz zu oben der aus demſelben Holz geſchnitzte Egoismus von unten ſteckt. Der heutige Maſſengeiſt iſt nur die gleichgeartete Kehrſeite jener Medaille, die auf ihrer Vorderfläche Kapitalismus heißt. Die ganze Medaille heißt Wille zur Macht, zur Vergewaltigung. Bei der äußerſten ſozialen Unmoral gibt es unter Durchſchnittsmenſchen kein erſprießliches Zuſammenarbeiten mehr. Eine Mark eigenen Vorteils wiegt dem Einzelnen mehr als hundert Mark Schaden für die Geſamtheit. Die Überwindung des Mammon überſteigt die Kräfte unſerer Geſellſchaft; denn faſt jeder betet den Götzen an. Man ſchilt die Reichen, weil und ſolange man den Reichtum nicht ſelber hat. Man bekämpft die Gewinngier bei anderen, betätigt ſie aber ſelber bedenkenfrei ſofort, bei erſter Gelegenheit. Man will die Welt verbeſſern mit Programmen und Beſchlüſſen, nur dadurch nicht, daß man vor allem ſelbſt erſt beſſer wird. Wer aber Gutes will, der ſei erſt gut (Fauſt). Nicht auf das Verdienen, ſondern auf das Dienen käme es an.

Aus ſolchen Gründen muß auch jede Art von Sozialiſierung und Kommuniſierung die Wirtſchaft noch weiter herabbringen. Vorerſt

tut die elementarſte Erziehung des Einzelnen zu Arbeit und Wirtſchaftlichkeit not. Der Einzelne muß in der einfachſten, urſprünglichſten Wirtſchaftsform erſt lernen, daß er und wieviel er erzeugen muß, um ſeinen Lebensbedarf zu decken. Die größeren Zuſammenhänge zwiſchen Produktion und Verteilung in irgendwelcher Vielheit von Kräften ſind ihm unüberſehbar, und das Ungewiſſe reizt ihn nur zu Spekulationen, wie er mit geringſter Anſtrengung, auf Koſten anderer, vom Ergebnis der Geſamtarbeit möglichſt viel erraffen kann. Es iſt auch für den begeiſtertſten Sozialiſten nicht abzuſehen, wie die entartete Wirtſchaftsmoral anders reformiert, d. h. zurückgewandelt werden kann, denn durch Zurückgehen auf die Urform der Wirtſchaft, auf die ganz individuelle, ländliche Eigenwirtſchaft des Siedlers. Hier allein wirken Erfolg der Arbeit und Schaden der Untätigkeit erzieheriſch auf den Einzelnen. Das ſchließt nicht aus, daß proportional der moraliſchen Erneuerung, von unten auf, eine Betriebsfunktion nach der anderen in der Wirtſchaft ſich genoſſenſchaftlich auswächſt. Zunächſt aber iſt äußerſter wirtſchaftlicher Individualismus die Erziehungsvorſtufe für jegliches ſoziale Syſtem; das muß natürlich für alle gelten, und das ſchließt den Großkapitalismus auf den notwendigen Wirtſchaftsgebieten aus.

Nicht in blaſſer Theorie, ſondern in lebensvollen Bildern zeigt Thoreau uns dieſen Weg zur Erneuerung unſerer Wirtſchaft. Ich bin mir wohl bewußt, daß all dieſes nur die nüchterne Grundlage iſt, auf welcher in Thoreaus Walden die Naturandachten und die myſtiſche Erkenntnis emporragen. Wir leben nicht vom Brote allein, aber auch ohne es nicht. Auch der einſeitigſte Idealiſt, ſei er Künſtler oder Denker, wird ſich die nüchterne Nahrungsgrundlage ernſtlich zu ſichern haben. Die kommende Not iſt keine Epiſode, ſondern das Endſtück des Lebens für faſt alle. Die Wirtſchaftskurve führt nach dem Tiefſtſtande nicht aufwärts, ſondern fällt dann ſenkrecht ab. Rette ſich, wer kann, vor den apokalyptiſchen Plagen, die — gemäß einem alten ſymboliſchen Buche — über die große Babel, d. i. die Weltkultur, kommen werden. Auch du, Leſer, unmittelbar perſönlich bezeichnet, drückſt dich an der Notwendigkeit nicht vorbei, dein Leben auf produktive Eigenarbeit zu ſtellen. Du mußt die vom Vorfahr, als er zur Stadt abzog, liegen gelaſſene Arbeit aufnehmen. Du findeſt ſelbſt ein Heim nicht vor auf den grünen Weiten; mußt es dir ſelber bauen, ohne Ziegel, ohne all das, was du an Stadthäuſern kennſt und ſchätzeſt. Rüſte rechtzeitig und laß es dich nicht verdrießen. Sieh auf Thoreau, nimm die Not als Erziehung zum Vollmenſchen und ſei — gleich Thoreau — mit freudigem Willen ein Armer aus dem Geiſt.

Wilhelm Andreas Schramm
Die Deutſche Revolution

Die letzte Epoche dieſes Zeitalters, die in Deutſchland erfüllt iſt von Gemeinſchaft und Bereitet-Sein innerer Erneuerung, läuft von den Anfängen der Jugendbewegung bis zum 9. November 1918. Ihr ſei der Name der Deutſchen Revolution gegeben.

Wenn damit und noch mehr im folgenden von bisherigen Anſchauungsformen abgewichen iſt — man wird mich trotzdem nicht mißverſtehen. Man wird den nötigen Abſtand von den Ereigniſſen gewonnen haben, um zu erkennen, daß die volklichen Bedingtheiten für die Lebensgeſtaltung viel wichtiger ſind als eine materialiſtiſche Auffaſſung bisher gelten laſſen wollte. Man wird deshalb die Beweiſe des Ungeiſtes und der Irreligioſität, die Deutſchland heute gibt, weder der „Revolution" noch der „Reaktion" zuſchieben, ſondern in ihnen nur einen Zuſtand des ganzen Volkes, den des Zerfalls und der Zerſetzung erblicken und darum alles ſogenannte Nationalbewußtſein mit trauriger Skepſis betrachten als eine nur allzugern und oft gewählte Verkleiduug materieller Intereſſen. Ganz im Gegenſatz dazu wird man in den ruſſiſchen Sowjets eine religiöſe Kraft ahnen und von der Not und Drangſal, die dies Volk um ſeiner Berufung willen auf ſich genommen hat, nur mit Schauern der Ehrfurcht vernehmen. Vor allem aber werden alle Eindringlichen darin einig ſein, daß hier wie überall Erkenntniſſe niemals aus der ſinnlich wahrnehmbaren Seite der einzelnen Dinge abgeleitet werden können, ſondern daß ſie in den Stunden des Geiſtes ohne Beſinnen und menſchliches Hinzutun mit den großen Bildern der inneren Zuſammenhänge vor die Seele treten. Niemals wird es darum die Konzeption erſchüttern, wenn an einzelnen Punkten der äußere Schein gegen ſie ſpricht. Deshalb iſt hier darauf verzichtet, ſolcherlei Einwände durch intellektuelle Gegenbeweiſe zu beſeitigen.

Revolution iſt Bewegtſein und Erſchütterung der Gemeinſchaft, des Volkes, innerſtes und darum unbewußtes Ergriffenſein von den tranſzendenten Notwendigkeiten der Zeit, Vorbereitung des Schickſals. Ihr Ende iſt immer der äußere Umſturz: er bedeutet Sieg und Erkämpfung der diesſeitigen Symbole („Diktatur des Proletariats"), bei unzureichender Kraft wohl auch Verflachung und Ausbreitung des religiöſen Impulſes einer Schar der Berufenen zur gemeinen, allen zugänglichen Idee.

Nicht der Schein, gewiſſe Verbindungen ebenſowenig wie gemeinſame Propheten werden länger darüber täuſchen, daß die Arbeiterbewegung als ſolche mit der Revolution ſehr wenig zu tun hat, ja, daß die ma-

teriellen Forderungen des Proletariats in dem Augenblick größte Gefahr für ſie bedeuten, wo ſie, aller Symbolik entkleidet, zum Begehren der Maſſe als einer Summe von Einzelperſonen geworden ſind.

Revolution erwächſt nur aus ſtarker innerer Gemeinſchaft. Dieſe begrifflich der Maſſe gleichzuſetzen, iſt einer der verhängnisvollſten Irrtümer der mechaniſtiſchen Epoche. Auch materielle Not und Bedrücktheit bringt niemals allein das geeignete Fundament. Noch weniger hat der Marxismus, in Rußland ſowohl wie in Deutſchland, die Revolution geſchaffen, man kann im Gegenteil behaupten, daß er als materialiſtiſche Lehre auf ſie als religiöſe Bewegung ohne Einfluß geblieben iſt. Wenn ſich trotzdem, hier wie dort, bedeutende ihrer Träger zu ihm bekennen, ſo geſchieht dies weniger aus innerer Zuneigung als in der Erkenntnis, daß er im Endkampf die notwendige Waffe darſtelle, daß man dem Materialismus nur mit Gleichartigem gegenübertreten könne, nicht mit der nackten Kraft des Herzens. Die Bedeutung des Marxismus iſt indes durchaus nicht dieſelbe: für Rußland blieb er immer das Attribut, die Waffe, der Dolch, mit dem eine gewaltige Gemeinſchaft ihre materialiſtiſch verhärtete Oberſchicht durchſtieß und beſeitigte, für Deutſchland war er nur ein ungefüges Schwert, das niemals gehandhabt werden konnte.

Revolution iſt die innere Vorbereitung einer neuen Epoche — wenn von ihr, wie in Rußland, der Großteil des Volkes erfaßt wird — oder doch die innere Bereitſchaft dazu, wenn ſich ihr nur eine Gemeinde findet: in Deutſchland. Der ruſſiſche Oktoberaufſtand leitet ein völlig neues Zeitalter ein, eine wahrhaft völkiſche Wiedergeburt, in der ungeheure Kräfte des Leidens und der Tat frei werden. Für uns iſt der 9. November Zuſammenbruch der Deutſchen Revolution, Zerſtörung des Hoffens auf Erneuerung, Beſiegelung des volklichen Untergangs. Die Deutſche Revolution, die die letzte genannt werden wird, einſt unſer aller Hoffnung, verziſcht vor theatraliſcher Szenerie, auf die eine Zeitlang ihr Name übergeht. Es erweiſt ſich, daß ſie, aus einer Gemeinde, nicht aus dem Volke hervorgewachſen, innerlich zu kraftlos bleibt, in ein beſſeres Zeitalter hinüberzuführen.

Jede Revolution iſt notwendig zunächſt Erſchütterung des heraufkommenden Geſchlechts. Auch die Deutſche nimmt von einer Bewegung der Jugend ihren Ausgang: ſehr ſtill tritt ſie um die Jahrhundertwende vom Steglitzer Gymnaſium aus ins Land.

Die Geſchichte der Jugendbewegung iſt ein großes Stück Geſchichte der Deutſchen Revolution. Seit den Tagen Luthers hatte niemals mehr ſolche ſeeliſche Erſchütterung mit der Schnelligkeit des Feuers die Sehnſüchtigen ergriffen als beim Emporkommen des „Wandervogels". Hier barg ſich unter romantiſch-kindlicher Außenſeite eine geheimnisvolle,

verſtandlich nicht zu fixierende Kraft, der die von Ahnungen erfüllte Jugend jauchzend zufiel. Über Nacht erblühte eine Volksbewegung, eine neue Gemeinſchaft. Ziviliſation und Mechaniſierung verſank, dionyſiſche Freude am Leben brach hervor, die großen und kleinen Dinge wurden zu Gleichniſſen Gottes. Die Welt war von neuem Feuer der Seelen durchglüht.

Dieſer leidenſchaftliche, aber noch formloſe und unſchöpferiſche Zuſtand dauerte etwa ein Jahrzehnt, dann begannen die Kräfte ſich zu ballen, nach dem Innern zuſammenzuſtrömen, die größten und tiefſten Herzen zu erfüllen, Form anzunehmen und zu Geſtaltungen zu werden. Die deutſche Revolution trat in ihr zweites Stadium: Der Vagantei folgte die Kunſt.

Nun hat die Jugendbewegung ihre Aufgabe, ein neues, tieferes Erleben vorzubereiten, erfüllt und ſo beginnt langſam ihr Verfall. Die Zeit geht über ſie hinweg. Ihr inneres Leben erſtarrt, ihre äußeren Formen werden mechaniſiert, bis zuletzt ihre entſeelte Hülle nichts iſt als Schlupfwinkel ſchlimmer Sentimentalitäten und geiſtloſer Beſchränktheiten.

Franz Marc und Georg Trakl ſind durch die Jugendbewegung vorgeahnt und gedeutet. Ihr leidenſchaftliches Erleben des Tieres und der Landſchaft iſt das Ausſchöpfen der Seeleninhalte einer Generation der Jugend. Ihr Werk iſt undenkbar ohne das neue, tiefe Ergreifen der Welt, ohne den Vorgang der ſchwermütigen und wertenden Aufgeſchloſſenheit, ohne die Rückgewinnung und Erkenntnis der ewigen Symbole — ohne alle dieſe Kräfte, die einſt jugendliche Wanderbünde zur religiöſen Gemeinde erhoben hatten. Hier verdichtet ſich das inbrünſtige Suchen der Jugend nach dem Volk als der großen Gemeinſchaft, das ſich noch unſicher und ſpieleriſch in dem Wiederergreifen ſeiner ſchon faſt verſunkenen Formen zeigt, zu ſchöpferiſchem Willen, zu neuer Kunſt.

Aber die Jugendbewegung und die neue Kunſt bleibt nur das letzte Aufflackern volklicher Lebenskraft: ihre Sehnſucht, die nach dem ganzen Volk (hyperboliſch „Menſchheit", „Kosmos") drängt, iſt dazu verurteilt, ins Leere zu greifen und nach einer kurzen Epoche herbſtlichen Leuchtens unterzugehen. Es gelingt nicht, das ſchon zerfallende Volk noch einmal zu einer religiöſen Gemeinde zu vereinigen. Bei der Maſſe, der Summierung der Einzelweſen, iſt kein Erfühlen mehr der tranzendenten Notwendigkeiten der Zeit. Sie ſteht dem Kreis der Ergriffenen ahnungslos, oft mit harter Feindſchaft gegenüber, ſie führt einen erbitterten Kampf gegen die Jugendbewegung, in der ſie Fremdes, eine gefährliche Inbrunſt ſpürt, ſie verlacht und beſchimpft die neue Kunſt, die von ihr hohe Leidenſchaft überverſtandlicher Gefühle ſtatt leerer

Anſchauung fordert, oder, was ſchlimmer iſt, ſie verſucht durch mechaniſche Angleichung, durch Invaſion, das Beunruhigende, das alle Behaglichkeit zerſchlagen will, zu paralyſieren.

Dies gelingt in der Jugendbewegung früh, ſchon bald, nachdem ſie, den chaotiſchen Zuſtand verlaſſend, Kriſtalle gebildet hat, bald nachdem ein ſchöpferiſcher Kern entſtanden iſt. Durch dieſen Kräfte verbrauchenden Vorgang iſt es aber zu einer ſolchen Schwächung der Außenſeite gekommen, daß ſie dem Eindringen der Fremdkörper keinen Widerſtand mehr entgegenzuſetzen vermag, die ſchließlich die Sprengung des Kreiſes herbeiführen. Aber dieſer Zerfall iſt vielleicht notwendig: Die Jugendbewegung hat ihre Aufgabe: Bereitung neuer Schöpferkraft, erfüllt. Indem ſie ſich dem Untergang bietet, hält ſie die tödliche Maſſe von ihrem Kind und Erben, der neuen Gemeinde der Geſtaltenden, ab. Der 9. November, der Triumph der Maſſe über das Volk, bedeutet aber ſchließlich doch auch hier den Untergang, eine Erkenntnis, die erſt jetzt als „Ende des Expreſſionismus" formuliert worden iſt.

Bevor ſich jedoch das Verſagen der Deutſchen Revolution am Zerfall der Jugendbewegung in tragiſcher Vorbedeutung zeigt, glüht noch einmal alle im Volk verbliebene Kraft zu einem flackernden Feuer auf. Zwar, es iſt nicht die Vorbereitung neuen Geſtaltens, es ſind nicht die Anzeichen einer Neuſchöpfung der Lebensform, unter denen alle erzittern, aber es iſt doch die geheimnisvolle Ahnung ungeheurer Möglichkeiten, eine herbſtliche, todestraurige, fieberig-geſteigerte Erſchütterung und Sehnſucht:

„Aber vor dem Erraffen und vor dem Verſinken
Würden unſre Augen ſich an Welt und Sonne ſatt und glühend trinken."

Über dem Beginn dieſer zweiten Phaſe der Deutſchen Revolution ſteht als brennendes Fanal der unendlich leuchtende Sommer von 1911. Etwas von dem Lichttaumel und dem Sonnenglaſt dieſes Himmels ergießt ſich in die Menſchen. Aber zugleich iſt Ahnung furchtbarer Geſchehniſſe. Eine ſtumme Erregung, fiebernde Geſpanntheit. Das ganze deutſche Volk ſteht in nervös-heroiſcher Bereitſchaft.

An der Kunſt, die immer am reinſten die Symbole einer Zeit enthält, wird dieſe ſpäte Leidenſchaft und herbſtliche Erregung offenbar. Während es aber bei Marc und Trakl die rückweiſenden Symbole des Tieres und der Landſchaft ſind, in denen ſie ſich erfüllt, bricht aus Stadler die Ahnung einer Zukunft gewaltiger Geſchehniſſe — aber mit dem Pathos des zu innerſt Angſtvollen.

Man hat ſpäter unterſchiedslos alle damals heraufkommende Kunſt „Expreſſionismus" genannt, ohne Rückſicht auf völkiſche Bedingtheit. Aber die Verwandtſchaft der neuen ruſſiſchen mit der neuen weſtlichen

Kunſt iſt nur die von Ende und Beginn. Auch die weſtliche iſt trotz formaler Verwandtſchaft nicht homogen. Sie zerfällt deutlich in eine deutſche und eine franzöſiſche Richtung: die eine ein Stück einer letzten Revolution, die andere das Endergebnis einer kulturellen Überfeinerung.

Es iſt kein Zweifel, daß damals, in dieſer neu-heroiſchen Zeit, Deutſchland, nicht das Deutſchland Wilhelms II. und des Militarismus, ſondern jenes, das die Jugendbewegung und die Neue Kunſt geſchaffen hatte, ein höchſt beunruhigendes Element in Europa darſtellte: Durch die geiſtige Revolution waren Kräfte frei geworden, die die Welt aus ihrer Ruhe zu ſtören bereit waren. Es nimmt nicht wunder, wenn dieſes Drängen nach Entſcheidung und Erneuerung als Kriegsſucht gedeutet wird. Auch in der Kunſt werden die kriegeriſchen Symbole von ſo großer Bedeutung, daß ſchließlich Bekenntnis zum Kampf ſich zeigt, wie in dem gewaltigen Stadtlerſchen „Aufbruch“:

„Einmal ſchon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig geriſſen,
Daß es, aufſteigend wie ein Pferd, ſich wütend ins Gezäum verbiſſen.
Damals ſchlug Tambourmarſch den Sturm auf allen Wegen
Und herrlichſte Muſik der Erde ſchien uns Kugelregen.“

Von dieſer Warte fällt plötzlich Licht auf die ungeheure Bewegung des Auguſt 1914, deren Deutung man ſeit dem 9. November 1918 mit Scheu umgangen hat: Der Auguſt 1914 bedeutet den Zenith der Deutſchen Revolution. Er bedeutet den „Aufbruch“, den „Aufbruch eines Volkes zu Gott“: Nun iſt der Wille zur Erneuerung ſo ſtark, daß er zum Kampf, zur Selbſtopferung bereit iſt. Keine Frage gilt mehr nach einem verſtandlichen Für oder Wider, ſondern allein der Trieb und die Hoffnung, in dem Jenſeits des Krieges, das gelöſt ſcheint von aller Mechanik bisherigen Lebens, eine große und gotterfüllte Zukunft zu finden.

Aber das Volk iſt alt. Nachdem der Tod die erſten Breſchen geſchlagen, hat es nicht mehr die Kraft, ſich von ſelbſt zuſammenzuſchließen. Es zerfällt. Der Krieg verliert ſeine innere Berechtigung. Er wird zum furchtbaren Spiel mechaniſcher Gewalttätigkeiten. Aber noch iſt irgend. wie eine innere Kraft, immer noch ein Funke des Glaubens an Zukunft und Erneuerung: ſich täglich ſteigerndes Leiden, unerhörte Grauſamkeit der Herrſchenden wird hingenommen in dieſer dritten Phaſe der Deutſchen Revolution. Dieſe Rückſchau iſt furchtbar: in anderthalb Jahrzehnten iſt ſie langſam herangewachſen, langſam iſt ein Kreis, eine Gemeinde geworden, endlich auf ein paar Wochen ein großes, lebendiges Volk. Aber allzuraſch iſt die rückläufige Bewegung da: zuerſt das furchtbare Erlebnis des Maſſentodes, Erſticken der kleinen Feuer. Zerbröckelung, Zerfall. Rückbildung des Volkes zur Maſſe.

Der 9. November 1918 iſt der Untergang der Deutſchen Revolution. Matroſen und Soldaten, die es ſatt ſind, ihr Blut zum Gewinn anderer

zu vergießen, werfen die Waffen fort. Die von der Todesmaſchine Befreiten atmen auf oder jubeln ihnen zu. Nur die Geſchädigten murren.

Es ſind weder die Intellektuellen noch die Gewalthaber, die den notwendig gewordenen Zuſammenbruch ſolange aufgehalten haben, es iſt vielmehr eine kleine Schar der Einfachen und Einfältigen, zumeiſt Soldaten an der Front, jene fanatiſch Gläubigen, in deren Seele nur einmal ein Glaube Raum finden kann.

All die Geiſtigen ſind ſchon früh durch die Mechanik des Krieges und ſeine furchtbaren Erkenntniſſe abgedrängt worden, nun in die Einſamkeit und Vereinzelung zurückgewieſen. Sie haben das Volk verloren, denn dieſes zerfiel und zerſchlug die Hoffnung auf innere Erneuerung. So gehen ſie aus, eine neue Gemeinſchaft zu ſuchen. Und finden die große Gemeinde der Mühſeligen und Beladenen, die durch alle Völker geht, derer, die vom Kriege geſchlagen ſind. Die enttäuſchte Liebe zu dem, was einſt ihr Volk hieß und ihnen nun fremd und Maſſe geworden iſt, wendet ſich mit dem ganzen Verlangen ihrer Einſamkeit den Unterdrückten zu, nun von dieſer Gemeinſchaft die Revolution erwartend.

Dies iſt ein Bekenntnis: Unſer Verſtand hat uns oft irregeleitet, aber wir ſind immer ohne Falſchheit geweſen. Wir haben die Deutſche Revolution in uns beben gefühlt. Wir ſind ergriffen in den Krieg gezogen, in dem wir ihre Erfüllung ſahen. Aber das alte Volk zerfiel. Aus Blut und Tränen ſind uns bittere Erkenntniſſe erwachſen. Der Schrei „Bruder" blieb Sehnſucht. Wir ſind ewig Suchende nach dem Volk, der Heimat unſeres Herzens.

Nun ſind unſere Seelen losgelöſt, verloren im endloſen Raum der Erde. Mit Zuverſicht der Gläubigen und der Inbrunſt der Heimgeſuchten haben ſie ſich dem Volk im Oſten zugewandt, deſſen Morgenröte auch unſern Himmel ſchon leuchtender färbt.

Eugen Ortner
Der ſchöpferiſche Menſch von heute und die Zukunftsgeſellſchaft

I. Der exponierte geiſtige Menſch

In Zeiten konventioneller Kultur iſt der geiſtige Menſch ein in ſich ruhender Denker, der ſelbſt ſeine ſchärfſte Oppoſition mit ruhiger Objektivität von ſich wirft, der darin ſogar einen Vorteil ſieht, daß man ihn im öffentlichen Leben nicht beachtet, ja, der ſelbſt einen Kothurn ſucht, auf dem er gemächlich thront.

Wir dürfen ſo die kritiſche Einſtellung Schopenhauers auf ſeine Zeit ganz und gar nicht vergleichen mit dem niederreißenden Pathos eines Revolutionsgeiſtes von heute. Die Sicherheit des allgemeinen Lebens, wie ſie das Zeichen ſtagnierender Epochen iſt, und beſonders die damit zuſammenhängende materielle Unbekümmertheit, wie jener Philoſoph ſie genoß, ſchaffen dem Geiſtigen, ich möchte ſagen die Erlaubnis, ſich fernab vom Leben des Tages in einer vielleicht reſignierten, aber eigentlich äußerſt idylliſchen Abgezogenheit zu halten, ſich tragiſch und ironiſch zugleich zu finden. Es wäre aber eine ſchwere Verkennung, dieſes ironiſche Phlegma als einen weſentlichen Beſtandteil des Menſchengeiſtes überhaupt anzuſehen, im Gegenteil, bei näherer Prüfung geiſtiger Verfaſſungen und beſonders nach unbeirrtem Überſchauen mehrerer geſchichtlicher Epochen werden wir finden, daß der Menſchengeiſt in Zeiten unruhiger Entwicklung und beſonders, wenn es letzte Auseinanderſetzungen gilt, die Ironie abwirft und nach dem Pathos greift.

Der pathetiſche Denker, den wir ſo im Gegenſatz ſehen zum ironiſchen, unterſcheidet ſich von ihm weſentlich: Er iſt exponiert. Er opfert die Diſtanz zur Umwelt im Drang der Aktivität. Während die Tat in dem Harmonismus des beſchaulichen Menſchen wie ein verhaßtes, ſtörendes Ungeheuer auftritt, wird ſie im zielſtrengen Menſchen zum erſten Bekenntnis: Er geht mit dem Wort, ihn „treibt der Geiſt", er „wird perſönlich".

So hätten wir das Weſen jeder Revolution im kleinſten Rahmen ſchon völlig erfaßt und den geiſtigen Menſchen gerade in dieſem Rahmen als ſchlechterdings weſentlich erkannt, wenn nicht das revolutionäre Geſchehen letztlich doch Angelegenheit der Maſſen, will in unſerem Zuſammenhang ſagen, ungezählter Einzelner wäre, die in ihrer Geſamtheit *ein* Bekenntnis zu *einer* Tat haben. Bekenntnis und Tat aber formuliert eben wiederum nur der geiſttüchtige Menſch (ſtärker als der Politiker), äſthetiſch erfaßt der ſchöpferiſche Menſch (ſtärker als der Dichter), *jener Menſch der weiteſten Spannung, der da denkt und handelt zugleich*, jener exponierte geiſtige Menſch, der geradezu die revolutionäre, zuſammenfaſſende Energie jeder chaotiſchen Epoche, alſo auch der unſeren, genannt werden muß, dem ſowohl ſein Pathos als auch die Bedürfniſſe der Maſſe die Situation beſtimmen.

Sobald viele Einzelne dieſem Einzelnen, der allein das Geſamtproblem ſeiner Zeit durchſpürt, nachzuhandeln bereit ſind, geſchieht ein weſentlicher Fortſchritt in der Kulturentwicklung, geſchieht Revolution. Er, der Schöpferiſche, iſt überall, wo Menſchen ringen, der erſte und ausdauernſte Genoſſe.

II. Die Situation des ſchöpferiſchen Menſchen bis zum Umſturz

Wir haben nun den geiſtigen Menſchen, der uns allein heute und hier intereſſiert, in den Mittelpunkt unſerer Betrachtung gerückt und als beſonders an ihm erkannt, daß er im Gegenſatz zum „reinen Denker" ſich in einer lebendigen Wechſelwirkung mit der ihn umgebenden Menſchheit befindet. Wir haben ferner erkannt, daß nicht der betrachtende Menſch uns heute befriedigen darf, ſondern mehr als der gemeinhin kluge Menſch iſt es der ſchöpferiſche Menſch, der über dies Plus von Tatkraft verfügt, das ſich über die blanke Weisheit hinaus Ziele ſetzt und ihre Verwirklichung vollzieht. Wir erkannten, daß die Revolution das alleinige Mittel iſt, Wandel in unſerer Welt zu ſchaffen, die Revolution, die gleich einer Erweiterung des natürlichen Werdens und Vergehens, doch als Bewußtſeinsvorgang eine ſpezifiſch menſchliche Angelegenheit iſt und bleibt, ſodaß wir den ſchöpferiſchen Menſchen geradezu als Umſtürzler erkennen mußten. Das Pathos des Revolutionärs iſt ſomit begreiflich, ſein Angriffsdrang ſelbſtverſtändlich. Aber da er ohne alle Autorität iſt, ſo iſt er der Kritik auf allen Seiten ausgeſetzt. Man ſieht ihn leben, man hört ihn überall. Seine Stärke wird durchaus zuerſt inſtinktiv, dann ideell erfaßt. Man wertet ihn und ſtattet ihn erſt langſam mit den Vorrechten aus, die jeder Führer haben muß.

Es iſt ein pſychologiſch intereſſanter Prozeß, wie der tätige Geiſt in der Öffentlichkeit geſtaltenden Einfluß gewinnt, und es iſt gerade heute ein Problem von größter Wichtigkeit, die lähmende mechaniſtiſche Revolutionstheorie vom lebendigen Einzelmenſchen aus zu zerſtören, um die Revolution zu beginnen, die Revolution, die, vom größten aller Kriege forciert, die ganze vergangene Kultur vor ihren Richterſtuhl ruft und bis auf die Urſprünglichkeit der Menſchennatur alles zu vertilgen gewillt iſt.

Es gilt aber, trotzdem wir zielſicher ſind, der weſentlichen Frage zuerſt zu begegnen, wie in einer kommuniſtiſchen Geſellſchaft, dem Ziel der revolutionären Bewegung von heute, der ſchöpferiſche Menſch überhaupt möglich ſei. Nur dann werden wir feſtſtellen können, ob der ſchöpferiſche Menſch in dieſer immanenten Idee des Menſchengeſchlechts ſelbſt ſeine tiefſte Befriedigung findet und ſich verpflichtet und berechtigt ſieht, heute vor den Dokumenten einer fortſetzungsloſen Welt — nicht aus Neigung oder Verzweiflung, ſondern tiefer aus ſich heraus — zu predigen, zu zertrümmern und zu geſtalten, daß der Kommunismus, kurz geſagt, einen Zuſtand verſpricht, der beſonders den Geiſtigen von jeder Zuſtändlichkeit befreit, der — unſer Kriterium der Idealgeſellſchaft — die volle Aktivität aller Individuen in ſich auswirken und auswerten kann. (Konventionsloſe Kultur.)

III. Die Arbeitsteilung in der Zukunftsgeſellſchaft

Wir beginnen unſere Unterſuchung mit der Frage der Arbeitsteilung in der kommuniſtiſchen Geſellſchaft, und da aus unſerer Einleitung hervorging, daß wir den ſchöpferiſchen Menſchen, alſo beſonders auch den Künſtler, nicht als Luxusmenſchen werten, ſo entſteht zu allererſt die Frage, inwieweit auf die feine Organiſation des Phantaſiemenſchen Arbeitsdruck ausgeübt werden darf. Arbeiten müſſen wir alle, aber wir werden uns ſpontan dagegen ſträuben, daß ſich auf einen ſchöpferiſchen Menſchen Berufszwang ausüben läßt, obwohl wir andererſeits das Ethos unſerer Zukunftsgeſellſchaft aufs ſchwerſte gefährden, wollten wir irgendeinen Menſchen nicht in ſie gliedern. Wir ſind als Zukunftsmenſchen in unſerem Drang nach Steigerung zuerſt und vor allem der Gemeinſchaft verbunden und gerade der, der uns Führer ſein ſoll, muß zuerſt und vor allem mit uns leben.

Das Einzelſein des Menſchen hat ſeine Probleme und ſeine Abgründe; aber gerade der vollwertige Menſch wird nach allerlei Irrungen in der tätigen Welt ſich liebend finden und wir, die wir auch an einen völligen Umſturz unſerer Erziehung glauben, wiſſen, daß der neue Menſch ohne jede Diktatur mit allen Faſern ſeiner Kraft der Umwelt gehören muß. Hier iſt Skepſis von links unzeitgemäß und von rechts lächerlich. Der geiſttätige Menſch iſt der Welt des äußeren Profits für immer verloren und für die Welt der großen Gemeinſchaft unbedingt der ſtärkſte Träger. Es iſt aber dennoch nicht weſentlich und vielleicht bedenklich, wenn ein Parlament der Geiſtigen ſich loslöſt vom Volkskörper und als Direktive exiſtiert; denn die Geiſtigen wachſen aus dem Volk ſtufenweiſe zu ihrer Vollendung empor und es geht nicht an, in dieſem Prozeß Grenzen des Alters oder der Wirkung zu ziehen und Ungeiſtige abzutrennen. Denn fortgeſchritten gedacht, heißt es, nicht alle Geiſtigen werden höchſt zweckmäßig, d. h. rein organiſatoriſch oder produktiv beſchäftigt ſein, ungleich mehr ſogar werden nützliche, d. h. Bedarfsarbeit leiſten müſſen.

Es iſt heute von einem Zwang zur Arbeit zu reden, der im Ziel unſerer politiſchen Wünſche nicht vorhanden ſein ſoll; aber es iſt nahezu unmöglich, aus der neuraſtheniſchen Stimmung unſerer völlig entwerteten Zeit heraus auf das Lebensglück irgendeines kommenden Menſchen zu ſchließen. Setzen wir den Fall, eine Zeit hätte Genußmittel und Annehmlichkeiten in Fülle und die Arbeitszeit jedes Menſchen wäre auf ein tatſächliches Minimum beſchränkt, ob dann die Arbeit nicht einen ihr eigenen Wert und Reiz zurückgewänne oder gar die Luſt zur vielſeitigen Betätigung zu einem vollen Glücksbewußtſein notwendig gehörte? Man muß die Grenze menſchlicher Vollkommenheit ſuchen, um die Arbeit zu werten. Und da finden wir denn doch, daß jedes Glied am Finger unſerer Hand geregt werden möchte, daß

jedes Bein und jeder Sinn Betätigung verlangt, ... daß der gesunde Mensch universale Anlagen hat.

Prüfen wir nun auf dieser Grundlage drei Theorien der Arbeitsteilung, die sich aufstellen lassen.

Die Spezialarbeit, im Taylorsystem auf die Spitze getrieben, fordert einige, aber immer dieselben Handgriffe des Menschen, um in ihm die Fertigkeit zu erziehen, ein bestimmtes Produkt in kürzester Zeit massenhaft herzustellen. Diese Arbeit kann unseren Menschen in keiner Weise befriedigen. Die Tätigkeit, und sei es nur die weniger Tagesstunden, muß auf jeden Fall beträchtlicher sein. Zudem würde diese Theorie zu einem Berufszwang führen, der der Persönlichkeit die engsten Grenzen zöge. Unser Mensch will sich spüren in jedem Handgriff. Mitten in Maschinen will er gar nicht mehr Maschine sein.

Die beiden anderen Theorien tragen der universalen Menschennatur und ihrer revolutionären Aktivität weit mehr Rechnung. Die erste trägt immerhin stark phantastischen Charakter. Sie ist das Zugeständnis absoluter Universalität. Der Mensch steht ganz auf eigenen Füßen und produziert selbst alles, was er braucht. Er kann sich vielleicht mit wenigen zu einem Wirtschaftshof zusammenschließen; aber er führt vor allem ein Leben nach seinem Ermessen (Tolstoi). Während die Theorie des Spezialmenschen vom Syndikalismus immer wieder bedroht wird, indem sich die einzelnen Tätigkeitsgruppen egoistisch, diktatorisch abschließen, würde diese Theorie das Zugeständnis völliger Auflösung der Gemeinschaft werden und sich vom kapitalistischen Nihilismus nur durch Anderswertung des Menschen unterscheiden.

Nur die dritte Theorie befreit von diesen Bedenken. Sie huldigt einer progressiven Universalität. Das ganze Leben ist als Arbeitsschule gedacht, in der die Menschen, lebend lernend und sich entwickelnd, alle Betätigungen ihrer Gesamtexistenz in gewissen Altersstufen selbst ausführen, so vor der Einseitigkeit und ihrer Entwertung sicher sind und doch in straffer Gemeinsamkeit die Stabilität des wirtschaftlichen Lebens sicher stellen.

Auch der schöpferische Mensch wächst in dieser Lebensschule als Universalarbeiter heran; er durchdringt die Welt, die er später umfaßt. Immer wesentlicher, ihn treibt der Geist, wird daneben seine Stellungnahme zu den direktiven Fragen der Genossenschaft. Seine Gestaltungskraft ist so am Tage erster Betätigung schon durchaus notwendig geworden und damit ist er der Bedarfsarbeit von sich aus soweit enthoben, als er der Zielarbeit seine Kräfte weihen kann. Wir hätten unter Bedarfsarbeit im heutigen Sinn alle kaufmännische Tätigkeit, die Fabrikation und die landwirtschaftliche Arbeit zu verstehen, unter Zielarbeit jedes pädagogische, künstlerische und organische Wirken.

Wesentlich dieser Theorie zu widerstreiten scheint nur der wissenschaft-

liche Spezialmenſch, der als Arzt oder Ingenieur gewiſſe ſchwierige Arbeit in langen Jahren erlernen muß. Aber auch dies Problem ſcheint mir mehr eine Übergangsfrage von heute auf morgen zu ſein, die beſonders eingehend zu behandeln ſich in prinzipiellen Auseinanderſetzungen erübrigt. Auch derartig ſpezialwiſſenſchaftliche Berufe ſollen keineswegs vom urſprünglichen Leben der Genoſſenſchaft befreit ſein. Was brauchen wir Studenten, die mit 18 Jahren auf der Hochſchule ſitzen und nicht wiſſen, was ſie wollen? Jeder junge Menſch ſoll bis zum 25. Lebensjahr geſellſchaftlich notwendigſte, ſtufenweiſe variierte, ſelbſt, was ſeine Konſtitution entſcheidet, härteſte Arbeit leiſten, dann wird die Welt mit einem Schlage beſſer und geſünder ſein, und wir haben das widerliche Bild des grauhaarigen Arbeiters los, der mit zitternden Händen noch den Schraubſtock bedient. —

Nicht eher wird Revolution, als bis alle Jungen das Leben ſo anpacken lernen wie es iſt, und der älteren, hoffenden Generation rufe ich zu, ihre revolutionäre Energie noch ſo zu verwenden, jedem Jungen das Bewußtſein ſeiner Totalität auf die Seele zu brennen. Die Frage der Arbeitsteilung iſt ein häßliches Schimpfwort für jeden Menſchen, er mag tun, was er will. *Zu allen Lebensäußerungen erzieht uns das Leben ſelbſt, und wir wollen heranwachſen zu unſerer Vollendung, indem wir nützliche Arbeit tun.* So wird der vollwertige Menſch, ohne den das Wirken des Schöpferiſchen nur Utopie bleibt. Weg mit dem engen Schulbetrieb; jeder Sarg eines Oberlehrers iſt eine Stufe zum Gipfel! Der Geiſtige aber wachſe heraus aus der Gemeinſchaft, in der er nicht mehr um Anerkennung ſich bemüht; denn jeder Schritt, den er tut, dokumentiert ſeine Beſonderheit.

Wenn Tauſende von uns heute vagabundieren, ehe ſie einen Berufszwang anerkennen, dann ſollen ſie nur trotzen; ſie machen Revolution und die Zukunft wird ſie verſtehen. Das iſt unſer Ausweis, daß wir lieber verhungern, als dem Bürger dienen. Doch auch eine „Diktatur des Proletariats" werden wir nur bis zur Sicherung der revolutionären Errungenſchaften ſtützen können. Dann fordern wir eine Umgeburt aus dem Menſchen und nur für den *Menſchen*.

Eine Unterſuchung über eine derartig komplizierte Frage gleicht in ſo engem Rahmen eigentlich immer einem Angebot und ſo ſei auch dieſe Ausführung ein Angebot an den politiſchen Leſer, der bedenken möge, daß es immer leichter iſt, „einen Menſchen zu etwas zu machen", als „etwas aus einem Menſchen zu machen". Letzteres aber gibt allein die Reſonanz, die wir ſuchen.

IV. Die Lohnfrage

Noch relativer als die Frage der Arbeitsteilung erſcheint uns die Frage der Entlohnung der Arbeit. Selbſt deutſche Geheimräte

wiſſen heute ſoviel von den Kommuniſten, daß ſie gleichen Lohn für alle fordern oder was dasſelbe heißt, daß ſie die Notwendigkeit der kapitaliſtiſchen Wertung unſeres Lebens beſtreiten. An Stelle des Geldes ſollen Genußſcheine treten, die nur dazu dienen, die weſentliche Beziehung des Individuums zur Genoſſenſchaft, ſeine Mitarbeit in Regelung (und Kontrolle) zu halten, d. h. das Geld ſoll ſeiner Allmacht entkleidet werden.

Mit einem gewiſſen Schein von Recht macht heute noch der „Gebildete" ſeine koſtſpielige Vorbildung zur Grundlage ſeiner Lohnforderung. Dem iſt entgegenzuhalten, daß der Einwurf des Handarbeiters, er hätte auch gern beſſere Bildung gehabt und ſeine Arbeit ſei zudem eine viel unangenehmere, durchaus ſtichhaltig iſt. Die Fortbildung des Proletariats übertrifft denn auch trotz vieler Hemmniſſe alle Erwartungen; zudem iſt die Arbeitsleiſtung eines Bergmanns zur Zeit viel weſentlicher als die eines Landrats. Wenn wir ſchon in der Übergangszeit zur Gemeingeſellſchaft noch „ungleiche Löhne" geben, ſo wird heute die Unannehmlichkeit der Arbeit vor allem bezahlt werden müſſen.

Die ſchlimmſten Feinde der kommuniſtiſchen Idee ſind aber die, die zu ihrem Anſporn zur Arbeit die Ausſicht auf klingenden Gewinn haben müſſen, die ausſchreien, daß die Initiative ohne Kapitalismus zum Tode verurteilt ſei. Als wenn das Schaffen irgendeines Dichters jemals darob verſagt hätte, daß er ſchlechter entlohnt wurde als der Schauſpieler, der ihn rezitierte, oder gar der Verleger, der ihn herausgab! Alſo iſt jener ſchmutzige Spekulationsgeiſt entlarvt, nicht der Geiſt der Unternehmer, ſondern der der Profitiers.

Wir können, und wir faſſen uns dahin zuſammen, dem ſchöpferiſchen Menſchen keine andere Entlohnung geben als irgendeinem Handlanger der Kommune. Wir ſichern jedem ſeine Exiſtenz gleichermaßen und es wird *in allen Fällen die Maximalexiſtenz aller Individuen* ſein.

Viel ſchwieriger iſt uns in dieſem Zuſammenhang das pſychologiſche Problem des ſchöpferiſchen Menſchen, der notwendig eintretende, immer ſtärker ſich betonende Zuſtand perſönlichen Erlebens. *Die Frage des Geſchmacks, das einzig individualiſierende Moment in der Zweckgenoſſenſchaft, ſetzt dem Problem der äußeren Normierung unauflösliche Widerſtände entgegen.* Wir müſſen hier doch letztlich an die Objektivität unſerer Mitmenſchen appellieren, an das laisser-faire der Kulturperſönlichkeit, der größten Lebensmacht, aus Sympathie und Takt geboren. Die Frage der Harmoniſierung unſeres Seins kann kein Sozialismus löſen, wohl aber das ſchlichteſte Menſchenherz. Die beſonders dem Schöpferiſchen eigene Neigung zu höchſt individuellen Bedürfniſſen macht es aber vielleicht nur dem Sozialiſten möglich, Allbeglücker zu ſein. Sein Wagemut zur größten Freiheit gibt eine letzte Möglichkeit zur — Entlohnung der Qualität.

V. Der Genuß der Freiheit

So ſind wir bei der Freiheit der Einzelperſönlichkeit angelangt, dem Götterweſen, das alle Geſetze der Welt bis heute vergewaltigt haben, dem alle Idealiſten von jeher ihre Hymnen ſangen, das zuſammengebunden mit minderwertigeren Schweſtern, wie der Pflicht, der Notwendigkeit, der Zweckmäßigkeit, durchaus ſeine urſprüngliche Wunderkraft verlor. Willkür hat es auf der Welt immer ſehr viel, perſönliche Freiheit aber ſehr wenig gegeben, und wenn die kommende „Diktatur des Proletariats" eine Sabotage der perſönlichen Freiheit ſein ſoll, ſo iſt ſie in Wahrheit nur die Erwürgerin des fetteſten kapitaliſtiſchen Wechſelbalgs.

Daß es dem Hochgeiſtigen ſo ſchwer werden ſollte, einmal einem großen Ziel zu Liebe ein paar Jahre ſeines Lebens ſich zu entäußern und in den Gleichtritt der Revolution zu treten? Opfer bedeuten für den ſchöpferiſchen Menſchen die größten aller Steigerungen.

Wir geben in der „kommuniſtiſchen" Geſellſchaft der Freiheit ihren Selbſtwert zurück; der iſt individuell. Je bedarfsgemäßer wir unſere Produktivität geſtalten, um ſo ſpielender, weil erlebnisvoller, wird die Arbeit vonſtatten gehen, um ſo bewußter werden wir unſer Leben leben, um ſo geiſtiger werden wir ſein. Das heißt aber, den Schöpferiſchen unter uns alle Möglichkeiten geben, ihre Kräfte zu äußern, und je kraſſer die Maſchinen ſauſen, je ökonomiſcher wir uns einrichten, deſto wuchtiger wird unſer Wollen ſein. Zwiſchen den Genüſſen, die alle gleichermaßen unter ſich teilen, wird der Selbſtgenuß der Einzelperſönlichkeit immer mehr hervortreten und ſich geiſtige Ziele ſetzen.

Mehr als von der individuellen Freiheit an ſich wird von der Begabung zur Freiheit die Rede ſein, wenn das volle Leben ſo billig zu haben iſt, daß jeder es hat. Was findeſt du am Ende Beſonderes in der Welt, o Menſch, als die Grenzen deiner Natur? So trage dich aus mit allen deinen Talenten und entdecke deine Güte! Und du, Schöpfer, jage nach allen deinen Geſtalten, wir geben dich dir ganz; denn wir wollen dich ganz.

Und dem Bürger zur Qual müſſen wir nun ſagen, daß dann die „kommuniſtiſche Langeweile" aus der Welt verſchwunden ſein wird. Die Anarchie löſt den letzten Zwang auf, der zwei Menſchen aneinander feſſelt; ſie rundet jeden Menſchen in ſich ab und ſteigert einen am anderen.

Wir ſind am Ziel, der *erfüllte Menſch* macht ſich in uns breit, wir ſind des Denkens müde.

Wollen wir noch den Einſamen reden, die uns ferne ſtehen, um eine Tragik zu weiden. Und ich frage ſie: Wollt ihr eueren Peſſimismus ſchon in der Goſſe verſpritzen? Tragiſch iſt der Menſch, ja, das Glück

iſt eine relative Angelegenheit, une petite chose, die wir nie recht feſtzuhalten wagen. Aber ich ſage dir, Menſch, ehe du die Erde nicht zu eng für dich findeſt, wird deine Tragik kurzatmig ſein und bald verſiechen. So gehe hin und erobere dir die Erde. Dann komme zurück zu deinen Wolken, Träumer Menſch. Dann fahre mit ihnen fort über meine rote Erde und lande in blauer Ferne. Schon leuchten die Sterne der Nacht. Heute habt ihr keine Gewalt über mich, engelsgleiche Geſichter; ich falle nieder auf harte Kniee — morgen noch gilt es Mitmenſch zu ſein.

Mir pocht ein Herz in der Bruſt: Wir alle werden Schöpfer ...

Paul W. Eiſold / Neue Kultur

Gedanken eines Proletariers

Wenn im folgenden verſucht werden ſoll, einiges zu dem wichtigen Fragenkomplex „Proletariſche Kultur und Kunſt" zu ſagen, ſo lege ich im Beginnen Wert darauf, feſtzuſtellen, daß dieſe Auslaſſungen nicht vom immer ſchiefen, engen und einſeitigen Geſichtswinkel irgendeines Parteiſtandpunktes geſehen, noch beeinflußt ſind und erſcheinen ſollen von den Konſequenzen eines Programms oder einer Partei. Ich habe mich bemüht, ganz unabhängig zu ſein, den höchſten Turm ſachlicher, unbeeinflußter, vorurteilsloſer Betrachtung zu erſteigen: ob mir dies reſtlos gelungen, wird die kritiſche Bewertung durch die Praxis zu entſcheiden wiſſen!

Ich ſage: nicht von irgendeinem Parteiſtandpunkt. Mir dünkt der in dieſem Falle äußerſt gefährlich, ja, falſch. Die Entwicklung des Lebendigen, Dauerhaften, Allgemein-gültigen hat noch immer auch das logiſchſt konſtruierte Kartenhaus einer Partei, ſprich: Umzirkung von Vorausſetzung, Folgerung, Geſchehen, mit vehementeſter Eleganz zum Stürzen gebracht. Hat, was heute höchſter Weisheit letzter Schluß, ſchon morgen auf dem Karren der Lächerlichkeit feilgeboten. Partei iſt in dieſem Falle Sammellinſe, Erziehung zu Dogmatik und Kabuliſtik, Gefrierprozeß ins Einſeitige, Theoretiſch-Abſtrakte. Iſt Weiterwachſen und Verharren zugleich in weltfernem Idealismus, und, das Gefährlichſte, einen ſchlimmen Abſolutismus. Partei iſt erſtarrte Form gegenüber einem unſagbar bewegten und in immer neuen Formen und Farben ſich abrollendem Geſchehen, Fremdkörper in einer wildkreiſenden Zeit! Es ergibt ſich daher als zwingende Notwendigkeit, dieſe Zwangsjacke geiſtiger Entfaltungsmöglichkeit abzuſtreifen. Von höherer Warte kühl-wägender Sachlichkeit dies wogende Meer zu klären.

Begriffe zu ſcheiden, Grundſätzliches und Weſentliches von der Spreu revolutionsromantiſcher Ideen und intellektualiſtiſchen Snob-Proletariertums auszutun. Frei jenem Phraſengeklingel, das wir in dem Revolutionsjahranderthalb bis zum Erbrechen verſchlucken mußten. Einfach. Klar. Hier kann nur das ethiſche Bewußtſein richten. Das Verantwortungsgefühl. Die Lauterkeit des Geiſtes und des Herzens. Die höchſte Sittlichkeit, verankert im Tiefſt-Menſchlichen! Von dieſer einzigſten und ewigen Plattform ſei am dornenvollen Wege ein neues Licht gezündet! Ein Licht, zum großen Strahlenkranz gefügt, der einſt die ganze Welt erleuchten wird.

Proletariſche Kultur. Das iſt die Kultur der Proletarier. Die Zuſammenfaſſung aller Handlungen, Bewegungen, Organiſationen und Äußerungen realer und idealer Natur, im urſächlichen Zuſammenhang ſtehend und voneinander bedingt und erfüllt. Kultur iſt, bildlich geſprochen, gleichſam das Geſicht einer Geſamtheit, die in lebendiger Wechſelwirkung vernichtet und gebiert. Die im freien Spiel der Kräfte nach einem gewiſſen Plan, nach einer ihr eigenen und immer wechſelnden kauſalen Geſetzmäßigkeit ſich ihr höchſtes Ideal zu ſchaffen ſucht. Ihre ſtrahlendſte Reife. Dieſe Reife, dieſe Vollendung iſt die Kultur. Je nach der geiſtigen Einſtellung in ſittlicher, wirtſchaftlicher, politiſcher Beziehung wird man, zunächſt theoretiſch, zu dem Ergebnis gelangen, ob ſich die Kultur in aufſteigender oder abſteigender Linie befindet. Praktiſch wird man den Auf- und Abſtieg an den wirtſchaftlichen Lebensbedingungen der breiten Maſſe, an ihrer Beſſerſtellung oder Verelendung, meſſen können. Im weiteren Verlaufe des Abſtiegs noch von Kultur zu ſprechen, iſt paradox, eine Verzerrung des Begriffes. Dies hinderte jedoch gewiſſe Kreiſe nicht, mit den Leimruten der „höchſten Blüte unſerer Kultur" hauſieren zu gehen und den hochmütigen, größenwahnſinnigen Satz zu prägen, daß „am deutſchen Weſen einſt noch die ganze Welt geneſen" würde. Doch, das nur nebenbei!

Proletariſche Kultur. Das iſt die Kultur der Proletarier. Der Beſitzloſen. Der Enterbten. Der Lohnſklaven. Alſo eine Kultur der Beſitzloſen? Das wäre eng. Alle ſind nach Errichtung der ſozialiſtiſchen Geſellſchaftsordnung Beſitzende, alle tragen Mitverantwortung am Eigentum der Geſamtheit, alle für alle!, iſt die neue große Forderung: können wir da von einer Kultur der Beſitzloſen ſprechen? Ohne uns der Gefahr auszuſetzen, grundſätzlich mißdeutet zu werden? Oder: ſozialiſtiſche Kultur? Auch dies ſcheint mir nicht erſchöpfend. Der Sozialismus iſt eine Etappe in der Entwicklung der Menſchheit. Die Kultur würde bald über dieſen Rahmen hinauswachſen. So hätte dieſe Bezeichnung nur relativen Wert. Wäre ein Kompromiß! Warum will man nicht überhaupt nur „Kultur" ſagen? Das Wort enthält ja alles!

Und, zur Unterſcheidung vom Abklatſch dieſer Kultur, dem jetzigen Zuſtand oder „bürgerliche Kultur“ (die längſt verging!) genannt, „Neue Kultur“! Damit iſt zugleich ihr Inhalt gekennzeichnet: wachſend aus dem ſozialiſtiſchen Unterbau in Wirtſchaft und Verfaſſung wird ſie eine Kultur der Arbeit und darüber hinaus eine Menſchheitskultur werden, überhaupt: die Kultur. Und doch:

Es wäre Prophetie, arrogante Anmaßung, zu ſagen, ſo und ſo wird die neue Kultur ausſehen, ſo und ſo wird ſie ſich geſtalten. Eine Kultur wird ja nicht gemacht. Aber wir können aus den Ergebniſſen unſerer marxiſtiſchen Schulung, aus den Ideenkreiſen ſozialiſtiſchen Denkens heraus, wohl gefühlsmäßig noch und nur erahnend, einige grundſätzliche Linien ableiten. Können einige Gipfelpunkte wahrnehmen, von denen dann ſich das ganze ungeheuerliche, vielgeſtaltige Erſcheinungsgebiet der Lebensäußerungen einer Geſamtheit erfüllen und runden wird. Aus der Gegenüberſtellung alter, bürgerlicher Kultur mit den Ideen neuer Kultur wird Erkenntnis wachſen der weſentlichſten Notwendigkeit, die bürgerliche Kultur völlig zu erkennen, Urſache und Wirkung, Vorausſetzung und Folgerung am Objekt nachweiſen und konſtruieren zu können. Aber nicht vom Marxismus allein, auch von der neuen Stellung des Menſchen zum Menſchen, vom neuen Weltgefühl, Weltbürgertum, von der Einordnung des Individuums ins unendliche Geſchehen als nicht mehr paſſives, ſondern aktives Mitglied, werden uns Strahlenbündel zu dem ſonnigen Plateau der Kultur weiſen.

Leicht wird man in den Abfaſſungen der Programme der verſchiedenen ſozialiſtiſchen Parteien die hervorſtechendſten Merkmale der Unterſcheidung beider Kulturen finden. Wird im einfachen Denkprozeß bis an die Wurzeln der die gegenſätzlichen Elemente in den Programmen bedingenden Weltanſchauungen gehen können. Unſchwer wird auch, wer mit offenem Auge und Herz durch die Welt geht, an den Erſcheinungen des täglich ſich abrollenden, vielgeſtaltigen Geſchehens den ungeheuren Widerſpruch zu erkennen vermögen, den Widerſpruch zwiſchen dem unbeirrbaren, klaren, menſchlichen Gefühl und der Grauſamkeit und Brutalität der bürgerlichen Weltordnung. Und wie dieſe Brutalität der bürgerlichen Weltordnung ſich logiſch zum Imperialismus im großen und im kleinen, im einzelnen und in der Maſſe ſteigern mußte. Wie dem Imperialismus ſich alle Inſtitutionen der Geſellſchaftsordnung unterordnen mußten, Staat, Kirche, Schule, Arbeitsverhältnis. Wie das Verhältnis von Menſch zu Menſch in einen Zuſtand geriet, daß ein groteskes Hirn abſurd, aber mit unheimlicher Schärfe, den Satz prägen konnte: „Der Menſch iſt des Menſchen Feind“ ... einen Zuſtand, der naturnotwendig den bis ins Perverſe geſteigerten Selbſterhaltungstrieb in nackteſten Egoismus, Verbrechen, Entfeſſelung aller niedrigſten, tierhaften Inſtinkte und Triebe ausarten

ließ. So, daß der Menſch ſich ſelbſt nicht mehr kannte, daß er des anderen Leben aufs Spiel ſetzte, um ſeines zu erhalten. So erweiſt ſich dieſe ganze Epoche als die einer grandioſen Dekadenz. Als einzigartige, fortſchreitende Degeneration des ethiſchen Empfindens. Die bürgerliche Kultur in ihrer Vervollkommnung, Imperialismus, iſt Recht und Ergebnis der Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen, im höchſten Stadium: durch die Produktionskräfte. Der Spießer iſt ihr konſequenteſter Typus.

Schiller ſchuf im „Lied von der Glocke" die geiſtige Fundamentierung, die Olympiſierung der Arbeit um Lohn und Ruhe. Das war durchaus ſittlich, Kants kategoriſcher Imperativ ins praktiſch-ökonomiſche überſetzt. Aber bald wurde dieſe Moral zum Zerrbild. Zur Metze des Kapitals. Das heißt: der dynamiſchen Kräfte des wirtſchaftlichen Lebens. Ja ... nach der bürgerlichen Emanzipation und im Werden des modernen Induſtrialismus zur verſtaubten Reliquie verknöcherter Gelehrter und gutgläubiger, weltferner Idealiſten. Die großen ſittlichen Lehren Kants über Aufbau, Rechte und Pflichten des Staates wurden verwäſſert mit bürgerlich-kapitaliſtiſcher, profitwirtſchaftlicher „Notwendigkeits"-Ethik. Der Staat, deſſen vornehmſte Aufgabe das Glück der Bürger ſein ſollte, erſtarrte zu einem öden, egoiſtiſchen, bureaukratiſchen, von Stupidität und Sinnloſigkeit geradezu ſtrotzenden Organiſationsgebilde. Wurde Werkzeug, Selbſtzweck, anſtatt Mittel zum Zweck zu bleiben. Ja, und er ſcheute ſich nicht, ſich zum Geſchäftebeſorger, Prügeljungen und Henkersknecht einer expanſionslüſternen, goldgierigen, verbrecheriſchen Minderheit zu degradieren, die frivol und verantwortungslos lediglich um Befriedigung ihrer Profitintereſſen einen ſolch ungeheuerlichen Völkermord inſzenierte, wie ihn die Weltgeſchichte bis dahin noch nicht geſehen hatte. Aber kein in bürgerlicher Ideologie hoſierender Gelehrter rief zum flammenden Proteſt gegen dieſe offenſichtliche Verhöhnung des reinen Staatsgedankens auf! Gegen dieſen Mißbrauch der Macht und gegen die Vergewaltigung eines ganzen Volkes. Nicht eine einzige Stimme aus bürgerlichem Lager ſchrie zum Himmel die ungeheuerliche Blasphemie, um der Exiſtenz des Staates willen die Unverletzlichkeit des Lebens anzutaſten! Des Lebens, das das Höchſte, Heiligſte iſt!! Und die Kirche, Hüterin der Kultur, Moral, Menſchlichkeit, Frömmigkeit, triefend von Nächſtenliebe und Chriſtlichkeit, in Wahrheit die ekelhafteſte Eiterbeule in der Geſellſchaftsordnung, ſie ſchleuderte nicht einen Bannfluch von der Baſtei ihrer verletzten und ſchärfſt mißhandelten Grundſätze ..... nein!!, ſie log dieſen ehernen, ewigen Fundamentalſatz der Menſchlichkeit „du ſollſt nicht töten!" um, ſuchte mit erbärmlicher Demagogie und Dialektik die Bedingtheit dieſer Forderung und ihre eigene Reinheit und Konſequenz aufzuzeigen. Oh ... und Millionen armer, verführter, meinungs-

loſer Volksgenoſſen ſtanden in den Straßen, mit dem Föhnſturm falſcher Begeiſterung auf den Lippen. Standen als duldſame, irregeleitete Schafe in der Hand eines ebenſo irren „Va banque“-Spielers, ihr armes Leben daran zu ſetzen zur Erhaltung dieſer noch ärmeren Kultur: gibt es etwas Draſtiſcheres, die ganze große Verderblichkeit und Widerſinnigkeit dieſer Geſellſchaftsordnung aufzuzeigen? Iſt nicht die Tatſache des Krieges überhaupt ſchlagendſter Beweis, daß dieſe Kultur — keine war? Iſt nicht die vermeintliche Notwendigkeit der Bewaffnung Armutszeugnis für die wenige Tiefe der Seele des Einzelnen wie für die Geiſtloſigkeit des ganzen Syſtems? Und wurde nicht gerade der Geiſt, nach Meinung bürgerlicher Ideologie der „göttliche Funke“, am härteſten unterdrückt? Unterdrückt aus der bleichen Angſt, die gähnende Hohlheit ihres Kartenhauſes könne mit einer kühnen geiſtigen Tat demaskiert werden!

Es wäre natürlich vollkommen verfehlt, einzelne Perſonen oder Inſtitutionen hier verantwortlich zu machen. Sie handelten in ihrem Sinne durchaus logiſch, konſequent und moraliſch. Hier gilt es, daß das ganze Syſtem geändert wird, von Grund aus in ſeinen Urſachen und Geſetzmäßigkeiten.

Dieſe Umwandlung wird ſich naturgemäß ſehr langſam vollziehen. Man kann nicht durch Dekret einfach das Denken in eine dem bisherigen Anſchauen gerade entgegengeſetzte Richtung zwingen. Hier muß in unendlicher, mühſalvoller Arbeit Stein um Stein zuſammengetragen werden, muß mit Hingabe und Liebe ein Acker entſteint werden, der einſt die ſchönſten Früchte tragen wird. Die Mithilfe aller iſt notwendig, dem bürgerlichen Sumpfe auszukommen.

Aus dieſem ergibt ſich die Notwendigkeit der Verbreitung der Reſultate, die wir aus der Gegenüberſtellung beider Kulturen gewonnen. Die Verbreitung der grundſätzlichen Forderungen und Inhalte, die als unverrückbar gelten können. Auch die neue Kultur wird aus den Wechſelwirkungen zwiſchen ökonomiſchen und geiſtigen Leben erwachſen. Aber ſie wird auf der Baſis der Gemeinſchaftlichkeit begründet ſein. Sie wird die Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen umgewandelt haben in jenes große Gebot des Urchriſtentums: „Alle für alle!“ Damit iſt im weſentlichſten die geiſtige, wirtſchaftliche und politiſche Struktur gekennzeichnet. Aus dieſen Quellen wird alles fließen: abſolute Demokratie, Freiheit, Frieden, wahrhaftes Menſchſein. Die Vereinigung aller in der Liebe. Und ſo wird letzlich die große Menſchheits-Kultur werden: Die Kultur. Die vollendeſte Harmonie geiſtigen und körperlichen Lebens.

Weſentlicher Beſtandteil einer Kultur ſind die Kunſtäußerungen eines Volkes. Iſt die Kunſt. Darum iſt es notwendig, auch ſie beim Verſuch der Klärung des Kulturbegriffes in den Kreis der Be-

trachtung zu ziehen. Ja ... und nun fragen wir uns zunächſt wieder: was iſt die Kunſt? und ſtehen vor einem Rieſenberg von Meinungen und Ausdeutungen. Stehen vor einer Fülle fein nuancierter Definitionsverſuche mit ſtarkem ſubjektiven Einſchlag, gehen irr der vielen Meinungen .... und doch: Kunſt iſt immer das Beſtreben, ſittliche Werte in irgendwelcher Form vor das Bewußtſein der Menſchen zu ſtellen. Sie iſt alſo Mittlerin zwiſchen Gottgeiſt und Weltgeiſt. Gottgeiſt, die Vollkommenheit in allem, Weltgeiſt, die innen-menſchliche und außenmenſchliche Wirklichkeit. Iſt die Kunſt alſo, philoſophiſch ausgedrückt, das fortgeſetzte Ringen des Weltgeiſtes um den Gottgeiſt. Der Kampf um höchſte Reife und Vollendung. Kunſt hat immer einen myſtiſchen Einſchlag, das heißt: ſie iſt bedingt und durchſetzt von den Gefühlen, Wünſchen und Sehnſüchten nach einem Leben außer dieſem Leben, nach einer ſchöneren, reineren, verklärten Welt hinter dieſem „Schleier der Maja", dieſer Erſcheinungswelt. Kunſt iſt immer ein Erzeugnis des Einzelmenſchen, des Individuums, ungeheuerlich erlebt und erlitten, iſt Offenbarung, Prophetie in fernſte Zukunft, Aufſchrei, Schmerz, Ekſtaſe, ſanfte Melodie, Ergebung, Tod. Und der Künſtler (ich habe das Wort „wahre" fortgelaſſen, ebenſo bei Kunſt, denn es gibt nur *den* Künſtler, *die* Kunſt!) iſt Voranſchreitender ſeiner Zeit, Seher, Mahner, gefülltes Gefäß der vielbunten Bewegungen der Epoche, die es dann, reich verklärt, wieder entgießt. So ergibt ſich von ſelbſt, daß die Sprache des Künſtlers, in Dichtung, Malerei, Plaſtik, Muſik, alſo Ausdruck, Farbe, Form, Melodie, ſich immer in einer gewiſſen Differenz von der Auffaſſungsmöglichkeit der Maſſe befindet. Daß der Künſtler logiſcherweiſe von nur einem kleinen Kreiſe verſtanden werden wird. Man wird demnach wohl ſchwerlich von einer Kunſt für die Maſſe ſprechen können. Dieſe bedauerliche Tatſache muß leider als beſtehend hingenommen werden, wenn auch bis zu gewiſſen Grenzen ihre Unbedingtheit erſchüttert werden kann.

Kunſt kann ſomit auch nicht Privileg irgendeines Standes, einer Klaſſe, einer Partei ſein. Die Kunſt iſt — im reinſten Sinne des Wortes — international. Sie kann allerdings beſtimmte Färbungen einer Zeit annehmen, von einer Weltanſchauung erfüllt ſein: ein entſprechendes Adjektiv wird dieſe Kunſt voneinander zu ſcheiden wiſſen. Aber nur inſoweit wird ſie als Kunſt angeſehen werden können, als ſie den Boden des Allgemein-gültigen, Zeitloſen, Ewig-menſchlichen nicht verläßt. Und der Künſtler, deſſen Kunſtwerk Blut von ſeinem Blute iſt, darin als univerſaler Menſch ohne Partei, Standesintereſſen, ohne Egoismus erſcheint.

Nun hat es ja zu verſchiedenen Zeiten verſchiedene Auffaſſungen über das Weſen der Kunſt und in noch weit heftiger befehdetem Maße über deren Form gegeben. Und es wird immer ein Zankapfel bleiben, was

eigentlich als Kunſt angeſprochen werden kann unter den vielen, unter dieſem Titel ſegelnden Anpreiſungen. Natürlich ſind ganz ſcharf abzulehnen jene Zuſtandsſchilderungen, die nur um ihrer ſelbſt willen da ſind. Die in ſeichter, entſtellender Weiſe lediglich der Unterhaltung und ſadiſtiſchem Nervenkitzel einer Minderheit geiſtig-perverſer Menſchen dienen. Und auch jene albernen, blöden Luſtſpiele, Poſſen und Schwänke, auf Koſten phyſiſcher Unfähigkeit eines anderen Menſchen, die ſich in gemeinen Witzen und Zoten gefallen, aus der Situationskomik ihre Handlung und dem „Verlangen nach Abwechſlung" ihre ſehr fragmentariſche Daſeinsberechtigung ableiten. Damit ſoll nicht geſagt ſein, Kunſt müſſe nur ernſte Gedanken in ernſter Form behandeln: oh, iſt es doch die weitaus ſchwerſte Kunſtform, aus ernſten Urſachen pſychologiſch richtig komiſche Wirkungen zu erzielen! Mit der lächelnden Miene des „Über-allem-Stehens" Tragik und Komik zu wundervoller Einheit zu verſchmelzen! Ja, und ſelbſt die Satire, geboren aus höchſter Ethik, wird mit ſchmerzvoll-blutendem Herzen und beißendem Hohn dennoch ein reines, gehaltvolles Gefühl auslöſen.

Wurde oben geſagt: Der Künſtler iſt Voranſchreitender ſeiner Zeit, ſo iſt auch das Kunſtwerk Neuland, Brücke, weit in die Zukunft geſpannt. Entquollen aus der Zeit, dem Drängen und Fühlen der Maſſe, aber aus ihr entriſſen in eine Sphäre, die der Zeit lächelt. Die weit über dem jeweiligen Denkvermögen der Maſſe ſteht. Leider! Aber dieſer Dualismus wird ſich nie beſeitigen laſſen! Es müßte denn der Einzelne ein dem Künſtler in geiſtiger Beziehung Verwandter werden, oder das Kunſtwerk zum — Kitſch! Daß beides ausgeſchloſſen iſt, erſcheint wohl ohne beſondere Beweiſe überzeugend.

Nach dieſen allgemeinen Ausführungen über die Kunſt iſt es notwendig, zu unterſuchen, inwieweit die jetzigen Kunſtäußerungen der „jüngſten" Künſtler ſich mit den Grundſätzen für die neue Kultur decken. Und zwar wollen wir uns hier nur auf das Gebiet der Literatur beſchränken, da es verhältnismäßig am leichteſten erklärbar. Irgendwo fiel in öffentlicher Debatte der Ausdruck: Proletariſche Kunſt. Ich lehne dieſen Ausdruck aus gleichen Gründen ab wie proletariſche Kultur. Der Begriff iſt zu eng gefaßt, er hat ſich ſelbſt Feſſeln angelegt. Man kann ſich nichts dabei denken. Wenn man ſchon ein Schlagwort will: Sozialiſtiſche Kunſt. Doch ich halte auch dies nicht für gut. Es ſchmeckt nach Partei. Vielleicht beſſer zu ſagen: Kunſt mit der Tendenz konſequenteſter Menſchlichkeit. Daß dieſe Kunſt in kommuniſtiſcher Gedankenwelt wurzeln wird, iſt ohne weiteres klar! So ſei von dieſem Geſichtspunkte ein kurzer Überblick über die „jüngſte" Literatur gegeben.

Als gegen Ende des erſten und Anfang des zweiten Jahrzehntes des 20. Jahrhunderts der Aufruhr gegen den immer mehr erſtarrenden Im-

preſſionismus, die letzte Kunſtform der bürgerlichen Geſellſchaftsordnung, einſetzte, ſtiegen auch hier und da unerhörte Aufſchreie über die unſägliche Not der Zeit aus jungen Dichterkehlen. Flatternd entrollten dieſe Dichter die Fahnen ihres Leids, das zugleich aller Leid und Pein war. In Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen und flammenden Aufrufen traten ſie den „Kreuzzug des Geiſtes zur Rettung der bedrängten Menſchheit" an. Warfen in die ungeheuerliche Vermechaniſierung und Stupidiſierung auch des Geiſtes durch die ökonomiſchen Verhältniſſe plötzlich und kühn die Forderung: Menſch, werde weſentlich! Dieſe Dichter, Schriftſteller, Publiziſten, gewaltig der Notwendigkeit der Hinwendung der Kunſt zum Politiſchen befallen, liefen nun Sturm gegen alle Überlieferungen, Einrichtungen und Beweglichkeiten der beſtehenden Geſellſchaftsordnung. Verſtrömt an die Armſeligkeit der Worte Freundſchaft, Güte, Liebe, Wahrheit, Menſchlichkeit ſtimmten ſie einen weltumfliegenden Kantus an, leidenſchaftlich, revolutionär. Standen in Not und Gefahr um ihre Überzeugung, daß aufgepeitſcht und rückgeführt zu ſich ſelbſt, der Menſch, gefeſſelt an die Ruderbänke der Galeeren, endlich dieſes verhaßte Joch in heiligem Zorne von ſich werfen würde, um frei zu ſein, das große Gemeinſchaftsreich zu gründen: Die Republik.

Gewiß, die Leidenſchaftlichkeit umgeſtaltenden Willens fiel in der Wahl der Ausdrucksmittel naturgemäß ins gegenteilige Extrem: ſie züchtete einen faden Intellektualismus, bis in ödeſte Phraſeologie ausartend. Das iſt entwicklungsgeſchichtlich und vom Standpunkte idealiſtiſcher Begeiſterung begreiflich und verzeihlich. Und nur der eingefleiſchte Vertreter des bisherigen Syſtems in Kunſt und Wirtſchaft und der ideologiſch-utopiſtiſche Verfechter einer „proletariſchen" Kunſt wird in dieſen Verſuchen keine poſitiven Wege vorwärts finden können und — wollen!

Aber wir, die wir wiſſen, daß die wirtſchaftliche Befreiung des Proletariats Hand in Hand mit der geiſtigen gehen muß, wir wollen jeden noch ſo kleinen Bauſtein aufnehmen und zum großen Ganzen fügen. Wiſſend: dies Haus iſt das ſchwerſte zu bauen!

Und nun wollen wir zu den ſchmerzlich-verkrampften Gedichten eines Georg Heym, zu den vom Tode beſchatteten Verſen Trakls treten, und plötzlich fühlen wir eine heiße Welle uns anſchlagen, zwingend in ein ungeheuerliches Miterleben ... und intenſiver, brodelnd Johannes R. Bechers ekſtatiſche Schreie um Menſchlichkeit und Verbrüderung, die ſeinerſeits Hafenclever in ſchwungvoll-pathetiſche Formen goß. Fühlen Max Brods lindernd-glättende Hand über unſere zerfurchte Stirn fahrend. Gehen ſelig unter in Werfels göttlicher Muſik ſeines „Weltfreundes", in den hymniſchen Strophen der Hingebung und Menſchenliebe. Und in dem ſtarken Bekenntnisbuche Leonhard Franks „Der

Menſch iſt gut", in Barbuſſes „Feuer", in all den Veröffentlichungen von Ludwig Rubiner, Karl Otten, Kurt Heynike, Franz Jung, Karl Kraus, Sternheim, Unruh, Zech. ... leuchtet uns nicht das „himmliſche Licht" mild ſtrahlend entgegen, eine neue Zukunft, eine neue Menſchheit kündend? Die neue Menſchheit, gegründet auf der körperlichen und geiſtigen Gleichberechtigung, auf der Baſis des Sozialismus? Klarerer, unerbittlicherer Konſequenz voll werden wir dieſe Idee hier leuchten ſehen als bei jenen „proletariſchen" „„Arbeiterkriegsdichtern"", die, fortgeriſſen vom Furor teutonicus, die geiſtige Bindung zwiſchen Proletariat und ſtaatserhaltenden Ideen herſtellten. Die den Krieg als Notwendigkeit, als Strafgericht (Lerſch: Gott ſpricht ....) anſahen. Und die dann, als auch ihrem immerhin beſtehenden und fühlenden Herzen die großen Jammer- und Wehglocken zu ertönen begannen, in „Revolution" mitmachten, weil ſich das Blättchen gewendet!

Selbſtverſtändlich wird man die dichteriſche Ausbeute der letzten Jahre ſcharf auf die Geſinnung hin ſcheiden müſſen. Doch man wird bei dieſer Sichtung ein gut Teil als für uns brauchbar, das heißt, adäquat den Ideen des Sozialismus und Kommunismus, akzeptieren können. Mit dieſem Material heißt es bauen. Gilt es, für Vergrößerung und Vertiefung beſorgt zu ſein.

Da iſt es unerläßlich, ſchärfſten Kampf gegen alle Beſtrebungen zu führen, die die bürgerliche Schein-Kultur durch das Mittel der Kunſt in Theater, Vortragsſaal, Buchausgabe und Lehramt ſtützen. Und weiterhin gegen die Inſtitutionen und Einrichtungen des Staates, Kirche, Schule, Volkshochſchule, Aufklärungsfilme und — das furchtbarſte Übel — die Preſſe.

Ja, und da wende ich mich an euch, Arbeitsbrüder, Genoſſen, an jeden Einzelnen unter euch, an dich, du Mann, an dich, du Frau: meidet konſequent alle ſeichten, läppiſchen Vergnügungen, geht nicht ins Kino, euch mit ſchwülſtiger Hintertreppenromantik vollzuplüſtern, euch an den albernen „Luſtſpielen" zu ergötzen, weil ihr „auch einmal lachen wollt"! Beſucht kein Theater, da man euch in der Operette mit Zweideutigkeiten und Zoten traktiert, kein Theater, das Luſt-, Schau- oder Rührſpiele gibt, in bürgerlicher Ideologie erzeugt und die bürgerliche Weltordnung verherrlichend. Werft alle Blätter, Familienzeitſchriften und Bücher, von letzteren namentlich die zeitgenöſſiſchen Unterhaltungsromane und die widerlich-ſentimentalen Geſchichten der ſchreibenden Frauen, als da ein Stolz jeden Hauſes ſind, Heimburg, Marlitt und — oh, deutſche Kultur!! — Courths Mahler .... werft all dies Geſchmeiß in den Ofen, vernichtet reſtlos alle aus irgendwelcher Bequemlichkeit oder falſcher Pietät noch ihr Leben friſtenden Erinnerungsſtücke aus „großer" Zeit — wir haben mit dieſen Dingen nichts mehr zu tun!

Und, wer alſo im Kleinen gekehrt, der ſchließe ſich an den Bünden

und Vereinigungen, bekämpfe in der Geſamtheit die Auswüchſe und Brutſtätten bürgerlicher Erhaltungs-Nervoſität um ihre Exiſtenz. Fordere die Einſtellung des Spielplans der Theater auf die neue geiſtige Orientierung, die Zerſtörung aller Denkmäler, ſoweit ſie nicht als künſtleriſche Tat ſelbſt für ihre Daſeinsberechtigung plädieren. Der Vergeſſensprozeß der Menſchen muß mit allen Mitteln gefördert werden, die radikale Beſeitigung aller hemmenden Einflüſſe iſt hier dringendſtes Poſtulat.

Arbeitsbrüder! Genoſſen! Gründet überall Räteſchulen! Nehmt teil an den bildenden Vortrags- und Diskuſſionsabenden im Rahmen eurer Organiſationen. Sucht ſelbſt kleine Zirkel ins Leben zu rufen, euch dort untereinander nach kurzem ſachlichen Referat über die ſtrittigen Fragen die notwendige Klärung anzueignen. Veranſtaltet mit Hilfe guter Vortragskünſtler literariſche Kunſtabende! Leſt die Bücher der nach obigen Grundſätzen auszuwählenden Dichter! Gründet, wenn es in euren fachmänniſch-künſtleriſchen und finanziellen Kräften ſteht, eigene Bühnen, von dieſen das neue Evangelium zu propagieren!

Aber — geht überall mit tiefſtem Ernſt und hohem Verantwortungsgefühl an dieſe ſchwierige und zugleich ſchönſte Aufgabe: eine Verbildung in einſeitigen Parteidoktrinarismus, ein Züchten falſcher Vorausſetzungen und Konſtellationen iſt weit gefährlicher als der Zuſtand der Indifferenz, der relativ leichter zu beſeitigen als eine vorgebildete Meinung aus den Angeln ihres Dünkels zu heben iſt. Verſtändiges Eingehen auf die individuellen Verſchiedenheiten, Liebe, eine unſagbare, duldſame, treue Liebe werden euch als unermüdliche Helfer zur Seite ſtehen müſſen! Und ganz zag und allmählich wird auch dem ſteinigſten Boden ein Hälmchen entgrünen, werden die Säulen wachſen, auf denen eine erneuerte Menſchheit ihre Opferfeuer der Liebe weihen wird.

Die Befreiung der Arbeiterklaſſe kann nur durch ſie ſelbſt geſchehen: auf Brüder, daß es tage!!

Helene Voigt-Diederichs / Frauen

I

Halb Kind, halb Weib — ſo tritt ſie lautlos ein,
Ums ſchwere Haupt goldroter Scheitel Schein,
Zag im Gewand die junge Hand verloren.

Kein Lächeln ſchenkte ſich, ob mancher bat,
Nur ihre Augen, braun wie der Granat
Am Hals ihr, flehn: wozu ward ich geboren?

2

Mit ihrem Mund, der prangt und rückwärts wacht
Zu irgendwem in kaum verlaſſ'ne Nacht,
Ihr Kind im Arm ſie durch die Roſen ſchreitet.

Nie reiner hob ſich junger Augen Flug,
Doch auf der Lippe heißgewölbtem Zug
Liegt ſchon der Mutter Schickſal vorbereitet.

3

Vielleicht iſt ſie auch ſchön — man weiß es nicht.
Nur wer verweilt auf ihrem Angeſicht,
Fühlt ſüß geeinigt ſein verſtreut Gemüte.

Ein ewig Mutterweſen niederſchaut,
das leuchtend ſich auf dieſer Stirn gebaut
Den Tempel einer ungemeſſ'nen Güte.

4

Auch Menſchen fühlten Glück. Doch Feld und Hain,
die liebten tiefer ſie und ohne Fragen,
Wenn ſie daher kam, nichts als ſchön zu ſein.

Denn ſie verſtanden mehr als Menſchen wagen
Der körperlichen Andacht Feierſchein:
Seht her, ich bin's, die dieſen Leib darf tragen!

5

Zwei Kindlein ihr am Knie. Der Blick beſternt
Von Mutterlicht, wie welkt er ſüß entfernt,
Wie ſchwer fürs Haupt die blonde Mädchenkrone.

Nicht ihr im Blut wuchs dieſer Leben Kraft.
Ihr Geiſt nur ſchuf und ſchmachtet rätſelhaft,
Daß Mutterwiſſen ihren Leib belohne.

Umſchau

Offener Brief an den Herausgeber Wir ſind uns heutzutage der Grenzen des Logiſchen zu ſehr bewußt, um zu meinen, man könne Kulturbekenntniſſe, die aus den ſittlichen Auseinanderſetzungen einer Willensnatur mit einer Art Geſetzlichkeit herausgewachſen ſind, auch nur einigermaßen beurteilen, ohne letzthin metaphyſiſche Fragen der Ethik zu

ſtellen. Wenn er dies nicht will, bleibt dem Vermittler zwiſchen Schrifttum und Volk nur die Aufgabe, auf den Autor hinzuweiſen, ſeine Denkform zu erklären und ſeinen Stil durch einige Proben zu belegen.

Es wäre nicht ſchwer, auf allen paar Seiten Ihres Buches* ein treffendes Wort über die geiſtigen und politiſchen Strömungen vor und nach dem Kriege, über Künſtlertum, Jugendbewegung und über die Seele des deutſchen Spießbürgers aufzuzeigen. Es würde durch die aphoriſtiſche Form Ihrer Äußerungen ein durchaus einheitlicher Weſenszug hindurchgehen: das Streben eines weniger intellektuell als gefühlsmäßig eingeſtellten Mannes, der Sinnlichkeit und ſchaffende Tat mit Idealismus zu verbinden ſucht und der deshalb mitten in der Flachheit und Genußſucht der Zeit nicht lockerläßt im Bemühen, ſeinem Volke einen neuen und tieferen Geiſt zu geben. Glaubend, daß eine Volkskultur möglich ſein müſſe, die den Einzelnen trägt und höherbildet, indem ſie Individualismus und ſoziale Geſinnung, Volkstum und Achtung des Fremden in einer großen Syntheſe vereinigt.

Dieſe kurzen Andeutungen müſſen und können hier genügen. Denn den Leſern dieſer Zeitſchrift ſind Ihre Perſönlichkeit und Ihre Aufſätze bekannt.

Ich glaube auch nicht, daß es für Menſchen von einiger Weite des Blickes viel beſagte, wenn ich in Ihren über Jahre tiefſter Umwälzungen hingehenden Aufſätzen dieſen oder jenen Fehlglauben nachweiſen wollte, oder wenn ich mit Ihnen darüber ſtreiten wollte, ob die Politik des realiſtiſchen Idealismus, die Sie und ich wünſchen, aus dem Bürgertum hervorgehen wird, wie Sie meinen, oder ob man, wie ich, dem Sozialismus hierin die führende Rolle zuzuſchreiben ſich entſchloſſen hat. Das ſind Fragen teils der Veranlagung, teils der perſönlichen Erfahrung; Fragen, über die das Leben in ſeiner Weiſe entſcheiden wird, nicht der Verſtand.

Doch drängt es mich, Ihnen hierüber eines zu ſagen. Sie ſelbſt zitieren gern einen Satz Lagardes. Dieſer Satz endet ungefähr mit den Worten: „Wenn nur die Winde wehen wollten!“ Nun iſt der Sturm gekommen — im November 1918 und ſpäter. Sie haben Ja dazu geſagt. Noch mehr: in den Kriegs- und Siegesjahren ſelbſt, als der deutſche Bürger auf die belgiſchen Kohlengruben und Waffenfabriken hoffte und ſich einbildete, daß am deutſchen Schieber- und Philiſtergeiſt noch einmal die Welt geneſen werde — in dieſen Jahren haben Sie die Hohlheit unſeres Taumels ſehr bald verſpürt. Und der äußere Sieg begann Ihnen mehr und mehr gleichgültig zu werden, denn Sie wußten, daß wir im weſentlichen, im Geiſte längſt verloren hatten.

Aber wenn ich Ihre Gedanken über Revolution und Sozialismus leſe, da kommt mir's vor, als wäre Ihr Jaſagen zur Revolution etwas theoretiſch. Denn jetzt, wo nun endlich der Wind weht, da wollen Sie ihm verwehren, daß er ab und zu auch dies und jenes umweht. Und der Revolution, die eben nur durch die Maſſe ſiegen kann, der nehmen Sie nun die Maſſe übel. Daß Sie ſich gegen ihre Schäden wehren, Herr Diederichs, das verdenke ich Ihnen nicht; daß Sie ihren Stumpfſinn ebenſo brandmarken wie den Stumpfſinn des bürgerlichen Philiſters, das iſt nicht nur Ihr Recht, ſondern Ihre Pflicht als Kulturpolitiker. Aber wenn ich bedenke, mit welch tiefem Blick Sie ſonſt zuweilen in das Getriebe der Menſchheit hineinſehen, dann will es mir ſcheinen, als müßten Sie zur Revolution noch etwas Beſſeres zu äußern wiſſen als immer nur Befürchtungen. Als variierten Sie das Thema von ihrer

* Zu den geſammelten Tataufſätzen, die unter dem Titel Eugen Diederichs „Politik des Geiſtes“ vor einiger Zeit herauskamen. br. M 8.—, geb. M 14.—

Geiſtloſigkeit und Unordnung zu oft. Als dürften Sie ſich nicht einfach von der Außenſeite der Geſchehniſſe meiſtern laſſen, ſondern müßten dem Weltgeiſt, den Sie in ihnen doch ſicher auch ringen ſpüren, irgendwie mit zum Worte verhelfen. —

Sie werden ſelbſt nicht glauben, daß Ihre Formel von Sozialismus gleich bloßer Ziviliſation, dem die tragiſche Weltauffaſſung des Germanentums entgegengeſetzt werden müſſe, oder von Bolſchewismus gleich Orientalismus gleich Paſſivität, dem der helleniſch-germaniſche Lebenswille gegenüberſtände — Sie werden ſelbſt nicht glauben, daß dieſe Formel ins Weſen der Dinge reichte! Sie iſt in der Gelehrtenſtube und — das iſt ja heute beinahe dasſelbe — bei den Freideutſchen entſtanden: ein Narkotikon des flatternden Geiſtes, ein in ſeiner zu ſchnellen Abrundung ſteckengebliebener Schreibtiſchgedanke. Man hat ein paar Worte gefunden, den Schein eines Syſtemes, darein man das Leben wieder auf eine Weile einfangen kann — und das beruhigt. Wie wenig man jedoch die ruſſiſche Revolution als paſſiven Orientalismus dem ſog. tragiſchen Aktivismus des deutſchen Geiſtes entgegenſetzen kann, das ſollte ein Vergleich zwiſchen der ruſſiſchen und deutſchen Revolution, zwiſchen dem ruſſiſchen und dem deutſchen Proteſt gegen den Imperialismus der Entente zur Genüge zeigen.

Hier alſo, in dem ſo wichtigen Abſchnitt über Revolution und Sozialismus, hier verlieren Sie den Anſchluß an die Zeit. Hier geben Sie, der ſonſt Raſtloſe, ſich allzuſchnell mit der Geſte der Abwehr zufrieden.

Vielleicht iſt's nicht anders möglich. Sozialismus und Revolution ſind von Ihrem Typus artverſchieden. Wie alle bürgerlichen Denker haben Sie gehofft, die Schäden der Zeit würden ſich reformeriſch heilen laſſen. Sie können ſich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die Welt zwar langſam und für Durchſchnittsgeiſter unmerkbar in die falſche Bahn geraten kann, daß ſie ſich aber nur nach ſchweren Erſchütterungen und Umwegen wieder vom toten auf das rechte Gleis ſchieben läßt. Und daß dies mancherlei Unruhe verurſacht.

Aber, Herr Diederichs, laſſen Sie ſich für die Zukunft nicht in die Tragik der zerbrochenen liberalen Ideologie hineindrängen, die in der Gegenwart nur das Chaos ſieht, ſondern helfen Sie uns, den Sinn und das Recht dieſer Revolution in der Geſchichte des deutſchen Volkes immer tiefer zu gründen, indem Sie der das Alte überwindenden Macht mehr und mehr den Geiſt zugeſellen helfen!

Ihr H. Robert Ulich

Antwort Der offene Brief rührt an Generationsunterſchiede in der Einſtellung zum Sozialismus, deren beſte Illuſtration ganz ungewollt die Beiträge dieſes Heftes ſind und die letzten Endes verſchiedene ſeeliſche Schwingungen bei dem Wort „Sozialismus" bedeuten. Es iſt wie immer bei Begriffen, ſie trennen. Dieſer offene Brief hat längere Zeit bei einer literariſchen Zeitſchrift gelagert und gerade, als er mir zur Veröffentlichung durch einen Dritten übergeben wurde, kam ich von dem Beſuche des neuen Thüringer Volkshochſchulheims Dreißigacker, wo ich den Verfaſſer durch Ausſprache innerhalb einer Arbeitsgemeinſchaft kennen lernte. Ich fühlte mich ihm dort in ſeiner weſentlichen Stellung zum Sozialismus, nämlich in der Ablehnung des materialiſtiſchen Marxismus, aufs innerſte verbunden. Natürlich hat die jüngere Generation eine mehr bejahende Stellung zu dem „ſozialiſtiſchen Glauben", die ältere prüft mehr die Tatſachen.

In dieſem Heft reden von dem Glauben der jungen Generation ein bis vor kurzem

zu dem H. Vogelerſchen kommuniſtiſchen Kreiſe in Worpswede gehöriger Nürnberger Literat E. Ortner und ein ehemaliger Dresdner Arbeiter P. W. Eiſold. Hans Hartmann iſt ein bisher zur Unabhängigen Sozialdemokratie gehörender Pfarrer in den Rheinlanden, Felix Richard ein in Darmſtadt lebender Demokrat, Weſtphal ein an der Waſſerkante lebender Rechtsanwalt. Faſt alle dieſe Beiträge wurden dem Verlag als Flugſchriften angeboten und ich habe es als einen beſonderen Glücksfall empfunden, ſie teilweiſe im Auszug als „Tat"-Heft zu einem politiſchen Stimmungsbild des gegenwärtigen Deutſchland zu gruppieren. Leider müſſen noch zwei weitere ergänzende politiſche Beiträge von Eugen Fiſcher und Arnim T. Wegner wegen Platzmangel im nächſten „Tat"-Heft folgen.

Wilh. Andreas Schramm gehört noch zu denen, die allzuſehr unter Spenglers Einfluß ſtehen, die aus ſeinen gelehrten (nicht geſchauten) Konſtruktionen ein tragiſches Lebensgefühl gewinnen und doch aus tiefſtem Grunde ihres Weſens um eine Bejahung ringen. Der Gedankenweg, daß Europas künftige Leiſtung aus dem Slaventum herkommen ſoll, iſt die einzige Verbindung mit dem heutigen ſozialiſtiſchen Glauben an die Miſſion Rußlands. Ortners Aufſatz glaubt, daß der ſchöpferiſche Menſch ſich um ſo ſtärker innerhalb der Gemeinſchaft entwickelt, wenn dieſe vom Kapitalismus frei ſei. Denn „zwiſchen den Genüſſen der Durchſchnittsmenſchen wird der Selbſtgenuß der Einzelperſönlichkeit immer mehr hervortreten und ſich geiſtige Ziele ſetzen." Er vertritt damit einen kulturſchädlichen Subjektivismus, der zum Untergange reif iſt. P. W. Eiſold repräſentiert ſozuſagen den an die Volkshochſchulbewegung glaubenden Proletarier, der auf die Individualiſierung der Maſſe durch Wiſſen und Bildung hofft. Alle wirklich ſchöpferiſchen Menſchen aber, die aus dem Proletariat emporwachſen und ſich auch weiter zu ihm rechnen, wiſſen es anders: Die Maſſe läßt ſich nicht individualiſieren. Das Programm von der Individualiſierung der Maſſe durch Aufklärung, genannt „politiſcher Sozialismus", iſt ja die große Lüge unſerer Zeit.

Zu dem wirklichen poſitiven Sozialismus führen ſchon eher die drei erſten Aufſätze, ſie ſtehen meinem Begriff vom Sozialismus näher. „Tatſachen gegen Schlagworte", könnte man als Motto über beide Richardſchen Aufſätze dieſes Heftes ſchreiben, denn ſie ſtellen uns vor die Frage: Wo in aller Welt beſteht denn heute Sozialismus? Ich möchte antworten: Nirgends, nicht einmal bei den ſozialiſtiſchen Arbeitern. Gerade daß Hartmann aus dem Bürgertum herkommt und ſich intenſiv mit dem Geiſtverhältnis des Proletariats beſchäftigt hat, macht ihn geeignet, auf die Krankheitsſymptome des politiſchen Sozialismus hinzuweiſen. Ich möchte noch hinzufügen, der Sozialismus krankt auch zutiefſt daran, daß er das Daſein des Bauern, deſſen Exiſtenzbedingungen naturnotwendig gegeben ſind, bei ſeinen Theorien völlig negiert, indem er den Bauer als einen zurückgebliebenen Typus des Arbeiters auffaßt. Der Stadtarbeiter ſollte ſich an dem Landarbeiter ſeines Verkümmertſeins bewußt werden, ebenſo der Bürger, das zeigt Paul Weſtphals Aufſatz.

Ich habe bisher vermieden, von mir und meiner Stellung zum Sozialismus perſönlich zu reden, indirekt habe ich es durch meine Stellungnahme zu den Aufſätzen bereits getan. Ich gehöre zu den Menſchen, die aus Religion nicht gern die Worte „Religion" oder „Gott" in den Mund nehmen, und darum ſoll man auch möglichſt wenig von ſeinem „Sozialismus" reden. Ich meine ſogar, „Sozialismus" hat es vor dem Krieg wenigſtens ebenſoviel gegeben wie heute. Sozialismus kann nur leben auf dem Boden des Ganzmenſchentums und nicht der politiſchen Meinung. Jedes ge-

ſunde, ſich ſeiner Kräfte ſelbſtbewußte Volkstum iſt ſozialiſtiſch, denn ein Volk iſt nur dann geſund, wenn ſeine Handlungen aus dem Boden der Gemeinſamkeit emporwachſen. Der Feind des Sozialismus iſt nicht das Schreckgeſpenſt der ſogenannten Reaktion, ſondern der Subjektivismus der ſogenannten Perſönlichkeitskultur, die den Zweck des Lebens in die Genußſphäre und die Kultivierung der Bauch- und Gehirnnerven verlegt.

Der kleine Aufſatz von Philipp Hördt über: „Individualismus und Gemeinſchaft“ in dieſem Heft trifft den Nagel auf den Kopf, ich unterſchreibe ihn reſtlos. Wir können Sozialismus nur in Wirklichkeiten umſetzen, wenn wir wieder religiös werden. Dabei müſſen wir den von dem Proteſtantismus gezüchteten Irrweg verlaſſen, daß es die Aufgabe eines Menſchen ſei, ſich Gott gleich zu fühlen, indem man eine ganz eigene Stellung zu ihm ausbilde. Man ſtolpere hier nicht über Worte. Der Proteſtantismus iſt bei der Ausbildung ſeines letzten Prinzips angekommen, und damit als Lebensmacht erledigt. Herauf kommt etwas ganz Neues. Nämlich daß der Menſch ſeine innere Harmonie in einem Leben der Gemeinſchaft ſucht, in der man gleichgeſtimmt gegenüber dem „Geiſte“ iſt. Es muß darum verſchiedene Typen von Gemeinſchaften geben gegenüber der mittelalterlichen Gebundenheit an Kirche und Zunft. Das Gemeinſame mit dem Mittelalter iſt aber, daß innerhalb der Gemeinſchaft ungewollt die Perſönlichkeit des ſchöpferiſchen Menſchen als Folge ihrer inneren Kräfte emporſchnellt und ſichtbares Vorbild perſönlich gelebten Lebens wird.

Um dahin zu kommen, iſt die innere Wandlung des heutigen Deutſchen durch Not erforderlich, da helfen keine Worte eines großen Führermenſchen. Sie würden zu einem Ohr hineingehen und zu dem andern hinaus. Erſt muß uns die Not wieder den Sinn für das Weſentliche und Urſprüngliche des Lebens ſchärfen, damit wir die über uns ſtehenden geiſtigen Geſetze des Lebens ſpüren, die objektiven Mächte. Und da die Not jetzt mit großen vernichtenden Schritten in den kommenden Monaten und wohl auch Jahren einherkommen wird, haben wir Ausſicht, zu einem wirklichen Sozialismus zu gelangen.

Ich beteilige mich nicht an einem Streit um Theorien der wirtſchaftlichen Sozialiſierung oder der Hebung der Lebenslage der Maſſe. Auf der Fahne meiner Berufstätigkeit ſteht „Politik des Geiſtes“ und nicht „Politik der Wirtſchaft“. Aus meiner Stellung zum Geiſte heraus lehne ich jede Verbureaukratiſierung durch einen Staatsſozialismus ab und ſtehe auf der Seite des genoſſenſchaftlichen Aufbaues der Schichten, genannt Stände. Ich lehne auch das Durcheinander der intellektuellen Worthelden ab, die glauben, ſie ſeien die Führer des Volkes, weil ſie Suggeſtionseinfluß auf die Menge haben.

Führer ſind nur die Schaffenden, und jeder kann nur erſt in kleinem Kreis ſein Schaffen verſuchen. Dann wird er zu größeren Leiſtungen emporwachſen. Dazu gehören aber „Ordnungen“ und keine Mehrheitsabſtimmungen der „aufgeklärten“ Maſſe. Sozialismus ohne eine ihn regierende Ariſtokratie, d. h. eine führende Stellung der „Beſten“ im eigentlichen Sinne des Wortes, iſt Humbug. Nur eine genoſſenſchaftliche Gliederung des Volkes vermag eine Aufbeſſerung der wirtſchaftlichen Lage der Arbeiter in die Hand zu nehmen. Jetzt, wo der Friede von Verſailles und die negativ kapitaliſtiſche Haltung der Arbeiter und die Konjunkturgier des Kapitalismus die deutſche Induſtrie zu Tode führen, kann uns nur Demut gegenüber dem Geiſte vor dauerndem Siechtum retten. Der politiſche Sozialismus hat ſich bereits abgewirtſchaftet.

Eugen Diederichs

Individualismus und Gemeinſchaft*

Zweifellos iſt das Verhältnis von „Perſon und Gemeinſchaft“ das zentrale Problem der ganzen ſozialen Bewegung — und unſerer Zeit überhaupt. Und richtig erſcheint mir vor allem der Satz, daß „wahre ſoziale Geſinnung... heute vielleicht am allerwenigſten der Arbeiter beſitzt“. Liegt aber die Schuld, wie Worbs meint, wirklich an der Schule, die „zu einſeitig ſozial bildend“ war und an dem zu ſtarken „unbewußten Aufgehen des Arbeiters in der Gemeinſchaft?“

Sicherlich nicht. Denn wenn man der vergangenen (und ach! noch ſo heutigen) Schule einen Vorwurf machen kann, ſo iſt es der, daß ſie allzuſehr auf das Individuum eingeſtellt war. Schon durch die ausſchließliche Betonung des Unterrichts, der *als ſolcher* immer ſchon an ſich individualiſierend wirkt. Und wenn dabei vorwiegend Nützlichkeitserwägungen maßgebend waren, ſo handelte es ſich ganz gewiß nicht um Rückſichten auf den Dienſt am Ganzen nach dem Prinzip der „gegenſeitigen Hilfe“, ſondern um die Eudämonie des Einzelnen, um ſein Fortkommen im „Kampf ums Daſein“.

Und das Aufgehen des Arbeiters in der Maſſe iſt nur eine durch äußere Umſtände bedingte Verkleidung dieſes Einzelegoismus. Dem Arbeiter iſt auch ſeine Klaſſe keineswegs ein *ſein Individuum überhöhender Zweck*, dem er ſich dienend ein- und unterordnet, ſondern iſt ihm durchaus *Mittel* zu ſeinen perſönlichen Zwecken, im beſten Fall — Verſicherung auf Gegenſeitigkeit. (Welche Berechtigung Solches praktiſch, zur Verteidigung gegen tatſächliche Ausbeutung, hat oder hatte, ſteht ja hier nicht in Frage.)

Wahre Gemeinſchaftsgeſinnung müßte vor allem den Wertmaßſtab nicht mehr in ſich ſelbſt, im größeren oder geringeren Wohlergehen des eigenen Ichs (oder der tauſend ähnlichen Iche) ſehen. Es müßte weiter die „Klaſſe“ wiederum nicht Selbſtzweck ſein, ſondern als Organ eines zweckvoll gegliederten Ganzen empfunden werden, das vor allem zu bejahen wäre und dem die Klaſſe (die vielmehr ein Stand ſein ſollte), ſich ein- und unterzuordnen hätte. Und dieſes Gefühl organiſcher Gliedſchaft, das jedem Teil vom Ganzen her Sinn und Zweck gibt, das erſt wäre wahre Gemeinſchaftsgeſinnung. Erſt wenn dieſes Ganze bejaht und als Wert gewollt iſt, bekommt auch das einzelne Glied eine Wertbetonung, die nicht mehr nur von ſchwankenden ſubjektiven Wallungen abhängig iſt. Individualismus, d. h. Wertgefühl und Wertbetonung des Einzelnen, iſt überhaupt erſt wahrhaft möglich in bezug auf ein überindividuelles Ganze, weil erſt dieſes der ſonſt unentrinnbaren Relativität aller ſubjektiven Schätzungen entrückt iſt. Nicht das Gefühl, ein Ich zu ſein, fehlt dem ſogenannten Proletariat — und nicht nur dieſem! —, ſondern der Glaube, *daß dieſes Ich einen abſoluten Wert habe*. Und dieſer Glaube wird niemals gewonnen durch immer ſtärkere Betonung des Individuellen — in der Hoffnung, durch ſeine Steigerung zum Sozialen zu gelangen —, ſondern gerade umgekehrt. Die Wertbetonung des Individuums hängt davon ab, daß von vornherein der Wert eines Ganzen geglaubt wird, dem das Ich zu dienen hat und dem es natürlich um ſo vollkommener dient, je mehr die keimhaft in ihm ruhenden Kräfte und Anlagen entwickelt werden.

Es iſt Religion — Verbundenheit —, die den Menſchen fehlt, und der unerſchütterliche Glaube, daß ihr Leben einen *Sinn* habe. Und den findet man niemals durch noch ſo große Steigerung der Sphäre des Subjektiven, ſondern durch die Berührung

* Zu dem Aufſatz von Erich Worbs, Proletariat und Individualismus. Septemberheft, S. 456.

mit einem objektiven Draußen — was als Erlebnis dann wohl auch irgendwie und irgendwann einmal in das Bewußtſein eintreten mag.

Gerade der ſchrankenloſe Individualismus, der den Einzelnen aus jeder objektiven Bindung herausriß, iſt ſchuld, daß der Weg zu jener Offenbarung des Abſoluten ſo unendlich ſchwer geworden iſt. Unſere ganze Lebensgeſtaltung müßte wieder ein ſtufenweiſes Hinführen zu dieſer Offenbarung ſein; in allen Verhältniſſen, in Familie, Stand, Staat uſw. müßte das Individuum dieſe ſinnvolle Beziehung ſeines Ich zu einem lebendigen Ganzen erleben, um dadurch reif zu werden für die letzte Erkenntnis ſeiner göttlichen Bezogenheit.

Denn wie das Individuum Sinn und Wert zunächſt bekommt durch ſeine organiſche Notwendigkeit im Körper der Menſchengemeinſchaft, ſo darf auch dieſe uns nicht zum Selbſtzweck, zum Götzen werden (das iſt die Gefahr der Kommuniſten wie der Nationaliſten!), ſondern auch ſie bekommt ihrerſeits wieder Sinn und Wert durch ihre Richtung auf Gott. Philipp Hörde

Parlamentariſche Komödie

Als die Parteien nach der Revolution wieder auf dem Plan erſchienen, fanden ſie begeiſterten Zulauf aus Kreiſen der Bevölkerung, die ſich bis dahin der Politik ferngehalten hatten. Gläubig vertraute man den Zuſicherungen der Führer, daß jetzt eine neue Zeit mit neuen Zielen angebrochen ſei und daß neue Männer die Geſchicke Deutſchlands leiten ſollten.

Als die damalige Revolutionsregierung auf die beſchleunigte Ausſchreibung der Wahlen drängte, war es nur natürlich, daß die beſtehenden Organiſationen benutzt wurden, um den Wahlkampf zu führen, da in der Kürze der Zeit nicht daran gedacht werden konnte, etwas Ähnliches an deren Stelle zu ſetzen, und dieſer Zwang der Tatſachen gab den bisherigen Führern Gelegenheit, ſich in die neue Zeit hinüberzuretten.

Von jeder Rednertribüne konnte man das vernichtende Urteil über das wilhelminiſche Zeitalter hören und die lauteſten Rufer waren gerade diejenigen, die ebenfalls ein gerütteltes Maß von Schuld an den verurteilten Zuſtänden trugen. Ich will hier nicht auf Einzelheiten eingehen und auch nicht unterſuchen, inwieweit dieſe Beſchuldigungen zutreffen, fragen möchte ich aber, ob gerade die Männer, welche während der von ihnen kritiſierten Zeit führende Parteiſtellungen einnahmen und den damaligen Parlamenten angehörten, berufen ſind, die Richter der vorrevolutionären Zeit zu ſein. Geſtern noch Annexioniſten, heute Vorkämpfer des Verzichtfriedens, geſtern noch Militariſten, heute Paziſiſten, geſtern für und heute gegen den verſchärften Ubootkrieg, ſo zeichnet ſich das ſchwankende Bild dieſer Männer in der Geſchichte des Krieges. Parteitaktiſche Erwägungen gaben vielfach die Richtlinien ihrer Politik und der Kompromiß in jeder Form regierte die Stunde. Wer ihre Tätigkeit in neuerer Zeit aufmerkſam beobachtet, wird keine Änderung ihres Weſens feſtſtellen können. Zu perſönlichen Angriffen bietet ihr früheres Verhalten reichlich Gelegenheit und der gegenſeitig von Leuten, die ſich doch recht gut kennen müſſen, erhobene Vorwurf der Unwahrhaftigkeit paßt vortrefflich zu der Charakteriſtik der Männer, die jetzt wieder als Führer des Volkes auftreten.

Daß ſie früher ſchon die Fehler unſerer inneren und äußeren Politik erkannt haben, muß man nach ihren jetzigen Ausführungen annehmen und damit ergibt ſich von ſelbſt die Frage, warum ſie nicht die Macht, die ihnen ſchon unſere damalige

Verfaſſung als Vertretern des deutſchen Volkes einräumte, dazu benutzten, um die von ihnen jetzt ſo ſcharf gerügten Zuſtände zu ändern. Ihnen fehlt aber die dazu notwendige feſte innere Überzeugung und ſo wirkte ihr Daſein nur noch lähmender auf die ohnehin ſchwache Regierung.

Trotz dieſer Tatſache ſitzen dieſe Männer auch heute noch an führender Stelle und üben ihren Einfluß als Abgeordnete und Regierungsmitglieder auch fernerhin aus.

Daß es überhaupt dazu kommen konnte und daß dieſe Leute an der Spitze der Parteiorganiſationen blieben, liegt teilweiſe an der ſchon eingangs erwähnten und nicht zu umgehenden Benutzung der Organiſationen. Dadurch wurde es ihnen ſehr leicht gemacht, ſich am Ruder zu erhalten und mit der Skrupelloſigkeit des alten Politikers benutzten ſie die Gelegenheit und blieben, wo ſie waren. Eine bereitwillige Stütze fanden ſie in den alten Parteifunktionären und der Nimbus, der ſie umgab und den ſie geſchickt zu vergrößern verſtanden, tat das übrige, um die große Maſſe des Volkes vergeſſen zu laſſen, daß ſie ebenfalls abgewirtſchaftet hatten und überallhin eher gehörten als in die Parlamente als Erwählte des Volkes.

Hand in Hand mit dieſen Beſtrebungen, die Führung zu behalten, mußte notwendigerweiſe verſucht werden, neben ſich niemand aufkommen zu laſſen, der ihnen vielleicht gefährlich werden und den Rang ablaufen konnte. Bis zu welcher Vollendung ſie auch dieſe Aufgabe gelöſt haben, kann jeder ſelbſt ermeſſen, der ſich die Segnungen betrachtet, die uns die Revolution bis jetzt gebracht hat.

Sie ſcheuten ſich auch nicht, Doppelmandate für die einzelſtaatlichen Parlamente und die Nationalverſammlung anzunehmen, obwohl ſie ſich ſagen mußten, daß ſie bei der gleichzeitigen Tagung dieſer Körperſchaften kaum imſtande ſein würden, den damit übernommenen Pflichten nachzukommen. Meiſtens hatten dieſe Doppelmandatare auch noch ein heimatliches Miniſterium zu verwalten, aber trotzdem behielten ſie alle Ämter und bewieſen damit, daß nicht das ſo gern betonte Pflichtgefühl, ſondern kraſſer Egoismus die Triebfeder ihres Handelns war. Inzwiſchen haben die Parteien die Doppelmandate ſehr gegen den Willen der betreffenden Abgeordneten abgeſchafft, und nur die Sozialdemokratie bildet hier eine unrühmliche Ausnahme.

Die Partei iſt ihnen alles und das ängſtliche Bemühen, es allen recht zu machen und unter keinen Umſtänden eine Wählerklaſſe zu verärgern, war und iſt ihr eifrigſtes Beſtreben. So verdarben ſie es eigentlich mit allen und brachten es fertig, daß eine leider nur zu berechtigte allgemeine Unzufriedenheit einriß. Ihr Können ſtand im umgedrehten Verhältnis zu ihrer Selbſtüberzeugung und anſtatt die Schuld in ſich ſelbſt zu ſuchen und die Stellungen, die ſie nicht auszufüllen vermochten, aufzugeben, erfanden ſie die wunderbarſten Schlagworte, um ſich und andere über ihre Unzulänglichkeit hinwegzutäuſchen. Sie waren die „Konkursverwalter des wilhelminiſchen Zeitalters“ und vermochten doch nicht in anderthalb Jahren auch nur einigermaßen Ordnung in die „Maſſe“ zu bringen. Die Parteien „opferten“ ſich, indem ſie ihre Mitglieder für die Regierung ſtellten und wer etwa der naiven Meinung iſt, daß die Parteien ihre Exiſtenzberechtigung aus dem Beſtehen des Reiches herleiteten, wird wohl jetzt eines Beſſeren belehrt ſein. Nach der ganzen Entwicklung der Ereigniſſe iſt das weiter nicht verwunderlich.

Aus der mehr oder minder dekorativen Stellung, zu welcher ſich der frühere Reichstag ſelbſt herabgewürdigt hatte, gelangte dieſe Körperſchaft ſehr unvermittelt zu der höchſten Verantwortung. Und dieſer Verantwortung zeigte ſie ſich in keiner

Weiſe gewachſen. Nicht fachmänniſches Wiſſen, bewieſene Tüchtigkeit und frühere Leiſtungen beſtimmten die Auswahl der Regierungsmitglieder, ſondern einzig und allein die Stellung innerhalb der betreffenden Partei. Anſtatt ihre parlamentariſche Schulung und ihre Erfahrung auf dieſem Gebiete zu benutzen, um ſich als Berater der mit größter Sorgfalt gewählten Neulinge wirkliche Verdienſte um den Wiederaufbau zu erwerben, glaubten ſie ſich dazu berufen, als Retter des Vaterlandes aufzutreten. Jetzt fühlen ſie ſich verkannt und ſind nur zu leicht geneigt, jede Kritik als Undank zu betrachten.

Durch die Neuwahlen hat ſich das Bild in dieſer Richtung nicht im geringſten geändert. Die bisherigen Koalitionsparteien bekamen dabei bis auf das Zentrum, deſſen ganzer Aufbau ſich auf andere Vorausſetzungen ſtützt, die Quittung für ihre Taten. Die Sozialdemokraten verloren einen großen Teil ihrer Stimmen an die U.S.P. und zahlreiche ſozialdemokratiſche Wähler gaben ihre Stimmen diesmal den Rechtsparteien. Aber die große Hoffnung auf eine Beſſerung blieb unerfüllt. Die U.S.P. zog es vor, in der unfruchtbaren Oppoſition zu verharren und eine Teilnahme an der Regierungsbildung abzulehnen. Sie ſchrieb ſich damit ſelbſt das Zeugnis, daß ſie ſich nicht ſtark genug fühlt, ihre den Wählermaſſen gemachten Verheißungen in die Wirklichkeit umzuſetzen. Ein klägliches Bild bot auch die Deutſche Volkspartei. Sie hatte während des Wahlkampfes die Situation weidlich ausgenützt und mit Verſprechungen nicht gekargt. Die Hauptforderung der Partei nach Fachminiſtern erwies ſich, wie nicht anders zu erwarten war, als außerordentlich zugkräftig. Als es nach den Wahlen zur Verwirklichung dieſes Grundſatzes kommen ſollte, zeigte es ſich, daß die Partei überhaupt nichts getan hatte, um deſſen Ausführung auch ſicher zu ſtellen. Das muß, gelinde ausgedrückt, als eine Leichtfertigkeit bezeichnet werden und beweiſt, daß auch die Führer dieſer Partei keinerlei Verantwortungsgefühl beſitzen. Eine geradezu peinlich wirkende Suche nach paſſenden Männern begann, als die fertige Liſte erwartet werden mußte. Dem politiſchen Leben fernſtehende Männer lehnten ab, da ſie nicht geſonnen waren, ihren guten Ruf als Führer des deutſchen Wirtſchaftslebens bei einem Zuſammenwirken mit den nach reinen Parteigrundſätzen gewählten Vertretern der andern Parteien aufs Spiel zu ſetzen. Aber ſelbſt in den eigenen Reihen holte man ſich Abſagen. Geradezu niederſchmetternd mußte die Abſage des Finanzminiſters a. D. Dr. Becker wirken. Er verweigerte die Übernahme eines Miniſteriums, weil er ſoeben eine private Stellung in der Schwerinduſtrie angenommen hatte und nach einem neuen Wohnſitz übergeſiedelt war. Ein Mann, wie Dr. Becker, welcher ſich während des Wahlkampfes derart in den Vordergrund geſchoben hatte, beſitzt nicht das Recht, aus privaten Gründen eine Berufung als Fachminiſter abzulehnen. Wenn er ſeinen Pflichten als Parlamentarier, und dazu gehört bei uns jetzt die ſelbſtverſtändliche Bereitwilligkeit, jeden ſeinen Fähigkeiten angemeſſenen Poſten zu übernehmen, nicht nachkommen will oder kann, ſo hat er auch kein Recht, ſich um ein Mandat zu bewerben. Ein anderes, ebenſo unſchönes Bild, zeigte der Kampf um die Perſon eines Dr. Streſemann. Es ſoll hier unerörtert bleiben, ob er die Fähigkeiten beſitzt, die von einem Miniſter des heutigen Deutſchland verlangt werden müſſen, weil dieſes ſachliche Moment überhaupt nicht in Erwägung gezogen wurde. Die Gründe für die Unmöglichkeit des Eintritts in das Kabinet waren vielmehr rein perſönlicher Art. Herr Dr. Streſemann war „zuſehr vorbelaſtet“ und hatte ſich während des Wahlkampfes „zuweit vorgewagt“. Gibt es ein treffenderes Beiſpiel für die Wahrheit meiner oben verzeichneten Ausführungen?

Daß Herr Dr. Streſemann, obwohl ihm ſeine eigenen Kollegen, um juriſtiſch zu reden, die Fähigkeit, ein öffentliches Amt zu bekleiden, abſprechen, weiterhin Mitglied des Reichstages bleibt, ſcheint weiter nicht aufzufallen. Man könnte herzlich lachen, wenn es nicht bitter ernſt wäre.

Der neue mit ſo großen Hoffnungen erwartete Reichstag und die jetzt an die Spitze Deutſchlands berufenen Männer berechtigen nicht zu der Erwartung des dringlich notwendigen Umſchwunges unſerer inneren Politik. Der Staatswagen wird in denſelben ausgefahrenen Gleiſen laufen wie bisher, und das Volk wird weiter hoffen und leiden, bis endlich ſeine Geduld erſchöpft iſt.

Diejenigen, welche unſere alte Staatsform zertrümmerten, haben noch nicht die Fähigkeit gezeigt, etwas Beſſeres an ſeine Stelle zu ſetzen. Darum Bahn frei für Männer, welche unbeengt durch ſchwerfällige Traditionen, dem deutſchen Volke endlich neue Bahnen zeigen können. Felix Richard

Wiederaufbau

Es gibt wohl kaum einen denkfähigen Deutſchen, der nicht mit allem Nachdrucke die Forderung eines wirtſchaftlichen Wiederaufbaues mit erhebt. In allen für die deutſche Wirtſchaftslage verantwortlichen Kreiſen hat man uns ſeit über Jahr und Tag zugerufen, daß man völlig im Hinblicke auf die Notwendigkeit eines Wiederaufbaues arbeite; man werde den Schritt aufwärts ja auch demnächſt erkennen! Wenn den Verheißungen dann wirtſchaftliche Ergebniſſe folgten, die in einem augenſcheinlichen Gegenſatze zu einer Beſſerung der Lage ſtanden, dann kam die Erklärung mit dem Hinweis auf die ſchier unüberwindlichen Hemmungen, die jede Maßnahme fand. Arbeitsunluſt, Arbeitsunſtätigkeit, Mangel an Rohſtoffen, die offene Zollgrenze — wer kennt nicht die immer wiederkehrenden Schlagworte. Es iſt an der Zeit, daß das geduldige deutſche Volk ſich endlich ſelbſt ſagt, daß unſerem Wiederaufbau noch andere Hinderniſſe entgegenſtehen müſſen als jene, denen man in jeder Zeitungsſpalte mehrere Male begegnet.

Überſehen wir zunächſt einmal unſere wirtſchaftliche Lage; überblicken wir die einzelnen Gebiete und haben wir endlich den Mut, uns zu ſagen, daß unſer Wirtſchaftsbild troſtlos iſt; daß wir fern — ſehr fern dem Wiederaufbaue ſind. Es kann hier nur in Stichproben einiges herausgegriffen werden. Wie ſtellt ſich unſer Notenumlauf im Hinblick auf die Wiedergewinnung unſerer Geſundung dar? Zu einem Wiederaufbaue bedürfen wir einer Eindämmung unſeres Notenumlaufes, zum mindeſten die Vermeidung einer Steigerung des Notenumlaufes. Seit 1919 arbeiten unſere Regierungskreiſe für den Wiederaufbau und 1919 ſtieg der Notenumlauf um weitere 13 Milliarden, nämlich von 22,1 auf 35,7 Milliarden Mark. Man entſchuldigte dieſe ſchädliche Steigerung des Notenumlaufes mit der koſtſpieligen Heeresentlaſſung und verkündete die Wirtſchaft der — äußerſten Sparſamkeit, denn, darin war man ſich ja vollkommen einig, nur die äußerſte Sparſamkeit konnte Deutſchland den Wiederaufbau ermöglichen. Es kam das Jahr 1920 und innerhalb ſeines erſten vergangenen Halbjahres iſt der Notenumlauf um weitere — 18 Milliarden geſtiegen, nämlich von 35,69 Milliarden Mark auf 53,97 Milliarden Mark. Während 1919 insgeſamt eine Steigerung um 13 Milliarden brachte, haben wir 1920 im erſten Halbjahre innerhalb des Wiederaufbaues ſchon eine Steigerung um 18 Milliarden Mark. Das ſind Ziffern, an denen wir nicht vorübergehen können, das ſind Ziffern, die jeder denkende Deutſche kennen muß.

Man ſpricht uns von der Wirtſchaft des Wiederaufbaues, und wir befinden uns in

einer Periode der Wirtſchaftskriſe. Unſere Induſtrie ſteht heute in dem Zeichen der Betriebseinſchränkung und Betriebsſtillegung. Das Ergebnis hiervon iſt eine ſchwere Arbeitsloſigkeit. Die Lage auf dem Arbeitsmarkte ſpiegelt den ganzen Ernſt unſerer wirtſchaftlichen Zuſtände wieder. Nachdem die Arbeitsloſigkeit im Monat April begann, iſt ſie geradezu ſprunghaft in ihrer Ausdehnung gewachſen. Zunächſt vermochte man die Konjunktur noch leidlich zu halten, die Induſtrie arbeitete ihre reſtlichen Aufträge auf und führte einige unrentable Beſtellungen aus, die man zuvor abgelehnt hatte; man gab ſeinen Arbeitern den ihnen im Jahre zuſtehenden Urlaub und hoffte im übrigen auf den Eingang von neuen Beſtellungen. Aber man hoffte vergebens; die Beſtellungen liefen nicht ein. Innerhalb der Fachverbände ſtand die Arbeitsloſenziffer für den Monat April bereits wie folgt: Es waren ohne Arbeit bei den Glaſern 16,9, bei den Porzellanarbeitern 14,0, bei den Textilarbeitern 10,1, bei den Sattlern 19,9, bei den Malern 9,0, bei den Glasarbeitern 8,5, bei den Metallarbeitern 7,7, bei den Kupferſchmieden 6,9, bei den Holzarbeitern 4,2 Perſonen auf je 100 in den Berichten erfaßten Perſonen. Im Juni hatte ſich die Lage ganz erheblich verſchärft, am 19. Juni betrug der Anteil der Erwerbsloſen auf 1000 Bewohner in Pirmaſens 197,1, in Falkenſtein im Vogtlande 133,0, in Plauen 103,0, in Auerbach im Vogtlande 93,9, in Hof 64,6, in Neukölln 32,4, in Hamburg 27,4, in Leipzig 17,6, in Berlin 16,9, in München 16,6. Die vom 1.—15. Juni an Erwerbsloſe und deren Familien gezahlten Unterſtützungen beliefen ſich auf die Summe von 27,488 Millionen Mark! Hierzu kommen nun noch die Aufwendungen für die ſogenannte produktive Erwerbsloſenfürſorge, dem Syſteme der Errichtung von Notſtandsarbeiten, hier wurden 17 Millionen Mark an Zuſchüſſen für 271 Arbeiten bewilligt, die rund 16000 Erwerbsloſe beſchäftigen. Aus dieſen Ziffern geht aber unſere ſchwere Arbeitsloſigkeit noch keineswegs hervor, denn unſer ganzes öffentliches und wirtſchaftliches Leben iſt von Kräften durchſetzt, die überzählig angeſtellt ſind. Die öffentlichen Verkehrsanſtalten, die Bahn und die Poſt, verdanken ihr Finanzelend zu einem erheblichen Teile dem großen Belaſtungspoſten für die Einſtellung nicht notwendig gebrauchter oder völlig überflüſſiger Arbeitskräfte. Ebenſo belaſtet ſind die Kommunen und infolge der neuen Kündigungsbeſtimmungen für Handel und Induſtrie, die durch das Rätеſyſtem eingeführt wurde, muß auch die Induſtrie in ganz erheblicher Weiſe Kräfte beſchäftigen, die nicht gebraucht werden. Die Summen, die hier für eine unproduktive Arbeit ausgegeben werden, ſind ziffernmäßig nicht zu erfaſſen, belaufen ſich aber monatlich auf Millionen.

Man ſpricht von dem Streben eines Wiederaufbaues und unterläßt es dennoch, die Bevölkerung aufzuklären, trotzdem man weiß, wie notwendig eine allgemeine Einſicht iſt. Hätte das deutſche Volk nicht dieſen ſeltſamen Optimismus, den man allerdings richtiger einen Hang zur Selbſttäuſchung nennen ſollte, wir wären vor lebensentſcheidenden Schlägen bewahrt worden, die man unſerem Wirtſchaftskörper beibrachte. Wenn die deutſche Bevölkerung nicht in dem gewollten Irrwahne gelebt hätte, daß Amerika uns einen leidlichen Frieden ſichern würde — das gleiche Amerika, das einzig und allein uns den Krieg verlieren ließ! — hätten wir uns gegen dieſen Friedensvertrag gewehrt. Wenn heute das deutſche Volk wüßte, in einer wie tiefernſten wirtſchaftlichen Lage wir uns befinden, dann würde man den Entſchluß zu einer einheitlichen Handlung finden. Der Inſtinkt, ſich ſelbſt zu retten, würde erwachen und uns eine neue Arbeitsleiſtung ſchaffen. Zum mindeſten mußte man doch den Verſuch machen, durch offene Erklärungen den Ernſt der Lage den breiteſten

Schichten klarzulegen. Am einfachſten, verſtändlichſten und klarſten wirken hier immer Ziffern. Zahlen wirken wie ein Lichtſchein im Dunkeln. Kann ein Gebiet aber kaum vernachläſſigter ſein, als es unſere Wirtſchaftsſtatiſtik heute iſt?, und hier herrſcht eine bewußte, gewollte Vernachläſſigung! Man weiß zu genau, daß ein Vergleich der wirtſchaftlichen deutſchen Ziffern von 1913 mit jenen von 1919 und 1920 eine troſtloſe Lage offenbart und da will man denn anſcheinend den Mut der Bevölkerung nicht zum Sinken bringen und hüllt alle Zahlen weiter feige in die verſinkende Dunkelheit. Warum erhalten wir noch immer keine Außenhandelsſtatiſtik?! Daß dieſe Statiſtik mit dem Beginne des Krieges eingeſtellt wurde, das heißt, nicht veröffentlicht wurde, entſprach einem Akte der Notwehr. Einen gleichen Akt der Notwehr ſtellt heute die Veröffentlichung unſerer Außenhandelsziffern dar! Es iſt eine fadenſcheinige Entſchuldigung, daß infolge der ungeſchloſſenen Grenzen die verbotene Einfuhr, beziehungsweiſe Ausfuhr, eine ſo nennenswerte war, daß die amtlichen Zahlen ein falſches Bild ergeben würden. Einmal hätte man auf dieſe ſtatiſtiſche Lücke hinweiſen können, zum anderen haben die im Frühjahr ergangenen neuen Einfuhrbeſtimmungen das Loch im Weſten geſchloſſen und ſo hätten wir dann die Möglichkeit ein ſtatiſtiſch recht einwandfreies Bild unſerer Handelsbewegung durch Monatsausweiſe zu erlangen. Wir ſprechen ſeit einem Jahre davon, daß die Hebung unſerer Zahlungsfähigkeit und die Sanierung unſerer allgemeinen Geldverhältniſſe von dem Stande unſerer Handelsbilanz abhängig iſt. Wir brauchen eine aktive Handelsbilanz, das heißt, wir müſſen mehr ausführen, als wir einführen. Nun weiß ja ein jeder Beteiligte, daß wir alles andere, nur keine aktive Handelsbilanz beſitzen. Wir brauchen die Erkenntnis der tatſächlichen Lage Deutſchlands. Wir könnten dieſe Erkenntnis der Bevölkerung bereits durch unſere Handelsziffern bringen. Wir haben dieſe Erkenntnis, dieſe freimütige Offenlegung unſerer Lage auch dem Auslande gegenüber notwendig. Wenn die Ententeſtaaten ziffernmäßig belegt ſehen, auf welcher Baſis unſer Wirtſchaftsleben ruht, dann können ſie nur in dem Rahmen einer menſchlichen Möglichkeit ihre Forderungen ſtellen. Es iſt eine falſche und unkluge Art, von Feinden zu fordern, daß jene unſere wirtſchaftliche Lage in ihrer Tatſächlichkeit erkennen und ihre Forderungen demgemäß ſtellen, während wir im Inneren der eigenen Bevölkerung gegenüber bewußt einen Optimismus zu nähren ſuchen, der zu wirtſchaftlichen Täuſchungen führt. Wie die Dinge heute liegen, haben wir zu irgendwelchem Optimismus auch nicht die geringſte Berechtigung. Jeder Optimismus heißt Selbſttäuſchung, und jede Selbſttäuſchung bringt uns auf der ſinkenden Linie einen Schritt weiter. Nicht der Ahnungsloſe kann ſich retten, ſondern derjenige, der Kenntnis von dem Sinken des Schiffes hat!

Angeſichts unſerer Wirtſchaftslage, die ſo wenig der Forderung des Wiederaufbaues Rechnung trägt, muß unwillkürlich die Frage erhoben werden, wie wir zu ſolchen Ergebniſſen gekommen ſind. Es handelte ſich hier um die Beantwortung eines ganzen Gebietes wirtſchaftlicher Fragen, die im Rahmen einer kurzen Darlegung unmöglich wäre, darum muß hier nur auf die wichtigſte Frage, die Kardinalfrage, eingegangen werden. Wie iſt es möglich, daß wir, ſtatt uns auf dem Wege des Wiederaufbaues zu befinden, mitten in einer ſchweren Wirtſchaftskriſe ſtecken? Man hat im allgemeinen hier ſchnell ſeine Antwort bereit. Die Antwort lautet, daß die Hebung der deutſchen Valuta uns die eingetretene Wirtſchaftsſtockung brachte und, daß die allgemeine Weltmarktlage mit ihrer Neigung zur Kriſe auf unſer Wirtſchaftsgebiet zurückwirke. — Dieſe Antwort iſt nur höchſt bedingt richtig. Sie iſt

nämlich nur inſoweit richtig, als die Valutabeſſerung und die Schwankungen auf dem Weltmarkte, die in unſerem Wirtſchaftskörper innewohnenden Krankheitserſcheinungen zu ihren Auswirkungen brachte! Hat unſere Produktion auch nur im geringſten in dem Zeichen des Wiederaufbaues geſtanden? Wir können dieſe Frage rund heraus verneinen und ſind leider in der Lage, dieſe Verneinung beweisführend belegen zu können. Wenn es ſich um eine Produktion im Sinne des Wiederaufbaues gehandelt hätte, dann wäre eine Produktion unter den folgenden Vorausſetzungen notwendig geweſen. Deutſchland müßte in den Grenzen des Möglichen billig produzieren, um ſich eine Abnahme ſeiner Ware auf dem Weltmarkte zu verſichern. Deutſchland müßte verſuchen, ſeinen Innenmarkt ohne eine Belaſtung der Ausfuhr einzudecken, um durch eine beſſere Belieferung der Bevölkerung mit im Kaufpreiſe erträglichen Waren die Stimmung zu heben. An die Stelle einer reinen kapitaliſtiſchen Produktion müßte eine Zweckproduktion treten, die ſich auf einer gemeinwirtſchaftlichen Grundlage aufbaute. — Haben wir eine derartige Produktionsweiſe in Deutſchland gehabt? Wir erlebten das Gegenteil hiervon. Wir ſtanden unter dem Zeichen einer rein kapitaliſtiſch geleiteten Produktion, die jeden gemeinwirtſchaftlichen Gedanken ablehnte; Kalkulationsfaktor war ausſchließlich der nach Möglichkeit hemmungsloſe Verdienſt! Dieſes Wirtſchaftsſyſtem hat uns den heutigen neuen Zuſammenbruch gebracht, hat uns den Wiederaufbau ferner gerückt denn je. Was haben wir für eine Preispolitik betrieben? Unter dem Rufe „Anpaſſung an den Weltmarktpreis“ ſind die einzelnen Induſtriezweige von ihrer öffentlichen Bewirtſchaftung befreit worden; ſtatt die Preiſe auf einer geſunden Baſis zu halten, iſt durch Spekulation, ungehemmten Verdienſtwillen und wirtſchaftliche Unbedenklichkeit zu einem Wettrennen um den höchſten Preis geſchritten worden. Die Folge hiervon war, daß man ſich dem Weltmarktpreis unter Zurechnung des Valutapreiſes nicht nur anpaßte, ſondern den Weltmarktpreis überſchritt. Als ſich nun unſere Valuta leicht hob, zeigten ſich die deutſchen Waren als viel zu teuer produziert und fanden auf dem Weltmarkte keinen Abnehmer mehr. Man hätte bei ſeinem Preiswettlaufe nun nicht nur den Außenmarkt, ſondern vielmehr noch den Innenmarkt berückſichtigen müſſen, denn unſere Induſtrie iſt im Hinblick auf unſere Valuta noch immer in ihren Abſatzbedingungen auf dem Weltmarkte durch Ausfuhrbeſchränkungen kontingentiert. Dem Innenmarkt gegenüber hatte die Produktion mit dem Schlagworte der „künſtlichen Hebung der Kaufkraft der Maſſen“ kalkuliert. Dieſe Hebung der Kaufkraft war dadurch erwirkt worden, daß den Lohnſteigerungen der Handarbeiter die Gehaltsaufbeſſerungen der Angeſtellten und Beamten folgten. Nun überſah man aber, daß es weite Schichten gibt, die keine Aufbeſſerung ihrer pekuniären Lage erlangen können, und man bedachte nicht, daß die Preiſe weit über das Maß der Steigerung von Löhnen und Gehältern hinausging, und ſo war das Endergebnis, daß auch die Kaufkraft des Innenmarktes im Preiſe überſchritten wurde. Eine allgemeine Abſatzſtockung mußte als natürliche Folge eintreten. So haben wir denn folgendes Ergebnis. Durch eine nur auf den Verdienſt eingeſtellte Produktion ſind die Abſatzbedingungen nach dem Auslande bis zu einer völligen Ausfuhrſtockung verſchlechtert worden. Wenn zum Wiederaufbau eine aktive Handelsbilanz notwendig iſt, dann haben wir alſo eingeriſſen, ſtatt aufzubauen. Statt einer Beruhigung der Bevölkerung durch eine Bereitſtellung von Arbeit und damit Verdienſt durch eine Bereitſtellung im Preiſe erſchwinglicher Waren, haben wir eine ſchwere Arbeitsloſigkeit infolge der falſchen Produktion und eine vollkommene Uneingedecktheit des Innenmarktes, denn

die Bevölkerung erhält die Waren zwar maſſenweiſe angeboten, kann die Preiſe aber nicht anlegen. Und wie ſteht es mit der notwendigen Zweckproduktion, mit der Entlaſtung des Innenmarktes zugunſten der Ausfuhr, die unſere Finanzſanierung bringen ſoll? — Wir haben viel zu wenige Rohſtoffe im Inlande und ſind auf teure Rohſtoffe, die vom Auslande hereinkommen, angewieſen, die nur kompenſiert geliefert werden oder uns unzulänglich zukommen. Infolgedeſſen mußte mit dem Materiale die höchſte Nutzverwendung platzgreifen und die Streckung der Beſtände mußte erfolgen. Im Kriege, als wir uns noch die künftigen Sieger dünkten, iſt uns als unbedingte Notwendigkeit die Weiterverarbeitung von Erſatzſtoffen erſchienen. Das gute Fabrikat zur Ausfuhr, die Ware mit Verwendung von Erſatzſtoff dem Innenmarkte, ſo lautete die damalige Form der Übergangswirtſchaft eines mächtigen Deutſchland. In dem zuſammengebrochenen Reiche ſind derartige Forderungen nicht mehr nötig. Wer produzieren will, produziert wie und was er will. Statt einer Streckung der wenigen Rohſtoffe haben wir in ganzen Induſtriezweigen eine Vergeudung der Rohſtoffe erlebt. Nicht nur, daß eine unbedenkliche Herſtellung einriß, die die wenig vorhandenen Rohſtoffe infolge der ſtarken Nachfrage im Preiſe ſchwindelnd emporſteigen ließ, man ſtellte auch nicht die Gebrauchsware her, man ſtellte, um die höchſten Preiſe erreichen zu können, ganz überwiegend Luxuswaren her, ſo daß die Forderung der Zweckproduktion zu einem reinen Hohne wurde. Am augenfälligſten zeigte ſich dieſe Vergeudung wertvoller und völlig unzureichend vorhandener Rohſtoffe ja innerhalb der Textilinduſtrie, der Schuhinduſtrie und der Möbelinduſtrie dar. Hier iſt auch in dem blinden Verdienſtwillen, an dem reichen Gewinne nur ja teilnehmen zu können, weit über den Verbrauch hinaus hergeſtellt worden, und die Arbeitsloſigkeit iſt dann ja auch infolge der Überproduktion gerade in dieſen Induſtriegruppen eine ganz beſonders ſchwere. Ein haltbares warmes Kleid, einen haltbaren Arbeitsſchuh aber kann man in den übervollen Schaufenſterauslagen nicht finden.

Wenn wir fortfahren werden, an der Stelle des gemeinwirtſchaftlichen Prinzips die unbedenkliche kapitaliſtiſche Ausnutzung zu belaſſen, dann werden wir keinen Wiederaufbau erleben. Wir werden einen Wiederaufbau auch dann nicht erleben, wenn wir dem Wahngebilde der Hebung der Kaufkraft und der Hebung der Steuerkraft weiter nachfolgen. Wie ſoll die durch die Hebung von Lohn, Gehalt und Handelsverdienſt künſtlich erhöhte ſteuerliche Leiſtungskraft diejenigen Mehrunkoſten aufwiegen, die die ſtaatlichen Kaſſen und die Kommunalkaſſen durch ihre neuen Gehaltsauszahlungen aufzubringen haben. Ein warnendes, ein geradezu troſtloſes Beiſpiel zu dieſem Kapitel bietet uns doch der Stand der Eiſenbahnen und die innerhalb der Poſt eingeriſſene Verluſtwirtſchaft. Will man ſich an dieſem Beiſpiele, das Bände redet, nicht genügen laſſen?!

Wir werden zu keinem Wiederaufbau kommen, wenn nicht endlich wieder das Maß der Leiſtungskraft die Ziele diktiert, ſtatt des Wunſches und des Verlangens ganzer Klaſſen. Heute ſind alle öffentlichen Kaſſen leer, und man bemüht ſich trotzdem, jede Rechnung zu begleichen, die beginnt: der Lebensaufwand iſt um das zehnfache geſtiegen, mein Einkommensbezug nur um das ſechsfache, alſo . . . Es gibt ein ſo einfaches Beiſpiel. Als Deutſchland mächtig, wohlhabend, geſund und leiſtungskräftig war, hatte es eine arbeitſame, beſcheidene Bevölkerung, als Deutſchland verarmte, verſchuldete, zuſammenbrach, wollte jeder Dritte die Berechtigung zu einem Herrenleben herausſchlagen. — Das Maß aller Dinge iſt begrenzt, und wir haben das unſere weit überſchritten. Wir haben nicht im Sinne des Wiederaufbaues ge-

lebt, ſondern im Sinne des weiteren Zuſammenbruches. Soll der Wiederaufbau beginnen, müſſen wir uns hierüber zunächſt völlig klar ſein! G. Buetz

Die Aufgaben der Arbeitsgemeinſchaften*

Die Löſung der wirtſchaftlichen Schwierigkeiten, wie ſie ſich aus dem Spaer Kohlenabkommen ergeben, beſchäftigt alle volkswirtſchaftlichen Kreiſe. Die Überführung der privatwirtſchaftlichen Wirtſchaftsweiſe in die gemeinwirtſchaftliche wäre die beſte Löſung, aber wir ſehen, wie Poſt, Eiſenbahn und Straßenbahnen mit Defizit arbeiten. Wie die Dinge heute liegen, kann von einer Sozialiſierung à tout prix, wie ſie die U.S.P. mit der gleichzeitigen Diktatur wünſcht, nicht die Rede ſein. Eine Sozialiſierung müß vor allem die Produktion erhöhen. Dem Streben der Arbeiterſchaft nach Beteiligung am Arbeitsprozeß muß aber unbedingt Rechnung getragen werden, will man ihnen den Glauben an eine neue Zeitepoche der Menſchenachtung nicht rauben. Wir ſehen an den Auswüchſen der Rätepropaganda, wie elementar das Verlangen der Arbeiterſchaft nach Mitbeſtimmung, ja an der Übernahme der geſamten Produktion iſt. Sollen nicht fortdauernd Unruhen und Streiks unſer Wirtſchaftsleben zurückwerfen, ſo muß das Nächſtliegende, Erfolgverſprechende unbedenklich ergriffen werden. Wir müſſen mindeſtens die volle wirtſchaftliche Gleichberechtigung der Arbeiter neben den Unternehmern zur Durchführung bringen. Vor verſammelter Entente hat Hue in Spa erklärt, daß die Kohlenförderung vor allem von dem Willen der Bergarbeiterſchaft abhängt und damit zu verſtehen gegeben, daß zu allen wirtſchaftlichen Maßnahmen die Zuſtimmung der Arbeiterſchaft erforderlich iſt. Soll unſere geſamte Wirtſchaft in Gang kommen, und dies wird bei der bevorſtehenden Kohleneinſchränkung eine ſehr ſchwere Aufgabe ſein, ſo iſt neben einer planmäßigen Wirtſchaft der Ausbau des kollektiven Arbeiterrechts notwendig. In dieſer Forderung kriſtalliſieren ſich auch die eigentlichen Aufgaben der Arbeitsgemeinſchaften, wie ſie der Nürnberger Gewerkſchaftskongreß aufgeſtellt hat. Weiter verlangte der Kongreß, daß den Arbeitnehmern in allen Inſtitutionen der Arbeitsgemeinſchaft ſowie bei allen Verhandlungen und in allen Körperſchaften, die dem Aufbau und der Förderung unſeres Wirtſchaftslebens dienen, vollſte Parität mit den Unternehmern gewährleiſtet wird. Dieſem Beſchluß iſt von den letzten Regierungen in weiteſtem Maße Rechnung getragen worden, und wir haben ja erfahren, mit welchem Nachdruck Dr. Simons in Spa bei Beſprechung der Kohlenfrage gerade auf dieſes Moment aufmerkſam machte. Wenn eine gewerkſchaftliche Oppoſition die Arbeitsgemeinſchaft mit den Unternehmerverbänden als von der Jetztzeit überholt bezeichnet, ſo iſt ſie auf falſcher Fährte. So ſehr das Selbſtbewußtſein und die Macht der Arbeiterſchaft ſeit den Revolutionsereigniſſen zugenommen hat, ſo wenig hat ſie Urſache, einen Sieg über den Kapitalismus zu feiern und von einer bevorſtehenden Herrſchaft des Proletariats zu reden. Die Sozialiſierung der Betriebe läßt ſich nicht von heute auf morgen erzwingen; die Vorausſetzungen aber zu ſchaffen, iſt gerade die Aufgabe der Arbeitsgemeinſchaften. Zäher Kämpfe bedurfte es, um mit dem Tarifvertragsweſen die erſte Breſche in das von der Unternehmerſchaft allein beherrſchte Wirtſchaftsleben zu legen. Der Buchdruckerverband leiſtete Pionierarbeit. Die großartige Entwicklung des Tarifvertragsweſens, die in ſpäteren Jahren einſetzte,

* Ein Beitrag ſeitens eines Gewerkſchaftsſekretärs zu den gegenwärtigen Strömungen innerhalb der Gewerkſchaften.

widerlegte all die Anklagen, daß man damit den Klaſſenkampf aufgebe. Nie und nimmer wären die Lohnbewegungen nach der Revolution ſo erfolgreich verlaufen, wenn die Gewerkſchaften mit den Tarifverträgen nicht ſo gute Vorarbeit geleiſtet hätten. Denn gerade zu dieſer Zeit erlebten ſie den größten Aufſchwung, und der Rat der Volksbeauftragten gab den Verträgen die geſetzliche Anerkennung.

Gleichwie in Deutſchland drängte auch in England die ſozialpolitiſche Entwicklung zum Abſchluß von Arbeitsgemeinſchaften. Man fürchtete die Anſteckung der Arbeiterſchaft mit bolſchewiſtiſchen Ideen. England hatte immer einen feinen Inſtinkt dafür, ſchwere Kriſen, die ſeinem Wirtſchaftsleben drohen, rechtzeitig abzuwehren. Alte Vorurteile werden dabei entſchloſſen über Bord geworfen. Im Jahre 1917 entwarf Lord Balfour einen Plan für die induſtrielle Mitunternehmerſchaft der engliſchen Arbeiter. Darin wurde der Standard der Lebenshaltung feſtgelegt, der ſich nach der Produktionsleiſtung des Einzelnen richtet. Das angemeſſene Entgelt für verrichtete Dienſte muß ſein: für das Kapital eine angemeſſene Entſchädigung für das Riſiko und die Verzinſung; für die Arbeit 50 Proz. und für das Kapital 50 Proz. des Reingewinns. Um die Zuſammenhänge zwiſchen den Arbeitsſtunden, den Arbeitsmethoden und der Ermüdung feſtzuſtellen, ſollen eingehende Prüfungen über die beſten Methoden und die geeignetſte Verwendung des Arbeiters ſtattfinden. In dieſen Vorſchlägen ſteckt mehr Realpolitik als in den nebelhaften Theorien des Rätеſyſtems.

Immer deutlicher tritt in den Induſtrieſtaaten der berufsſtändiſche Vertretungskörper in die Erſcheinung. Die wirtſchaftlichen Intereſſenverbände, zu Arbeitsgemeinſchaften zuſammengeſchloſſen, verlangen gebührenden Einfluß auf die Geſetzgebung. Die Sozialdemokratie betrachtet die Arbeitsgemeinſchaften als eine Etappe auf dem Wege zu einer neuen Wirtſchafts- und Geſellſchaftsordnung. An die Stelle des reinen Kapitalismus tritt die Arbeitsgemeinſchaft und ſtellt deshalb unſtreitig einen Fortſchritt für die Arbeiterſchaft dar.

Die Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiterſchaft auf wirtſchaftlichem Gebiete führte am 15. November 1918 zu der bekannten Zentralarbeitsgemeinſchaft der induſtriellen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Den eigentlichen Anlaß dazu gab der Wiederaufbau der zertrümmerten deutſchen Induſtrie nach dem Kriege. Man gewann die Einſicht, daß dies nur möglich ſei im Bunde mit den Gewerkſchaften. Die inzwiſchen ausgebrochene Revolution mit dem Schlagwort der ſofortigen Sozialiſierung aller Wirtſchaftsgebiete ſtellte die Gewerkſchaften vor eine ſchwere Entſcheidung. Hie doktrinärer Sozialismus, dort Arbeitsgemeinſchaft. Sie gaben der entwicklungsmäßigen Überführung der Wirtſchaft zum Sozialismus den Vorzug und bekannten ſich zur Arbeitsgemeinſchaft.

Dieſe Überführung ſetzt eine organiſierte Wirtſchaft voraus, in der die Organiſationen anſtatt der Einzelunternehmer die Produktion regeln. Frühdruſchprämien und Reichszuſchüſſe zur Senkung der Lebensmittelpreiſe ſind Palliativmittel und wirken nur korrumpierend auf Produzent und Konſument. Beim Aufbau der Wirtſchaft übernehmen die Verbände die Verantwortung für die Lieferung und Zuteilung; regeln die Preiſe nach allſeitiger Prüfung. An einer derart organiſierten Wirtſchaft tatkräftig und gleichberechtigt mitzuwirken, bietet ſich für die Organiſationen der Arbeiter und Angeſtellten in den Reichsarbeitsgemeinſchaften die beſte Gelegenheit. Die abgeſchloſſene Zentralarbeitsgemeinſchaft bezweckt die gemeinſame Löſung aller die Induſtrie Deutſchlands berührenden wirtſchafts- und ſozialpoli-

tiſchen Fragen ſowie aller ſie betreffenden Geſetzgebungs- und Verwaltungsangelegenheiten. Die Organe der Zentralarbeitsgemeinſchaft ſind der Zentralvorſtand und der Zentralausſchuß, die paritätiſch aus je 21 Vertretern gebildet werden. Die Zentralarbeitsgemeinſchaft gliedert ſich in 14 Reichsarbeitsgemeinſchaften der verſchiedenen Induſtrie- und Gewerbezweige. Die Aufgaben der Reichsarbeitsgemeinſchaften beſtehen in der ſelbſtändigen Regelung der ihre Induſtrie- und Gewerbezweige berührenden Fragen.

Wir ſehen alſo, wie ſich der Aufgabenkreis der Arbeitsgemeinſchaften durch den Ausbau der Organiſationen zuſehends erweitert hat. Neben den Kollektivverträgen kommt ſeit einiger Zeit auch die Mitwirkung beim Abſchluß von Handelsverträgen, bei Ein- und Ausfuhrfragen, bei Reichsfinanzfragen in Betracht. Soll die Mitarbeit fruchtbringend ſein, ſo müſſen die Arbeitnehmervertreter ſich ein ausreichendes Maß von Kenntniſſen der Volks- und Finanzwirtſchaft, des Kredit- und Bilanzweſens verſchaffen. Sie müſſen in die Entwicklungs- und Lebensbedingungen des Produktionsprozeſſes eindringen, um die treibenden Kräfte recht erkennen und einſchätzen zu lernen. Das erfordert Zeit, Hingebung und Energie, bewahrt aber bei Kenntnis der Zuſammenhänge die Arbeiterſchaft vor unglückſeligen Experimenten, wie das Beiſpiel der Induſtrie Sowjetrußlands gezeigt hat.

Zur Behandlung und Durchführung der Wirtſchaftspolitik für die einzelnen Berufszweige ſind die von der Regierung berufenen Zweckverbände beſtimmt, die ſich zu einem Wirtſchaftsbund vereinigen können. Zweckverbände und Wirtſchaftsbund ſind amtliche Organe des Reichswirtſchaftsminiſteriums und ſetzen ſich aus Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer der in Frage kommenden Induſtriezweige zuſammen. Dieſe Inſtitutionen nehmen nicht nur eine beratende Stellung ein, indem ſie Gutachten erſtatten, ſondern erledigen auch ſelbſtändig auftauchende wirtſchaftliche Fragen. Indirekt wirken ſchon heute die Arbeitsgemeinſchaften bei der Löſung ſchwieriger Aufgaben entſcheidend mit. Von Bedeutung iſt ferner, daß die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände in den Reichsarbeitsgemeinſchaften auch ihre Vertreter in den Reichswirtſchaftsrat, die Zentralſtelle aller Wirtſchaftsangelegenheiten, entſenden.

Die Kohlenlieferungsbeſchlüſſe von Spa berühren unſer Wirtſchaftsleben aufs tiefſte. Die Erfüllung der drückenden Abmachungen und die Weiterexiſtenz unſerer Induſtrie liegt vorzugsweiſe in den Händen der Arbeiterſchaft. Sie wird aber nur dann mit Eifer und Intereſſe an die Arbeit gehen, wenn ihr ein ausſchlaggebender Einfluß auf die Geſtaltung der ſozialen und wirtſchaftlichen Zuſtände zugebilligt wird. Dieſen Einfluß zu vermitteln, ihm zu konſequenter Durchführung zu verhelfen, gehört zu den vornehmſten Aufgaben der Arbeitsgemeinſchaft.

A. Höpfner

Von der vollkommenen Sinnesänderung*

Indem wir davon handelten, wie durch die Entzückungen tiefer Erdenverwobenheit und der Gottesminne eine vollkommene Sinnesänderung dem Menſchen werden kann, hatten wir wohl ſein bejahendes Verhältnis zu den Geſchehniſſen des äußeren Lebens erwähnt — dergeſtalt, daß wir ſagten, er habe „die Liebe zu Überall und Immer“ —, doch könnte es wohl ſo ſcheinen, als ob das Geſagte mehr für beſinnliche Naturen gelte und nichts oder wenig zu bedeuten hätte für einen Menſchen, der im ſchärfſten Daſeinskampf ſteht, der, als

* Als Fortſetzung des Aufſatzes im Juniheft 1920, S. 215.

Führer oder Geführter, Unternehmer, Angeſtellter oder Arbeiter, eingeſpannt iſt in den ganz realen Wirtſchaftsmechanismus. Dieſer Typus Menſch aber (er iſt ein Typ trotz der gegenſätzlichen Intereſſen und verſchiedenartigen Lebensbedingungen!) iſt der maßgebliche, zahlenmäßig wie in ſeinem Einfluß auf Ziviliſation und Kultur, Aufſtieg oder Untergang — des Abendlandes. Man muß ſich alſo an ihn wenden, wenn man etwas erreichen will! Nicht die beſinnlichen Unmaßgeblichkeiten, die Stillen im Lande — ſie ſind ja die Langſamen, Zurückbleibenden —, ſondern dieſer erwähnte aktive, materialiſtiſche Typus geſtaltete die Erde vor 1914, veranlaßte als ſeiner Weisheit letzten Schluß den Weltkrieg, iſt im tiefſten Sinne Urſache der revolutionären Erſchütterung aller Länder Europas und hat ſich dadurch jetzt mit ſeiner Welteinſtellung (von Weltanſchauung darf man da nicht reden) in eine Sackgaſſe verfahren.

Ihm alſo, einzig ihm, muß man von einer vollkommenen Sinnesänderung reden, wenn man ſich auch nicht mehr allzuviel davon verſpricht: es iſt ſchon fünf Minuten vor zwölf . . .

Der Pendel unſerer kapitaliſtiſchen Zeit hub an und ſchlug ſoweit aus, als es ihm das (n. b. rieſengroße) Maß von Nichtachtung jeglicher Perſönlichkeit und Menſchenwürde ſeitens des Kapitaliſten, abzüglich der allmählich anwachſenden Macht des organiſierten Proletariats, geſtattete.

Alle Volksbildungsbeſtrebungen waren eine Inkonſequenz des kapitaliſtiſchen Staates, eine Unlogik, ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, da der Lohnempfänger, der von der Hand in der Mund lebende Bedürfnisloſe ohne Sinn für höheres Menſchentum, eine ſeiner Grundlagen war, die man eigentlich nicht zerſtören durfte. Aber der kapitaliſtiſche Staat, der Klaſſenſtaat wollte auch noch ein chriſtlicher Staat ſein der Nächſtenliebe und der Humanität. Und man verkittete ſich den Widerſpruch, der darin war, mühſelig durch das Gegeneinanderausſpielen von zwei Bibelworten: Gib dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt (worunter man überhaupt die Autorität der jeweils vorgeſetzten Behörde verſtehen mußte) und: Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt. Dieſer Widerſpruch klaffte durch die Erſchütterungen der Volksſeele im Weltkriege jählings auf (d. h. es hätte dieſes Anlaſſes vielleicht nicht bedurft!) und reicht jetzt bis in die Fundamente aller Staatlichkeit überhaupt.

Man kann die „Kanaille“ nicht mehr niederkartätſchen. Und ſie iſt auch nicht Kanaille, ſondern eine zwar dumpfe, aber ganz große Sehnſucht lebt in ihr nach Beſſerſein! — Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! — Der ſpitzfindige Bürger hat darin ſtarke Widerſprüche aufgefunden; aber mit den Mitteln ſeiner kühlen Dialektik wird er den Schrei nicht verſtummen machen! Im Hinblick auf die materialiſtiſche Welteinſtellung des denkenden Arbeiters aber ſchlage er ſich an die Bruſt: mea culpa, mea maxima culpa . . .

Nur aus einer vollkommenen Sinnesänderung kann erfolgen Einſicht für das Einzig-Notwendige in dieſer Wendezeit und der einſpitzige Wille zur reinen Tat:

Geld, Fabriken, Grundſtücke und Ländereien, Geiſteswerke jeglicher Art gehören mir nur bedingtermaßen. Denn ich erwarb und ſchuf ſie durch und im Schutze der ſozialen Gemeinſchaft, meines Volkes, in das ich hineingeboren bin. Ihm gehört nach meinem Tode alles, was ich beſitze. Iſt mein Sohn nicht willens oder fähig, meinen Beruf auszufüllen, ſo wird er wohl einen anderen Beruf haben, er erbt von mir nur die geringen Dinge von perſönlichem Wert. Meinen Poſten wird ein Menſch antreten, der die Fähigkeiten dazu hat, vielleicht finde ich zu meinen Lebzeiten ſchon

den rechten. Schulbildung wird allen Kindern gleichmäßig zugänglich, der Beruf nur dem dazu Berufenen. (So würden unſere hohen Schulen tatſächlich die geiſtige Elite des Volkes haben, aber auch jeder Handarbeiter wäre ein „gebildeter Menſch“ und zwar im beſſeren Sinne des Wortes als heute.)

Die ſoziale Frage wäre gelöſt durch die Unvererblichkeit des Eigentums und die allgemeine, gleiche und freie (nicht ſtaatliche) Schule! Alle wirtſchaftlichen Fragen, die ſich ergäben, wären gut in und aus der Geſinnung zu beantworten, die bei dieſen beiden Beſchlüſſen in den Menſchen gewaltet haben muß.

Was folgt aus alledem? — Das Leben wird geiſtig-weſentlich und bleibt nicht ſo materiell. Das Problem der Menſchen bleibt nicht mehr antiſozial. Das aufkommende ſoziale Zeitalter wird die Seelen der Menſchen freimachen können von Haß und Neid, weil die Gleichheit der Lebensbedürfniſſe endlich einmal als ſelbſtverſtändlich erkannt und durch eine geiſtige Organiſation geregelt wird. Geiſtesſtreben und geiſtige Kenntniſſe bleiben dann auch dem Arbeiter nicht mehr Ideologienwert des Spotts. Ein natürlicher Altruismus, der ſich in den ſozialen Einrichtungen auslebt (alſo nicht mehr die Art eines Sonderlings ausmacht), macht die Menſchen bereit und fähig zu einer jetzt noch nicht ausdrückbaren Freiheit des Geiſtes, wie ſie heute unter den Hemmungen des Standes, der Erziehung und des Brotberufs nicht einmal den wenigen Erlauchten unter Schweiß und Blut und Tränen gelungen.

Es iſt den Gebildeten in die Hand gegeben, die Revolution der Primitiven zu einer Evolution des abendländiſchen, chriſtlichen Geiſtes umzuwandeln! — Wenn ſie ſich doch entſchlöſſen, dieſe Beleſenen und Klugen, ein ſymboliſches Leben zu führen in der Nachfolge Goethes und kein oberflächlich-zweckhaftes, dann würde ihnen der wahre Sinn des Daſeins und ſein Zweck erſt offenbar. Aber freilich: „es iſt leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe. . .“

Ich unterlaſſe es, die beiden Gedanken von der Unvererblichkeit des Eigentums und der freien Schule näher zu begründen und gegen die vielen mir bekannten Bedenken zu verteidigen. Denn die Gedanken ſind ja nicht ſo ſehr neu, man hat ſchon viel darüber geſchrieben. Über die wirtſchaftlichen und politiſchen Folgerungen daraus kann man alſo viel nachleſen. Das wichtigſte Buch über dieſe Materie iſt mir Dr. Rudolf Steiners „Kernpunkte der ſozialen Frage“ geworden; mit dieſem Buch muß man ſich auseinanderſetzen! Freilich wer mit althergebrachtem Dünkel, ohne den Sinn geändert zu haben, mit dieſen Fragen ſich beſchäftigt und nur ſucht, wo er mit ſeinem Witze anhake, der iſt nicht geſchickt zur Rettung aus dem Wirrſal dieſer Zeit.

Carl Ernſt Wieck

Hans Witte und die Frage einer neuen Reformation des Chriſtentums

Es kann nicht mehr zweifelhaft ſein, daß es für uns heute wieder eine „religiöſe Frage“ im erhöhten Sinne gibt, die allerorten Anteilnahme weckt und zu eifrigen Erörterungen führt. Von philoſophiſcher und theologiſcher Seite wird in verſchiedener Weiſe verſucht, den Problemen neue Geſtaltungsmöglichkeiten abzugewinnen. Alle dieſe Beſtrebungen ſind getragen von einem tiefen Bedürfnis nach Neubefruchtung und Ausgeſtaltung unſeres religiöſen Lebens und ſeiner Ausdrucksformen. Aber nicht nur in den Kreiſen, die dieſen Fragen gewiſſermaßen von Berufs wegen nähertreten, lebt ein ſolches Bedürfnis, nein auch weiten Kreiſen des Laientums (im kirchlichen Sinne) iſt es zur tiefempfundenen Gewiſſensfrage geworden, ob und wie

wir unſerm religiöſen Empfinden, das notwendigerweiſe anders geartet ſein muß als das vergangener Jahrhunderte, neue oder doch neugeſtaltete Möglichkeiten der Befriedigung bieten können. So iſt denn auch nicht verwunderlich, daß aus den Kreiſen der Laien ſelbſt eine Bewegung entſtanden iſt, die geführt von Prof. Dr. Hans Witte (Wolfenbüttel), bahnbrechend für einen neuen Glauben wirken will. Eine Bewegung der Laien — aber nicht eine Bewegung des Laientums in dem üblen Sinn einer geſchäftigen und glatten Allwiſſenheit, ſondern eine Bewegung, deren Führer aufbaut auf dem Boden der Wiſſenſchaft und vornehmlich des Zweiges derſelben, der die Mittel zu der ſich am erbittertſten gebärdenden Gegnerſchaft gegen das Chriſtentum in der vielleicht verfloſſenen Periode des Kritizismus abgegeben hat, nämlich der Naturwiſſenſchaft. Und ferner eine Bewegung der Laien, die ſich klar iſt über die Beſchränktheit ihrer Aufgabe und die erhöhte Verantwortung, die ihr bei ihrem Wirken zufällt, aber doch bewußt und gewollt eine Laienbewegung, die ihre Berechtigung aus den gegebenen Verhältniſſen herleitet. Denn die ſtaunenswert ſchnelle Verbreitung der lutheriſchen Ideen, die die ganze Nation erfaßten und naturgewaltengleich die reformatoriſche Bewegung in Gang brachten, war doch nur möglich in einer Zeit, deren Gedankenwelt ihren Mittelpunkt in der Frage nach dem Seelenheil fand, deren höchſte und das ganze Leben beherrſchende Güter Kirche und Religion waren, und andererſeits angeſichts der Gegnerſchaft einer Kirche, die aufs peinlichſte die genaue Ausführung ihrer Glaubensdogmen überwachte und, wo ſich immer dagegen kritiſcher Widerſtand regte, alle Hebel zu ſeiner Unterdrückung in Bewegung ſetzte. Dieſen Vorausſetzungen entſprechen aber die heutigen Verhältniſſe keineswegs mehr; in welch weitem Maße räumt doch die Welt von heute in ihrem Gedankenkreis der Kirche nur ein ganz beſcheidenes Plätzchen ein! Darum glauben wir, daß aus der Laienwelt ſelbſt die Stimme ſich erheben muß, die der Zeit ein neues lebendiges religiöſes Ideal vorzeichnet, ſie dafür begeiſtert und den Widerhall findet, der notwendig iſt, um den neuen Glauben zu geſtalten. Es iſt ja das immer neue, unſterbliche Verdienſt Martin Luthers, daß er dem Laien den unvermittelten Weg zu religiöſer Erkenntnis wieder geöffnet hat. Und darauf kommt es gerade heute an, die Sehnſucht nach eigener religiöſer Erkenntnis, dieſen Grundtrieb des menſchlichen Geiſtes neu zu beleben und ihn in Einklang zu bringen mit unſerer ſonſtigen pſychologiſchen Einſtellung zum Weltgeſchehen und unſerem wiſſenſchaftlichen Weltbild, ſo daß er wieder einen beſtimmenden Faktor in unſerm Leben als Einzelmenſchen wie im ſozialen Leben darſtellt. Das iſt die Aufgabe dieſer Laienbewegung, aus der heraus dann die Grundformen deſſen entſtehen müſſen, was unſer neuer Glaube ſein ſoll, den zu vollenden, auszubauen und lebensfähig zu erhalten der Kirche und Theologie als Aufgabe zufällt. Aber dieſen beiden ſollen die Fundamente dargeboten werden, auf denen ſie ſicher und getragen von der Sehnſucht und den Wünſchen des Volkes das neue Gebäude errichten können.

In Verfolg dieſer Aufgabe muß ſich dieſe Bewegung jedoch einer großen und ſchweren Verantwortung bewußt bleiben, die gegeben iſt durch das Verhältnis zu dem hiſtoriſch Gewordenen. Denn nur verderblich könnte ſie wirken, wenn ſie ſich revolutionär über die geſchichtliche Entwicklung hinwegſetzen und ohne Anknüpfung an das Vergangene ihr Neues ſchaffen wollte. Wohl bedeutet jedes Neuſchaffen einen Kampf gegen Altes, Überkommenes, aber die Eigenart reformatoriſchen Wirkens wird es immer ſein, nur die ſtarr gewordenen Formen beiſeite zu ſchieben, um zu dem lebendigen Urquell vorzudringen, aus dem auch das, was uns heute morſch

erſcheint, einſt lebendig geſchöpft wurde, und ihm die Kräfte zu entnehmen, mit denen aus dem Stoff der gegebenen Wirklichkeit das Neue geſchaffen werden kann. In dieſem Sinne knüpft Prof. Witte an die perſönliche Religioſität Martin Luthers an und greift damit ſein Vermächtnis auf, das uns eine immer neue Selbſtreformierung und Neuſchaffung unſeres Glaubens zur Aufgabe macht. So iſt der Ausgangspunkt nicht das Dogma irgendeiner unſerer heutigen Kirchen, ſondern der ſchöpferiſche Kern der Lehre des deutſchen Glaubenshelden, deſſen Geiſt einſt als „zweier Zeiten Schlachtgebiet“ ſiegreich den Kampf gegen jahrtauſendealte Tradition durchfocht und ſich den Weg zum Quellpunkt chriſtlichen Glaubens, zur Geſtalt Jeſu Chriſti freiſchlug.

So weiſt der Geiſt Martin Luthers, deſſen Andenken das eben in Lieferungen erſcheinende grundlegende Werk Prof. Wittes: der neue deutſche Glaube (Heckners Verlag, Wolfenbüttel) gewidmet iſt, zurück auf den, von dem das Chriſtentum ſeinen Namen trägt. Die Geſtalt Jeſu Chriſti, der Mittelpunkt aller bisherigen Glaubensdogmen, ſie zwingt vorab die neue Bewegung zu eigener Stellungnahme und wird vornehmlich zum Prüfſtein unſeres religiöſen Bedürfniſſes werden müſſen. Was iſt uns Jeſus Chriſtus heute? Iſt er uns noch ein Gott, der Sohn Gottes ex patre natus ante omnia saecula, durch wunderſamen Vorgang als Menſch der Welt erſchienen, beſtimmt, der Menſchheit Sünden auf ſich zu nehmen und ſie durch ſeine Selbſtopferung zu erlöſen? Dieſe Frage aufwerfen heißt, ſie für einen modernen Menſchen verneinen. Denn ihre Bejahung ſetzt voraus eine Lebensanſchauung, wie ſie der unſrigen gerade entgegengeſetzt iſt. Es fehlen uns all die Vorausſetzungen, die dazu führen, dieſe Anſchauungen in den Mittelpunkt des chriſtlichen Glaubens zu ſtellen. Es fehlt uns der kindliche Wunderglaube und insbeſondere dieſe Weltabgekehrtheit, die dieſen Dogmen zugrunde liegt, und es fehlt uns das Weltbild des Mittelalters, das es ermöglichte als Sinn und Zweck alles Weltgeſchehens die Entwicklung der Menſchheit und ihre Erlöſung zu einem höheren Sein anzuerkennen.

Wir wiſſen heute, daß die Erde, auf der wir leben, nur ein ganz kleiner Teil jener unendlichen und darum immer unbegreiflichen Welt iſt, und wir können nur den kühnen, tief in der Menſchenbruſt wurzelnden Trieb bewundern, in all das faſt bedrückend Große mit unſerm kleinen Verſtande eindringen zu wollen. Wir haben Selbſtbeſcheidung gelernt, aber als notwendiges Korrelat mußte ſich daraus ergeben, daß uns der Glaube und die Überzeuguug von der Alleingültigkeit und der alleinigen Wertſchätzung einer jenſeitigen Welt, mit der ſich kindlich genug Vorſtellungen eines „Paradieſes“ verknüpften, verloren ging. Das führt uns zu dem eigentlich Weſentlichen an der Grundſtimmung des heutigen Menſchen, dieſem Verwurzeltſein im Diesſeits und dem Streben, ihm ſeine Geſetze abzulauſchen und ſie ſo uns in Gedanken untertan zu machen dem, was Nietzſche den Trieb nach Macht nannte Wir halten feſt an dem, was ſich uns hier bietet; deſſen und ſeiner ſelber Herr zu werden, ſcheint uns die Aufgabe des Lebens, und es genügt uns ein leiſes Ahnen, daß es noch ein Höheres gibt, das aber menſchlichem Sinnen und Trachten ewig verſchloſſen bleiben wird.

Von dieſer Grundlage aus werden wir mit ganz anderen Augen als vergangene Jahrhunderte uns der Geſtalt Jeſu Chriſti zuwenden, wir werden wieder ganz unvermittelt, ohne alles Beiwerk ſeinen wundervollen Worten lauſchen als den Worten eines Menſchen, der tief durchdrungen von dem Drang nach Wahrheit zur ſittlichen Vollkommenheit, geſteigert bis zur völligen Selbſtüberwindung vorgedrungen iſt. Wir ziehen ab von ihm den Schleier der Göttlichkeit, in den ihn vergangene Zeiten

gehüllt, und da tritt er uns greifbar nah entgegen als Menſch zum Menſchen, und wir ſchauen ehrfürchtig zu ihm auf als einer Perſönlichkeit, die ganz ſittliche Größe war. So verſtehen wir auch wieder ſeine Lehre in ihrer ganzen Einfachheit und Reinheit, nicht als ein Dogma von der Erlöſung der Menſchheit durch ihn, nicht als die Verheißung eines beſſeren, kommenden Reich Gottes, ſondern als die große und ſchwerwiegende Forderung ſtrenger Selbſterziehung zur ſittlichen Perſönlichkeit, deren naturnotwendige und aus ihrem Weſen ſich darum von ſelbſt ergebende Eigenſchaften, Hingabe im Dienſte der Allgemeinheit (Nächſtenliebe) und tiefinnerſte Ehrfurcht vor einem Höchſten und Letzten: Gott (Gottesfurcht) ſind. In dieſem Sinne war das Wort geſprochen, das uns Lukas (17, Vers 20 u. 21) überliefert: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Gebärden, man wird auch nicht ſagen: Siehe hier, oder: da iſt es. Denn ſehet, das Reich Gottes iſt inwendig in Euch.

Damit werden wir voll und ganz auch wieder die hohe Lehre von der Gotteskindſchaft der Menſchen erfaſſen, dies tiefſte und größte Geheimnis, das Jeſus der Menſchheit vermittelt hat und das der lebendige Mutterquell höchſter Schaffensfreude aller Großen der Menſchheit geworden iſt. Es iſt doch nicht allein der Trieb nach Macht, der die menſchliche Bruſt erfüllt, ſondern zu ihm geſellt ſich ebenſo untrüglich und urlebendig von den erſten Anfängen der Menſchheit an das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Walten eines Höchſten, das wir nicht faſſen können, aber von deſſen Daſein uns allen Zweifeln zum Trotz ein immer neues Ahnen durchzieht. Dieſem Ahnen hat Jeſus Chriſtus das Beängſtigende genommen, das zunächſt ſich mit ihm für die Menſchheit verband, und hat ihm das leuchtende Gepräge des Kindſchaftsverhältniſſes verliehen. Damit beſeelte er die Welt und lieh ihr einen Schimmer reiner Güte. Wir aber ſollen ſie lieben und verehren als Gottes Wunderwerk, das ſo unfaßbar fein eingerichtet und worin er ſich uns immer von neuem offenbart. Gott unſer Vater — klingt es nicht wie eine Vermeſſenheit? Wir, die winzigen Staubkörnchen im Vergleich zu der unendlichen Welt, wir Gottes Kinder? Iſt dies nicht bloß ein holder Wahn, erzeugt in der Menſchenbruſt, wie Ludwig Feuerbach lehrte, zur Verherrlichung des eigenen Ichs, eine Abſtraktion deſſen, was wir für gut an uns halten, und ſeine Übertragung auf ein von uns geſchaffenes Subjekt, genannt Gott? Gewiß hat Feuerbach damit recht, daß unſer Gottesbegriff in der Tiefe unſerer feierlichſten Gedanken erwächſt, aber der nächſte Schritt, den er tut, iſt falſch. Nicht einfach aus der Übertragung unſerer Gedanken über Gutes und Edles erwächſt der Gottesbegriff, denn wie wollten wir überhaupt ſolche Werturteile über eigene Eigenſchaften und Anlagen fällen, ohne Beziehung auf ein Höchſtes, Abſolutes, ohne gegebenen Wertmaßſtab? Dieſer Wertmaßſtab, dies Abſolute iſt uns aber gegeben, und zwar wie alle letzten Maßſtabe und Grundbegriffe menſchlichen Denkens, in einem tiefinnerſten Ahnen, das unbeweisbar, aber untrüglich und ſelbſtſicher in unſere Bruſt gelegt iſt. Haſt du es noch nie ſelbſt erlebt (Gott läßt ſich nur erleben), haſt du noch nie in Stunden tiefſter ſeeliſcher Erregung faſt inſtinktmäßig die Hände gefaltet und dich an Gott gewandt? Und iſt dir da nicht das Geheimnis aufgegangen, daß du dich wandteſt zu Gott als deinem Vater gleich wie du einſt als Kind zu deinem Vater eilteſt?

Daran halten wir feſt: es lebt in uns ein Ahnen von einem Höchſten, Abſoluten, von dem es eine ſinnliche Vorſtellung nicht gibt; wohl aber ſind uns — um ein Bild der Mathematik zu gebrauchen — die Richtungsfaktoren der unendlichen Parallelen gegeben, deren Schnitt den Gottesbegriff ergeben müßte. Dadurch ſind uns feſte

Maßſtäbe unſeres ſittlichen Sollens und Wollens gegeben, damit tragen wir in uns ſelbſt etwas von jenem Höchſten, von Gott, das tiefe und uns ſelbſt verſchloſſene Rätſel unſerer Perſönlichkeit.

Das ſind die Grund- und Eckſteine des neuen Glaubens, wie ſie Prof. Witte in den 99 Sätzen im Namen der Wiſſenſchaft wider falſchen Kirchenglauben, der Anſageſchrift, die ſein Werk einleitete, dargeſtellt hat, daß ſich viel fleißige Baumeiſter darum bemühen, damit auf ihnen ein hoher und ein edler Bau erwachſe, zu dem wir uns wieder freudig bekennen können als „unſerm Glauben“. Die wichtigſten dieſer Sätze mögen hier folgen:

Es gibt einen Gott.
Höchſter Geiſt iſt Gott.
Gott iſt über alle Sinne, Gott iſt über alle Vernunft.
Gott iſt aller Welt Grund;
Gott iſt aller Welt Kraft und heiliger Wille:
Gott iſt aller Welt Ziel.
Gott iſt in aller Welt, alle Welt iſt in Gott.
Du aber darfſt beten zu Gott als deinem Vater.
Jeſus war ein Menſch, kann nicht als Gott uns erlöſen.
Doch iſt kein Menſch gut, wir ſind alle uneins mit Gott.
Darum brauchen wir Erlöſung: daß wir uns löſen von dem ſündigen Willen in uns und eins werden mit Gott.
Dies und keine andere iſt die Erlöſung, die uns Jeſu Sterben, Leben, Lehre kündet; nicht ſtellvertretendes Leiden für unſere Strafe oder Schuld.
Sie wirkt uns den Frieden mit Gott, die Liebe zu den Menſchen, die Kraft des Opfers und der Tat.
Ob gute Werke mehr helfen oder rechter Glaube, iſt eitles Reden.
Tue gute Werke, ſoviel du kannſt, glaube ſo ſtark du kannſt, es iſt nimmer genug.
Aller Geiſt bleibt und wirkt lebendig in der Welt,
Aller Geiſt geht auf und geht in eins in höherem Geiſt,
Aller Geiſt geht ein, woher er iſt, in Gott.

Dieſer neue Glaube ſoll aber ein neuer deutſcher Glaube ſein. Darin liegt einmal, daß er ſich wendet an alle deutſchen Chriſten, einerlei welchen Bekenntniſſes; alle ſollen ſie dazu beitragen mit den hohen und wertvollen Schätzen ihrer Kirchen, daß der neue Bau frei und weit errichtet werden könne. Wie das geſchehen ſoll und ob es möglich ſein wird, dieſe Frage wollen wir geruhſam den berufenen Männern und der Zukunft überlaſſen. Sorgt nur einmal dafür, daß in Euch ſelbſt und dann im ganzen deutſchen Volk der Wunſch nach ſolchem neuen Glauben wach werde und fruchtbaren Boden finde, dann wird das übrige leicht zu vollenden ſein! Sorgt dafür, daß der neue Glaube, das wahre Chriſtentum wieder eine lebendige Kraft im Leben unſeres Volkes werde, gewiß eine ſchwere, eine dornenvolle Aufgabe, aber ſie muß gewagt und muß gewonnen werden!

Ein neuer Glaube ſoll werden. Viel vom alten Glauben wird er hinter ſich laſſen müſſen, viel was uns wohl lieb und wert geweſen ſein mag. Gewiß gilt es dabei mit fürſorgender Hand den Weg zu bereiten, aber da, wo Altes dem innerſten Drang, den chriſtlicher Glaube in uns wecken ſoll, nämlich dem Drang nach Wahrheit und wahrhaftiger Ausgeſtaltung unſeres Lebens entgegenſteht, darf auch feſter Zugriff nicht fehlen.

Und dieſer Glaube ſoll endlich werden der Glaube des neuen deutſchen Volkes. Wie ſchreibt doch Prof. Witte in den Eingangsworten zu den 99 Sätzen: „Wir

Deutſchen, einſt Volk der Dichter und Denker genannt, ſind ein Haufe Freſſer und Müßiggänger geworden, aller Laſter voll. Geſetz und Pflicht, Sitte, Tugend und Gewiſſen haben wir weggeworfen. Wer recht tut, heißt dumm. Geld raffen iſt die Loſung, und wenn es aus der Goſſe iſt. Im Kote watet die Kunſt, die uns erheben ſollte. Taumel würgt alle wahre Freude. Und der Bauch iſt unſer Gott".

Klingt's, ja dröhnt's dir nicht in den Ohren, deutſches Volk, wenn ſolche Stimmen in heiligſtem Ernſt dich anklagen? Kannſt du dich noch aus deinem Taumel reißen und auf dich ſelbſt beſinnen? Oder ſollen wir glauben müſſen, an deiner Totenbahre zu ſtehen? Volk, ſo lange du dich noch ſo nennen magſt, mußt du mit tauſendfachem Nein antworten! Und jeder einzelne, der ſich zu dir zählt, er wird ſich faſſen müſſen und nicht mehr ausweichen laſſen, bis der unabänderliche Entſchluß zu neuem Werden, zu neuem ſittlichen Leben gefaßt iſt. Es werden erſt wenige ſein, aber was kümmert das? Handelt es ſich doch hier um etwas, was jeder allein im tiefſten Innern mit ſich ausmachen muß, was aber nach gewonnenem Kampf all ſein Tun und Handeln ſelbſtverſtändlich, mit innerer Notwendigkeit, ohne die Welt bewußt darauf hinzuweiſen erfüllen und leiten wird. Aber allmählich werden es immer mehr und mehr werden und ſo wird, was ſie verfolgen, ſchließlich in das Bewußtſein des Volksganzen eindringen. Wenn wir erſt ſoweit ſind, dann dürfen wir wieder mit Vertrauen auf unſer Volk ſehen, dann dürfen wir auch wieder voll Hoffnung ſein auf neuen deutſchen Aufſtieg! Albrecht Wehl

Rudolf Bode Wer iſt Rudolf Bode?* Ein Weltweiſer und Menſchenfreund. Ein freudiger Lebensbejaher, der in ſich pochen fühlt den urewigen Rhythmus unteilbaren Lebens von Anbeginn her. Im bürgerlichen Leben iſt er Lehrer des Rhythmus und Leiter einer dieſem gewaltigen Erlebnis- und Menſchheitsproblem dienenden Schule zu München. Sachlicher Gegner und Bezwinger von Dalcroze; und deutſcher Mann, der ſeinem Volk das Empfinden für ſein tiefſtes urſprüngliches Gefühl zurückgeben möchte: den Rhythmus.

Rhythmus gewinnen heißt alſo: Sich zurückfinden zu den im unlösbaren Einklang mit allem Lebensgefühl ſtehenden Empfindungen der ſchwingenden, klingenden Bewegung von Körper und Seele. Das Gefühl freudiger Gehobenheit, das dem Einzelweſen ſeinen Stil, ſeiner Leiſtung die Qualität gibt, ſoll dem Menſchen wiederkommen, all ſein Handeln und Fühlen begleiten.

Darum bekämpft und beſiegt Bodes klares Evangelium — denn ſo kann man's ruhig nennen, weil's eine wahrhaft frohe Botſchaft iſt — Dalcrozes Grundirrtum reiner Verſtandesmethode.

Der Genfer Muſiker und Denker, dem das Verdienſt unbenommen bleibt, auf das Zuſammengehen von Muſik und Körperbewegung ſtärker hingearbeitet zu haben, verwechſelt Rhythmus und Takt. Unteilbares, Zeitloſes teilt er und nimmt ihm den Rhythmus, indem er den menſchlichen Willen heranholt, um den Körper in einzelnen Teilen willkürlich zu zwingen und zu kontrollieren auf methodiſch geteilte Bewegungen hin. Dalcroze gibt Verſtand für Gefühl. Als ſchöpferiſche Leiſtung aus dieſem herrlichen unbewußten Erlebnis des Rhythmus; aus dem Doppelvorgang körperlicher und ſeeliſcher Wechſelbeziehung fördert er Quantität ſtatt Qualität.

Weit über Dalcrozes Lehre hinaus, die freilich Anſpruch erhebt auf eine neue

* Zu Rudolf Bodes Schrift: Der Rhythmus und ſeine Bedeutung für die körperliche Erziehung. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. M 4.—.

Erziehungs- und Menſchwerdungs-Ära, zeigt der Dichter — ich möchte doch Bode ſo nennen — die unmittelbaren Zuſammenhänge zwiſchen Rhythmus im Gegenſatz zu Taktmechanismus; zwiſchen urſprünglicher Kultur und deren Zerſetzung. Geheimrat Bücher, der bedeutende Leipziger Nationalökonom, der in ſeinem großen Werke „Arbeit und Rhythmus“ erſtmalig dem Problem des Rhythmus tiefer nachging, weiſt ſchon, wenn auch unter grundlegender Verkennung der fundamentalen Unterſchiede von Rhythmus und Regel, auf die unlösbaren Zuſammenhänge zwiſchen Rhythmus und Menſchenleben hin.

In klarem Aufbau, in ſchönen beſchwingten Worten, weiſt Bode nach, daß Rhythmus, das Individuum (d. i. Unteilbare), ein Unfaßbares iſt. „Die Totalität des Lebens iſt ein Irrationales. Aller Rhythmus iſt gebunden an den Strom des Lebens. Da alles, was dem Leben entquillt, Form hat, ſo ſchließen wir, daß auch die Totalität des Lebens eine Form hat; wir nennen ſie Kosmos und ſein Geſetz iſt der Rhythmus.“

Wie falſch es iſt, den Willen ſchöpferiſch, aufbauend zu nennen, das ſagt uns Wilhelm Klages, der Bahnbrechendes auf dem Gebiete der Rhythmus-Forſchung leiſtete: „Es iſt eine der älteſten Irrlehren der Menſchheit, der Wille bewege, der Wille ſchaffe gar, während er in Wirklichkeit gerade umgekehrt das ſchöpferiſche Sichwandeln einengt und das Vibrieren der Lebensbewegung.“ „Die Geregeltheit der Bewegung (Dalcroze!) iſt das entſcheidende Indizium für die Vorherrſchaft des Willens (Klages „Ausdrucksbewegung und Geſtaltungskraft“).

Es gibt alſo keine rhythmiſche geregelte Arbeit. Der natürliche Menſch (und die urſprünglicher empfindenden Völker) fühlt geſteigerten Frohſinn bei der ihm gemäßen Arbeit. Er ſingt dazu. In ihm pulſt der Naturrhythmus, der Bewegung in Muſik umſetzt. „Mit echt rhythmiſchem Geſchehen ſtellt ſich ſtets jener kontinuierliche Rauſchzuſtand ein, wie beim Tanzen (und beim dichteriſchen Schaffen). Der echte Naturtanz iſt überhaupt kein Tun, ſondern rhythmiſches Geſchehen.“

„Rhythmus iſt ein Urphänomen. Die innere Freude, welche das innerſte Kennzeichen rhythmiſcher Naturen iſt, vergoldet alles Tun; der Niederſchlag ſind die Arbeitsgeſänge.“ (Bode.)

Daß hiernach an den automatiſch-mechaniſch arbeitenden Maſchinen mit ihrer ſeelenloſen Leiſtung der ſie betreuende Menſch nicht mehr ſingen mag und den Einklang mit dem Rhythmus des Lebens verloren hat, iſt verſtändlich, aber tiefbetrüblich. Nichts Eigenes iſt mehr bei der geleiſteten Arbeit; nur Mechaniſches, in genau gemeſſene Zeiträume Geteiltes.

Daß wieder die Luſt an eigener Hände gelungenſter Arbeit dem Menſchen zurückgegeben werde; daß nicht auf das Viel, ſondern auf das Gut unſeres produktiven Geſamtlebens geſehen werde, das ſind die Folgerungen der Bodeſchen Schrift. Dann wird auch die gediegene deutſche Kultur, getragen von einem heiter beſchwingten und gemächlichen Volk, im Wettbewerb der Nationen ſich Geltung und Vorrang verſchaffen. Dann wird die deutſche Qualitätsware wieder in aller Welt die begehrteſte werden. Mögen die Völker des Erdballes dann haſten und ihre Maſſen in Arbeitsſäle pferchen. Die Deutſchen haben den Ehrgeiz nicht mehr, ihnen atemlos nachzueilen. Sie leben rhythmiſch, vom Drang der Minute nicht gehetzt.

Ein berauſchender Ausblick! Wär' ſeine Verwirklichung ſo ganz unmöglich?

Der Idealiſten an hoher Stelle ſind genug. Es hieße ein gewaltiges Stück deutſcher Kulturzukunft anfaſſen, wenn im Sinne Bodes die nationale Erziehung von Reichs wegen eingeſtellt würde auf Schulen und ſtaatliche Einrichtungen für alt und jung

(etwa nach Art der helleniſchen Gymnaſien und Paläſtren), in denen bedeutende Menſchen aus der Fülle ihrer ſchwingenden Perſönlichkeit den lauſchenden Brüdern und Schweſtern austeilten. Das könnte ein Himmel auf Erden werden. Wie Schemen der Unterwelt müßten dann die Zerrbilder des wütenden ratloſen Arbeiters und Bürgers von heute erſcheinen. Und wie ich das hinſchreibe, klopft in mir jauchzender, beſchwingter der Rhythmus beglückenden Lebens und Schaffensdranges.

Eingegliedert in den religiöſen Kult des modernen Tatmenſchen, des Diesſeitigkeitsmenſchen von heute, würde der Rhythmus im Tanz des ſchönen Menſchenleibes den ſchönſten Dank an Schöpfer und ewige Allmacht darſtellen; zugleich den plaſtiſchen Triumphgeſang, den ungeſprochenen, ſchwingenden Hymnus auf den herrlichen Menſchenleib und ſeinen Träger, den Herren dieſer Erde, bedeuten.

Das tiefe Nietzſche-Wort, mit dem Rudolf Bode ſein Buch beſchließt: „Ich würde nur an einen Gott glauben, der zu tanzen verſtünde", es gewönne hier ſeine Verkörperung.

„Der tanzende Gott iſt der rhythmiſche Blutſtrom des Lebens, der durch uns alle kreiſt, jenes geheimnisvolle Element, das ewig aufwallt, ewig zurückflutet, ewig ſiegreich iſt." (Bode.)

Hans Schönfeld

Die Neue Schar

Von Kronach in Franken, dem Geburtsort von Lukas Cranach, iſt ſie ausgezogen nach Koburg und über Sonneberg zum Saaltal, ſeine Dörfer und Städte der Reihe nach berührend bis Jena und dann weiter nach Weimar, Erfurt, Gotha und die anderen größeren thüringiſchen Städte. Ganz Thüringen tanzt, als gäbe es keine Sorge um die Zukunft. Nicht einzelne Perſonen, ſondern Tauſende auf einem Platz. Rudolſtadt, Jena, Weimar z. B. zählten an Sonntagen 3—5000 Perſonen. Und wenn die Neue Schar nach etwa fünf Tagen die Stadt verlaſſen hat, geht das Tanzen weiter auf Plätzen und Straßen von kleinen Kindern und Erwachſenen. Iſt etwa mit Muck-Lamberty, ihrem Führer, der Rattenfänger von Hameln wieder neu aufgetaucht, oder iſt eine mittelalterliche Tanzepidemie im Anzuge, deren Hintergrund religiöſe Ekſtaſe oder Verzweiflung an der Welt iſt? Haben doch auch Königskinder (die Töchter des Königs von Bulgarien) mitgetanzt und wären am liebſten mit der Neuen Schar in die Welt gezogen, und zu ihrer Sonnwendfeier bei Burg Lauenſtein in Oberfranken war in der Johannisnacht der König von Bulgarien ganz allein als einziger Gaſt unter ihnen, als Menſch unter Menſchen.

Was iſt die Neue Schar? Sie kommt von der Wandervogelbewegung her, und ihr Führer Muck würde ſagen, ſie iſt ein Ausfluß der Liebe zu allen Menſchen. Sie will ſie dazu erwecken, ſich ſelbſt unbefangene Freude zu ſchaffen und ſich über Politik und Parteihader hinaus als Menſch und Bruder zueinander zu fühlen. Es ſind etwa 25 junge Menſchen, Burſchen und Mädchen aus bürgerlichen Kreiſen, beſtes Material an Lebenskraft und Idealismus. Ein Zug von Askeſe geht durch die Gruppe, die ſie über romantiſche Abenteuerluſt ſtellt. Sie bildet eine Gemeinſchaft, die ſich im Laufe der Wochen zum Teil wieder neu ergänzt. Zu Anfang waren auch einige ſozialiſtiſche Proletarier mit dabei, die ſich aber nicht recht wohl dabei fühlten, denn wie kann Sozialismus, wohlgemerkt politiſcher Sozialismus beim Tanzen gedeihen. Man bedenke auch: monatelang, Tag für Tag, früh, nachmittags und abends tanzen, ſchlafen unter dem Sternenhimmel, trocken Brot zumeiſt und Tannennadeln dazu, ab und zu einige Ruhetage, im ganzen unterernährt. (Nicht etwa an den Kochtöpfen

freundlicher Gaſtgeber ſitzend.) Das kann man nur aushalten im Dienſt einer Idee, und daß die Idee der Neuen Schar tragend genug iſt, iſt ein Beweis, daß ſie im tiefſten Grunde religiös iſt.

Der Rhythmus wird in Kreiſen, die kaum dieſes Wort kennen, plötzlich Erlebnis, der Menſch erwacht aus dumpfer Gewohnheit und fühlt, daß etwas Neues in ihm wird, er wird nicht nur in ſeinen Gliedmaßen lebendig, ſondern auch ſeeliſch freudig und voll erhöhten Lebensgefühls.

Was ſind das nun für Tänze? Es ſind alte Volkstänze mit Geſang. Noch vor fünfzig Jahren haben ſie in einzelnen Winkeln Deutſchlands Bauern getanzt, jetzt waren ſie faſt ausgeſtorben. Dazu kommen ſchwediſche Volkstänze, die durch Gertrud Meyer zu uns aus Schweden kamen. Sie ſammelte zugleich als erſte die alten deutſchen Tänze. (Erſchienen bei B. G. Teubner, Leipzig.) Der Serakreis in Jena nahm ſie zuerſt auf, übermittelte ſie ſpäter dem Wandervogel und mancher Thüringer hat zugeſchaut, wenn ſie dieſe tanzten. Das Neue iſt nun, jetzt tanzt er mit, und zwar mit Begeiſterung, und geht in die Kirche zu Mucks Vorträgen. Das iſt wörtlich zu nehmen. Als Muck zum Beiſpiel in der bis zum letzten Platz gefüllten Herderkirche in Weimar ſprach, ſchlug er vor, zuerſt das Lutherlied „Eine feſte Burg“ zu ſingen. Da erſcholl das „Pfui“ eines „modernen“ Menſchen. Wie im Sturm erhob ſich aber ſingend die ganze Verſammlung und wohl ſelten iſt in einer proteſtantiſchen Kirche ſo machtvoll einmütig begeiſtert in der Gegenwart proteſtiert worden.

Es ſoll hier nicht auf den geiſtigen Gehalt der Anſprachen von Muck-Lamberty eingegangen werden und auf ſein mangelndes Diſtanzgefühl zu der Geſamtheit der Formen geiſtigen Lebens. Jedenfalls ſteht hinter allen Worten bei ihm gelebtes Menſchentum und impulſives Empfinden, mancher allzu kritiſcher Zuhörer empfindet ihm gegenüber die Schönheit der „ſtrömenden Menſchen“ zum eigenen Heile.

Iſt dieſe Art zu handeln und zu predigen nicht echter Sozialismus? Die ſich „ſozialiſtiſch“ nennende freie Arbeiterjugend in Jena empfand anders, ſie vermißte die Förderung des Klaſſenkampfgedankens, durch den zuerſt der Arbeiter den Antrieb zu menſchenwürdigem Daſein nach marxiſtiſchem Rezept empfängt. Sie ſtörte nach Mucks Abzug parteimäßig abſichtlich die Fröhlichkeit der Tanzenden auf der Wieſe.

Es iſt das nur zu verſtehen aus einem ſchlechten Gewiſſen heraus. Der innerſte Zug der freien Arbeiterjugend geht zum Menſchentum und nicht zum Parteiſozialismus. Aber iſt das nicht Verrat an den Idealen des politiſchen Sozialismus? Sie iſt nicht inſtinktkräftig genug, um zwiſchen „politiſchem“ und „wirklichem“ Sozialismus zu trennen und ſo kippt ſie im entſcheidenden Moment doch wieder dem „Schlagwortmenſchen“ zu.

Eine ſolche Erſcheinung wie die unſozialiſtiſche und ungeiſtige Haltung der Jenaer freien ſozialiſtiſchen Jugendbewegung in dieſem Falle, illuſtriert deutlich das Schlagwort „Jugendkultur“ nach ſeiner negativen Seite hin. Dieſe Haltung iſt das Gegenteil von eigener freier Entſcheidung, ſie iſt ein Produkt der Verhetzung.

Eugen Diederichs

Anfang! (Zur Tagung der Arbeiterjugend-Vereine Deutſchlands.) Vom 28. bis 30. Auguſt hatten ſich die Arbeiterjugend-Vereine Deutſchlands in Weimar gefunden zu einem Reichsjugendtag. Wer etwa in der hämiſchen Erwartung kam, eine Rekrutenbeſichtigung durch Parteifeldwebel mitzumachen, wurde gründlich enttäuſcht. Nichts davon! Es war kein Kongreß, angefüllt mit dem

üblichen Schwatz von Aufbau und Zukunft. Jene fingerfertige Routine, der alles Lebendige zu einer Frage der Organiſation wird, fand kein Arbeitsfeld.

Zwölfhundert junge Menſchen ſuchten ſich im Erlebnis einer Gemeinſchaft. Dieſes Erlebnis erwuchs auch aus dem Boden des natürlichſten Betragens, der Hingabe an den Augenblick und der daraus wirkenden Kraft, ſich mitzuteilen und auszuſtrömen. Es wurde geſpielt und getanzt, geſungen und gelacht, frei aus dem Weſen junger Menſchen heraus und geſteigert durch den Anblick einer heiter ſtimmenden Natur (Tiefurter Park). Keinem fiel bei, ein bedeutendes Geſicht zu ſchneiden, große Worte zu reden und ſich für mehr zu halten als für einen jungen, friſchen Menſchen aus einem Arbeiterhaus.

Überall gab ſich dieſe Abweſenheit von Poſe und Phraſe kund: Im Anzug (meiſt ſchlichte, wetterfeſte Wanderkleider), in den Genüſſen (es wurde weder geraucht, noch getrunken, dafür aber aus gemeinſamer Küche gegeſſen), und die Abgeſandten Berlins in ihren modiſchen Anzügen, hohen Stehkrägen, Regenſchirmen (!) in der Hand und Mappen unterm Arm fielen nicht zu ihrem Vorteil auf. Kurz geſagt: Alle Formen des täglichen Umgangs, die ſo nebenſächlich ſcheinen und ſo weſentlich ſind, deuteten ein Weſen vor, das weit abweicht vom bisherigen Typus des jungen Arbeiters der Fabrikſtadt.

Den Geheimräten und Bürgern von Weimar, die es ſeit Goethe in ſich haben, hat dieſer natürliche Anſtand ſicher Kopfzerbrechen gemacht. Ihren Söhnen wohl auch, und um zu zeigen, wozu „Bildung“ befähigt, nahmen tatenluſtige Gymnaſiaſten den Kranz mit roter Schleife fort, der gleich in den erſten Stunden am Goethe-Schiller-Denkmal niedergelegt worden war. Im Tiefurter Park banden Burſchen und Mädchen einen neuen Kranz aus Eichenlaub, der unter Mittag in großem Aufzug niedergelegt wurde. Um den Kranzdieben deutlich zu ſagen, wo man ſie ſuchte, verbrannten die Jungſozialiſten ein aus Holz gezimmertes Hakenkreuz. Damit den tapferen Kulturhütern die Luſt zur Wiederkehr verging, bezogen junge Arbeiter für die Nacht unter dem Denkmal Quartier. In dieſer Nacht blieb das klaſſiſche Jung-Weimar auch im Bett, denn eine Tracht Hiebe iſt der alte Goethe ſchließlich doch nicht wert.

Im Tiefurter Park lagerten ſich tauſend junge Arbeiter und Arbeiterinnen im Halbrund und ließen ein kleines Spiel vorbeiziehen, das Jugendgenoſſen aus Magdeburg mitgebracht hatten. Eine einfache Geſchichte, „Des Spielmanns Schuld“, mit Volksliedern durchwirkt und alten Tänzen, doch ſo friſch und unmittelbar empfunden von den Spielern, daß die beſten Zeiten des deutſchen Volksſpiels wieder aufſtiegen! Danach ſammelte ſich eine Rotte von Frankfurter und Hamburger Jugendlichen, vermummt in Regenumhänge, abenteuerliche Schlapphüte und ähnliche Requiſiten eines improviſierten Naturtheaters. Szenen aus Schillers „Räuber“ wurden lebendig. Spiegelberg brüſtete ſich mit ſeinem Räubergenie, das Schickſal Rollers erregte die Bande, Karl Moor trat auf, der halbnackte Roller ſtürzte in den Kreis, das Pfäfflein erſchien als Parlamentär, ſchimpfte und kollerte, wurde davongejagt, der Hauptmann verſuchte die Treue ſeiner Schar mit den ſtärkſten Mitteln, und alles floß zuletzt in den Aufſchrei und Schwur: Tod oder Freiheit! Das war keine zahme Dilettantenvorführung, kein Herſagen von Worten und Witzen. Das war von innen heraus ſchlagendes Feuer, eine elementar aufſpringende Kraft, die in und mit der Sache lebt, der ſie Ausdruck zu geben hat. Ich ſah die „Räuber“ wohl in zwanzig verſchiedenen Darſtellungen, gut und ſchlecht, techniſch weit mehr gekonnt, als es dieſe

jungen Spieler fertig brachten. Aber das Urſprüngliche, Hinreißende, das im wahren Sinne Revolutionäre von Schillers Jugendwerk war mir nie näher als an dieſem Sonntagmorgen.

Am Abend dieſes Tages hatten ſich dreißig oder vierzig vor Goethes Gartenhaus zuſammengefunden. Es war eine wunderbare Nacht mit hellem Mond am flaumleicht befiederten Himmel; ein kleines Feuer wurde angemacht und aus dem Kreis, der ſich um die Flamme legte, ſtiegen gut abgeſtimmte Chöre und wurden ſchöne Verſe von Goethe geſprochen.

Das alles hat nun nichts mit Äſthetentum und Schöngeiſterei zu tun. Wer am andern Tag die gleichen Menſchen bei den Verhandlungen der Konferenz ſah, wer ſie Anträge klar, ruhig und in ſachlichſter Tonart begründen, bekämpfen, annehmen oder ablehnen ſah, für den ſtand feſt, daß dieſe Jugend mitten im wirklichen Leben aufgewachſen iſt und ſich im Reich der Notwendigkeit heimiſch fühlt. In dieſen Verhandlungen beſtach wieder dieſer ſelbſtverſtändliche Verzicht auf jede Poſe und Phraſe. Forderungen, wenn ſie geſtellt wurden, zielten ſtets auf einen menſchlichen Belang. Die blanken Organiſationsfragen wurden behandelt, wie es ſich gebührt: ruhig, leidenſchaftslos und frei von dem Wahn, als ob an ihnen das Heil der Zukunft hinge.

Faſſe ich heute meinen Eindruck zuſammen, den mir der Reichsjugendtag der deutſchen Arbeiterjugend-Vereine in Weimar gegeben hat, ſo ſtellt er ſich in folgendem großen Umriß dar:

In der Jugend unſerer Arbeiterſchaft wächſt die Verheißung heran, daß wir uns wieder erheben aus dem tiefſten Fall unſerer Geſchichte. Dieſe Erhebung iſt weit ſtärker eine Sache unſerer menſchlichen Ein- und Umkehr als eine Angelegenheit der Politik. Wir brauchen andere Menſchen, um andere Zuſtände zu bekommen. Immer aufs neue wurde betont, daß die Arbeiterjugend im Sozialismus mehr ſehen will, als nur die wirtſchaftliche Befreiung, daß ſie im Sozialismus eine ſittliche Verpflichtung des Einzelnen, nicht nur das Dogma eines beſonderen Klaſſenbewußtſeins fühlt. Über allem: der Menſch! Nicht als ein vollkommen nebelhaftes Wunſch- und Traumbild, ſondern als ein ſinnvoll gegliederter, in die größere Gemeinſchaft harmoniſch eingelaſſener Körper! Ein neuer Begriff von Perſönlichkeit wächſt in dieſer Jugend heran. Nicht mehr das alte, liberale Ideal vom „Ich“ als dem Zentrum der Welt ſoll gelten. Nur ein „Ich“, das den Trieb hat, ſich zur Gemeinſchaft zu erweitern und in dieſer Gemeinſchaft den Sinn ſeines Lebens zu erfahren, iſt „Perſönlichkeit“, wirkende Kraft und fruchtbarer Samen für die kommende Kultur.

Was die Arbeiterjugend vor der Jugend des Bürgertums auszeichnet, iſt in dieſer anderen Auffaſſung von Perſönlichkeit beſchloſſen. Selbſt die beſten und zukunftsvollſten Glieder der bürgerlichen Jugend ſind gehemmt durch die Konflikte, die ihnen entſtehen aus dem Verhältnis von „Ich“ und „Maſſe“. Dieſen Konflikten geht die Jugend unſeres Bürgertums meiſt durch Flucht vor der Maſſe und Zurückziehen in das eigene Weſen aus dem Wege. Damit wird dieſes Verhältnis aber nicht beſſer. In der Jugend unſerer Arbeiterſchaft bereitet ſich eine Kraft vor, welche die Maſſe überwinden, ihr ein Geſicht geben, und den geſtaltloſen Rieſen zu Form bringen wird. Maſſe formt nur, wer in der Maſſe bleibt, nicht wer ihr aus dem Wege geht.

Die Einſicht, daß Maſſe nicht zu Form kommt, die ihr durch äußere Organiſation und Agitation anfliegen ſoll, iſt in der Arbeiterjugend bereits durchgedrungen. Durch kleine, feſte, in ſich geſtaltete Gemeinſchaften werden die Züge herausgearbeitet, die

dann in ihrer Geſamtheit der Maſſe das Geſicht geben werden. Dieſe Aufgabe iſt vom jungen Geſchlecht unſerer Städte begriffen und wird entſchieden gewollt. Es iſt wieder Mut zum Ideal lebendig und ein Gefühl der Verantwortung für die Form des Menſchen und ſeiner Welt. Dieſes Gefühl hat den Reichsjugendtag getrieben. Aus dieſem Gefühl ſchöpft die Arbeiterjugend Kraft für ihre Kulturaufgaben, die nur von einer Generation zu löſen ſind, die wieder ein Verhältnis zu den geiſtigen Kräften des Daſeins hat.

Wer ſo ſpielt und tanzt, alte Formen des deutſchen Volksſpiels neu erlebt und Schillers „In tyrannos" dem eigenen Herzſchlag ſo vermählt, wie es die jungen Arbeiter in Tiefurt gezeigt haben, der beſitzt dieſes Verhältnis zum Geiſte unſerer weſentlichen Dinge. Dieſer Geiſt iſt nicht alt und nicht neu, er iſt nicht reaktionär und nicht revolutionär. Er iſt Jugend und Anfang, iſt das Recht, das mit uns ſelbſt geboren wird, und der einzige Grund, auf den das neue Haus unſeres Volkes und der ganzen Welt gebaut werden kann. Karl Bröger

Gedanken zur Zeit **Bolſchewismus.** Endlich iſt der Vorhang gefallen, der Rußland vor Europa verbarg. Die Berichte der Führer der Unabhängigen, zumal die Aufſätze Dittmanns in der „Freiheit", geben ein ungefärbtes Bild der ruſſiſchen Zuſtände. Es gibt dort keine Diktatur des Proletariats, ſondern nur eine Diktatur *über* das Proletariat. Es gibt in Rußland überhaupt keinen Sozialismus, ſondern nur Programme auf dem Papier. Es herrſcht die Diktatur von ein Dutzend Menſchen und als deren Folge der Imperialismus.

Die Unabhängige Sozialdemokratie befindet ſich in einer inneren Kriſis. Vorausſichtlich wird in den nächſten Wochen ein geringer Bruchteil zur Kommuniſtiſchen Partei abſchwenken, der größte Teil wird ſich mit dem Mehrheitsſozialismus wieder vereinigen und der kleinere Teil wird der Konſequenz halber weiterbeſtehen, ohne irgendwelche Ausſicht zu haben, zur Geltung zu kommen. E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Die Stillachſchule Unweit Oberſtdorf im Allgäu, am Ufer der Stillach, umrahmt von Wieſen und Wald, iſt am 1. Oktober 1920 eine neue Schule entſtanden, die der den Tatleſern nicht unbekannte *Johannes Langermann* der Gründer der früheren *Stein-Fichte-Schule* in Darmſtadt leitet. Langermann iſt bekanntlich gegen das verfrühte Leſen- und Schreibenlernen, ſo wird er nur Kinder annehmen, die eine andere Schule entweder gar nicht oder nur kürzere Zeit beſucht haben. Ihm zur Seite ſteht ein Nervenarzt, Dr. Saathoff, der Inhaber der Kuranſtalt Stillachhaus. Es werden aber nur geſunde Kinder von tüchtigen Eltern mit ererbten guten Eigenſchaften aufgenommen. Zuerſt wurde die Grundſchule mit 12 bis 15 Knaben und Mädchen gegründet. Der weitere Ausbau ſoll folgendermaßen vor ſich gehen:

„Wenn die Grundſchule 4 Jahrgänge aufgenommen hat, wenn alſo die älteſten Kinder 9 bis 11 Jahre alt ſind, werden wir ein zweites Schulheim gründen, und zwar, falls es die Zeitverhältniſſe geſtatten, in Anlehnung an eine neue, vergrößerte Landwirtſchaft. Auf alle Fälle werden wir bis dahin auch die wichtigſten Werkſtätten erbauen. Hier werden Knaben und Mädchen ſich körperlich tüchtig ausarbeiten können, und hier wird ſich unter einem gediegenen Schulunterricht, der an Fremdſprachen wohl das Engliſche aufnehmen wird, allmählich bis zum 14. Jahre die verſchiedenartige Ver-

anlagung der heranwachſenden Zöglinge herauskriſtalliſieren.

Für die praktiſch Begabten hoffen wir, die Weiterbildung in Landwirtſchaft und Werkſtätten, in Haushaltungs- und Wirtſchaftsſchulen hier oder in der Nähe ermöglichen zu können. Für die wiſſenſchaftlich Begabten werden wir eine höhere Lehranſtalt errichten. Ob wir eines der herrſchenden Gymnaſialſyſteme wählen oder ob wir eine freiere Möglichkeit in der Auswahl der Unterrichtsfächer ſchaffen, das brauchen wir heute noch nicht zu entſcheiden, beſonders da auf dieſem Gebiete noch alles in Fluß iſt. Wir hoffen, daß die Zeit und die Entwicklung ganz von ſelbſt die Richtlinien geben werden. Auf alle Fälle gedenken wir, unſere Zöglinge bis zur Univerſitätsreife zu bringen, um damit die Erziehung zum Abſchluß zu bringen.

Wenn wir ſo auch im Intereſſe eines gedeihlichen und organiſchen Wachstums der Entwicklung freien Spielraum laſſen wollen, ſoweit es geht, ſo ſind wir doch über die grundlegenden Richtlinien unſerer Erziehung durchaus im klaren. In dieſer Hinſicht wollen wir keine Verſuche machen. Wir wiſſen, daß neben der möglichſt freien Selbſtbeſtimmung und Selbſtverantwortlichkeit des Schülers die volle ſtarke Autorität des Lehrers beſtehen kann und muß, daß bei aller Freiheit eine ſtrenge, ſelbſtgewollte Schuldiſziplin nicht nur nötig, ſondern den Kindern ſogar ein Bedürfnis iſt. Wir wiſſen auch, daß neben allen Beſtrebungen, die Arbeit zur Freude, ja zum leichten Spiel zu machen, auch ihr ſchwerer und entſagungsvoller Ernſt zur rechten Zeit betont und geübt werden muß. Und ſchließlich haben wir erkannt, daß bei aller Freiheit und Vorausſetzungsloſigkeit des Denkens und Forſchens die Erziehung zur Ehrfurcht, zur wahren Religioſität dem tiefſten und innerlichſten Bedürfnis des Menſchen entgegenkommt und ihm erſt die letzte und wahre Reife gibt."

Die Schule iſt als Grundſtock eines größeren Werkes gedacht, das organiſch erwachſen und von unten auf erbaut werden ſoll. Wegen näherer Auskunft wende man ſich an Dr. Saathoff, Oberſtdorf im Allgäu. E. D.

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

Karl Bröger, Nürnberg, Schoppershofſtraße 45; G. Buetz, Deſſau, Wilhelmſtraße 22; Paul W. Eiſold, Dresden, Tatzberg 23; Pfarrer Lic. Dr. Hans Hartmann, Solingen-Foche; A. Höpfner, Wilmersdorf bei Berlin, Darmſtädter Str. 2; Philipp Hördt, Heidelberg, Rohrbacher Straße 30; Eugen Ortner, Worpswede bei Bremen, poſtlagernd; Felix Richard G., Darmſtadt, Herdweg 92; Hans Schönfeld, Berlin-Südende, Berliner Straße 20; Wilh. Andreas Schramm, München, Kurfürſtenſtraße 8; Dr. H. Robert Ulich, Dresden, Carolaplatz 2, Landesſtelle für Volkshochſchulweſen; Helene Voigt-Diederichs, Braunſchweig, Herzogin-Eliſabeth-Str. 23; Albrecht Wehl, Berlin NW 52, Wilsnackerſtraße 3, I; P. Paul Weſtphal, Altona, Emmichſtraße 5; Carl Ernſt Wieck, durch Fräulein H. Schröter, Scheuern bei Gernsbach, Murgtal (Baden).

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 15.—, durch die Poſtanſtalten M 15.— und Beſtellgeld, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 16.20, für das Ausland: Schweiz 5.—Frcs., Holland 2.50 Fl., Nord. Staaten 4.25 Kr. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von M 3.— einſchl. Porto.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat

Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

12. Jahrgang | Heft 8 | November 1920

Armin T. Wegner
Die Botschaft an Asien

Wenn die roten Flammen dieses gewaltigen Brandes prasselnd ihr Gelächter zu den Sternen schicken, setzt ihr euer Vertrauen auf die Sterne und nicht auf das vernichtende Feuer. Denn wenn dieser Brand sich verzehrt hat und erlischt und einen Aschenhaufen als Denkzeichen zurückläßt, wird das ewige Licht wieder im Osten leuchten — im Osten, wo das Morgenlicht der Menschheitsgeschichte geboren ist. Rabindranath Tagore

Meine Brüder in Asien! Ihr großen, traumhaften Länder, mit der erhabenen Ruhe eures Gemüts, mit euren auf das Ewige gerichteten Gedanken! Wir haben die hohen Worte vernommen, die euer größter lebender Dichter an Japan gerichtet hat, mit einem tiefen Gefühl der Scham erfüllt uns die Gerechtigkeit, mit der ihr der besseren Seele jenes wahrhaften Europa begegnet seid, dessen Untergang wir auf den Trümmern dieses Krieges beweinen. In dem Augenblick, da die Gewalt der Finsternis unter uns ihr gorgonisches Haupt erhebt, grüßen die letzten aufrechten Geister des Westens euch, die auf einer verlorenen Barrikade das Banner der Menschlichkeit hochhalten. Vergeblich seht ihr die Hoffnungen vieler Jahre zerfallen, die nach Paris gerichtet waren, wo hinter schweigenden Mauern die Sklavenhalter der Erde über euer Schicksal würfelten, wo die flehenden Bitten eurer Abgesandten ohnmächtig von ihren verschlossenen Türen prallten, hinter denen auch unser Niedergang vollendet wurde. Mit einer wilden Scham vor uns selber sehen wir Europa das Unrecht fortsetzen, das es seit Jahrhunderten an euch beging: immer wieder jener verfluchten Gott-

heit folgend, der Macht und nationalen Selbſtſucht, in deren Dienſt es die Völker des eigenen Erdteils an den Rand des Verderbens brachte.

Aber undenkbarer noch iſt die Fülle der Verbrechen geweſen, mit denen es Aſien und Afrika heimgeſucht hat. Die Geſchichte unſerer Kolonialkriege von ihrem erſten Beginn iſt ein einziges Gemälde des Blutes und der Schrecken. Verrat, Beſtechung, Meuchelmord ſind die Mittel dieſer Eroberung, begangen unter dem gleichen traurigen Stern der Habgier. Denn was anders trieb die Forſcher des Weſtens mit Todesverachtung über unwirtliche Meere als das Verlangen nach ungeahnten Schätzen? Kaum ſind die Gold- und Silberländer Amerikas entdeckt, als Europa den ganzen furchtbaren Horizont ſeiner gewalttätigen Seele offenbart. In Mexiko, in Honduras, in Peru morden ſeine Eroberer uralte Kulturen. Cortez und Pizarro erheben ihr von Blut und Menſchenfett triefendes Schwert, vernichten die goldenen Tempel der Inkas, deren Länder zu einem ſo hohen Grade der Gemeinſchaft entwickelt waren, daß ihre Segnungen uns noch heute als ein unwiederbringliches Paradies erſcheinen. Indien mit ſeinen Perlen, ſeinen Edelſteinen, ſeinen koſtbaren Hölzern zog uns an. Die Schiffe, die Kleider unſerer Väter waren mit Gold beladen, aber es klebte an dem Schleim vergoſſenen Menſchenblutes, das ihre Hände befleckte. Unter dem Schein eines ſanften Handels gründeten wir Niederlaſſungen, zu denen ihr uns freimütig eure Erde hingabt, aber unſere Anſiedlungen waren nichts als Feſtungen einer mitleidloſen Eroberung, um euch, ſchimpflicher als das Vieh gefeſſelt, zu verkaufen, euch fern von Sonne und Licht in den Bergwerken zu vergraben. Das ganze XVII. Jahrhundert iſt von dieſem Getöſe des Menſchenhandels erfüllt, von dem Lärm des Widerſtreits, mit dem wir uns, die Hände noch feucht von eurer Abſchlachtung, eiferſüchtig auf unſeren Raub in langjährigen Handelskriegen bekämpften, deren trauriger Schauplatz das Rund der Erde war. Die Herrſchaft der Engländer in Indien aber beginnt mit Fälſchung, Meineid und Verrat. Eure Fürſten, die ſich ihnen mit argloſem Freimut nahten, hintergingen ſie wiſſentlich, ihre ſelbſtloſe Hilfe mit Betrug belohnend, und zu keiner Stunde ſcheuten ſie ſich, im Herzen das Wort zu brechen, das ſie den Ohren gegeben hatten. Ihre Handelsgeſellſchaften glichen einer lächerlichen Majeſtät, als Szepter das ſtinkende Meſſer eines Fleiſchers in der Hand haltend, erfüllt von dem kleinlichen Geiſt eines Krämers. Seit den ruchloſen Fälſchungen ihrer Lords, der ſchmachvollen Beraubung der Radſchas von Benares, bis zu der Vergewaltigung faſt aller eingeborenen Herrſcher, nichts als eine endloſe Flammenreihe der Willkür, der Treubrüche, die ſich vor unſeren Augen zu einer brennenden Säule der Schmach emporwinden. Erſannen ſie nicht in teufliſcher Abſicht die ſchrecklichſte ſeeliſche Marter für euch, indem ſie den Leib der Hindus vor die Mündung ihrer Geſchütze banden — weil euer Glaube

davon erfüllt iſt, ihr könntet nur dann in das Paradies eingehen, wenn euer Körper unzerſtückelt blieb? Schwarze Fetzen von Menſchenfleiſch tanzten durch die Luft ihrer Hinrichtungsplätze, ein Regen von geronnenem Blut rieſelte auf die Henker herab. Aber noch verderblicher in ihren Folgen ſind jene grauſamen Methoden der Überſteuerung, iſt das alleinige Handelsrecht auf Tee, Salz, Opium und Betel geweſen, deren ſie ſich mit Vorliebe bedienen. In unerhörter Willkür rufen ſie durch den Ankauf von ſämtlichem Reis eine Hungersnot nach der anderen herauf, preiſen in grauſamer Ironie die Peſt, als ein Mittel der Vorſehung gegen die Übervölkerung des Landes. Auf nichts bedacht als mit allen Mitteln der Herzloſigkeit die Summen ihrer rieſenhaften Gewinne zu berechnen, ſetzen ſie ihre mitleidloſe Erpreſſung bis an die Schwelle dieſes Krieges fort, indem ſie die Familien eurer verſchuldeten Bauern von ihren Gütern vertreiben, ihr armſeliges Eigentum mit dem kalten Hohn eines Mörders zwangsweiſe verkaufen. Mit Entſetzen haben wir die Berichte geleſen, die Reiſende aus euren Dörfern erzählten, jene ſchauererregenden Bilder geſehen, die eure abgemagerten Leiber zeigen, deren Anblick uns das Blut in den Adern erſtarren läßt.

Aber Indien iſt nur ein furchtbares Beiſpiel für jenes gefühlloſe Syſtem der Unterdrückung, das die europäiſchen Nationen ohne Ausnahme in allen Erdteilen zur Anwendung bringen. Es iſt ja nicht der Geiſt Englands, der es hervorgerufen hat, ſondern der abſcheuliche Fetiſch des Nationalismus, des kapitaliſtiſchen Eigennutzes, der ganz Europa ergriff. Wenn es Völker unter uns gab, die vielleicht nicht ganz ſoweit in der Ausbildung ihrer grauſamen Machtmittel ſchritten, ſo geſchah dies weniger im Namen der Menſchlichkeit, als weil ſie durch innere Wirren behindert, weniger glücklich in ihren räuberiſchen Unternehmungen geweſen ſind. Wenn aber Aſien ein Land war, das uns infolge ſeiner hohen Kultur den ſchärfſten Widerſtand entgegenſetzte, ſo bot Afrika mit ſeinen kindlichen Völkern uns wehrlos ſeine unendliche Blöße dar. Seine Steppen und Wälder verwandelten ſich unter unſerer wütenden Gier in ein Gehege zur Treibjagd auf Schwarzwild, deſſen von Angſt zitternde Maſſen ihrer Heimat gewaltſam entriſſen, bis zum Erbrechen in den ſtinkenden Bauch der Sklavenſchiffe geſperrt, über das Meer geſchleppt wurden, um auf den Plantagen Amerikas, unter den Peitſchenhieben der Aufſeher niedere Frondienſte zu verrichten. Frankreich, England, Deutſchland, Italien wetteiferten in ihrem heldenhaften Bemühen, die Ägypter, die Marokkaner, die Witboys, die Kaffern, die Neger von Südafrika, von Kamerun und vom Kongo niederzuſchlagen, ihre Dörfer abzubrennen, ihre Geſundheit mit Syphilis zu verſeuchen. Von den tropiſchen Wäldern ausgeſchloſſen, verfolgte Rußland im Innern Aſiens die gleiche Fährte. Wie England das Meer bis in den Indiſchen Ozean, bis an die Grenzen des Atlantis beherrſcht,

ergriff es Beſitz von den großen Steppen bis an das Hochland des Kaukaſus im Weſten, bis zu Altai und Pamir im Oſten. Und wie dieſes die Seemacht, erklärte es die Macht der Steppe für unteilbar; es ſog ſie aus wie eine rieſenhafte Schale voll Milch. Jener grauſame Kampf des verſchanzten Koſakendorfes gegen das Wanderzelt der Nomaden begann; die Völker der Hirten: Kirgiſen, Tataren, Kalmücken verſchwanden in dem rieſenhaften Schlund dieſes Landes, deſſen Soldaten wie Heuſchreckenſchwärme über die Dörfer von Turkeſtan herfielen, bereit, die afghaniſche Lawine auf Indien herabzurollen. Wo Europa die Füße hinſetzte, folgten Tod, Verzweiflung ſeinen Schritten. Haben wir nicht ganze Volksſtämme mit Branntwein vergiftet, um ſie auszurotten? Setzten wir nicht ſchwindelnde Preiſe auf Männer, Frauen und Kinder, deren blutige Stirnhaut wir für hohe Gelder erkauften, erklärten in den Parlamenten das Skalpieren von Menſchen als ein Mittel, das uns Gott und die Natur an die Hand gegeben? Stolz auf unſere Herrſchaft über Leichen und Aſchenhaufen verfolgten wir unſeren finſteren Weg, und die Verbrechen, die die chriſtlichen Raſſen in allen Himmelsgegenden im Namen ihres weißen Heilands begingen, ſind ohne Beiſpiel zu allen Zeiten der Menſchengeſchichte.

Man glaube nicht, daß es ein ſchreckliches Märchen iſt, das hier erzählt wird, gegraben aus den Annalen vergangener Jahrhunderte. All dieſe Taten geſchehen noch heute vor unſeren Augen, unter dem Hauch unſeres atmenden Mundes fort. Mit gemeiner Liſt haben wir uns in den Handel Chinas gedrängt; als es von dem reinen Wunſche getrieben, ſich von ſeinem finſterſten Laſter zu befreien, die Opiumtonnen vom Deck der Schiffe ins Meer warf, da zwangen es unſere britiſchen Brüder, mit Gewalt aus ihren Händen das Gift zu kaufen, das beſtimmt war, ſeine Bevölkerung zugrunde zu richten. Noch wehen die Klagen dieſes uralten Landes in der Luft, das von allen Nationen des Weſtens überfallen, in Ohnmacht rang, während Europas Soldaten ſich vergnügten, die gefangenen Chineſen paarweiſe an den Zöpfen zuſammenzubinden und in die Wellen des Amur zu werfen, bis ſie unter hilfloſen Qualen ertranken. Fünfzig gewaltige Hungersnöte hat das vom Blutwahn berauſchte England in den letzten hundert Jahren über Indien geſandt und während alle Kriege, welche das neunzehnte Jahrhundert auf der ganzen Erde geführt hat, nur fünfzehn Millionen das Leben koſteten, verſchlangen die Hungersnöte Indiens allein in dem gleichen Zeitraum dreißig Millionen Menſchen. Als Japan, der gelehrige Schüler unſerer barbariſchen Vernichtungen, Rußland zu Boden warf, haben wir, voll häßlichem Neid, es nicht geduldet, daß es die Früchte ſeiner Siege genoß. In immer neue Länder biſſen wir den alternden Mund, und als wir den Erdball durchmeſſen hatten, begannen wir uns wie wütende Tiere um das Aas unſerer Beute zu ſtreiten, die ganze Welt mit dem

Gebrüll unſerer Kriege erfüllend. Aus allen Dörfern Aſiens und Afrikas ſchleppten wir eure Männer fort, wie man das Vieh auf dem Markte muſtert, ohne es zu befragen, ſandten ſie feige vor unſeren Truppen her in das Gemetzel Europas, um ſie auf unſeren Siegesfeſten zu ſchlachten, deren Lohn der Verluſt eurer Heimat war.

Dies alles aber taten wir euch zum Lohn für die unerſchöpfliche Fülle der Güter, des Geiſtes, die ihr uns gebracht habt. Denn wem ſchuldeten wir den Aufſtieg unſerer Wiſſenſchaft, den Samen der Kunſt, den Reichtum des Handels, der Induſtrie? Arabien ſchenkte uns die Anfänge der Medizin, Perſien die Aſtronomie, Paläſtina die Religion, Indien die Philoſophie. Alle erhabenen Gedanken über Gott, das Daſein waren von euch gedacht und ausgeſprochen worden, lange ehe das Bewußtſein in uns erwachte. Die Spreu unſerer Sprache iſt mit dem Weizen tauſender eurer Worte gemiſcht. Ihr lehrtet uns die Kuppeln unſerer Paläſte und Kirchen bauen, ſchenktet uns Farben, die wechſelnder und tiefer glühten, eure Stoffe waren koſtbarer, eure Gewebe zarter als die unſrigen. In endloſer Karawane ſind die Schiffe unterwegs, die Früchte eurer Äcker, das Holz eurer Wälder an unſere Küſten zu ſchütten, unſere Kaufhäuſer und Fabriken zu füllen, deren Maſchinen in ſtändiger Bewegung bleiben, aus den Erzeugniſſen eurer Länder tauſend neue, vielfältige Gegenſtände zu formen und in einem ewigen Kreislauf zu halten. Ihr bautet die Pflanzen, deren Getränke uns erfriſchen, wenn wir müde ſind, unſere Frauen rauſchen in den Gewändern eurer Seide dahin, mit den Fellen und Federn eurer Tiere geſchmückt. Das Parkett unſerer Säle ſchwillt über von euren Teppichen, Moſaiken, Ornamente, Keramiken und Porzellane und die koſtbaren Geſtalten fremder Götter blicken uns von den Wänden unſerer Häuſer an. Die Tafeln der Hotels und Rieſenpaläſte von London, Neuyork, Paris, Berlin, Petersburg, Rom und Amſterdam berſten von den ausgeſuchteſten Früchten eurer Länder, mit denen eine Schar weniger Tauſender ihren lüſternen Magen überlädt, gemäſtet von dem Elend in fremden Welten hingemordeter Millionen. Aber nicht nur auf euren eigenen Äckern rißt ihr die Scholle auf, deren Blüten wir brachen, Hunderttauſende chineſiſcher und japaniſcher Arbeiter, indiſcher Kulis frohnden in bitterer Sklaverei in allen Ländern der Erde für das Werk Europas. In Trinidad und Jamaika, auf den weſtindiſchen Inſeln, in Mexiko, in Mauritius, in den ſüdamerikaniſchen Kolonien, den Vereinigten Staaten, auf den Fidſchi-Inſeln, in Natal, in den Steppen von Afrika, an den entlegenſten Geſtaden des Stillen Ozeans habt ihr die Länder bepflanzt, die Eiſenbahnen, die Kanäle gebaut, die Schiffe unſerer Häfen beladen.

Und welches waren die Segnungen der Kultur, die wir euch für all dieſe Opfer brachten? Waren wir nicht ſtolz darauf, eure Länder, die

kaum eine Kunſtſtraße gekannt hatten, mit einem Netz tauſendfacher Schienen zu überziehen? Euch Hotels und Bahnhöfe zu ſchenken, deren ſteinerne Schwellen ihr ſelber in der Glut der Sonne mit dem Schweiß eurer gekrümmten Rücken getragen hattet? Aber auch alle geprieſenen Erfindungen Europas, Dampfſchiffe, Eiſenbahnen, Automobile, Telegraphen und Zeitungen wurden nur zum Mittel, um den Geiſt unſerer Selbſtſucht und Unmenſchlichkeit in die Kammern eurer Häuſer, die Buntheit der Märkte, bis in den blauen Himmel und unter das Waſſer eurer Meere zu tragen. Der ſtechende Rüſſel des Polypen war er, der in die Adern eures Fleiſches drang, euch das Brot und den Reis eurer Äcker, euer Glück, eure Menſchen zu rauben und mit der Gefräßigkeit eines ſich vollſaugenden Blutegels den eigenen Leib zu füllen. Wo wir euren Ländern eine Verwaltung gaben, ſchloſſen wir euch von ihren führenden Stellen aus, die von den blindäugigen Beamten der Unwiſſenheit und des Dünkels geleitet wurden, die nicht einmal eure Sprache verſtanden. Bemüht, euch in Dummheit zu halten, ließen wir eure Jugend verkommen; wo wir aber Schulen errichteten, da geſchah es, um euch ganz zu unſeren Werkzeugen zu bilden, aus euren Kindern, gleich uns, ſeelenloſe Maſchinen zu machen, deren Gedanken einzig auf den Gewinn gerichtet ſind und die in Anbetung erſtarren vor der aufgeblaſenen Hülle des Götzen Europa. Nicht genug, daß wir unſer eigenes Leben in den Abgrund geſtürzt hatten, waren wir bemüht, auch noch eure Herzen zu verderben. Statt eurer ſtillen Beſchaulichkeit, durchglüht von dem Glauben an die Wanderung eurer Seelen durch Millionen von Mutterſchößen, lehrten wir euch, für den Geiſt des himmliſchen Brudertums die zerſetzenden Ideen unſerer gewalttätigen Politik und Habgier. Wir verführten euch zu den Äußerlichkeiten unſerer ſchauſpieleriſchen Kultur, in deren kalter Nachahmung viele von euch das Ziel ihrer Sehnſucht zu erblicken begannen, bis eure eigene ſinnvolle Kleidung euch als häßlich, die tote Maſchinerie einer Fabrik, eines Schlachtſchiffes ſchöner erſchien, als eure alte und erhabene Kunſt. Indiens beſeelter Glauben galt vielen von uns als Schwachſinn, Chinas Würde als geiſtloſer Dünkel, die Scheu und Zurückhaltung des Islam als Gleichgültigkeit, als laſterhafte Wolluſt die größere Glut eurer Liebe. Blickten wir nicht, uns für Weſen einer höheren Ordnung haltend, mit dem durch nichts gerechtfertigten Hochmut unſerer Kultur, unſerer Raſſe auf euch wie auf minderwertige Tiere herab, voll Zweifel, ob ihr überhaupt eine Seele hattet, Schmerz und Freude zu empfinden wie wir? Weigerten wir uns nicht, unſere Mahlzeiten mit euch zu teilen, dieſelben Gefährte und Wohnräume zu benutzen? Hat nicht Amerika ſeine hohe Beſtimmung, eine neue Welt hinter den Waſſern zu errichten, ſo ſehr verkannt, daß es den Fehler der Muttererde noch übertraf, die hohe Tat ſeiner Sklavenbefreiung für immer in den Schmutz ziehend, um die kaum erlöſten Opfer ſeiner

Habgier mit erbittertem Haß zu verfolgen, ihre Häuſer in Brand zu ſtecken oder ſie ſelbſt unter dem Blutdurſt der Menge an die Laternen der Straße, an die Äſte der Bäume zu knüpfen? Schloſſen wir nicht die Maſſen eurer übervölkerten Erde hartnäckig von unſeren Ländern aus, ſelbſt an jenen Küſten, die wir euch gewaltſam entriſſen, die euch die Natur durch das Recht der Geburt beſtimmt hatte? Wenn wir euch dennoch Eintritt gewährten, geſchah es zu anderen als verächtlichen Dienſten, während wir uns gleichzeitig niemals ſcheuten, eure Frauen und Mütter zu ſchänden, mit Krankheiten zu verſeuchen, zur Befriedigung unſerer plumpen Lüſte? Und war nicht das Unrecht noch größer, das wir an den Kindern dieſer Liebe begingen, die dem Geſetze einer barmherzigen Natur folgend dieſer falſchen Umarmung entkeimten, und die wir nur deshalb mit unſerer Verachtung geſtraft haben, weil das Blut ihrer Adern mit den Farben eurer Raſſen gemiſcht war? Haben wir nicht in euren Ländern eigene Geſetze für uns geſchaffen, obwohl der Edelmut und die Gerechtigkeit zu allen Zeiten, bei allen Völkern die gleichen ſind, um, ungeſtraft, eine verantwortungsloſe Gottheit, in eurer Mitte unſere ſchändlichen Verbrechen fortzuſetzen? Und während ihr von keinem anderen Ehrgeiz erfüllt waret als der Anbetung der erhabenen Verwandtſchaft alles irdiſchen Seins — wurden wir nicht müde, euch immer von neuem unſer blutiges Alphabet herzuzählen, deſſen Buchſtaben lauten: Lügen, ſtehlen, Freundſchaften zerſtören, erſchießen, aushungern, in die Gefängniſſe werfen und vertreiben. Ja, nachdem wir euch ſo in das Verderben geſtürzt hatten, fügten wir zu eurem Unglück den Hohn, indem wir euch Wilde und Heiden nannten, die unverſchuldete Armut eurer Länder verlachend, deren Reichtum einſt alle Schätze der Welt überſtrahlte; ſchamlos genug, euch in der Blindheit unſerer Selbſtgefälligkeit durch bezahlte Söldlinge unſeres unwahren Chriſtentums die Lehre der ewigen Liebe vorzuhalten, die wir ſelber niemals befolgten.

Wenn in dieſer endloſen Finſternis noch eine Zuverſicht in euch lebendig blieb, ſo war es die Hoffnung, daß nach der berſtenden Qual dieſes Krieges Europa vor ſich ſelber erſchrecken werde, um zu einem neuen Daſein zu erwachen. Der Glaube an die Heilige Allianz der Völker, zu der ſein Gewiſſen es mahnte, das Verſprechen zu erfüllen, das es euch oftmals geleiſtet hat. Doch auch diesmal verhärtete es der Stimme einer beſſeren Einſicht ſein Herz durch tönende Reden, den Geſang hohler Gebete betäubend. Dieſer Krieg, den ein gerechtes Schickſal über uns verhängt hat, den Abgrund aufzutun, in den die beſinnungsloſe Jagd der Habgier uns ſtürzen mußte, wurde für die Mächte des Weſtens nur der Anlaß, um, ein Geſchlecht verbrecheriſcher Zwerge, neue Mittel der Ausbeutung für euch zu finden. So erleben wir unter den Staaten denſelben Vorgang wie innerhalb der einzelnen Nationen. Auch die

Völker der Erde teilen ſich in zwei Klaſſen: die Beſitzloſen und die Beſitzenden; während das ausbeutende Europa in Fülle und Reichtum lebt, darben die Maſſen Aſiens und Afrikas in Armut und Unwiſſenheit. Doch unbefriedigt in ihrem Kitzel nach Macht und Genuß, vereinigen ſich die hochgekommenen Mächte des Weſtens zu einem geſchloſſenen Ring reichgewordener Weltunternehmer, um die ganze Erde in einem Gefängnis zu halten, die Völker des Oſtens unter Schweiß und Notdurft raſtlos für ſich arbeiten zu laſſen. Ihr Bund, aus Angſt und Begierde geſchaffen, iſt ein Bund des Haſſes und nicht der Liebe, eine ungeheure Vernichtungsmaſchine zur Ausſaugung der geſamten lebendigen Welt. Nicht genug, daß unter ihren barbariſchen Tritten die Türkei, ein zerſchlagener Teller, zerfiel, erhebt ſich die abendländiſche Beſtie, ihre Krallen in den noch nicht erkalteten Leichnam Perſiens und Arabiens zu ſchlagen. Indien und Ägypten ſtöhnen auf ihre Folter geſpannt, während ihre wollüſtigen Henker ſchon den mächtigen Leib Chinas umlauern, wie den eines vergifteten Tieres, das nicht ſterben kann, um es in dem Augenblick einer neuen Schwäche gleichfalls zu erwürgen. Zu ſchwach, um das bunte Rieſengewebe des Oſtens ganz in Beſitz zu nehmen, ſind ſie bemüht, wie die Soldaten des Darius, den Teppich des Chosru, es unbekümmert um die Vernichtung ſeiner ewigen Werte mit ihren Schwertern in Stücke zu zerſchlagen, um jeder einen Fetzen ſeiner Schönheit zu rauben. Es iſt der letzte Triumph jener Mechaniſierung der abendländiſchen Welt, die ihren Geiſt und ihre tauſendfältige Wiſſenſchaft zu willenloſen Rädern eines Triebwerkes machend, nichts anderes kennt als die zielloſe Anhäufung von Reichtümern, beſtimmt, zu ihrer erbarmungsloſen Verteidigung die bewohnte Welt noch einmal in den gleichen Schrecken der Verwüſtung zu ſtürzen, an dem ſie eben faſt verblutet iſt.

Aber Jahrhunderte gelten im Zeichen der Völker nicht mehr als ein Menſchenalter. Auch jenes Gebiet, das wir von den Bergzügen des Ural bis zu den Weſtküſten Amerikas zu den unſeren machten, um von ſeiner gewaltigen Tribüne die Erde zu beherrſchen, wird vergehen. Die Völker gleichen den Familien der Menſchen, ſie wachſen, erheben ſich durch eine Reihe von Geſchlechtern, um ſchließlich in ihren Enkeln zu zerfallen. Je ſtärker die Kraft ihrer inneren Größe ſie wachhält, je länger die Glut ihrer Seele die Kälte der geiſtigen Zergliederung überſtrahlt, um ſo langſamer wird ſich ihr Tod vollenden. Europa aber hat die Idee ſeiner ſittlichen Beſtimmung verkannt. Seine Sendung an die Menſchheit hat es auch an dieſem Wendepunkte der Geſchichte verraten. Klein iſt die Zunge, die an der Wage den Ausſchlag zeigt, unendlich die Tiefe, in welche die ſchuldbeladene Schale hinabſtürzt. Für den Sieg des Geldes, den dämoniſchen Hunger nach Macht und eine tote Gehirnkultur hat der ſelbſtſüchtige Menſch des Weſtens die

höheren Güter ſeiner Seele verhandelt. Möge das Entſetzen der Finſternis über dich kommen, Europa, da du taub wareſt in der letzten Stunde der Warnung! In ſchamloſer Nacktheit ſtehſt du vor den Blicken der Völker, entkleidet an dem Pranger deiner Habgier, aber in dem Augenblick, da du zu triumphieren glaubteſt, hat der Untergang des Weſtens begonnen. Mit all ſeinen hohen Erfindungen der Technik und Wiſſenſchaft raſt er in unaufhaltſamem Lauf ſeinem Ende entgegen; noch die geiſtigen Bewegungen ſeiner Arbeiterſchaft, erfüllt von dem gleichen Anſporn der Nützlichkeit des einzelnen werden verurteilt ſein, ſich auf ſeinem Todeswege untrennbar mit denſelben verhängnisvollen Trieben der Gewalt und Ausdehnung zu verbünden, um in den Abgrund ihrer ſeeliſchen Leere zu ſtürzen.

Länder des Oſtens! Inder, Araber, Perſer, Chineſen, Japaner! Ihr Unendlichen aus der Wiege der Völker, denen wir das Glück, den Reichtum, die Weisheit unſeres Aufſtiegs verdanken, in denen das Feuer der Seele niemals erloſch! Ihr Menſchen ſtiller Gemeinſchaft der Blumen und des Waſſers — laßt euch nicht ablenken von eurem Wege der Einkehr durch den ſchauerlichen Triumph der Nacht; zu teuer wäre eure politiſche und wirtſchaftliche Größe erkauft, wenn es um den Preis des ſeeliſchen Einklangs geſchähe. Vielleicht, daß Aſien dann noch einmal aus ſeinem Schlummer erwacht, das helle Geſchmeide ſeines mütterlichen Herzens über uns leuchten zu laſſen. Schon hat die Einſicht ſich zu vertiefen begonnen, daß euer Glaube ein Irrtum war, die weſtlichen Raſſen wären euch an Geiſt und ſittlicher Kraft überlegen. Statt jener gelben Gefahr, deren drohende Waffe wir euch ſelber führen lehrten, erkanntet ihr, daß es keine größere Gefahr für die Menſchheit gibt, als die — weiße. Auch Japan, das ſo lange von der zeitlichen Tafel des Lebens geſchieden, kein anderes Mittel unſerer Anerkennung wußte, als den Weg der gleichen Schändlichkeiten zu gehen, hat empfinden müſſen, daß mit den Mitteln unſerer Herrſchaft auch der zerſetzende Geiſt Europas in ſeinen Körper drang. Und wenn es nicht aufhört, gleich uns Armeen zu ſammeln, Schlachtſchiffe, Panzerwagen zu ſchmieden, ſeinen Brüdern in China mit Verrat nach dem Leben zu ſtellen, bis das Geſchrei neuer Gemetzel über den Horizonten des Oſtens aufſteigt — ſo werden wir die Hoffnungen für immer zerbrechen müſſen, die wir, an dem Sterne Europas verzweifelnd, auf Aſien ſetzten.

Jüngſt habt ihr uns mit überlegenem Lächeln erzählt, daß eure Großväter euch lehrten, wir Männer des Weſtens trügen buſchige Schwänze unter den Kleidern verborgen und ſetzten uns oft vor ein gehacktes Gericht neugeborener Kinder zu Tiſch. Aber dies iſt in der Tat noch heute der Geiſt Europas, und im Grunde ſind wir ſtets die gleichen Barbaren geblieben, die einſt in die Ebenen Italiens drangen, um die Kulturen der alten Welt zu vernichten. Jener falſche Zaubergarten der

Technik und des Handels, den wir über das echte Märchen eurer Kindheit breiteten, hat den Abgrund nicht überbrückt, der die Länder des Weſtens vom Morgenland trennt. Wohl begannt ihr euch zu kleiden, zu ſpeiſen, zu arbeiten, unſere Bücher zu leſen wie wir und unter den eintönigen Formen des Weſtens ſchien die Welt ſich zu einem Bilde der Einheit zuſammenzuſchließen. Aber noch unter dem erſtickenden Mantel unſerer Ziviliſation glimmte der Funken eurer Seelen fort, und wo ſie mit den unſeren aneinanderſtießen, da ziſchte es auf, wie wenn Feuer und Waſſer ſich berühren. Und vor der Glut eurer Andacht wird das kalte Waſſer unſeres Nutzens verdampfen; denn die Unraſt, die wir in eure Länder trugen, hat auch euch aus Träumen geſchreckt. Jede Meile unſerer Schienen und Telegraphendrähte, in deren Maſchen wir eure Erde fingen, wurde zum Leiter eines geheimnisvollen Stromes, durch den die erhabene Idee der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, die das edlere Europa in den reinſten Stunden der Empfängnis aus ſeinem blutigen Selbſtmord gebar, in euch entzündete. Schon verkündet das Rollen fernen Donners die Geburt einer anderen Stunde. Aus den Baumwollfabriken von Bombay und Kalkutta, aus den Dörfern des Panjab, aus den menſchenſiedenden Straßen von Cairo und Alexandrien, von Tokio und Yokohama, deren Maſſen, nach Reis brüllend, die Plätze eurer Städte füllen, aus den Oaſen der Beduinen, den Steppen von Turkeſtan und der Mongolei tönt die Stimme des Aufruhrs an unſer Ohr. Von eurer Verzweiflung geſchürt, in dem Gefühl eurer ewigen Einheit, habt ihr die Hände an die Werke des ketzeriſchen Europa gelegt, ſeine Schienen zerriſſen, Häuſer in Brand geſteckt. Die Mauern von Chicago, von Waſhington hallen wider von der Wut der Neger, die, heimgekehrt aus den Schlachtfeldern des Weſtens, ſich gegen die Verachtung der weißen Raſſen zu wehren beginnen, die ſie mit aller Kraft vernichtender Künſte in ihren Stadtvierteln belagert. Den Bergen von Turkeſtan und des Kaukaſus, den Hochebenen von Anatolien entſtrömen die Stämme der Türken und heiſchen Vergeltung für ihr zerſtückeltes Land. Im Herzen Aſiens, auf den Tempelſtufen der Jamna Masjad vereinigen ſich die Anhänger des Propheten, Jahrtauſende alten Haß überbrückend, an der heiligen Stätte ihrer Andacht mit den Hindus im Gebet. Die Frauen Japans, uralte Sitte durchbrechend, verlaſſen die Stille ihrer Häuſer; aus ihren Gemächern tritt die ägyptiſche Frau, ſie bläſt den Schleier von ihrem Geſicht und in der Not ihres Herzens beginnt ſie, auf den Straßen zu reden. Die Völker Arabiens, Indiens, der Türkei, Perſiens, Chinas und Japans zucken in Wehen und das Kreißen ihrer Lenden tönt wie das Echo der Auferſtehung hinter dem Grabesdonner des Krieges her. Mit einem heißen Aufhorchen unſeres gepeinigten Blutes vernehmen wir Europäer aus der Tiefe unſeres Niederbruchs die Stimme der Verheißung, die zu uns

herüberdringt. Noch vermögen wir, von Zweifeln gefoltert, nicht an die Erfüllung eurer Sendung zu glauben, deren Ahnung allein uns mit ſüßem Schauder durchfährt. Erhebt das Schlagen eurer getretenen Herzen, eurer Scham und ſchmerzhaften Empörung zu dem Glück jener unergründlichen Harmonie, nach deren Wiedergewinn wir vergeblich trachten, und ihr werdet die Kraft haben, die Weiſen der Arbeitnehmer gegen die Weiſen der Arbeitgeber zu ſetzen, den Ring zu ſprengen, den die eigennützigen Mächte des Weſtens um den noch flüſſigen Erdball geſpannt haben. Die ihr in der Tiefe eures Gemüts noch den Schatz der Andacht und Offenbarung tragt — ehe Paris und London ſich erhoben, lebten Cairo und Byzanz, im Tagesgrauen der Geſchichte ſangen die vediſchen Riſchis an den Ufern des Ganges ihre Hymnen, Benares welkte vor Babylon und ehe die ewige Stadt auf den ſieben Hügeln erſtand, waret ihr die geiſtigen Fackeln der Menſchheit! Beweiſt der Erde, daß keine andere Kultur ſie beherrſchen darf als die der Seele, daß keine andere Ziviliſation Berechtiguug hat als die des Gefühls — und die Sonne, die im Weſten verbluten will, wird im Lauf ihrer ewigen Wiederkehr ſich noch einmal über den Ländern des Oſtens erheben. Ihr werdet uns nicht mehr auf den Knieen nahen! Dann ſollt ihr berufen ſein, den edleren Teil der Erbſchaft Europas zu retten, die Urländer der Menſchheit, die wir verwüſteten, erneut zum Garten des Paradieſes zu machen, daß die Welt wieder die Lehre der Weisheit, der Güte überſtrahle, die wir einſt aus euren Händen empfingen, und die wir zu unſerem Unglück verraten haben!

Eugen Fiſcher
Der demokratiſche Gedanke / Eine Rede

An einem Beiſpiel möchte ich Ihnen die ganze Demokratie erläutern. Wenn im Felde im Schützengraben des Morgens in der Dämmerung ein Hauptmann zu ſeinen Leuten gekommen iſt, um nachzuſehen, wieviel an dem vor dem Graben liegenden Drahthindernis in der Nacht neu gemacht wurde, und er fand, daß zuwenig gemacht war, ſo konnte er ſagen: Ich verbitte mir dieſe Faulheit; wenn ich morgen früh wiederkomme und nicht ſoundſo viel gearbeitet iſt, ſo könnt ihr was erleben. Das bißchen Geſchieße in der Nacht hat euch Feiglinge abgehalten, hinauszugehen. — So konnte er ſprechen; ſo haben viele geſprochen. Die Folge ſolchen Auftretens war, daß die, zu denen in dieſem Ton geſprochen wurde, wenn er weg war, untereinander ſagten: „Der kann uns; der ſoll ſelber hinausgehen“, daß Feindſchaft gegen den Vorgeſetzten, die ſich bis zum Haſſe ſteigerte, und allgemeine Verdroſſen-

heit in ihnen aufkam. — Es gab aber auch einen anderen Hauptmann, der Beſuch in der Morgendämmerung bei ſeinen Leuten machte und den Eindruck bekam, es ſei nicht genug gearbeitet worden. Der ſagte dann zu ſeinen Leuten: Hört, dieſe Arbeit iſt ſchwierig und gefährlich. Es wird da nachts dauernd geſchoſſen und ihr leiſtet, weiß Gott, ſchon am Tage genug. Aber es muß ſein. Wenn wir das Hindernis nicht machen, ſo ſind wir einem Angriff wehrlos ausgeſetzt. Im übrigen will ich heute nacht zu euch kommen.

Der erſte dieſer Offiziere war kein Demokrat, ſondern war, was wir ungefähr mit dem Wort Deſpot ausdrücken müſſen. Er wollte mit dem Mittel des Zwanges wirken. Er lebte der Überzeugung, daß dieſe Leute, die da arbeiteten und die er vor ſich hatte, ſeinen Befehlen gehorchen müßten. Auf das „Muß" ſtellte er ſeine ganze Befehlsführung. Er gab ſich nicht Rechenſchaft darüber, woher dieſes Muß komme, aber er war der Überzeugung: ſie müſſen. Deshalb trat er in der geſchilderten Weiſe gegen ſie auf. — Daß ſie doch nicht mußten, hat das Jahr 1918 gezeigt.

Der andere war ein Demokrat. Er dachte nicht „ſie müſſen", ſondern dachte: Dieſe Leute, die da arbeiten, ſind letzten Endes Freiwillige, ſind Perſonen — ſogar „Perſönlichkeiten" konnte er denken —, die zuſammen mit mir und ich zuſammen mit ihnen eine Aufgabe löſen, von deren Notwendigkeit ich ſie nur dauernd überzeugen muß. Darin, daß dieſer Führer erkennt, die Leute *können gar nicht müſſen, was ſie nicht ſchließlich wollen*, darin liegt das entſcheidende Merkmal ſeines demokratiſchen Empfindens.

Sie wiſſen, daß es ſehr viele undemokratiſche Offiziere gegeben hat, daß, wenn der deſpotiſchen nicht mehr geweſen wären als der demokratiſchen, wir ein anderes Ende des Krieges erlebt hätten. Auch wenn wir zuſammengebrochen wären, was in der Übermacht der Gegner ſeinen hinlänglichen Grund hatte, ſo wäre der Zuſammenbruch nicht mit dieſem Auseinanderklaffen der deutſchen Nation in zwei einander nunmehr feindſelig gegenüberſtehende Teile vor ſich gegangen, ſondern es wäre ein Unterliegen im Gefühl der Gemeinſchaft geweſen, einer Gemeinſchaft des Leidens.

Wenn ich ſage, daß die demokratiſche Betätigung dieſes zweiten Offiziers darin beſtand, daß er die Gehorchenden als Freiwillige anſah, ſo wollte ich den Ausgangspunkt alles demokratiſchen Verhaltens erkennbar machen. Auf dieſen kleinen Gedanken, auf dieſe ſcheinbar kleine Erkenntnis, *daß es eigentlich kein Muß auf der Welt gibt*, kommt es an. „Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei, und wär er in Ketten geboren." „Kein Menſch muß müſſen", *das iſt die Naturwiſſenſchaft vom Menſchen, auf welcher der demokratiſche Aufbau der Welt beruht.*

Aber ſelbſtverſtändlich darf ſich Demokratie nicht erſchöpfen in Lehre und Worten, um nicht zu ſagen leeren Worten, ſondern aus dem Denken, daß der Untertan ein Freiwilliger ſei, muß ſich die Geſtalt ſeiner Pflichten und Rechte ergeben. Er muß jedenfalls das Recht gewinnen, ſeinen Willen der Leitung, der er unterſteht, in wirkſamer Weiſe mitzuteilen.

Hier ſcheint nun mein Beiſpiel ſchlecht gewählt zu ſein, ſcheint ſich ſelbſt und die Demokratie zu widerlegen. Sie ſagen mir vielleicht: Das iſt gerade in Anwendung aufs Militär eine ganz unausführbare Vorſtellung. Es widerſpricht in jeder Weiſe und in Ewigkeit aller Diſziplin, daß man es den Mannſchaften geſtatten ſollte, auf die Befehlsführung einzuwirken.

Ich gebe zu, daß der Einwand ſich hören läßt. Doch widerlegt er mich nicht. Ich ſage ja nicht, daß man etwa die Gemeinen im Rahmen eines Armeekorps hätte zuſammentrommeln ſollen und ſie den kommandierenden General wählen laſſen. Das zu wollen, wäre natürlich Unſinn geweſen. Ich ſage nicht, daß man ſie hätte fragen ſollen, wenn irgendein Offizier von einer Dienſtſtelle in eine andere verſetzt wurde, deren Befehlsbereich und Aufgaben die Mannſchaften nicht erwägen konnten. So etwas war natürlich unmöglich. Wohl aber wäre es möglich geweſen, daß den Mannſchaften geſtattet wurde, beſonders tüchtige Perſönlichkeiten aus ihren Kameraden zur Unteroffiziersernennung vorzuſchlagen, daß den Unteroffizieren geſtattet wurde, beſonders tüchtige aus ihrem Kreis dem Regiment zur Offiziersbeförderung vorzuſchlagen, daß man weiter hinauf vielleicht das Offizierkorps eines Regiments bei Verſetzungen und Neuernennungen gehört hätte, kurz und gut, Möglichkeiten für die Untergebenen, ihren Willen ſo weit, als ihre Einſicht reichte, kenntlich zu machen, wären ſelbſt beim Militär zu finden geweſen.

Aber auch in der Erteilung von Mitregierungsrechten durfte ſich die demokratiſche Geſinnung der Heeresleitung nicht erſchöpfen. Die materiellen Vorteile, die mit dem Offiziers- und Mannſchaftsberuf zuſammenhingen, mußten hauptſächlich in ein gerechtes Verhältnis gebracht werden. Nach meiner feſten Überzeugung hätte die Kriegsbeſoldungsvorſchrift im erſten Vierteljahr des Feldzuges gründlich umgearbeitet werden müſſen. An Stelle der kraſſen Unterſchiede zwiſchen den Gehältern der Offiziere und den lächerlichen Bezügen der Mannſchaften mußte eine den Leiſtungen entſprechende Stufung treten. Wenn man dagegen ſagt, die Maſſe der Gemeinen ſei ſo groß geweſen, daß es gar nicht denkbar war, etwa durch Abzüge bei den Offizieren die Bezüge der Unteren weſentlich zu erhöhen, ſo erwidere ich: ſelbſt, wenn das zuträfe — es trifft aber wahrſcheinlich nicht zu —, ſo kam es in dieſer Sache auf das Beiſpiel an, welches gegeben wurde. Die Demoraliſation des Heeres

begann, ich wiederhole es, nach meiner feſten Überzeugung mit dem Gehaltsbezug der Offiziere. Weil da die oberſte Leitung nicht demokratiſch empfand, ſondern dachte „Sie müſſen", darum iſt es ihr nicht eingefallen, einen Ausgleich zu ſchaffen, der dem Rechtsempfinden der Mannſchaften entgegenkam.

An dieſem Beiſpiel haben Sie die ganze Demokratie.

Und von dieſem Beiſpiel aus kommen wir ohne Gedankenſprung auf jenes Gebiet, deſſen Schwierigkeiten zu beſeitigen heute für die ſchwerſte politiſche Aufgabe gilt. Die Regelung des Verhältniſſes zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hauptſächlich in der Induſtrie, aber auch im Landbau.

Wie muß der demokratiſch empfindende Arbeitgeber ſeinen Arbeitern gegenüber geſtimmt und geſonnen ſein? Nehmen wir zwei Fabrikanten an, die Knöpfe machen. Laſſen Sie beide Kommerzienräte ſein. Nun wird der eine Kommerzienrat denken: Na Gott ja, das iſt mein Betrieb. Ich mache Knöpfe. In dieſem Betrieb werden Knöpfe gemacht. Aus dieſem Betrieb ziehe ich meine Gelder. Aber das iſt weit von mir. Ich bin ein feiner Mann, ich gehöre zur Geſellſchaft. Ich habe eine außerordentlich ſchöne Villa, und meine Zugehörigkeit zu dieſen Arbeitsſklaven will ich auf ein Mindeſtes beſchränken. So denkt der eine, und indem er ſo denkt, iſt er der Feind ſeiner Arbeiterſchaft, der er ſowenig wie möglich gibt und die er, ſolange es irgend geht, mit hartem Zwang anfaßt in der Überzeugung, je ſchärfer, je eiſerner der Zwang ſei, um ſo beſſer für ihn. Das iſt der eine Arbeitgeber, nicht der Demokrat. Der andere denkt: Wenn ich auch reich geworden bin, ſo bin ich doch eigentlich ein Knopfmacher, will ein Knopfmacher ſein, bin ſtolz, ein Knopfmacher zu ſein; er fühlt ſich wohl bei den Leuten, die für ihn und mit ihm arbeiten. Das Kennzeichen dieſes Kommerzienrats iſt, daß er dem, was ſeine Leute tun, einen menſchlichen Wert beimißt und erkennt, daß dieſelben, auch wenn ſie ſcheinbar unter dem Zwang des Lohnes ſtehen, doch einmal anders ſein, doch einmal, ſtatt weiterzuarbeiten, Villen ſtürmen und die Welt zerſtören könnten. Indem er dieſe richtige, zutreffende Vorſtellung hegt, verſucht er ſelbſtverſtändlich, auch in bezug auf die Entlohnung die Folgerungen zu ziehen. Er wird die Entlohnung der Arbeiter in ein der Leiſtung entſprechendes Verhältnis zu ſeinen eigenen Einnahmen bringen, ſo daß jenes kraſſe Mißverhältnis der Einnahmen, welches heute die Gehirne der unabhängigen Sozialdemokratie umnebelt, ſo daß ſie nichts anderes mehr empfinden als glühenden Haß gegen den ſogenannten Beſitzenden, daß dieſes Mißverhältnis verſchwindet. Und wieviel ſchöner wäre es, wenn das Feſthaus der Betriebsgemeinſchaft nicht die Villa des Beſitzers wäre, in die die Arbeiter niemals einen Fuß ſetzen, ſondern ſo etwas, wie es im Mittelalter die Zunfthäuſer geweſen ſind, oder wie etwa ein Abt in einem Kloſter ein

zwar ſehr gutes, aber doch beſcheidenes Zimmer hatte, während das geſamte große Kloſter als der Inbegriff der Gemeinſchaft gemeinſamer Beſitz war. Zu dieſer altdeutſchen Genoſſenſchaftlichkeit drängt nach meiner Überzeugung das Bedürfnis der Zeit. Das Mittelalter war demokratiſch.

Ich betone nun aber, daß es nach meiner Anſicht nichts Verfehlteres gibt, als dieſen Zuſtand durch ſtaatliche Zwangsgeſetze herbeiführen zu wollen. Das halte ich für ein Ding der Unmöglichkeit, und hier unterſcheide ich mich ſcharf von den Vorſtellungen der Sozialdemokratie. Sie glaubt an den Staat und glaubt an den Zwang. Ich glaube an den Menſchen und an die Freiheit oder um ſtatt zweier Worte eins zu brauchen, an die Natur. Man muß ſich fürs erſte an nichts anderes als an das Empfinden der Unternehmer wie der Arbeiter wenden. Gemeinſchaft iſt im Grunde allen erwünſchter wie Trennung, Vertrauen und Anhänglichkeit erſehnter als Haß. Was iſt Politik? Was kann der Staatsleiter tun? Nichts anderes, als die geiſtigen Strömungen, die in der Nation wahrnehmbar ſind, in Formen zu bringen. Politik iſt geformte Moral. Der moraliſche Wille, der Rohſtoff der Politik, muß vor allen Geſetzen da ſein. Deswegen iſt die Erweckung dieſes Willens das erſte und vorerſt einzige, was uns helfen kann zur ſozialen Geſundung. Sozialismus iſt ja eine Geſinnung, Demokratie iſt ihre politiſche Form. Zur Herbeiführung dieſer Demokratie iſt zunächſt Aufklärung nötig, Hineindringen in das Empfinden aller, durch Worte, durch Kundgebungen, durch Bücher, durch die Preſſe, mit allen Mitteln, die zur Verfügung ſtehen, bis von innen heraus ein Wandel zu entſtehen beginnt. Dann wird man den einzelnen Erſcheinungen, die den ungeheuren Haß gezeitigt haben, geſetzgeberiſch zu Leibe gehen, die Moral der Aktie unterſuchen, wird fragen können, wie es anzuſtellen iſt, daß das unwürdige, unſittliche Erben ein Ende nimmt. Denn darin, das ſieht jeder, der zu ſehen vermag, liegt der Keim der ſozialen Krankheit, daß ein Unwürdiger, der außerſtande iſt, die Arbeit ſeines Vaters fortzuführen, deſſen Macht — Beſitz iſt Macht — erben kann. Bis vor kurzem konnte das ganze Deutſche Reich geerbt werden. Die Unſittlichkeit dieſes Erbrechts hat man endlich eingeſehen. Aber es gibt ungezählte Kronprinzen in Deutſchland, die ein Reich erben ſollen und auch nicht viel mehr tun, als Tennis ſpielen. Auch ihnen muß genommen werden, was ſie nicht fähig ſind, zu verwalten. Aber ſie alle heute oder morgen zwangsweiſe zu enterben, wie es den ſogenannten Unabhängigen vorſchwebt, nur mit dem Erfolg, daß das Geraubte in noch unwürdigere Hände übergeht, dieſen Verſuch würde ich verabſcheuen. Es iſt nur möglich, durch langſame Umbildung der Vorſtellungen, von dem was recht und nicht recht iſt, dieſen Schäden zu Leibe zu gehen. Große Beiſpiele der Freiwilligkeit müſſen aufgeſtellt werden. Das übrige

wird folgen. Wir wollen die Münchener Bilder nicht erneuern und dem Moskauer Beiſpiel nicht nachleben. Wir wollen entſchloſſen ſein im Denken, ſo entſchloſſen wie irgend jemand, aber planvoll im Handeln. Die ſogenannten Unabhängigen ſind auch entſchloſſen, zwar nicht gerade im weiten Denken aber wenigſtens im Denken auf die allernächſte Nähe. Aber ſie ſind nicht planvoll im Handeln, ſondern ſie glauben durch ſtaatlichen Zwang das Paradies, das ihnen und den andern vorſchwebt, ertrotzen zu können. Daß man ins Paradies durch eigene Vollkommenheit geht, wiſſen ſie nicht.

Vor dem Kriege konnte man denken, der wertvollſte Beſitz, den es gäbe, ſei ein Haus, in dem einige Maſchinen liefen. Der Krieg hat uns belehrt, daß der Beſitz von Grund und Boden, der Lebensmittel liefert, wertvoller iſt. Früher bekamen die Städter leicht für ihre Arbeit vom deutſchen und überſeeiſchen Bauern, was ſie an Lebensmitteln brauchten. Heute, wo dank einer von Landbeſitzern geleiteten Kriegführung die Schiffe verſenkt und die überſeeiſchen Bauern kaum mehr erreichbar ſind, verlangen die deutſchen Bauern Preiſe, die von einem großen Teil der Städter ſo lange nicht bezahlt werden können, als nicht der Ertrag induſtriellen Fleißes vom Ausland wieder in den Städten angekommen iſt. Um den äußerſten Hunger von den weniger bemittelten Städtern abzuhalten, ſind die Bauern zur Ablieferung ihrer Erzeugniſſe für einen willkürlichen Preis gezwungen worden. Sie wollen ſich das nicht weiter gefallen laſſen, da anderen Erzeugern derſelbe Zwang nicht auferlegt wird. Die Städter aber wollen leben. So hat ſich ein Streit, der alle anderen Streitigkeiten an Hitze übertrifft, um die Verfügung über den Ertrag von Grund und Boden entwickelt. Kann nun in dieſem Streit der demokratiſche Gedanke, wie ich ihn bisher ausführte, etwas helfen? Ich glaube ja. Der Bauer muß daran erinnert werden, daß die Menſchen, die in der Stadt ſitzen und ſein Eigentumsrecht anerkennen, das letzten Endes freiwillig tun. Es muß ihm klargemacht werden, daß dieſe Maſſen der ſtädtiſchen Arbeiter und meinetwegen auch der ſtädtiſchen hungernden Beamten und der hungernden Zeitungsſchreiber und was ſie alle ſind, ſich über das Land wälzen, ihm ſeinen Hof anzünden, ihn um Gut und Leben bringen könnten. Wenn das der Bauer empfindet, ſo iſt er ſchon in eine andere geiſtige Verfaſſung gebracht. Ihm aber wird man zugeſtehen müſſen, daß von ihm allein und auf die Dauer nicht verlangt werden kann, daß nur er Opfer bringt. Ich ſcheide dabei immer den ſogenannten Schleichhandel aus, durch den ſich in Wirklichkeit für einen großen Teil der landwirtſchaftlichen Erzeugung der freie Handel eingeführt hat. Angenommen, der Schleichhandel würde nicht beſtehen und der Bauer wäre das, was er ſein will, ein ehrlicher Mann, dann hieße es von ihm allerdings zu viel verlangt, wenn er für lange Zeit die große Zahl der Städter ohne

Gegenleiſtung durchfüttern ſolle. Hier in irgendeiner Weiſe ausgleichend zu wirken, muß die Aufgabe der Geſetzgebung ſein. Man könnte vielleicht vorſchlagen, daß den Bauern das, was ſie heute unter dem Preis abgeben, ſpäter auf die Steuern angerechnet wird, wenn einmal die Induſtrie wieder geht. So oder ſo iſt es denkbar, daß die Geſetzgebung in demokratiſchem Sinne dieſe ſchweren Gegenſätze behandelt. Es kommt aber auch hier nicht auf Geſetzestechnik an, ſondern auf die Geſinnung der Streitenden. Die Bauern ſowohl wie die Kohlenbarone und Eiſenkönige müſſen wiſſen: die Leute, die ihr Eigentum achten, achten es freiwillig. Kein Menſch muß müſſen! Aber auch die Bauern müſſen nicht. Das ſoll den Städtern, den Induſtriearbeitern geſagt ſein.

Wir kommen auf den Hauptunternehmer, den Unternehmer Staat. Unternehmer iſt der Staat hauptſächlich in den Verkehrsmitteln, die er bewirtſchaftet. Er iſt aber in ſeiner Vielgeſtalt und auf Grund ſeiner merkwürdigen Geſchichte viel mehr als ein Unternehmer. Er iſt, indem er die Rechtspflege handhabt, den Schutz nach außen und den Landfrieden im Innern wahrnimmt, die Steuern verwaltet, Schulen errichtet, Kirchen behütet, Künſte fördert, imſtande, auf alle ſozialen Beziehungen regelnd einzuwirken, den wirtſchaftlichen Schwierigkeiten zu Leibe zu gehen und könnte einen Bund darſtellen, in dem die um Hab und Gut Streitenden gemeinſam höhere Ziele verfolgen.

Was iſt nun von denen zu verlangen, die den Staat regieren? Sie bilden eine Mehrheit, ſind aber zuſammengefaßt in der Perſon des Staatshauptes. Von dieſem iſt zu verlangen, daß er ein Demokrat ſei. Zuvor: ich bekenne mich heiß und leidenſchaftlich zur Monarchie. Wiſſen Sie, was Monarchie heißt? Monarchie heißt, daß Einer Herr ſein ſoll. Das hat mit der Erblichkeit dieſes Amtes gar nichts zu tun. Schon der alte Homer ſagt: „Übel ſteht's, wo viele Meiſter ſind. Herr ſei Einer."

Den Demokratien wird herkömmlicherweiſe der Vorwurf gemacht, daß in ihnen nie kraftvoll gewaltet werde. Bei der Demokratie herrſche die Maſſe, die nie verantwortlich zu machende Mehrheit. Und nur eines ſei ſicher, daß der Staat abwärts geführt werde, weil immer der ſchlechtere Durchſchnitt gelte. Allgemeiner Schlendrian heiße das Ergebnis jeder Demokratie.

Zur Widerlegung, die im übrigen Gegenſtand eines beſonderen Vortrages ſein müßte, darf ich an mein Beiſpiel von den beiden Offizieren erinnern. Welcher von dieſen beiden hat ſeine Leute mehr in der Hand gehabt? Etwa der, der herriſch aufgetreten iſt, der meinte: Die Kerle müſſen!? Nein! Sobald eine Möglichkeit war, ſind ſie ihm aus der Hand gegangen. Nicht aber dem Demokraten, der ſie als Freiwillige anſah. Dieſer hatte ſeine Leute in der Hand, konnte das ſcheinbar Unmögliche von ihnen verlangen, und ſie haben's geleiſtet. Das gerade

Gegenteil von dem, was gemeinhin von der Demokratie behauptet wird, iſt ſomit richtig. *In einer geſunden Demokratie beruht die Regierung auf der Freiwilligkeit derer, die ihr folgen*, und weil ſie auf Freiwilligkeit beruht, iſt ihre Kraft unerſchöpflich. Demokratie verlangt nicht, daß die Maſſe Rechte ausübe, die über ihren Verſtand gehen, verbietet nicht, daß ſich *in der Hand des Würdigſten* die Gewalt balle. Vielmehr: gerade das verlangt ſie im Gegenſatz zur Erbmonarchie, die kein Mittel kennt, um die Herrſchaft den Händen des Unwürdigſten, wenn er zufällig dem Schoß einer vielleicht auch ſchon unwürdigen Königin entſprang, zu entziehen. Ich wiederhole, daß keine ſtärkere Staatsform möglich iſt als die, die auf der Freiwilligkeit derer ruht, über die ſie regiert. Eines iſt allerdings richtig, daß keine Staatsform, kein Geſetz, keine Regierung ewig iſt, ſondern alle Geſetzgebung menſchlich und unvollkommen. Die Geſetze, auch die grundlegenden der Verfaſſung, befinden ſich deshalb in dauerndem Wechſel. Indem die Demokratie dieſem *Naturgeſetz* gerecht wird, iſt ſie nicht der politiſch faule, lahme, blutleere Körper, den die Erbmonarchie mit ihrem Anſpruch auf Ewigkeit darſtellte, wo unter den durch Erbe Regierenden die Maſſe keine höhere Vorſtellung kennen ſollte, als ruhig zu ſein und keinen Willen zu haben. *Die Demokratie iſt politiſiert.* Jeder ſoll in ihr einen Willen haben, aber doch nicht ſo, daß das Geſchrei der Gaſſe und der Maſſe geſetzlos herrſcht, ſondern ſo, daß ſich die Gewalten *organiſch* erbauen. Ich ſage alſo: Der Mann, der an der Spitze des Staates ſteht, muß ein Demokrat ſein. Wir haben beim letzten Staatsoberhaupt, das den Titel eines Kaiſers führte, die Erfahrung gemacht, daß er kein Demokrat war. Und zwar war er deswegen kein Demokrat, weil er der Überzeugung lebte, daß er ſeines Urſprungs wegen eine Art Gottesſohn ſei und die Regierten ſeine Geſchöpfe. Er erwies ſich aber nicht als Gottesſohn, und wir weigerten uns, ſeine Geſchöpfe zu ſein. Der Aufrechterhaltung ſeines Wahns galt aber ſeine Regierungsarbeit hauptſächlich. Darin lag das Ungeſunde, die Lüge, die in das ganze öffentliche Leben eindrang. Seine Bürokratie, alle ihm unterſtellten geiſtigen Arbeiter, vom Hochſchullehrer bis zum Dorfſchulmeiſter, mußten dauernd bekennen — Profeſſor heißt ja auch Bekenner —, daß in ſeiner Perſönlichkeit die großen Eigenſchaften ſich vereinigten, die die Vernunft von einem König verlangt. In Wirklichkeit wußte alle Welt, daß dem nicht ſo war. Aber man tat doch, *als ob* es ſo wäre. Deswegen hatten wir im Grunde genommen und in Wirklichkeit ein *Scheinkaiſertum*. Der Mann ſah ſo mächtig aus; und als es zur Probe kam, fand er nichts hinter ſich. Nun aber wollen wir an die Spitze des Staates einen Mann ſtellen, den wir verehren können, einen Demokraten, der nicht glaubt, die Untergebenen „müſſen", ſondern der weiß, ſie müſſen nicht, wenn ſie nicht wollen, und der das Seine tut, damit ſie wollen.

Ich habe über die Art und Weiſe, wie dieſer Mann gefunden werden ſoll, noch nicht ſo viel geſagt, wie es ſcheinen könnte. Ich habe nur geſagt, es werde nicht zweckmäßig ſein, dieſen Mann von einer Familie hinzunehmen. Das hat ſich nicht bewährt, denn infolge dieſer Übung iſt eben der Wahn in den regierenden Herrn gekommen, der das Gegenteil von demokratiſchem Empfinden erzeugte. Es iſt alſo nötig, daß wir den Demokraten an der Spitze des Staates *ſuchen*, daß wir ihn nach alter deutſcher Art *wählen*. Nun kommt wahrſcheinlich ein Gegner und ſagt: „Ihr werdet ſehen, wohin ihr kommt. Ihr habt ja ſchon die Probe damit gemacht, den Richtigen zu ſuchen. Und ſiehe, ihr fandet einen ehemaligen Sattlermeiſter, einen Gewerkſchaftsſekretär von Gnaden der Sozialdemokratie, deſſen Fähigkeiten bis jetzt nicht eben im glänzendſten Lichte ſtehen.“ Ich gebe zu, daß Ebert überragende Fähigkeiten nicht bewieſen hat. Aber wenn wir uns einen Fähigeren, als den Vorſitzenden von heute, denken können, dann wollen wir uns vornehmen, ihn das nächſtemal zu finden. Dies iſt ja das Wundervolle an der neuen Ordnung, daß man die Möglichkeit hat, *von einem Fähigeren zu ſprechen* und ihn zu ſuchen. Hinter dem Präſidenten und den Miniſtern, die gleichfalls zu erwählen ſind, wird immer deutlicher das *Bild des beſten deutſchen Mannes* entſtehen. Von einer Wahl zur andern werden wir mehr erkennen, was für einen wir brauchen, damit der Charakter des deutſchen „Königs“ rein in die Erſcheinung trete. Das iſt eine ſo großartige Möglichkeit, davon erwarte ich eine ſo tiefgehende Entbindung und Befreiung des deutſchen Geiſtes, daß die Folgen nicht abzuſehen ſind. *Erſt damit ſind wir auf dem Wege, eine Nation zu werden.* Wir konnten ja keine Nation ſein, ſolange der deutſche Geiſt gezwungen war, die Erbmonarchie und die Perſönlichkeit des jeweils Regierenden ohne jede Vorausſetzung und unbedingt anzuerkennen. Daß wir uns dazu verſtanden, konnte das Ausland nicht begreifen. Das war es, was die Amerikaner und andere Leute während des Krieges immer für den Mangel des deutſchen Geiſtes erklärten, daß es uns, die doch Vernunft hätten, möglich ſei, in einer ſolchen Unfreiheit zu verharren.

Das Wahlverfahren ſelbſt halte ich noch der Erörterung für unterworfen. Ich bin perſönlich nicht der Meinung, daß der Präſident durch die *Abſtimmung des ganzen Volkes*, wie es jetzt vorgeſehen iſt, gefunden werden müſſe. Ich möchte eine Muſterdemokratie zum Vergleich heranziehen, von der die Staatskunſt viel lernen kann. Nicht etwa Amerika, ſondern die Demokratie *der römiſch-katholiſchen Kirche*. Das iſt eine uralte Demokratie. In dieſer wird der König, der den Namen Papſt führt, auch gewählt. Aber die Wahl geſchieht nicht durch Maſſenabſtimmung, ſondern indem die ausgeſuchten Würdenträger, die man Kardinäle nennt, ihrerſeits denjenigen, welchen ſie zur Herrſchaft für

geeignet halten, erwählen. Urſprünglich wurde der Biſchof, auch der römiſche, von der Maſſe des Volkes durch Zuruf gekürt: „Den wollen wir haben!“ Und er war es. Allmählich erkannte man die Fehler dieſes Verfahrens. Die römiſche Kirche hat 1100 Jahre gebraucht, um das Richtige zu finden. Wenn uns auch 1100 Jahre gelaſſen werden, ſo werden auch wir zu einem geſunden Wahlverfahren kommen. Wir ſollten es im politiſchen Leben nicht ſo eilig haben. Trotzdem iſt in der römiſchen Kirche der Charakter der Demokratie erhalten geblieben, weil es trotz aller Beſchränkung möglich iſt, daß irgend ein katholiſcher Bauernjunge Papſt wird. Darin liegt das Demokratiſche und das Entſcheidende. Derſelbe Grundſatz ſoll im deutſchen Staatsleben gelten. Jeder Deutſche, der geboren wird, muß die Möglichkeit haben, Staatsoberhaupt zu werden. Wenn die gegeben iſt, dann werden wir erleben, wie in den Deutſchen die politiſchen Fähigkeiten hochſchießen und es wird endlich ein Ende haben mit der Behauptung, das deutſche Volk ſei nicht politiſch.

Es gibt aber über die deutſche Nation hinaus eine größere Gemeinſchaft, die Gemeinſchaft der europäiſchen Völker, die Gemeinſchaft der Menſchen. Es heiße bei uns zuerſt: „Ans Vaterland, ans teure, ſchließ dich an, das halte feſt mit deinem ganzen Herzen, hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.“ Das ſind Worte Friedrich Schillers. Aber er ruft auch: „Seid umſchlungen Millionen, dieſen Kuß der ganzen Welt!“ Und auch zu dieſer Stimmung müſſen wir uns erheben. Auch die Menſchheit iſt eine Demokratie oder ſoll eine Demokratie werden.

Zwar gibt es bis heute keine eingeſetzte Gewalt auch nur über die europäiſchen Völker, geſchweige über die geſamten Völker der Erde. Aber es gibt doch ſchon eine Anzahl moraliſcher Mächte, die zum mindeſten die weiße Raſſe beherrſchen. Unleugbar iſt die Tatſache der gemeinſamen europäiſchen Kultur, an die ſich die amerikaniſche anſchließt. Dieſe Menſchenbildung, im Mittelalter von der römiſchen Kirche ausgegangen, über Europa, Amerika und weiter verbreitet, iſt ſo übereinſtimmend, daß man — wenigſtens wer Augen hatte, zu ſehen und Ohren, zu hören — ſchon während des Krieges kaum etwas ſtärker empfand, als dieſe Übereinſtimmung der europäiſchen Menſchheit. Sie war längſt vor dem Kriege feſtgeſtellt in den wirtſchaftlichen, wiſſenſchaftlichen, religiöſen und nicht zuletzt politiſchen Verbindungen der Völker. Kam nicht Criſpi einmal zu Bismarck, um ihm zu ſagen: „Vom Dreibund exiſtieren nur noch Trümmer!“, worauf er die Antwort bekam: „Die aber gerade genügen, um den Weltfrieden zu garantieren.“ Was iſt das für ein Ziel: „Weltfrieden“? Was lag in Bismarcks Wort anderes, als das Bekenntnis zur Gemeinſchaft der Völker? Dieſem Willen zur Gemeinſchaft eine Form zu ſchaffen, iſt heute deut-

licher als je die Aufgabe aller Völker, aller Politiker. So ſchwer es uns fällt, nachdem wir den Friedensvertrag von Verſailles bekommen haben, ſo dürfen wir doch nicht das Trennende zwiſchen den Nationen in erſter Linie bedenken, dürfen's nicht darauf anlegen, den Haß zu pflanzen und zu erhalten, dürfen nicht auf den Revanchekrieg lauern, ſondern es iſt geſund und richtig, auf alle geiſtigen und materiellen Strömungen zu achten, die die Völker verbinden. Es ſoll nicht lange her ſein, daß in Paris jeden Abend ein Theaterſtück geſpielt wurde, in dem ein blinder Invalide fragt: „Wer iſt der Beſiegte?", darauf von einem Friedensfreund die Antwort erhält: „Der Krieg" und in den Ruf ausbricht: „Ich beginne zu ſehen!". Sie, meine verehrten Zuhörer, hätten eine ſolche Kundgebung von Paris gewiß nicht erwartet. Ähnliche Strömungen ſind ſtark in England bei der Arbeiterpartei, ſtark bei den ſogenannten Intellektuellen und bei einem Teil der engliſchen Liberalen, ſind ſtark in Amerika, gehen durch die ziviliſierte Menſchheit. Es ſcheint mir, daß das Bekenntnis zu dieſer Gemeinſchaft entſcheidend iſt für unſere politiſche Zukunft. Je beſtimmter wir dahin ſchauen, die Gemeinſchaft herzuſtellen, deſto richtiger wird die Politik ſein, die wir Deutſche machen. Ich weiß, daß dagegen geſagt wird, es ſei Verſtiegenheit, an die Gemeinſchaft zu glauben, und die Nationen werden ſich, ſolange die Welt ſtehe, bewaffnet anfallen; darum gelte es, auch in der Erniedrigung wehrfähig zu bleiben und nach dem Beiſpiel der Franzoſen auf den Krieg zu hoffen, der kommt. Ich verfluche ſolche Beiſpiele. Wollen wir Deutſche ewig Nachahmer ſein und nicht auch einmal eigenen Geiſt haben und Bahn brechen? Warum ſoll es, nachdem man den Weltkrieg organiſiert hat, nicht möglich ſein, den Weltfrieden zu organiſieren? Er kommt, ſo gewiß es Eiſenbahnen, Dampfſchiffe und Telegraphen gibt. Der Krieg war, wofür ihn Nietzſche ſchon lange vor ſeinem Ausbruch erklärte, ein Anachronismus, ein Verſehen, ein Betrug. Wird der Betrug ausgeſchaltet, ſo kommt ein ſolcher Krieg nicht wieder. Ob wir, wird entgegnet, von der Gerechtigkeit je erlangen werden, worauf wir Anſpruch haben? Ich antworte: Und ſollten wir es nicht oder nicht alles erreichen: das Unrecht, das wir dulden, iſt einen neuen Krieg nicht wert. Daß ſich die Überzeugung in den Völkern durchringt, ein ſolcher Krieg dürfe nicht mehr kommen, das halte ich für den Ertrag und das Ergebnis des unerhörten Leidens und Sterbens. Und ich ſage: Die Menſchheit werde eine Demokratie. Wir freuen uns, wenn irgendwo der Geſetzgeber auftritt, komme er aus welcher Nation er wolle, der imſtande iſt, die Anfänge der Gemeinſchaft in ſolche Formen zu gießen, daß die Sache Halt und Beſtand gewinnt. Wilſon hat enttäuſcht. Aber damit iſt nicht geſagt, daß nicht ein anderer kommt, der den Gedanken, der in der Luft liegt und zur Wirklichkeit gebracht werden muß, vor unſeren Augen, wenn auch vielleicht ganz anders, als wir denken,

verwirklicht. Die Menſchheit werde eine Demokratie. Auch ſie werde gegründet auf Freiwilligkeit. Wir werden uns niemals einem Geſetzgeber unterwerfen, den wir nicht anerkennen um ſeines Geiſtes willen. Niemals werden wir das tun. Wird aber einer kommen, ſo wollen wir uns ihm unterwerfen, noch mehr, wir wollen ihn ſchaffen, wir wollen er ſein. Wenn niemand an den Menſchenbund glaubt, ſo glaube ich daran und wenn ihn niemand verwirklicht, ſo iſt es mir doch unbenommen, ſein Anfänger zu ſein und zu ſagen, der Menſchenbund bin ich.

Damit ſtehen wir beim letzten und höchſten Bild der Demokratie. Die Menſchheit iſt ein Ganzes, ſie wird von Zeit zu Zeit einmal emporgeriſſen von Perſönlichkeiten, die man dann Götterſöhne, Propheten, Dichter und Künſtler nennt. Dieſe, in deren Weſen es liegt, daß ſie reiner Geiſt ſind, zu verehren und keiner Macht der Welt mehr zu gehorchen als ihnen, das iſt der höchſte Ausdruck des Willens zu freier Gemeinſchaft.

Dieſes Bekenntnis mag Ihnen beim erſten Hören lebensfern ſcheinen. Die Anwendung liegt aber ganz nah. Sie haben die Anwendung, wenn ich ſage: Alſo folgt aus dem demokratiſchen Gedanken, daß niemals eine religiöſe Bewegung, niemals eine geiſtige Macht, niemals eine Kirche unterdrückt, nie ihre Lehre zur Magd einer Staatsform gemacht werden darf. Jetzt erkennen Sie, was es auf ſich hat mit dem, was ſo allgemein geklungen hat von der Unterwerfung unter den Geiſt, aber auch nur unter den Geiſt. Die deutſchen Kirchen, am ſchlimmſten die evangeliſche, und alle deutſchen Schulen ſind die Huren der alten Herrſchaft geweſen, und wenn es wahr iſt, daß wir vor 1914 eine geiſtig bis zur Leerheit verarmte Nation darſtellten, obgleich wir ſoviel Geld hatten und ſcheinbar blühten, ſo kommt das weſentlich daher, daß die geiſtigen Gewalten von der Erbmonarchie und ihrem traurigen Vertreter mißbraucht wurden. Geiſtige Führer, Götterſöhne, Propheten, Denker, Sänger und Bildner ſind für einen Staat nicht die bequemen Leute. In ihnen ſteckt der revolutionäre Zunder. Alles, was die Geſetzgeber heute machen, alles, was beſteht, iſt von dem Augenblick an, da es zutage tritt, behaftet mit Unvollkommenheit. Und dieſe Menſchen, die keinem anderen Geſetz als dem des Geiſtes folgen, empfinden die Unvollkommenheiten und ſchreien laut, daß dem Geiſt vom Geſetz Gewalt geſchehe. Aber in dieſem ihrem Feuer verbrennt das Unvollkommene, ſie ſind es, deren Namen die Menſchen anbeten, um glücklich und gut zu werden. Und ſie ſollen von keiner Macht der Welt mißbraucht und gekreuzigt werden, die Könige der echten Demokratie. Dazu bekennen wir uns. Hier haben Sie das, was Sie die Weltanſchauung eines Demokraten nennen können.

Der demokratiſche Gedanke wendet ſich an alle. Er wendet ſich fürs

erſte an diejenigen, die ſich im beſonderen Sinn zu der Gemeinde des Geiſtes rechnen. Er wendet ſich ſodann an die Beamten, die nicht glauben, daß die Bürokratie für ſich lebe und daß ihr die Regierten Werkzeug und Mittel ſeien, ſondern die ſich dann wohlfühlen, wenn ſie der Zuſtimmung derer, über die ſie walten, verſichert ſind. Der demokratiſche Gedanke wendet ſich an die Unternehmer, die glauben, daß es beſſer ſei, Gemeinſchaft mit ihren Mitarbeitern zu betätigen, als Zwang auszuüben, um vielleicht vorübergehend noch Vorteile zu haben und in Anarchie zu endigen. Der demokratiſche Gedanke wendet ſich an alle Arbeiter, die des Hetzens müde, endlich einſehen, daß es nicht des Weges über die Trümmer alles Beſtehenden bedarf, um zum geſegneten Zukunftsſtaat zu gelangen, ſondern daß ſie den geraden Weg beſchreiten können, der allerdings durch gegenſeitiges Opfern, durch gegenſeitiges Sichverſtehen führt zur gedeihlichen Verbindung. Der demokratiſche Gedanke wendet ſich an die Frauen, indem er von der Sicherheit ihres Empfindens erwartet, daß ſie ihn verſtehen, an die Mütter, daß ſie ihre Söhne nicht geboren haben wollen, um ſie in einem Krieg, der gleich unſinnig iſt wie der, den wir hinter uns haben, zu verlieren.

Es iſt ein großes Haus, an dem wir beſtändig bauen. Wir ſollen dieſes Haus, ſcheint mir, gründen auf die Menſchenrechte, ſollen es aufführen mit den Steinen der Vernunft, ſollen ſie verbinden mit dem Mörtel der Vaterlandsliebe und ſollen arbeiten mit der Maurerkelle, auf der deutlich in großen Buchſtaben eingeprägt iſt das Kennwort: „Demokratie".

Richard May / Der Notſtand unſeres Eheſcheidungsverfahrens*

Soll man die Scheidung der Ehen erleichtern?

Um dieſe Frage hat man viel geſtritten. Unter den meiſten ernſten Beurteilern herrſcht Einigkeit darüber, daß grundſätzlich die Ehe lebenslänglich ſein ſoll.

Wenn aber eine Ehe innerlich unrettbar zerfallen iſt, ſoll auch dann das äußere Band aufrechterhalten werden? Entwürdigt man nicht

* Dieſer Aufſatz iſt vor dem Kriege geſchrieben und für den Druck beſtimmt worden. Im Kriege mußten die hier behandelten Fragen zurücktreten. Jetzt muß die Zeit für den ſeeliſchen und ſittlichen Wiederaufbau kommen, der nicht minder wichtig iſt als der wirtſchaftliche. Damit kommt auch die Zeit für die Reform des Eheſcheidungsverfahrens, die bereits im Frieden eine brennende Notwendigkeit war. Die Verfaſſung

dadurch die Ehe und vernichtet Charaktere? Auch über dieſe Frage iſt man heute bereits in weiten Kreiſen zu einem gewiſſen Maß von Einigkeit gekommen. Beurteiler, die nicht durch religiöſe Bedenken beſtimmt werden, halten allgemein die Löſung einer ſolchen Ehe für geboten, falls nicht zwingende Intereſſen der Kinder entgegenſtehen.

Solche Fälle aber müſſen nach Möglichkeit verhindert werden. Erreicht man das beſſer durch Erleichterung oder Erſchwerung der Scheidung? In dieſem Punkt weichen die Meinungen weit voneinander ab.

Die einen ſagen: Zwang iſt kein Mittel, um auseinander ſtrebende Charaktere einander näherzubringen. Das Gefühl der Gebundenheit entwürdigt ſie, macht ſie unfrei und verhindert ſie, freiwillig einander entgegenzukommen. Iſt die Ehe leicht und ohne Nachteile löſbar, ſo muß jeder Gatte den andern in der Ehe faſt ebenſo umwerben wie vorher, wenn er nicht fürchten will, ihn zu verlieren. Iſt die Ehe aus Liebe geſchloſſen, ſo werden beide beſtrebt ſein, auch wenn ſich unerwartete Charakterkonflikte herausſtellen, einen Ausgleich herbeizuführen, weil nur dadurch und nicht durch Zwang die Ehe aufrechterhalten werden kann.

Die andern ſagen: Die meiſten Ehen, beſonders die aus Liebe geſchloſſenen, bringen in der erſten Zeit Enttäuſchungen und Konflikte mit ſich, die Charaktere müſſen ſich erſt ausgleichen und aufeinander einſtellen. Beſtände kein rechtlicher und geſellſchaftlicher Zwang zur Fortſetzung der Ehe, ſo würden Hunderte von Ehen, die nachher ſehr glücklich werden, die erſten Konflikte nicht überdauern.

Wie ſehen dieſe Theorien in der Praxis der Gerichte aus?

Unſer Bürgerliches Geſetzbuch geht einen mittleren Weg zwiſchen Scheidungsfreiheit und Scheidungserſchwerung. Jede Ehe iſt löſbar, aber nur wenn einen oder beide Teile ein ſchweres Verſchulden trifft. Als ſolche Fälle des Verſchuldens nennt das Geſetz Ehebruch und Lebensnachſtellung. Das ſind — außer den ſpäter zu erwähnenden Fällen der böslichen Verlaſſung und der Geiſteskrankheit — die einzigen

des Deutſchen Reiches vom 11. Auguſt 1919 beſtimmt in Artikel 119: „Die Ehe ſteht als Grundlage des Familienlebens und der Erhaltung und Vermehrung der Nation unter dem beſonderen Schutz der Verfaſſung.“ Damit iſt ausgeſprochen, daß die Ehe *grundſätzlich* lebenslänglich ſein ſoll. Und doch müſſen unhaltbar zerrüttete Ehen gelöſt werden können. Damit ſieht ſich unſere Geſetzgebung vor das Problem geſtellt: Läßt es ſich erreichen, daß jede unhaltbar gewordene Ehe gelöſt werden kann und doch der Grundſatz der Lebenslänglichkeit der Ehe im allgemeinen Bewußtſein nicht erſchüttert wird? Dies Problem iſt, weil die beiden darin geſtellten Aufgaben ſich widerſprechen, einer reinen Löſung, die auf allgemeine Billigung rechnen kann, nicht fähig. Dieſer Zwieſpalt iſt die Quelle unendlichen menſchlichen Unglücks und ſittlichen Schadens geworden. An der Löſung dieſes Problems zu arbeiten, gehört zu unſeren wichtigſten Aufgaben. Weiteres darüber findet man in meinem Aufſatz in den Preußiſchen Jahrbüchern 1918, Seite 319 ff., „Eheſcheidungspſychologie und Ehekunde“ und in den vom Beamtenrat in Hamburg 1919 herausgegebenen „Leitſätzen zum Deutſchen Zivilprozeßrecht“, S. 260 ff.

Fälle, in denen der Richter, wenn ſie erwieſen werden, ohne jede weitere Prüfung die Ehe ſcheiden und den Täter für ſchuldig erklären muß. Neben dieſen abſoluten Scheidungsgründen führt aber der viel angewendete § 1568 BGB. „relative" Scheidungsgründe ein und gibt dadurch dem Gericht eine weitgehende Vollmacht. Dieſer Paragraph lautet:

„Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch ſchwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloſes oder unſittliches Verhalten eine ſo tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältniſſes verſchuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortſetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Als ſchwere Verletzung der Pflichten gilt auch grobe Mißhandlung."

Der beklagte Ehegatte muß alſo, wenn er verurteilt werden ſoll, die durch die Ehe begründeten Pflichten ſchwer verletzt oder ſich ehrlos oder unſittlich verhalten haben, er muß durch dieſe Verfehlungen eine Zerrüttung des ehelichen Verhältniſſes verſchuldet haben, und dieſe Zerrüttung muß ſo tief ſein, daß dem klagenden Gatten die Fortſetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann.

Gegen dieſe Beſtimmung kann man einwenden, daß ſie eine „Kautſchukbeſtimmung" ſei. In der Tat kann ein einigermaßen ſprachgewandter Juriſt nahezu jedes Eheſcheidungsverlangen an Hand dieſes Paragraphen begründen. Wenn die Gatten nicht ſehr reife oder ſehr ſtumpfe Naturen ſind, wenn ſie nicht vollkommen ineinander aufgehen oder ſich völlig gleichgültig ſind, ſo kommen leicht in einer Ehe gelegentlich heftige Szenen vor. Trägt man aus mehreren Jahren alle dieſe Szenen zuſammen, übertreibt ſie abſichtlich oder unabſichtlich nur unmerklich und läßt alle die vielen guten Momente, die dazwiſchen liegen, fort, ſo kann der Hörer von einer in Wirklichkeit guten Ehe einen furchtbaren Eindruck gewinnen. Aus dieſem Grunde ſteht das Gericht auch oft den Beweisergebniſſen mit innerer Unſicherheit gegenüber. Werden zwei oder drei Beſchimpfungen oder gar Mißhandlungen erwieſen, ſo muß das Gericht ſcheiden; denn es kann kaum anders, als dieſe Verfehlungen für Kennzeichen des ganzen ehelichen Verhältniſſes nehmen. Eheliche Zerwürfniſſe ſpielen ſich meiſt ohne Zeugen oder vor parteiiſchen Zeugen ab und ſind daher ſchwer nachweisbar. Man neigt deshalb dazu, aus zwei oder drei bewieſenen Vorkommniſſen einen Schluß auf die ganze Ehe zu ziehen. Wüßte man aber, daß dieſe Vorkommniſſe wirklich die einzigen aus einer längeren Ehe ſind, ſo würde man ſie viel milder beurteilen.

Aber nicht nur die Beweisfrage läßt die geſetzliche Beſtimmung als bedenklich weit erſcheinen, die Auslegung des Geſetzes ſelbſt läßt dem ſubjektiven Ermeſſen, faſt ſogar der Willkür des Richters weiteſten Spielraum. Was iſt ſchwere Verletzung der durch die Ehe begründeten

Pflichten? Wann iſt eine Ehe ſo tief zerrüttet, daß dem Kläger ihre Fortſetzung nicht zugemutet werden kann? Und wenn beides vorliegt, iſt dann immer die Zerrüttung der Ehe auf die Pflichtverletzung zurückzuführen? Oder iſt nicht etwa die Pflichtverletzung nur eine Folge der durch ganz andere Gründe hervorgerufenen Zerrüttung?

Ich bin der Anſicht, daß der § 1568 BGB. ſchwere Mängel hat, und werde das ſpäter begründen. Dieſe Mängel haben manche Gerichte dazu gebracht, um nur zu einem vernünftigen Ergebnis zu kommen, unſern Paragraphen übertrieben weit auszulegen. Zwei ziemlich kraſſe Beiſpiele nenne ich. In beiden Fällen ſtand allerdings feſt, daß die Ehe geſchieden werden mußte. Der beklagten Partei waren hinreichende Verfehlungen nachgewieſen. Das Gericht hatte aber auf Grund des perſönlichen Eindrucks der Gatten und der Art der Verfehlungen der beklagten Partei die Überzeugung gewonnen, daß man Unrecht täte, wenn man ihr allein die Schuld gäbe. Beweiſen ließ ſich aber gegen die klagende Partei nur das Folgende: In dem einen Fall hatte der klagende Ehemann einmal eine Speiſe, welche die Frau ihm vorſetzte, als verdorben bezeichnet und mitſamt dem Teller an die Wand geworfen. Das Gericht erklärte das für eine ſchwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten, welche zur Zerrüttung der Ehe beigetragen habe, und hielt den Mann für ebenſo ſchuldig wie die Frau. Im andern Falle hatte der beklagte und ſchuldige Ehemann während des Scheidungsprozeſſes eine Geſchäftsreiſe nach Berlin gemacht und dort zu ſeiner Überraſchung ſeine von ihm getrennt lebende Frau auf der Friedrichſtraße getroffen, als ſie gerade von einem Herrn angeſprochen wurde. In demſelben Augenblick hatte die Frau ihren Mann geſehen und den Herrn abgewieſen. Weiter ließ ſich nichts erweiſen. Die Begegnung war während einer durchaus erlaubten Nachmittagsſtunde erfolgt. Die Frau hatte ſich, ſoweit feſtzuſtellen war, dem unbekannten Herrn gegenüber korrekt benommen und ſeine Begleitung ſofort abgelehnt. Als Erklärung ihrer Reiſe gab ſie an, ſie habe ſich erholen wollen und nur Theater und bekannte Familien in Berlin beſucht. Das Gericht ſprach ſich dahin aus, daß eine junge, von ihrem Mann getrennt lebende Frau, die während des Scheidungsprozeſſes allein nach Berlin reiſe und ſich dadurch in die Gefahren der Großſtadt begebe, damit die Achtung verletze, die ſie ihrem Mann ſchuldig ſei. Das Gericht erklärte daher die Frau als nach § 1568 mitſchuldig an der Scheidung.

Jeder Anwalt wird die Liſte ſolcher Fälle erweitern können, die das Publikum, wenn es nur die ſchriftlich fixierte Urteilsbegründung und nicht die Imponderabilien kennt, in Erſtaunen ſetzen müſſen, wie ungeahnt leicht die Scheidung iſt. In der Tat iſt es auch faſt ſo weit gekommen, daß kein Anwalt einen Scheidungsprozeß, bei dem auch nur

das geringfügigſte Material vorliegt, für ausſichtslos erklärt, weil er nie wiſſen kann, wieweit das Gericht dem Scheidungsverlangen entgegenkommen wird.

Wie erklärt ſich dieſer bedenkliche Zuſtand? Ich meine, das Geſetz iſt nicht etwa zu weit, es iſt zu eng und drängt daher den Richter zu einer Ausdehnung, die ſich nur durch falſche Gründe rechtfertigen laſſen.

Der Fehler liegt darin, daß das Gericht nach einem *Verſchulden* einer oder beider Parteien forſchen und davon die Entſcheidung abhängig machen muß. Der wahre Grund der Zerrüttung einer Ehe iſt aber nicht immer eine Schuld, und wenn ſie es iſt, ſo kann oft mit den groben Mitteln unſeres Prozeſſes der wahre Schuldige nicht gefunden werden. Ehebruch, Mißhandlungen, Beſchimpfungen und Vernachläſſigungen können wir durch Zeugen und Parteieide feſtſtellen. Sie ſind aber in der Regel nicht die Urſachen des ehelichen Zwiſtes, ſondern nur die *Exploſionserſcheinungen* der durch tiefer liegende Gründe hervorgerufenen Spannung. Die wahren Gründe ſind oft den Beteiligten ſelbſt kaum bewußt, jedenfalls ſind ſie durch Dienſtboten, Nachbarn und nahe Verwandte — das faſt ausſchließlich in Betracht kommende Zeugenmaterial — nicht ſo zu beweiſen, daß ein Urteil darauf geſtützt werden könnte. Das Gericht kann daher oft eine Ehe, die nicht beſtehen kann, nicht ohne gewaltſame Begründung ſcheiden, weil ein grobes Verſchulden nicht zu finden iſt.

Man wird vielleicht ſagen: „Was ſchadet das? Wenn Ehebrüche und Mißhandlungen auch nicht Urſachen der Zerrüttung ſind, ſo ſind ſie doch Symptome. Iſt es dazu gekommen, ſo erkennt man den Schuldigen, der ſeine böſen Anlagen nicht unterdrücken konnte, ſcheidet und gibt ihm mit Recht die Schuld.“ — Das iſt verkehrt. Wer ſich beherrſchen kann, vermag nicht ſelten durch Gehäſſigkeiten und Liebloſigkeiten, die ſich jedem Nachweiſe entziehen, den andern zu kränken und zu Ausbrüchen geradezu zu reizen, die er ſpäter als Waffen gegen ihn verwendet. Die Naturen, die ſich zu Verfehlungen hinreißen laſſen, ſind oft die beſſeren, die mit mehr Liebe und gutem Willen in die Ehe gegangen und durch ſie deshalb ſchwerer enttäuſcht ſind.

Ich möchte jetzt durch einige Beiſpiele aus der Praxis illuſtrieren, wie wenig man oft den Beteiligten gerecht wird, wenn man mit den Mitteln unſeres Prozeſſes nach einem Schuldigen ſucht.

Ein Mann heiratet ein Mädchen, das ſehr innig mit ſeinem verwitweten Vater zuſammengelebt hat. Da der Mann den ganzen Tag geſchäftlich außer dem Hauſe ſein muß, und die Frau ſich ebenſo vereinſamt fühlen würde wie ihr Vater, ſo beſchließt man, den Vater ins Haus zu nehmen. Unglücklicherweiſe iſt der Ehemann ein wortkarger Menſch, der, wenn er müde nach Hauſe kommt, Stille braucht und ſeinen Gedanken nachhängen will, die Frau dagegen hat das erklärliche

Bedürfnis, ſich mit ihrem Mann auszuſprechen, allerdings in einem gewiſſen Übermaß, wie ſie es mit ihrem Vater gewohnt war. Wenn dann der Mann ſchweigt, dringt ſie in ihn mit Fragen: „Lieber Mann, fehlt dir etwas? Mach' ich dir etwas nicht recht? Ich bemühe mich doch, für dich alles ſchön und gut zu machen! Habe ich das nicht ſo und jenes nicht ſo gemacht? Iſt das nicht richtig? Sag' mir doch, wenn etwas verkehrt iſt!" Der Mann gibt kurze Antworten, und die Frau dringt weiter in ihn mit Fragen. Das geht ſo lange, bis der Mann eine heftige Antwort gibt, und die Frau anfängt zu weinen. Dann weint die Frau die ganze Nacht durch und läßt den Mann nicht zu der ihm unbedingt notwendigen Ruhe kommen. So geht das durch Zerwürfniſſe und Verſöhnungen hindurch eine Zeitlang, bis ſchließlich beide verſtummt und gequält nebeneinander hergehen, die Frau ſich immer enger an ihren Vater anſchließt, und der Mann auf den Vater eiferſüchtig wird. Schließlich verläßt der Mann die Frau; beide, beſonders der Mann, leben nach der Trennung wieder auf und begehren Scheidung. — Das Gericht ſtellte feſt, daß die Ehe unglücklich ſei, weil die Parteien zueinander nicht paßten und in kein wohltuendes geiſtiges Verhältnis zu kommen vermochten. Handlungen aber, die eine ſchwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten wären, vermochte das Gericht nicht zu finden und lehnte deshalb die Scheidung ab, wiewohl die Ehe doch gewiß unhaltbar war.

Der Fall beſtätigt eine Beobachtung, die man immer und immer wieder macht. Die Ehen ſcheitern nicht an großen Charakterfehlern, ſondern an kleinen Temperamentsunterſchieden. Es kann — ſo wunderlich das iſt — manche moraliſch hochſtehende Frau leichter mit einem Lumpen zuſammenleben, wenn er nur liebenswürdig iſt, als mit einem Mann, der ſpricht, wenn ſie Stille wünſcht, und ſchweigt, wenn ſie nach einem Geſpräch verlangt.

Eine ähnliche Beobachtung hat Otto Ernſt in ſeiner Novelle „Der Karthäuſer" entwickelt; vergleicht man dieſe Novelle mit dem erzählten Fall aus dem Leben, ſo wird man intereſſante Parallelen finden.

Der Fall verlief dann, wie ſolche Fälle zu verlaufen pflegen. Gegen das Urteil wurde Berufung eingelegt. In der Berufungsinſtanz fand ſich die rettende Mißhandlung, und mit dem guten Willen der Parteien und dem guten Glauben des Gerichts wurde die Ehe geſchieden.

Einer der häufigſten Eheſcheidungstypen in Kreiſen der mittleren bürgerlichen Geſellſchaftsſchichten iſt die Ehe des gutſituierten, nicht mehr ganz jungen Mannes, der des Junggeſellenlebens und des Geſellſchaftstreibens müde geworden iſt, und des ſehr jungen, hübſchen und wenig vermögenden Mädchens, das eine gute Partie machen, junge Frau ſein und ſo das Leben genießen will. Er mag ihren Anſprüchen auf Geſelligkeit nicht genügen, ſie findet zu ihrer Überraſchung häus-

liche Pflichten vor, denen ſie nicht gewachſen iſt. Beide, die bisher recht verwöhnt worden ſind, ſind unbefriedigt und empfinden es als Vorwurf, daß der andere nicht befriedigt iſt. Iſt zufällig einer von beiden tiefer angelegt, ſo kommt es wohl zu einem Ausgleich. Sind aber beide — wie in der Regel — oberflächlich, ſo geht es von Szene zu Szene und von Kompromiß zu Kompromiß. Der Mann geht mit ſeiner Frau auf Feſte und läßt ſich dort ſeine Pflichten von jüngeren Tänzern abnehmen. Er langweilt ſich und ärgert ſich, wenn ſeine Frau auf dem Heimweg von dem Vergnügen und ihrem Haupttänzer ſchwärmt. Dann wird er grob und eiferſüchtig. Wenn ſich das einige Male wiederholt hat, wird der Mann brutal und die Frau untreu. Wer von beiden früher den Scheidungsgrund gibt, hängt in der Regel nur vom Zufall ab. In manchen Fällen — beſonders wenn Kinder kommen — bleibt die Ehe beſtehen. In der Regel gehen aber dann beide Gatten teilnahmslos nebeneinander her.

Iſt es hier wirklich gerecht, wenn die Frau für allein ſchuldig erklärt wird, weil ſie die Ehe gebrochen hat, während greifbare Brutalitäten des Mannes noch nicht vorliegen? Oder wenn der Mann für allein ſchuldig erklärt wird, weil er die Frau heftig beſchimpft oder mißhandelt hat, während eine nachweisbare Untreue der Frau noch nicht vorgekommen iſt?

So werden die Ehen getrennt durch Verſchiedenheiten, die vom Standpunkt einer lebensfremden Ethik unwichtig erſcheinen. Andere Umſtände kommen dazu. Pekuniäre Enttäuſchungen, mangelnde Befriedigung im Hausfrauenberuf, Sorgen, Enge der Wohnung und vor allem — bewußt oder unbewußt — Divergenzen der ſexuellen Temperamente.

An einem Gegenbeiſpiel möchte ich nun zeigen, wie ein Angriff des einen Ehegatten auf den andern, den man wohl für den denkbar ſchwerſten halten möchte, ethiſch entſchuldbar werden kann. Ich kenne einen Fall, in dem ein Mann ſeiner Frau nach dem Leben getrachtet hat und Richter und Geiſtliche es für ihre Pflicht hielten, die Frau zur Fortſetzung der Ehe zu bewegen.

Ein Geſchäftsmann ſteht vor dem Bankerott und will ihn nicht überleben. Er will wiſſen, wie ſeine ahnungsloſe Frau, die er ſehr liebt, ſeinen Tod unter ſolchen Umſtänden empfinden wird, und lieſt ihr deshalb eines Tages einen Selbſtmordfall, der aus ähnlichen Motiven erfolgt iſt, aus der Zeitung vor. Sie ſagt darauf in voller Ahnungsloſigkeit, ſie fände es feige und herzlos, wenn ein Mann ſeine Frau in ſolcher Lage allein zurückließe. Er beſchließt darauf, ſeine Frau mit in den Tod zu nehmen und, um ſie nicht zu quälen, ihr nichts zu ſagen. An dem Sonntage, den er bei ſich als letzten beſtimmt hat, macht er mit ihr einen wundervollen Tagesausflug. Heimgekehrt, geht er auf

einen Augenblick ins Geſchäft, um, wie er ſagt, etwas in den Büchern zu ordnen, holt ſich ein dort verwahrtes Gift, ſagt beim Schlafengehen ſeiner Frau, es ſei ein Schlafmittel, nimmt es ſelbſt und gibt es ihr. Nachts wacht die Frau unter heftigen Schmerzen und Zuckungen auf, ſieht ihren Mann verfärbt und zuckend, ſchlägt Lärm, Ärzte werden geholt, ſpülen beiden den Magen aus und retten ſie. Das Geſchäft bricht zuſammen, und der Mann bekommt wegen verſuchten Totſchlags ſeiner Frau unter Annahme weitgehender mildernder Umſtände die geringſte zuläſſige Gefängnisſtrafe. Er wird von allen Richtern und Beamten mit Schonung behandelt und beginnt im Gefängnis endlich zur Ruhe zu kommen und aufzuatmen. Da erhält er die Scheidungsklage ſeiner Frau. Alle Einigungsverſuche der Geiſtlichen und Richter ſcheitern an dem ſtarren Sinn der Frau.

Ich habe dieſen Mann nur einmal geſehen, im letzten Scheidungstermin, und kann ſagen, daß ich kaum einen Fall erlebt habe, in dem ein Mann in einer tragiſchen Situation ſich ſo ſchlicht und echt gab. Er erzählte auf Befragen den Fall ruhig und offen. Als der Vorſitzende anregte, ob man nicht der Frau Zeit zur Beſinnung geben und deshalb den Prozeß ein halbes Jahr ruhen laſſen ſolle, bat der Mann, man möge ſeiner Frau keine Schwierigkeiten machen, ſondern ihren Wunſch ſo ſchnell als möglich erfüllen und die Ehe ſcheiden, er hoffe, ſie ſpäter wieder zu erringen. Nur um eines bat er, das Gericht möge nicht in das Urteil ſchreiben, er habe ſeiner Frau „nach dem Leben getrachtet"; dies Wort in der Klagſchrift habe ihn am ſchwerſten getroffen. Etwas wie Beruhigung ging über ſeine Züge, als der Vorſitzende ihm ſagte, daß dieſer Ausdruck in der Klage nicht als Kränkung gegen ihn gemünzt, ſondern nur eine wörtliche Wiedergabe des Geſetzesparagraphen ſei.

Die Ehe wurde dann mit ſchonender Begründung unter Vermeidung der genannten Worte geſchieden.

Ich habe die Frau, da ſie nicht zum Termin kam, nicht geſehen. Man kann ihre Handlungsweiſe ſehr trivial, man kann ſie aber auch tief menſchlich erklären. Ein Frau wacht aus ahnungsloſem Glück auf, findet ſich krank, von ihrem Mann vergiftet, Geſchäft und Vermögen zuſammengebrochen, der Mann im Gefängnis. Ihr Mann hat ſie ahnungslos glücklich ſein laſſen und hat, ohne ſie zu fragen, über ihr Leben verfügt. Er hat ſie faſt „zum Ding herabgeſetzt" und „unters Schwert geſtellt", wie Hebbels Herodes die Mariamne.

So ſehen wir, wie relativ alle Werte ſind, wie der ſchwerſte Angriff eines Gatten auf den andern durch die Liebe hervorgerufen und ethiſch faſt gerechtfertigt werden kann, während in andern Fällen Beeinträchtigungen von äußerlich geringfügiger Art das eheliche Verhältnis zerſtören können. Die geſetzlichen Beſtimmungen müſſen deshalb elaſtiſch ſein und dem pflichtgemäßen Ermeſſen des Gerichts weiten Spielraum

laſſen. Kein Recht wird allerdings in dem eben erzählten Fall nach meiner Anſicht der Frau den Anſpruch auf Scheidung verweigern dürfen. Verdient aber der Mann hinſichtlich der Rechtsfolgen der Scheidung die Härte, welche das Geſetz gegen den ſchuldigen Teil kehrt?

Wie verkehrt ein geſetzlich gegebenes Schema iſt, zeigt ſich auch darin, daß wir Richter nicht die Schuld beider Teile gegeneinander abwägen, ihre Proportion beſtimmen und wenigſtens danach, wenn es ſchon einmal auf Schuld ankommen ſoll, die Folgen regeln dürfen. Ich möchte das an dem Beiſpiel des Ehebruchs zeigen. Dabei will ich nicht den ſchon faſt banal gewordenen Satz vertreten, daß der Ehebruch des Mannes leichter wiege als der der Frau. Gewiß laſſen ſich für dieſen Satz Argumente anführen, es gibt phyſiologiſche und pſychologiſche Unterſchiede zwiſchen den Geſchlechtern, Unterſchiede in der heute nun einmal beſtehenden und die Menſchen beeinfluſſenden Geſellſchaftsmoral und in den Folgen des Ehebruchs des Mannes und der Frau für die Familie. Aus allen dieſen Gründen kommt es häufiger vor, daß ein Mann trotz eines gelegentlichen Ehebruchs ein guter Gatte und Vater iſt, als daß eine ehebrecheriſche Frau ihr Herz, ihr Intereſſe und ihr Pflichtgefühl ihrer Familie erhalten kann. Dennoch muß das Recht beiden Gatten denſelben Anſpruch auf eheliche Treue geben. Will man etwas ändern, ſo kann man nur die Frage aufwerfen, ob der Ehebruch aus einem abſoluten Scheidungsgrund in einen relativen umgewandelt werden ſoll, d. h. ob in jedem einzelnen Falle geprüft werden ſoll, wie der Ehebruch von dem andern Gatten empfunden wird.

Ich will dies nicht näher ausführen, ſondern zeigen, daß unſer beſtehendes Recht in manchen Fällen den Ehebruch des Mannes wie der Frau überbewertet im Verhältnis zur Schuld der andern Partei. Nach unſerm Recht muß ein Gatte ſogar dem ungetreuen andern Gatten die eheliche Treue bis zur Rechtskraft der Scheidung bewahren. Wenn eine Frau ihrem Mann mit ihrem Liebhaber durchgeht, ſo muß der Mann, bis der Scheidungsprozeß in letzter Inſtanz entſchieden iſt, ihr treu bleiben, wenn er nicht für ebenſo ſchuldig erklärt werden will wie ſeine Frau und alle Folgen dieſer Mitſchuld auf ſich nehmen will. Dieſer Grund läßt ſich ſicherlich von einem ſtrengen ethiſchen, religiöſen oder ſozialen Standpunkt aus rechtfertigen, man mag es ſogar auch rechtlich für richtig halten, dem Mann einen Teil der Schuld zu geben. Daß man ihm aber ebenſoviel Schuld geben muß wie der Frau, iſt ungerecht.

In der Mehrzahl ſolcher Scheidungsprozeſſe hängt die Frage, ob der Mann für mitſchuldig erklärt wird, faſt nur davon ab, wie lange der Prozeß ſich hinzieht und ob die Frau ihren Mann durch einen guten Detektiv beobachten läßt.

Dasſelbe Unrecht müſſen wir oft wegen des Schematismus des Geſetzes einer Frau zufügen. Ein Mann geht — weil er zu Hauſe keine

Exiſtenz findet, oder es ihn aus andern Gründen forttreibt — in die Welt und läßt Frau und Kinder ohne Mittel zurück. Einigemal ſchreibt er und ſchickt etwas Geld, dann läßt er nichts mehr von ſich hören. Die Frau ſchlägt ſich mit den Kindern einige Jahre mühſam durch. Endlich findet ſie einen Mann, der ſich für ſie intereſſiert, ihr hilft, ſich und die Kinder durchzubringen, und aus praktiſchen und perſönlichen Gründen als Einlogierer zu ihr zieht. Sie möchten ſich heiraten, können es aber nicht, weil die Frau verheiratet iſt. Dann kommt es zum Konkubinat. Beide treten nach außen als Eheleute auf, beiden und den Kindern geht es wohl. Da taucht der Ehemann, der inzwiſchen gründlich verbummelt iſt, wieder auf und verlangt Scheidung wegen Ehebruchs der Frau. Er ängſtigt ſie und erpreßt nicht ſelten Geld, indem er mehr oder minder vorſichtig damit droht, er werde Strafanträge wegen Ehebruchs ſtellen oder den beiden die Kinder abnehmen, an denen oft die Frau und der Dritte ſehr hängen. Der Mann gilt ſogar nicht bloß als Vater ſeiner Kinder, ſondern auch Sprößlinge des Konkubinats, wenn er ſich nicht entſchließt, die Ehelichkeit dieſer Kinder durch eine Klage anzufechten. Die arme Frau kann nicht einmal nach der Scheidung den Geliebten heiraten und dadurch den gemeinſamen unehelichen Kindern, wenn der Ehemann ſie als ſolche erklären läßt, einen ehelichen Vater geben, wenn nicht eine weitherzige Regierung von dem ihr (nicht etwa dem Gericht) gegebenen Recht Gebrauch macht, von dem Ehehindernis des Ehebruchs (§ 1312 BGB.) Befreiung zu bewilligen. Liegt der Fall ſo kraß und läßt ſich das erweiſen, ſo wird wohl die Regierung das tun, und auch das Vormundſchaftsgericht der Frau trotz ihres Ehebruchs die Sorge für die Perſon der Kinder übertragen. Aber der Fall läßt ſich nicht immer ſo klarlegen, jedenfalls nimmt das Scheidungsurteil gegen die Frau ein, da es nur von ihrem Ehebruch als dem Grunde der Scheidung zu ſprechen hat.

Mancher wird den Einwand bereit haben: Warum läßt ſich die Frau nicht ſchon vorher wegen böslicher Verlaſſung ſcheiden, oder kann ſie nicht wenigſtens deswegen Widerklage erheben und den Mann für mitſchuldig erklären laſſen? Das gibt mir die erwünſchte Gelegenheit, hier die Scheidungsgründe nachzutragen, die ich oben vorläufig übergangen habe.

Wird ein Ehegatte von dem andern verlaſſen, ſo kann er nicht auf Scheidung, ſondern nur auf Wiederherſtellung der häuslichen Gemeinſchaft klagen. Erſt wenn der Gatte hierzu verurteilt iſt und dieſem Urteil ein Jahr lang gegen den Willen des andern in böslicher Abſicht keine Folge geleiſtet hat, kann der verlaſſene Gatte durch eine neue Klage verlangen, daß er geſchieden werde (§ 1567). Dieſer Weg iſt alſo etwas umſtändlich und langwierig und wird deshalb oft nicht betreten. Auch ſetzt er voraus, daß der klagende Gatte zur Wiederherſtellung der häus-

lichen Gemeinſchaft bereit iſt. Das iſt allerdings nur eine rechtliche Vorausſetzung, die ſich in praxi der Kontrolle entzieht, es dürfte kaum eine Frage geben, in welcher das Gericht ſo häufig belogen wird wie dieſe. Ernſter dagegen iſt ein andrer Einwand, der gegen die Klage erhoben werden kann. Der Beklagte iſt zur Wiederherſtellung der ehelichen Gemeinſchaft nicht verpflichtet, wenn er ſelbſt berechtigt iſt, auf Scheidung zu klagen (§ 1353 BGB.). Klagt alſo in unſerm Falle die Frau auf Wiederherſtellung der ehelichen Gemeinſchaft erſt, wenn ſie bereits die Ehe gebrochen hat, ſo muß auf Antrag des Mannes dieſe Klage abgewieſen werden.

Eine äußere Schwierigkeit liegt für Klagen wegen böslicher Verlaſſung häufig darin, daß der Beklagte unauffindbar iſt. In ſolchen Fällen geſtattet das Gericht, daß die Klage öffentlich, d. h. durch Aushang an Gerichtsſtelle und Zeitungsinſerat, zugeſtellt wird. Dadurch vergeht allerdings noch mehr Zeit. Dafür kann hier aber der Umweg der doppelten Klage geſpart werden. Iſt ein Gatte ſeit mehr als Jahresfriſt unauffindbar, ſo kann der verlaſſene Gatte ſofort auf Scheidung wegen böslicher Verlaſſung klagen (§ 1597 Z. 2 BGB.).

Der letzte Scheidungsgrund iſt Geiſteskrankheit, die während der Ehe mindeſtens 3 Jahre gedauert und einen ſolchen Grad erreicht hat, daß die geiſtige Gemeinſchaft zwiſchen den Gatten aufgehoben und jede Ausſicht auf Wiederherſtellung dieſer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen iſt.

Dieſer Überblick zeigt, daß es nur einen Scheidungsgrund gibt, der nicht auf einem Verſchulden beruht, das iſt der Fall der Geiſteskrankheit. Sonſt können Ehen nur geſchieden werden, wenn ein Gatte durch eine ſchwere Verfehlung die Zerrüttung der Ehe verſchuldet hat. Ich habe ausgeführt, daß es unhaltbare Ehen gibt, bei denen kein Verſchulden die Urſache der Zerrüttung iſt, daß wir mit den Mitteln unſeres Prozeſſes den wahren Schuldigen kaum finden können und daß eine gerechte Abwägung der Schuld beider Teile uns durch das Geſetz verſagt iſt. Der Richter muß einen Gatten für allein ſchuldig oder beide Gatten für gleich ſchuldig erklären, und er wird oft den für allein ſchuldig erklären müſſen, der ſich zu heftigen Ausbrüchen hat hinreißen laſſen, während innerlich der andre Gatte die Schuld am Zerfall der Ehe trägt.

Dabei iſt die Schuldfrage in ihren rechtlichen Folgen von einer tief einſchneidenden Wichtigkeit. Iſt ein Gatte allein für ſchuldig erklärt, ſo bekommt der andre Gatte die Kinder. Sind beide Eltern für ſchuldig erklärt, ſo bekommt der Vater die Söhne, ſobald ſie 6 Jahre alt geworden ſind, die Mutter die jüngeren Söhne und die Töchter. Das Vormundſchaftsgericht kann allerdings im Intereſſe der Kinder eine abweichende Anordnung treffen, aber nur wenn ſich erweiſen läßt, daß dies aus beſonderen Gründen im Intereſſe der Kinder geboten iſt

(§ 1635 BGB.). Wer für allein ſchuldig oder für mitſchuldig erklärt iſt, hat keinerlei Anſpruch auf Unterhalt gegen den geſchiedenen Gatten. Dagegen muß der allein für ſchuldig erklärte Mann der geſchiedenen Frau den ſtandesmäßigen Unterhalt, wie § 1578 BGB. ſagt: „inſoweit gewähren, als ſie ihn nicht aus den Einkünften ihres Vermögens und, ſofern nach den Verhältniſſen, in denen die Ehegatten gelebt haben, Erwerb durch Arbeit der Frau üblich iſt, aus dem Ertrag ihrer Arbeit beſtreiten kann". Die allein für ſchuldig erklärte Frau hat dem geſchiedenen Mann den ſtandesgemäßen Unterhalt inſoweit zu gewähren, als er außerſtande iſt, ſich ſelbſt zu unterhalten. Wenn die Mittel des allein ſchuldigen Gatten hierzu nicht ausreichen, ſo iſt ihm unter Vorausſetzungen, die man im § 1579 BGB. nachleſen möge, geſtattet, ein dort näher beſtimmtes Exiſtenzminimum für ſich ſelbſt zurückzubehalten. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, bemerke ich, daß von der Unterhaltsfrage verſchieden die Frage iſt, wie das von den beiden Gatten in die Ehe gebrachte oder in der Ehe erworbene Vermögen zu teilen iſt. Dieſe Frage iſt im allgemeinen von der Schuldfrage unabhängig; doch gibt es auch hier Begünſtigungen des Unſchuldigen (ſiehe § 1478 BGB.). Für den Unterhalt der Kinder hat der Vater, mögen ſie nun bei ihm oder bei der Mutter ſein, immer in erſter Linie zu ſorgen, während die Mutter nur in zweiter Linie unterhaltspflichtig iſt. Die Einzelheiten enthalten die §§ 1601—1615, 1585 BGB.

So iſt die Frage, ob die Ehe geſchieden werden ſoll und welche Folgen die Scheidung für die Gatten und die Kinder haben ſoll, von der Schuldfrage abhängig gemacht, ohne daß wir doch die Mittel beſitzen, den Ehegatten bei der Löſung dieſer Frage gerecht zu werden. Dieſe Rechtslage führt nicht nur zu unbilligen Reſultaten, ſie hat eine mindeſtens ebenſo ſchlimme andre Wirkung: die Eheſcheidungsprozeſſe wirken verheerend auf den Charakter der Beteiligten. Empfinden Gatten ihre Ehe als unhaltbar, ſo muß, um geſchieden zu werden, einer von ihnen den andern auf Scheidung verklagen und ſeine Schuld nachweiſen. Zu dem Zweck muß er, wenn er nicht gerade Ehebruch beweiſen kann, alle unſchönen Auftritte ihrer Ehe zuſammentragen und den andern Gatten in ein möglichſt ungünſtiges Licht zu ſtellen ſuchen. Sein Material teilt er ſeinem Anwalt mit, der es in einem möglichſt wirkungsvollen Schriftſatz zuſammenfaßt. Dieſe Klagſchrift bekommt der Beklagte zugeſtellt und gewinnt daraus, ſelbſt wenn er ein eigenes Verſchulden nicht leugnen kann, den Eindruck, daß ſein Verhalten gehäſſig entſtellt iſt. Er muß ſich verteidigen und die Schuld oder Mitſchuld des Klägers nachweiſen, er tut das naturgemäß in ähnlicher Weiſe. Die intimſten Vorgänge ihrer Ehe müſſen die Parteien ihren Anwälten anvertrauen, damit dieſe Schriftſätze daraus machen und ſie dem Ge-

richt und dem Gegner zuſtellen. Von Schriftſatz zu Schriftſatz ſteigert ſich die Gehäſſigkeit der Parteien und ſchwindet das Zartgefühl. Inzwiſchen ſpinnen ſich, wenn die Gatten getrennt leben, die Kämpfe um die Kinder, um Unterhaltsgelder, um die vorläufige Teilung des Hausrats ab. Klagen werden deswegen eingereicht oder einſtweilige Verfügungen des Gerichts erwirkt und um ihre Beſtätigung oder Aufhebung gekämpft. Wenn dann die Parteien endlich zu einer ausführlichen perſönlichen Ausſprache vor Gericht kommen, tritt der angeſammelte Haß oft erſchreckend zutage wie auch die Abſtumpfung des Schamgefühls; ich habe gehört, wie gebildete Frauen ungefragt mit abſtoßend wirkender Geläufigkeit intime ſexuelle Details ihres Ehelebens erzählten und als Trumpf ausſpielten. — Auf dieſe verhetzende Wirkung des Prozeſſes iſt es mit zurückzuführen, daß die meiſten Gerichte ſo ſehr geneigt ſind, die Scheidung auszuſprechen. Iſt es einmal zur Scheidungsklage gekommen, ſo gibt es keine andre befriedigende Löſung als die Scheidung, zerſtört iſt die Ehe auf alle Fälle. Die Abweiſung einer Scheidungsklage bringt weder den Gatten noch den Kindern Nutzen.

Iſt die Ehe geſchieden, ſo ſind damit die Prozeſſe meiſt noch nicht zu Ende. Jetzt müſſen endgültige Entſcheidungen über die Unterhaltsfragen, die Teilung des Vermögens, oft auch über den Verbleib der Kinder herbeigeführt werden. Das Eheſcheidungsgericht hat darüber definitiv nicht zu entſcheiden; vor andern Gerichten finden neue Prozeſſe ſtatt, und wenn der Unterliegende ſich der Vollſtreckung der Urteile zu entziehen ſucht, ſo erwachſen wieder neue Prozeſſe. In dieſen Prozeſſen entlädt ſich wieder der Haß der Parteien. Strindberg hat in ſeinem „Totentanz" den Haß der Ehegatten dargeſtellt. Um dieſen Haß in Reinkultur zeigen zu können, hat er die Gatten auf einer abgelegenen Inſel unter den drückendſten Verhältniſſen von der Welt iſoliert. Ich habe nicht ſelten unter weniger künſtlichen Verhältniſſen den Haß zu ähnlicher Stärke anwachſen ſehen, nämlich im Verlauf des Scheidungsprozeſſes und ſeiner Nachprozeſſe.

Oft habe ich auch im Verlauf ſolcher Prozeſſe einen bisher anſtändigen Mann durch eheliches Unglück zum Lumpen werden ſehen. Der Fall entwickelt ſich regelmäßig in folgender Weiſe: Ein Mann iſt geſchieden und für allein ſchuldig erklärt; er muß jetzt ſeiner Frau und den Kindern Unterhaltsgelder zahlen. Da er auch ſelbſt einen Haushalt führen muß, ſo muß er jetzt zwei Haushaltungen unterhalten. Dazu iſt er wirtſchaftlich nicht in der Lage, zumal die Koſten des Scheidungsprozeſſes ihn ſchon ſehr belaſtet haben. Er iſt auch nicht bereit, ſehr große Opfer zu bringen, da er fühlt, daß er nicht allein die Schuld an dem ehelichen Unglück trägt. Er ſucht ſich deshalb der Vollſtreckung der Alimentenurteile zu entziehen, indem er ſein Vermögen verſchreibt

und ſein Geſchäft auf fremden Namen führt, gewöhnlich auf den Namen einer Geliebten. Einige Male trifft er das in der Form nicht richtig, die Zahlungen werden doch beigetrieben. Endlich bekommt er die Form heraus; er verdient nur von der Hand in den Mund, alles übrige verdient ſeine Geliebte. Damit iſt er gegen Vollſtreckungen ſeiner Frau geſchützt, zugleich aber auch gegen jeden andern Gläubiger und damit endgültig zum Lumpen geworden.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alle dieſe unglücklichen Folgen ſich durch keine Änderung des Rechts und des Verfahrens beſeitigen laſſen. Wer eine unglückliche Ehe eingeht, wird immer unglückliche Folgen tragen müſſen, aber mildern laſſen ſich dieſe Folgen. Schon heute gelingt dies verſtändigen, gebildeten und beſitzenden Parteien; ihre Anwälte pflegen, bevor der Scheidungsprozeß eingeleitet wird, nicht nur über die Vermögensverhältniſſe und den Verbleib der Kinder, ſondern ſogar darüber Vereinbarungen zu treffen, was dem Gericht als Scheidungsgrund vorgetragen werden und wer die Schuld tragen ſoll. Dazu braucht dem Gericht nichts Unwahres vorgetragen oder etwa gar ein Scheidungsgrund abſichtlich herbeigeführt zu werden. Da es in einer unglücklichen Ehe regelmäßig zu irgendwelchen Exploſionen der Spannung gekommen iſt, ſo genügt es, wenn einige ſolche Vorfälle vorgetragen, eingeräumt und durch Zeugen bewieſen werden. Dieſen nicht unbedenklichen Ausweg aus der Not unſeres Scheidungsverfahrens hat die Praxis geſucht, da ein tieferes Eindringen des Gerichts in den Sachverhalt meiſt mehr ſchadet als nützt.

Wie iſt dieſer Notſtand zu mildern?

Es iſt hier nicht der Platz, auf Einzelheiten einzugehen. Auf Einzelheiten kommt es auch nicht an. Entſcheidend iſt allein, daß dem Gericht die richtige Machtvollkommenheit gegeben wird, und daß das Gericht mit den richtigen Perſonen beſetzt wird.

Was ich unter der richtigen Machtvollkommenheit verſtehe, ergibt ſich nach dem vorher Geſagten zum großen Teil von ſelbſt. Das Gericht wird heute durch die übertriebene Bewertung der Schuldfrage eingeengt, es muß äußere Vorgänge überbewerten und kann daher den Parteien nicht gerecht werden. Dem Gericht muß die Macht gegeben werden, die wahren inneren Gründe des Zerfalls der Ehen zur Grundlage ſeiner Entſcheidungen zu machen und ſowohl nach ihnen als nach den Intereſſen der Beteiligten die Folgen zu beſtimmen. Der Satz, daß eine Ehe in der Regel nur wegen Verſchuldens geſchieden werden kann, muß geſtrichen werden, jede Ehe, die ſo tief zerrüttet iſt, daß den Ehegatten die Fortſetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann, muß geſchieden werden können.

Das Hauptmittel, um das Verhältnis der Gatten zueinander und die

Entwicklung ihrer Ehe aufzuklären, wird die ausführliche gerichtliche Vernehmung der Gatten ſein. Ihr ſollte kein Wechſel ausführlicher Schriftſätze, ſondern nur ein kurzer Scheidungsantrag vorausgehen. Auch heute erfolgt Vernehmung der Parteien, aber meiſt erſt, wenn ſie durch die Schriftſätze ſchon verhetzt ſind und ihre Aufmerkſamkeit auf Anklage und Verteidigung bezüglich einzelner äußerer Vorkommniſſe gerichtet iſt. Vermag man aber die Parteien zu beruhigen, und läßt man ſie ausführlich die ganze Geſchichte ihrer Ehe erzählen, wie ſie ſich kennenlernten, wie lange die Ehe gut war, und wie ſich die Mißhelligkeiten entwickelten, ſo ſtimmen die Schilderungen beider Parteien oft ſo zueinander, daß ſich ein klares und überzeugendes Bild ergibt.

Die nächſte Aufgabe des Gerichts nach Anhörung der Parteien wird es ſein, einen Ruhezuſtand für die Gatten und die Kinder herbeizuführen. Meiſt werden die Gatten während des Prozeſſes getrennt leben. Der Verbleib der Kinder und die pekuniären Fragen müſſen während dieſer Zeit nach Möglichkeit ſo geregelt werden, daß Ruhe eintritt. Das Gericht wird ſich alſo bemühen müſſen, über dieſe Punkte eine vorläufige Einigung der Parteien herbeizuführen, der nachzuleben dieſe wirklich entſchloſſen ſind. Gelingt das nicht, ſo muß das Gericht dieſe Fragen regeln, aber mehr nach praktiſchen als nach rechtlichen Erwägungen. Vor allem müſſen die Kinder dem Streit der Eltern entzogen werden. Hier wird es ſich oft empfehlen, ihnen einen Pfleger zu beſtellen, der im Einverſtändnis mit dem Gericht ſie dort unterbringt, wo ſie in ihrem eigenen Intereſſe am beſten aufgehoben ſind, unter Umſtänden auch bei keinem der Gatten, ſondern in einer Penſion. Aus den Berichten dieſes Pflegers kann das Gericht zugleich den ſicherſten Eindruck von der Perſönlichkeit der Gatten gewinnen, denn dieſe iſt oft am beſten daran zu erkennen, wie die Gatten ſich zu den Kindern verhalten.

So wird das Verfahren auch im allgemeinen mehr von Amts wegen geleitet und weniger auf die von den Parteien angebotenen Beweiſe beſchränkt werden müſſen. Aus den Berichten der Jugendfürſorgeorgane, der Armenanſtalten, der Arbeitgeber des Mannes wird ſich mehr ergeben als aus den Vernehmungen von Nachbarn und Dienſtboten über eheliche Szenen.

Vorausſetzung iſt allerdings, daß das Gericht mit den richtigen Perſonen beſetzt iſt; denn ſchließlich hängt der Wert jeder Gerichtsbarkeit von den Eigenſchaften der Richter ab. Dieſe aber werden wieder durch die Aufgaben beeinflußt, die man ihnen ſetzt. Heute iſt die Scheidungsgerichtsbarkeit ein Teil der ſtreitigen Gerichtsbarkeit, und zwar der unintereſſanteſte. Die Zivilkammern der Landgerichte, welche über Zivilrechtsſtreitigkeiten mit ihren oft höchſt intereſſanten Rechtsfragen zu

entſcheiden haben, haben auch die davon völlig verſchiedene Aufgabe, Ehen zu ſcheiden, und empfinden dieſe Aufgabe als eine Laſt, denn ſie nötigt ſie zu Beweisaufnahmen über Mißhandlungen, Schimpfereien und Ehebrüche, die des juriſtiſchen Intereſſes vollkommen entbehren; zu einem menſchlichen Intereſſe kommt es aber bei der Äußerlichkeit des ganzen Verfahrens ſelten.

Man ſollte den Zivilkammern die Scheidungsſachen abnehmen und beſondere Scheidungsgerichte ſchaffen, denen die Klagen auf Eheſcheidung und Anfechtung der Ehe überwieſen werden. Ihnen allein müßte aber auch die Aufgabe zugewieſen werden, die perſönlichen und pekuniären Fragen während des Prozeſſes zu beſtimmen und auch die Folgen der Scheidung dauernd zu regeln, alſo über den Verbleib der Kinder und über die Unterhalts- und Vermögensfragen Vereinbarungen herbeizuführen oder Entſcheidungen zu treffen. Damit würde man die Beteiligten von dem unleidlichen Zuſtand befreien, der ſie zu einer Reihe von Klagen vor verſchiedenen Gerichten nötigt, und man würde dem Scheidungsgericht eine Aufgabe überweiſen, die es auf Grund ſeiner genauen Kenntnis der betreffenden Ehe am beſten löſen kann.

Gibt man dem Gericht die Möglichkeit, in die pſychologiſchen Gründe der Ehezerrüttung einzudringen und die Folgen der Scheidung unter Abwägung der Intereſſen der Gatten und Kinder zu regeln, ſo wird man auch Richter finden, die ein Intereſſe für dieſen Spezialzweig der Rechtſprechung haben. Die Literatur unſerer Zeit beſchäftigt ſich in ausgedehntem Maße mit Ehefragen, auffallend aber iſt, wie wenig diejenigen, die in der Praxis Ehekonflikte zu bearbeiten haben, die Juriſten, auf dieſem Gebiet an Beobachtungen veröffentlicht haben. Aufgabe der Eherichter wird es ſein, die wiſſenſchaftliche Literatur, ſoweit ſie ſich mit Ehefragen beſchäftigt, zu kennen und ſich ſelbſt durch die Menge der Beobachtungen Kenntniſſe zu bilden. Dabei wird das Gericht oft zu der mediziniſchen Wiſſenſchaft Zuflucht nehmen und Ärzte zu dem Verfahren zuziehen müſſen; denn viele Vorfälle, die zu Scheidungen führen, erklären ſich aus krankhaften Zuſtänden.

Faßt man dieſe Ausführungen zuſammen, ſo ſagen ſie, daß die Grundauffaſſung des Eheſcheidungsverfahrens ſich ändern muß. Unſer heutiges Verfahren faßt die Scheidung als Sühne für eine Schuld auf und macht die Gatten zu gegenſeitigen Anklägern. Die wirkliche Aufgabe des Ehegerichts iſt aber ein Akt der Fürſorge; es handelt ſich darum, unglücklich gewordenen Gatten voneinander oder wieder zueinander zu helfen. Die Entwicklung, welche unſer Strafrecht heute durchmacht und welche ſich ſchon greifbar in der Jugendgerichtsfrage zeigt, wird auch das Eheſcheidungsrecht durchmachen müſſen. Wir werden von der Vergeltung zur Fürſorge übergehen müſſen. Man wird in manchem Fall mehr damit erreichen, als mit der heute ſo modernen

Jugendgerichtsbewegung; denn wer der Jugend nützen will, wird oft mit den Eltern anfangen müſſen.

Eine ſolche Rechtsänderung bedeutet dem erſten Anſchein nach eine Erleichterung der Scheidung; denn eine Vorausſetzung, das Verſchulden, wird fallengelaſſen. Ich glaube aber nicht, daß die Zahl der Scheidungen dadurch ſteigen wird. Iſt eine Ehe zerrüttet, ſo kommt es auch heute ſchon zu Exploſionen der Spannung, die als Scheidungsgründe angeſehen werden. Scheidungen zerrütteter Ehen unterbleiben wohl nur aus geſellſchaftlichen, pekuniären und religiöſen Gründen. Auch wird es Aufgabe des Gerichts ſein, nicht zu leicht zu ſcheiden; denn dadurch würde die Gefahr entſtehen, daß leichtſinnig Ehen geſchloſſen werden. Die Haupterſchwerung der Scheidung wird darin beſtehen müſſen, daß man bis zur Scheidung längere Friſten verſtreichen läßt, während deren die Gatten getrennt leben. Ordnet man zugleich während dieſer Zeit die Verhältniſſe ſo, daß Ruhe eintritt und die Parteien nicht fortwährend mit dem rechtlichen Kampf gegeneinander beſchäftigt werden, ſo wird auch die beſte Gelegenheit zur Probe ſein, ob die Gatten wirklich innerlich miteinander zerfallen ſind und einander auf die Dauer entbehren können. Wenn überhaupt noch die Hoffnung beſteht, daß eine dem Scheidungsprozeß einmal verfallene Ehe noch zu retten iſt, ſo wird das nur bei einer Änderung des Verfahrens geſchehen können.

Hermann Dahl / Über zeitliches und räumliches Fernſehen

Die erſten geiſtigen Regungen aller jener Völker, deren Kultur uns durch Aufzeichnungen oder Auffindungen zugänglich geworden ſind, ſtrebten aus dem Sinnlichen hinüber ins Überſinnliche und ſchufen Religionen.

Das Unerklärliche ſchuf die Gottheit.

Selbſt die griechiſchen Philoſophen der erſten materialiſtiſchen Periode traten bis auf Epikur für die Realität und Wichtigkeit der dunklen Gebiete ein, die wir mit dem Geſamtbegriff „Myſtik" vorläufig bezeichnen wollen.

Die Myſtik iſt Anfang und Niedergang im Leben der Völker — Kindheit und Verfall — Werden und Überreife. Zwiſchen ihren Polen liegt das Mannesalter, das ſtark und ſelbſtbewußt ſich an Taten hält. Die Aufgaben der realen Welt, Kriege und Staatenaufbau, die Probleme der Gemeinſchaften laſſen dem Menſchen wenig Zeit, über die

Rätſel, in die er hineingeſtellt wird, nachzuſinnen. Und das bedeutet vielleicht Geſundheit. Altern und Leiden erſt machen beſchaulich, zeitigen Zweifel, Erwägungen, Schlußfolgerungen — vor allem Selbſtbeobachtungen. Immer wieder aber mußten die Menſchen zu der Erkenntnis kommen, daß ſie nichts wiſſen, daß ſie von Rätſeln und Geheimniſſen umlauert ſind, und alles auf Ahnung, Kombination, Divination und andere dunkle Vorgänge des Gehirns geſtellt iſt.

Nietzſche definiert Myſtik als einen wollüſtigen Genuß der ewigen Leere. Gewiß ... noch iſt ſie ein Sammelbecken der krauſeſten Dinge, die erſt durch die Retorten der Wiſſenſchaft, gereinigt von den Schlacken, die ihr anhaften, als eine reine Flamme emporleuchten wird. Dann aber wird die Leere zur Fülle anſchwellen. Aus dem inbrünſtigen Lauſchen und Behorchen der inneren Stimmen werden Offenbarungen aufſteigen, die Himmel und Erde umſchlingen.

Über die Myſtik des Mittelalters, die nur auf dieſem Hinabtauchen in die eigene Bruſt hervorwuchs, geht der Okkultismus, oder ſagen wir beſſer, die Parapſychologie der Neuzeit, inſofern ſchon hinaus, als ſie die rätſelhaften Erſcheinungen zu erfaſſen ſucht, die von außen in das Seelenleben eindringen. Allerdings ſtecken wir noch tief in den Kinderſchuhen, was die Erforſchung jener ſeeliſch-geiſtigen Phänomene anlangt — aber immerhin, der Weg iſt da.

Die Wiſſenſchaftler gingen bis vor wenigen Jahren achſelzuckend an allem vorüber, wozu ihnen die Löſung fehlte. Es wurde einfach fortverachtet, was nicht erklärt werden konnte. Sie leugneten die Exiſtenz der Phänomene, wo ſelbſt die Möglichkeit, ja die Tatſache der Erſcheinungen zugegeben werden mußte.

Der Monismus hatte den Begriff Seele vollſtändig ausgeſchaltet. Erſt ſeit kurzem ſinnt man wieder ihrem Weſen nach, und zwar unter dem Loſungswort „pſychiſche Forſchung". Es wird mit unbewußten Kräften operiert, mit Unterbewußtſein, ſeeliſchem Automatismus, ſeeliſchem Doppelleben uſw., und ſchon manche lebendige Kraft iſt für die reineren Formen der Wiſſenſchaft gewonnen worden. Es gilt ein ganzes Geröll von Hinderniſſen zu beſeitigen, ehe man zu ernſten Forſchungen vordringen wird. Erwerbsſinn, der verblüffende Geſchicklichkeit entwickelt hat, Schwindel und Taſchenſpielerkunſt, Hyſterie bilden eine ſchier unüberſteiglich ſcheinende Mauer. —

Der Kampf um die Weltanſchauungen tobt lauter als je zuvor, aber man iſt heute glücklicherweiſe nicht mehr in der Lage, ſich lächerlich zu machen, wenn man über pſychiſche Dinge, die noch unaufgeklärt ſind, redet.

Ahnungen zu leugnen, die aus der Tiefe des Gemütes aufſteigen, wagt ſelbſt der Nüchternſte nicht mehr. Was aber iſt ahnen? Eine Art Hell- oder Fernſehen, das im Dunkel der Seele bleibt, während das wirkliche

Fernſehen klar, feſtumriſſen, oft genau in der Zeit — ja in der Stundenangabe iſt. Es überſpringt Jahre, Jahrzehnte — mitunter auch Jahrhunderte und greift ebenſo ſicher in die Vergangenheit zurück.

Prophetie, Offenbarungen, Viſionen, „Zweites Geſicht", d. h. Unſichtbares mit leiblichen Augen ſchauen, wie Moſes, Daniel, Johannes und viele andere es zu tun befähigt waren, und Einzelne es immer ſein werden — ſind übernormale Fähigkeiten des Geiſtes, genau wie andere ſchaffende Kräfte des Genies, das ſich noch ſtets im Vorauseilen offenbart hat. Damit ſoll aber beileibe nicht behauptet ſein, daß jeder Hellſichtige ein Genie ſei. Wir wiſſen nichts vom Weſen der Materie, wir kennen nur ihre Erſcheinungsformen. Wir wiſſen nichts von Zeit und Raum, als daß ſie nach Kant Vorſtellungsformen ſind, die uns zur Daſeinsorientierung notwendig ſind. Trotz aller ſtolzen Errungenſchaften unſerer jungen Wiſſenſchaft, die wieder von neuem finden mußte, was der Untergang alter Kulturen, die nach neuen Forſchungen 15000 Jahre zurückliegen, verſchlungen hat, ſind wir durch die Wiſſenſchaft den „letzten Dingen" nicht um Haaresbreite nähergekommen.

Ein bisher verächtlich gemiedener Weg liegt vor uns. Verſuchen wir es, ihn zu betreten. Haben Genies, auf welchem Gebiete immer, die Menſchheit mit wuchtigem Stoß aufwärts getrieben, ſo geſchah es vorwiegend durch die Mittler zwiſchen dieſen Bevorzugten und der Maſſe. Durch die Nachſpürenden — die Kritiker, die Forſcher, die allerdings ihre Zeit haben müſſen, um den Weg zurückzulegen. Oft ein verzweifelt langer Weg.

Wenn nun Phänomene, die ſich in einzelnen Individuen manifeſtieren, als Grundlage ernſter Studien und Schlußfolgerungen dienen würden, könnten dieſe immerhin als genial zu bezeichnenden Anlagen, wie Fernſehen, mediale Veranlagung, Gedankenübertragungen, die Fähigkeit magiſche Willensakte auszuüben, zu Erkenntniſſen führen, die den größten Fortſchritt der Menſchheit bedeuten würde.

Fortzulächeln ſind die Dinge nicht mehr durch die Wiſſenſchaft — darum rücke ſie ihnen zu Leibe. Vielleicht iſt gerade das 20. Jahrhundert auserſehen, dieſen Durchbruch zu wagen, den Vorhang zu lüften.

Durch Leiden zum Erkennen.

Denker, wie Schopenhauer, haben vor mehr als einem halben Jahrhundert erkannt, daß weder die Tatſache des tieriſchen Magnetismus, noch das Hell- oder Fernſehen geleugnet werden können. „Wer das tut," ſagt der Philoſoph, „iſt nicht ungläubig, ſondern unwiſſend."

Nietzſche definiert den Begriff „Offenbarung" — und jedes räumliche oder zeitliche Fernſehen ſind Offenbarungen — daß einem plötzlich mit unſäglicher Sicherheit etwas ſichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im tiefſten erſchüttert und umwirft. „Man hört — man ſucht nicht. Man nimmt — man fragt nicht, wer da gibt. Wie ein Blitz leuchtet

ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern. Nie habe ich eine Wahl gehabt."

Die Inder betrachteten ſolche Inſpirationen, die ſich in mehreren Geiſtern in ähnlicher oder gleicher Weiſe vollzogen, als geoffenbarte Wahrheiten. Moſes und die Propheten, Buddha und Jeſus, wie geſagt, alle Genies empfangen auf dieſem Wege, aber auch die Nur-Feinnervigen, die Aufhorchenden, die mit der Weltſeele Verbundenen ſind die Gefäße für Offenbarungen, die Fackeln gleich in die Schachttiefen der Weltgeheimniſſe hinableuchten.

Das Blitzartige, von allen Schlußfolgerungen Losgelöſte, an keiner Kombination der Erinnerung, an keiner Abſicht das Zukünftige durchdringen zu wollen, haftend, das abſeits aller Phantaſiegebilde, als vollendete Tatſache ſich darſtellt — fix und fertig, wie Pallas Athene dem Haupt des Jupiter entſprang —, war auch ſtets das Charakteriſtiſche meiner Erlebniſſe des Fernſehens. Ein völliges Außerſichſein, eine namenloſe Beklemmung, eine ſeeliſche Erſchütterung, ein Erhobenſein, das nichts Traumſeliges bedeutet, ſondern in vollſter Klarheit über ſich ſelber erhebt, über Zeit und Raum hinwegträgt und befreit, daß die Seele jubelt oder wie betäubt in eine andere Welt hinausgeſchleudert, in Angſt vor den düſteren, geheimen Mächten, ihr Leben verhauchen möchte.

Die Stärke der Erſchütterung hängt naturgemäß mit der Art und der Bedeutung des Geoffenbarten zuſammen. Die Auswirkung dieſer verborgenen Ideenverbindung, wenn ſie ſich zum Lichte ringen, iſt durchaus verſchieden. Das Gefühl großer Macht wechſelt mit tiefſter Ohnmacht. Man iſt Opfer und Auserwählter zugleich.

Jahrelang verkriechen ſich oft dieſe geheimnisvollen Fähigkeiten im Unterbewußtſein, dann brechen ſie plötzlich hervor — ohne jedes bewußte Hinzutun. Zuſammenhänge mit der Empfindlichkeit des Nervenſyſtems, mit inneren Kriſen und ſeeliſcher Reizbarkeit, auch mit der äußeren Umgebung ſind unleugbar feſtzuſtellen. Die Umwelt iſt ein nicht zu unterſchätzender Faktor im Seelenleben des Okkultveranlagten.

Alle dieſe Phänomene beruhen auf dem Erfahrungsſatz: Gedanken ſind Kräfte. Dieſe Kräfte wirken ſich in der mannigfachſten Form aus. Wir ſenden ſie entweder aus und ſie kehren mit ihrer Beute, die ſich natürlich ſehr verſchieden erweiſt, zurück, oder wir ſind Opfer anderer Gedankenkräfte, denen wir uns entweder gerne beugen oder denen wir Widerſtand entgegenſetzen müſſen. Bei den meiſten Menſchen geſchieht das völlig unbewußt. Die indiſche Geheimwiſſenſchaft, aus der vorwiegend die Geſetze der Theoſophie geſchöpft werden, ſpricht von ſchwarzer und weißer Magie. Der aufbauenden und der zerſtörenden. Vor letzterer wird eindringlich gewarnt. Das einfache Volk, das ſich nur auf Erfahrung ſtützt, war den Wirkungen der guten und böſen

Gedanken und Wünſche immer ergeben. Es fürchtet die Kraft des Neides, des Haſſes, den böſen Blick uſw. und baut auf gute Wünſche. Die Heilmethode der ſogenannten Geiſteswiſſenſchaft baſiert durchaus auf der Kraft der Vorſtellungen und Gedanken und deren Beeinfluſſung.

Telepathie — Fernfühlen — iſt Gedankenübertragung. Man ſpürt den Brief nicht ſo deutlich, wenn er geſchrieben wird, als bevor er anlangt, weil der Abſender ſich intenſiv mit dem Eindruck beſchäftigt, welchen er auf den Empfänger machen wird. Man hat Telepathie — ihre Erſcheinungen ſind faſt Alltäglichkeiten — auch phyſikaliſch zu erläutern geſucht und auf Schwingungen der Luft zurückgeführt. Etwa ſo, daß ein intenſives Denken an eine ferne Perſon irgendwelche Schwingungen auslöſt, und daß dieſe Schwingungen, ſobald ſie auf ein ähnlich eingeſtelltes Gehirn treffen, dort die entſprechende Vorſtellung hervorrufen. Max Deſſoir, der bekannte Bekämpfer des Okkultismus, bezeichnet dieſe Annahme als ſehr kühn. Bei der völligen Unkenntnis der Voltmengen in unſerem Körper aber ſcheint uns die Annahme nicht wunderbarer als die mechaniſche, drahtloſe Telegraphie.

Anders, viel tiefergreifend in die Geheimniſſe des Schöpfungsplanes ſind die Erſcheinungen des Fern- oder Hellſehens. Man hat ſie mit der Einwirkung eines ſechſten Sinnes in Zuſammenhang gebracht, der durch Vernachläſſigung oder durch die Entwicklung anderer Gehirnfunktionen bei den Menſchen im allgemeinen verkümmert iſt, während bei einzelnen Menſchen und Tieren die Fähigkeit kosmiſchen Fernblicks erhalten blieb.

Eduard Hartmann nimmt in ſeiner „Philoſophie des Unbewußten“ eine Fähigkeit zum geiſtigen Überſpringen von Zeit und Raum an. Der Raum kann, wie wir geſehen haben, auf telepathiſchem Wege überſprungen werden. Wie aber, fragen wir, iſt es möglich, den Sprung über die Zeit zu bewerkſtelligen, und Dinge zu erſchauen, die nach unſeren Denkgewohnheiten gar nicht exiſtieren können, da ſie ja erſt von uns geſtaltet werden müßten.

Horchet! horcht dem Sturm der Horen!
Tönend wird für Geiſtesohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſentore knarren raſſelnd,
Phöbus Räder rollen praſſelnd;
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trompetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.

Dieſe viel kommentierte oder als gänzlich unverſtändlich verworfene Stelle aus Fauſt II ſpricht von Tönen, ja vom Getöſe des Lichts, das eben nur beſonders eingeſtellte Ohren zu vernehmen fähig ſind. Da ſie

aber von Einzelnen vernommen werden, müſſen ſie vorhanden ſein, denn „Unerhörtes", will ſagen, was nicht erhörbar, hört man nicht. Als Analogon ſagen wir: Nicht-zu-Schauendes ſchaut man nicht. Selbſtverſtändlich kann hier mit Ausſchluß aller logiſchen Kombinationen, von Phantaſterei oder krankhafter Hyſterie — nur die Rede von einem rein geiſtigen Schauen ſein, das ſich als ein unfreiwilliger Akt einſtellt, oder wenn man die Fähigkeit beſitzt, ſeinen Geiſt abſichtlich frei und zur Aufnahme dieſer geheimen Kräfte fähig zu machen. Mit unumſtößlicher Gewißheit werden uns dann Dinge offenbart, die wir mit unſeren Geiſtesaugen genau ſo deutlich ſehen, wie die realen Objekte mit phyſiſchen Augen.

Aber wie könnten wir Dinge ſehen, die nicht vorhanden ſind, oder noch nicht vorhanden ſind? Ungeſchautes ſchaut man nicht.

Es gibt darauf nur eine Antwort: Die Dinge ſind *eben* vorhanden.

Wie aber wäre das vorſtellbar?

Unſere Denkweiſe iſt es gewöhnt, die Zeit als ein Nacheinander anzuſehen, in der gewohnten Rechnung zwiſchen Sonnenauf- und niedergang. Nach den Drehungen des Mondes um die Erde, der Erde um die Sonne. Vielleicht — alles iſt Hypotheſe bis der Beweis gelungen iſt — iſt die *fließende* Zeit nur eine ähnlich unhaltbare Vorſtellungsform wie das ptolemäiſche Planetenſyſtem, das auf immer dem kopernikaniſchen weichen mußte. Ein Analogon des Irrtums, der die Erde als feſtſtehend betrachtete, und die Sonne als den kreiſenden Körper. Vielleicht iſt es die *Zeit*, die ewig unverändert, ein Unverrückbares iſt, um das das Leben kreiſt...

Der Prager Philoſoph, Dr. Benno Urbach hat, losgelöſt von dieſem ſchon wiederholt zur Diskuſſion geſtellten Problem, durchaus in eigenem Finden die Zeitfrage von dieſer Seite aufgenommen, und iſt im Begriff, ſie wiſſenſchaftlich zu begründen und die Konſequenzen zu ziehen. Ariſtoteles hat die Frage wohl zuerſt angeſchnitten, und Profeſſor Guſtav Teichmüller in ſeinem Werk: „Die ſcheinbare und wirkliche Welt", „Eine neue Metaphyſik" ſie eingehend erörtert. Sie bedeutet nicht mehr und nicht weniger als ein völliges Brechen mit allen unſeren Denkgewohnheiten. Eröffnet aber eine Ausſchau, die an die letzten Dinge rührt.

Iſt die Zeit kein Nacheinander, ſondern ein Neben- und Ineinander, ſo werden die Geſchehniſſe auf der Erde nicht von der Zeit geführt, ſondern die Lebenswellen würden nach einer, von uns aufgeſtellten Zeitrechnung ſimultan, d. h. gleichzeitig beſtimmten Zielen zuſtreben.

Haben nun einzelne Menſchen die Gabe, Dinge zu ſchauen — wenn auch nur in den mittleren Grenzen —, die ſich erſt vollziehen ſollen, ſo wird damit bewieſen, daß die Dinge irgendwie vorhanden ſind, ehe ſie noch erlebt werden. Die Weſenheiten würden danach nicht die Dinge

geſtalten, ſie würden in die Dinge hineinrücken, die vorhanden oder vorgedacht ſind, und deren Abglanz wir auf der Erde leben. „Alles Vergängliche iſt nur ein Gleichnis"...

Platos Ideenlehre, der der dualiſtiſchen Weltanſchauung entſproſſene Satz „vom zureichenden Grund", der chriſtliche Gedanke der Prädeſtination, der mohamedaniſche Fatalismus, die buddhiſtiſch orientierte Theoſophie, alle die religiöſen oder philoſophiſchen Weltanſchauungen weiſen auf einen Weltenplan hin, in dem nach ehernen Geſetzen die Weltenſchickſale und die Einzelſchickſale wie eine Kette undurchbrechbar, unverrückbar vorgedacht und beſtimmt ſind.

Determiniert bis in den flüchtigſten Gedanken.

Wir handeln nicht, es handelt in uns und aus uns heraus. Durch uns vollzieht ſich die Erfüllung des Weltenplanes. Das Fernſehen, das mit untrüglicher Sicherheit die Ereigniſſe auf Tag und Stunde vorausſieht, erhärtet dieſen Weltenplan. Der Weltenplan aber hinwiederum ſchließt in überwältigender Evidenz — ſo überzeugend will es uns dünken, wie kein anderer Gottesbeweis — die Exiſtenz eines ſchöpferiſchen, ordnenden, erhaltenden, zweckdienlichen, geiſtigen Prinzipes in ſich. Nennen wir es Gott..., Weltſeele..., Weltgeiſt! Name iſt Schall und Rauch! Der Schluß auf das Abſolute wäre zwingend.

Mit der Erkenntnis, daß die Dinge vorgedacht oder vorbeſtimmt ſind und ſich im Zwang der Kauſalität vollziehen, würde eine zweite fundamentale Frage der Philoſophie: die Willensfrage, ſich von ſelber löſen.

Die Gabe des Fernſehens iſt heute in den meiſten Fällen noch unfruchtbar — ein Schwert, das ſich gegen die eigene Bruſt kehrt. „Sprich ein Gebet, inbrünſtig, echt, für die Seher der Nacht, das gequälte Geſchlecht...". Dem Sehenden wird nicht geglaubt, bis ſich die Prophetie erfüllt hat. Und das ſoll wohl ſo ſein, um die Kette der Geſchehniſſe nicht zu durchbrechen. Aber man könnte ſich einen Zuſtand denken, wo die ſchützenden Folgen des Ferngeſichts in dem Weltenplan mit inbegriffen ſind, wo das Menſchengeſchlecht in der Spirale ſeiner Entwicklung eine höhere Windung erreicht hat.

Der Okkultismus weiſt auf Kräfte hin, die im Einzelnen erwacht, vielleicht in der Menge ſchlummern, immerhin Perſpektiven zulaſſen, die ebenſo großartig als gefährlich ſind, und neue Fähigkeiten und Formen der Geſellſchaft werden ſchaffen müſſen, wie ſie die Phantaſie kaum zu durchmeſſen imſtande iſt. Meyrink ſagt in ſeinem Buch „Das grüne Geſicht", durch dieſe im Menſchen vorhandenen, geheimen Kräfte, können ſie zu Göttern werden...

Das alles ſind nur Spuren für den Weg, die vom Okkultismus hin zu der reinen Wiſſenſchaft, der Phyſiologie und Pſychologie, dem magiſchen Idealismus, wie Deſſoir ſich ausdrückt, führen ſoll, und von dort bis zu der Erkenntnis der „letzten Dinge". Möglicherweiſe — wer

könnte es ermeſſen? — ſind uns Einblicke vorbehalten, von denen wir heute uns noch nichts träumen laſſen, die uns aber als unbeſtimmtes Ziel vorſchweben — halb in Furcht, halb in heißeſtem Erkenntnisdrang und in tiefſter Sehnſucht.

Wilhelm Puff
Hymne auf den Tod

Wenn aber die Nacht anreitet,
ſchwer, mit ſternbeſchlagenen Hufen:
einen Pfad ſtampft ſie
in die Wildnis der Menſchen.
Entzwei fahren die Häupter,
zum Rande ſie rollen,
den Weg ſie zieren.

Die aber gefangen lagen ſeit der Geburt,
dumpf, hinter hartſchaligen Wänden,
ſie ſtürzen hervor nun, feſſellos, frei,
die Träume alle,
die urlebendigen;
jubelnd und zehenzornig
wie Wandrer am Morgen,
tanzend wie Wellen,
wenn ins Blut denen der Wind ſingt.

Und es klirren vor Freuden
die Scherben der Schädel,
da alſo gegoſſen aus zerſprungnen Gefäßen
heiliges Naß ſie über den Pfad,
wie die geborſtenen Himmel
Wolken ſchütten zur Erde!

Und ſchon iſt zum Meer geworden die Straße,
drin auftaucht, zwar niemals geſchaut,
doch immer geahnt, weil verborgen er
tief im Innern geblüht von jeher,
der köſtliche Schatz: die Perle des Lichts;
zart noch und ſtumm jetzt und faſt erſtickt
von ſtarkandrängenden Wogen,
wie die erſte Blume des Frühlings

unter ſaftrauſchenden Gräſern der Wieſe;
nun aber überſtrotzend ſchon alles,
aufblätternd ſich mit gewaltiger Stimme,
blitzend und donnernd,
des Meeres Herz,
ſpringend vom Grund auf,
blutſcheu, ein Urhengſt:
die Sonne!

Hört ihr wiehern im Feuer das Roß?
So überſtrahlt ein buntbewimpeltes Schiff,
ſegelt es morgenwindfroh in jauchzender Fahrt,
ringsum die nachtbleichen Geiſter der Wellen
und wirft an fernſte Geſtade ſein Leuchten,
wie weithin des Flammenhengſtes Gewieher
nun übertönt das Rauſchen der Traumflut
und hoch überſingt der Menſchen Geheimniſſe,
verſchüttet ſoeben aus ihren zertrümmerten Kelchen.

So zittern, traben am Abend Starkgehufte zur Schwemme,
unter der flutbangen Tiere Gebäum und Geſtampf
erſt die Ränder des Bachs und ducken zur Seit ſich wie Hunde
vor der Scheuen Wettergeleucht und grellem Geblitz:
wie die Gebeine nun beben im innerſten Mark
und klappern und knackſen, die furchtbar erſchrocknen,
weil mit meerſtarker Kraft auf ſie herab
gepraſſelt das Götterroß den Sang ſeines Feuers!

Aber wie jene, ſtampfen kaum Wogen die Waſſerängſtlichen,
ruhig ſchon denken ihrer Beſtimmung: des Dienens,
nämlich flutwiſſend Schale zu ſein
und, lobpreiſend des Feuchten Bewegung, ein Ufer:
ſo ſchweigen mit eins auch und laſſen das Zittern die Scherben
und knieen, geſammelt, als Strand um das Meer
und anbeten denkend das bemähnte Schickſal,
das lichtſingend dem Urſchoß entſprang.

Denn ſo überkommt der Tag die Nacht,
wie der Hengſt überkommt die Stute;
nicht erwehrt ſich dieſe ſeiner Gewalt,
trifft ſie einſam am Waldrand ſein Wiehern;
und es bleibt ihr fern die Hilfe der Herde;
aber ahnend lauſcht ringsum die Natur

und ſprießt, vor des Göttlichen Kraft
tief ſich neigend mit der Genoſſin,
eilig neue Gräſer dem fernanſpringenden Fohlen.

Alſo auch überkommt das Leben den Tod,
und es reißet ins Gegenwärtige
die Zukunft den Menſchen.
Aber Andacht,
und Beugen,
iſt Alles.

Umſchau

Sozialiſierungserfahrungen Es heißt nicht, gegen die Sozialiſierung ſelbſt Stellung nehmen, wenn man auf das Auseinanderklaffen von dem theoretiſchen ſozialiſtiſchen Programm und dem praktiſchen Verhalten der Arbeiterſchaft hinweiſt. Es bedeutet das kein kritiſches Betonen von zufälligen Unvollkommenheiten, ſondern die Erkenntnis, daß die allgemeine menſchliche Natur ſich nicht durch „Aufklärung“ vervollkommnet, ſondern durch die vorbildliche Haltung eines Ganzmenſchentums, deſſen Grundlage „Charakter“ iſt.

Wohl faſt das einzige praktiſche Beiſpiel eines ſozialiſierten Betriebes in Deutſchland iſt das Carl-Zeiß-Werk in Jena. Seit etwa 25 Jahren gehört ſein Ertrag mit gewiſſen, durch Stiftungsſtatut feſtgelegten Vorbehalten, der Arbeiterſchaft. Freilich die Geſchäftsleitung iſt autoritär, ſie ergänzt ſich aus ſich heraus, auf ihre Wahl haben die Arbeiter keinen Einfluß. Man könnte ſagen, das Zeiß-Werk iſt eine Syntheſe von Kapitalismus und Sozialismus, alſo nach radikaler Anſchauung nur eine Vorſtufe zur künftigen kommuniſtiſchen Geſtaltung der Fabrikbetriebe, vielleicht aber doch die einzig mögliche Zukunftsform. Jedenfalls hatten vor dem Krieg ſchon ſeine Arbeiter einen ſehr auskömmlichen Verdienſt, ſie hatten ſchon achtſtündige Arbeitszeit und völlige Freiheit ihrer Meinung, damit ſie ſich, wie es Abbes Wunſch war, zu aufrechten Menſchen entwickeln konnten. Der Ertrag der Fabrik iſt nach dem Abbeſchen Stiftungsſtatut zu einem größeren Teil für allgemeine Zwecke der Stadt und der Univerſität Jena beſtimmt und kommt alſo der Geſamtheit zugute.

Im allgemeinen iſt das Zeiß-Werk von den Streiks der Revolutionszeit und heftigen inneren Kämpfen verſchont geblieben. Es fehlt unter den Arbeitern die verbitterte Stimmung des Proletariers, der ſich von den Genüſſen der Welt ausgeſchloſſen wähnt. Die älteren Arbeiter ſind gemäßigt, oft ſind ſie Hausbeſitzer, ſie ſind im Grunde ihres Herzens eigentlich mehr individualiſtiſch im bürgerlichen Sinne, politiſch ſind ſie Mehrheitsſozialiſten. Bei Eintritt der Revolution wurde das Akkordſyſtem aufgehoben. Bald zeigte ſich, wie überall, allgemeines Nachlaſſen der Leiſtung, trotzdem die Erträgniſſe der Arbeit den Arbeitern in Geſtalt einer Dividende mit zugute kommen, und in richtiger Erkenntnis, daß der Fleißige nicht für den Faulen mitzuarbeiten habe, wurde dann ſpäter wieder freiwillig das Akkordſyſtem eingeführt. Seitdem wird wieder allgemein fleißig gearbeitet.

Typiſch iſt nun die weitere Erſcheinung, daß ſich etwa 80 Proz. gemäßigte Sozia-

liſten von 20 Proz. radikalen Sozialiſten terroriſieren laſſen, trotzdem die demokratiſche Abſtimmung entſcheiden ſollte. Aber in der Praxis entſcheidet nicht die *Abſtimmung* auf Grund von Einſicht, ſondern die *Stimmung*, die durch ſuggeſtionierende Schlagworte erzeugt wird. Es iſt faſt ein Geſetz, daß die Maſſe dieſen anheimfällt, weil nur der Einzelne ein eigenes Verhältnis zu übergeordneten Ideen haben kann. Denn das iſt ein Lebensprozeß der Perſönlichkeit, der ſich nicht „erlernt", ſondern den man im Innern durchkämpft.

Hat nun die durchweg ſozialiſtiſche Arbeiterſchaft ein Verhältnis zur übergeordneten Idee der Gemeinſchaft des Volksganzen? Iſt ſie damit dem bourgeoiſen Schiebertum der Gegenwart voraus? Kann eine Geſundung Deutſchlands von unten her erfolgen? Das ſind entſcheidende Fragen, die an dem praktiſchen Beiſpiel des Zeiß-Werkes Beantwortung finden könnten.

Darum hat es ein ungemeines Intereſſe, zu konſtatieren: wie wirken hier die Betriebsräte? Zuerſt muß die erfreuliche Erſcheinung betont werden, daß keine Schreier und Hetzer gewählt wurden, ſondern ruhige Menſchen. Wenn ſie an einem Tiſch mit der Geſchäftsleitung ſitzen und in die tatſächlichen Verhältniſſe Einblick gewinnen, laſſen ſie ſich überzeugen und ſind der Vernunft zugänglich. Aber jetzt kommt das Entſcheidende: *Sie fühlen ſich weniger für die Zukunft des Werkes verantwortlich, als für die Augenblicksſtimmung ihrer Genoſſen.* Denn wenn ſie deren von unverantwortlichen Schlagwortrednern hervorgerufenen Wünſchen nicht entſprechen, gelten ſie als ſchlapp und feig. Die Folge wird ſein, die ruhigen Elemente legen ihr Amt nieder und es ergibt ſich eine zunehmende Radikaliſierung der Vertreter, die durchaus nicht den Anſichten der Mehrheit entſpricht. So wird ſich nach und nach höchſtwahrſcheinlich der Betriebsrat ganz im Gegenſatz zur urſprünglichen Geſetzesabſicht immer mehr verantwortungslos gegenüber dem Allgemeinen entwickeln, denn er wird es verlernen, unparteiiſch abzuwägen, weil er die hinter ihm ſtehende Maſſe befriedigen muß. Was iſt leichter, als die Stimmung zu haben: es iſt mir egal, ob die Fabrik, in der ich arbeite, zugrunde geht, es muß eben alles zugrunde gehen, und dann baut ſich das große Neue von ſelbſt auf. Aber nur unhiſtoriſch Eingeſtellte halten es für möglich, daß die Entwicklung ein Loch haben kann.

Es iſt nun aber heute ſchon erſichtlich, daß das Zeiß-Werk die geſchäftliche Kriſis der deutſchen Induſtrie in gleichem Maße teilt, es hat die Arbeitszeit bereits in den meiſten Abteilungen auf 33 Stunden heruntergeſetzt und muß jedenfalls auch noch zu Entlaſſungen ſchreiten. Bezeichnend iſt nun für das ſchematiſche, mechaniſierte Denken des ſozialiſtiſchen Arbeiters folgender Vorgang: Eine Abteilung des Werkes hatte ſehr viele Aufträge und hätte voll beſchäftigt ſein können. Aber da die anderen Arbeiter weniger Arbeitsſtunden hatten, erforderte es die Gerechtigkeit, daß die reichlich beſchäftigte Abteilung gleichfalls entſprechend feierte. Es muß zwar anerkannt werden, daß ſich die Arbeiterſchaft nachträglich von dem Irrtum dieſes Prinzips hat überzeugen laſſen. Aber in ihrer anfänglichen Haltung liegt der Beweis, wie die ſelbſtverſtändliche Einſtellung auf eine übergeordnete Idee der ganzen Fabriksgemeinſchaft fehlt und die ſozialiſtiſche Arbeiterſchaft ſich zum Schema F genau ſo verhält wie die Bureaukratie.

Wenn ein Betriebsrat der ſinkenden Linie der Verantwortungsloſigkeit zuſteuert, ſetzt er ſich damit zu dem Worte „Rat" in Widerſpruch, denn um Rat geben zu können, dazu gehört innere Selbſtändigkeit, die ſich zu peinlichſter Verantwortung vor ſich ſelbſt erzogen hat. Ein Rat und ein beauftragter Delegierter ſind zweierlei

Dinge. Damit kommen wir zur Frage: kann überhaupt der Arbeiter ein letztes Verantwortungsgefühl aus ſich heraus entwickeln?

Meiner perſönlichen Überzeugung nach kann er es nicht, ſolange er materialiſtiſch in Nachbetung von Marx erzogen iſt, und ebenſo bringt er es nicht fertig ohne Zuſammenarbeit mit dem Bürgertum. Im ſchöpferiſchen Bürgertum muß daher zuerſt das Beiſpiel höchſten Verantwortlichkeitsgefühls für die Gemeinſchaft des Volksganzen ſichtbar gegeben werden, das Rezept dazu iſt keine ſogenannte patriotiſche Geſinnung, kein Appell an den deutſchen Idealismus, ſondern ein Lebensgefühl, das nur das Weſentliche will und an ihm aufwächſt. Nur der Sinn für weſentliches und natürliches Menſchentum ſchafft die Grundlage für gemeinſame Arbeit von ſchöpferiſchen und ausführenden Kräften. Ehe Deutſchland dazu kommt, wird ein weiter dornenvoller Weg nötig ſein. Eugen Diederichs

Kallikak, Zur Vererbung des Schwachſinnes

So furchtbar die Wirkungen des Krieges und der Blockade ſind, die wir heute vor uns ſehen, ſo ſind ſie doch erſt ein Anfang. Und es wäre verderbliche Vogel-Strauß-Politik, wenn wir uns in der Hoffnung wiegen wollten, das Schlimmſte wäre überſtanden. Erſt die Zukunft wird uns ganz zeigen, wie die Jahre ſyſtematiſcher Menſchenvernichtung in unſerem Volke gewüſtet haben. Wir können heute nur ſchaudernd ahnen, wie es ausſehen wird, wenn ihre Wirkungen ſich voll austoben: Wenn die körperlichen und ſeeliſchen Folgen der langen Anſtrengungen, Entbehrungen, Aufregungen und anderen Schädigungen ſich geltend machen. Wenn die Geſchlechtskrankheiten und anderen Anſteckungen der Kriegszeit zum Ausbruche kommen und Millionen Menſchen, die heute als geſund heimgekehrt ſind, zu Siechen machen. Wenn zu den Millionen Opfern der Schlachtfelder die Millionen Opfer der Heimatnot treten. Vom nächſten Jahre ab werden wir in der Volksſchule, von 1930 ab in der Arbeiterſchaft und im Heere eine wachſende, klaffende Lücke ſpüren. An Stelle von je 2 Millionen haben wir in 5 Kriegsjahren nur rund 1 Million Geburten gehabt. Von den Neugeborenen wird nicht nur die Hälfte, wie im Frieden, ſondern drei Viertel vorzeitig zugrunde gehen, weil Geſundheit und Ernährung in der Jugend zu ungünſtig waren. Auch dieſe Millionen der Neugeborenen und der früh Geſtorbenen ſollen auf dem Gewiſſen der Kriegsurheber und der ganzen Menſchheit laſten, die dieſen Weltwahnſinn zugelaſſen hat. Was aber nach dieſen zerſchlagenen Kriegsjahrgängen heranwächſt, das muß den denkenden Volksgenoſſen mit noch größerer Sorge erfüllen. Die Erfahrung der Vergangenheit ſpricht für große Geburtenzahl in den nächſten Jahren. Die unſinnig ſteigende Heiratsziffer läßt eine Beſtätigung dieſer Erfahrung erwarten. Aber Schaudern muß uns ergreifen, wenn wir denken, unter welchen Bedingungen und in welche Verhältniſſe hinein die Träger des künftigen Deutſchlands geboren werden.

Furchtbar rächt ſich jetzt der ſchwerſte Fehler aller Wiſſenſchaft und Erziehung: daß beide da haltmachten, wo ſie am allerwichtigſten ſind: beim Werden des Menſchen! Die bedeutſamſte Tatſache in allem einzelnen und geſellſchaftlichen Daſein haben wir mit dem Schleier des Geheimnisvollen, des Göttlichen, des Unanſtändigen umgeben. Nicht der zehnte Teil der Mühe, die wir auf rationellen Maſchinenbau und rationelle Tierzucht verwandt, haben wir auf rationelle Menſchenzucht geworfen — weil der Einzelne damit kein Geld verdienen konnte. Der Staat, der ſich um tauſend Kleinigkeiten kümmerte, hat das Allerwichtigſte, die Fort-

pflanzung ſeiner Bürger, dem Zufalle, den Inſtinkten der Einzelnen, ihrer Unwiſſenheit und Gewiſſenloſigkeit überlaſſen. Wenn er das auch weiter tut, dann iſt eine Entartung des deutſchen Volkes, von deren Grauenhaftigkeit wir uns noch gar kein Bild machen können, mit Sicherheit zu erwarten.

Denn wir wiſſen ſeit langem, daß der Menſch, genau wie Tier und Pflanze, unter dem Einfluſſe des „Milieus“ und unter den Geſetzen der Vererbung ſteht. Die Eugenik, die Lehre vom Gutgeborenſein, bemüht ſich (leider mit noch zu geringem Erfolge) um Anerkennung der Tatſache, daß nichts für den Menſchen ſo entſcheidend iſt wie die Umſtände, unter denen er zur Welt kommt. Und wir kennen eine Menge von Tatſachen, die einen zwingenden Beweis für die Erblichkeit guter und ſchlechter Eigenſchaften der Eltern geben. Die Sünden der Väter werden heimgeſucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Ach, wir wiſſen, daß die Heimſuchung weit darüber hinausgeht, im guten wie im böſen.

Ein geradezu niederſchmetternder Beitrag zu dieſem Kapitel iſt im Jahre des Kriegsausbruches in Deutſchland veröffentlicht worden. Als Heft 116 der Beiträge zur Kinderforſchung und Heilerziehung hat Karl Wilker die Überſetzung einer Studie über die Vererbung des Schwachſinnes herausgegeben: Dr. H. H. Goddard, Die Familie Kallikak (Langenſalza 1914, 73 S., 14 Tafeln, Preis M 1.65). Das Büchlein enthält in ſeinen ſchlichten Feſtſtellungen auf wenigen Druckſeiten und graphiſchen Überſichten eine ſo zwingende Lehre, daß man meinen ſollte, der Weltkrieg hätte nicht ausbrechen können, wenn die Völker und ihre Regierungen den Inhalt gekannt. Das Ergebnis einer echt amerikaniſchen Forſchung. Die Schule für ſchwachſinnige Kinder in Vineland (New Jerſey) eröffnet ein Forſchungsinſtitut. Dieſes kommt bei der Feſtſtellung der Urſachen für den geiſtigen Zuſtand der Kinder ſehr bald zu der Erkenntnis von der erblichen Belaſtung und führt nun eingehende Unterſuchungen über die Vorfahren durch. Reiche Mittel aus privaten Spenden erlauben, jahrelange Arbeit ausgebildeter Kräfte daranzuſetzen. Und als erſtes Ergebnis liegt die Familienchronik der Familie Kallikak vor, die durch ſechs Generationen hindurch die Erblichkeit des Schwachſinnes verfolgt. Die Geſchichte iſt ſo einfach: „Wir haben eine Familie aus gutem engliſchen Blute, aus dem Mittelſtande, die zur Zeit der Koloniſierung Grund und Boden erwarb und ſich darauf niederließ. Vier Generationen hindurch bewahrten ſie ſich eine ehrenvolle und angeſehene Stellung. Dann tritt ein Sprößling dieſer Familie in einem unbewachten Augenblick abſeits von den Pfaden der Rechtſchaffenheit und begründet mit Hilfe eines ſchwachſinnigen Mädchens eine Linie geiſtig defekter Individuen, die wirklich erſchreckend iſt. Nach dieſem Verſehen kehrt er zur Tradition ſeiner Familie zurück, heiratet eine Frau ſeiner eigenen Güte und begründet mit ihr ein Geſchlecht von genau dem gleichen Anſehen wie das ſeiner Vorfahren. — Wir haben zwei Reihen von Nachkommen von zwei verſchiedenen Müttern, aber von demſelben Vater. Sie umſpannen ſechs Generationen. Beide Linien leben in der gleichen Gegend und in der gleichen Umgebung. Wir haben hier alſo ein natürliches Experiment von ganz beträchtlichem Werte für den Soziologen wie für den Hereditätsforſcher.“

Aus Martin Kallikaks Ehe mit der geſunden Frau ſtammen ſieben normale Kinder, die wieder Eltern kräftiger Nachkommen ſind: „Wir finden auf der guten Seite der Familie hervorragende Leute in allen Lebensſtellungen. Nahezu alle 496 Deſzendenten ſind Land- und Hausbeſitzer.“ Aus der (eheloſen) Verbindung mit dem ſchwachſinnigen Mädchen erwuchs ein ſchwachſinniger Sohn. Obgleich dieſer eine ge-

ſunde Frau heiratete, hatte er (neben einigen normalen) fünf ſchwachſinnige Kinder. Und aus dieſen erwuchs eine Fülle Degenerierter: „Auf der ſchlechten Seite finden wir Arme, Verbrecher, Proſtituierte, Trinker, Beiſpiele aller Formen ſozialen Elends, mit denen die moderne Geſellſchaft belaſtet iſt.“ Man muß die Tafeln des Buches auf ſich wirken laſſen, in denen die normalen Kinder mit weißen, die geiſtesſchwachen mit ſchwarzen Kreiſen (Mädchen) und Vierecken (Knaben) bezeichnet ſind. Die Reihen der ſchwarzen Figuren ſind geradezu erſchütternd. Und es trifft auf uns mindeſtens in gleichem Maße wie auf die Kallikaks vor hundert Jahren zu, was Goddard ſchreibt:

„Martin Kallikak tat, was unſeligerweiſe viele junge Leute vor ihm und nach ihm auch taten, und wozu noch unſeligerweiſe die Geſellſchaft oft nur mit den Augen gezwinkert hat, als handle es ſich dabei nur um einen kleinen Schritt ſeitab im Einklang mit einem natürlichen Inſtinkt — die wirkliche Sünde: die Bevölkerung der Erde um ganze Generationen defekter, degenerierter Menſchen zu vermehren, die ſeine Sünde wahrſcheinlich tauſendmal mehr begehen — ſie wurde zweifellos nicht empfunden und nicht erfaßt. — Erſt nach ſechs Generationen ermeſſen und erkennen wir die durch einen einzigen gedankenloſen Akt angerichtete Verwüſtung.“

Wenn ſchon in der bäuerlich-mittelſtändiſchen Familie Kallikak der Eintritt einer Schwachſinnigen in ein geſundes Geſchlecht ſolche dauernde Verwüſtung anrichten konnte, wie viel ſtärker muß das Unheil ſein in der Gegenwart eines Maſſenproletariats, das in Großſtädten zuſammengepfercht, unter ungünſtigſten Wohnungs- und Arbeitsbedingungen lebt! Und wie müſſen alle ſchädlichen Einflüſſe ſich ſteigern in einer Zeit der Not, wenn Krieg, Unterernährung, Nervenzerrüttung, ſittliche Verwilderung und andere ſchlimme Umſtände die Keime der Neugeborenen beſonders empfänglich machen! Es iſt nicht auszudenken, wie ein Aufſtieg des deutſchen Volkes möglich ſein ſoll, wenn dieſer furchtbarſten aller Gefahren nicht begegnet werden kann.

Walther Rathenau, dem ich die Kenntnis des Buches verdanke, gab zugleich einen Hinweis von eminenter politiſcher Bedeutung: In Deutſchland ſind im letzten Jahrhundert zwei Volksgruppen aus ſozialer Tiefe emporgeſtiegen: die Juden und die Arbeiterſchaft. Die Bewohner des Ghetto kamen ſicher aus den ungünſtigeren äußeren Verhältniſſen, und doch, welch eine Lebens- und Geiſteskraft iſt aus ihnen hervorgegangen! Auch der ſchärfſte Antiſemit wird nicht beſtreiten können, daß aus dem Judentum eine Fülle hervorragender, führender Männer der deutſchen Wirtſchaft, Politik und Geiſteskultur geboren iſt. Das „Proletariat“ aber hat uns alle bitter enttäuſcht durch ſein Unvermögen, geiſtige Führer hervorzubringen. Was an bedeutenden Köpfen in der ſozialiſtiſchen Bewegung erwuchs, entſtammte nicht ihm, ſondern dem Provinzhandwerk (Bebel) oder dem Literatentum. Auch die Gegenwart iſt bettelarm an Führern. Aus den Maſſen der Millionenſchicht, die im November 1918 ſich der Staatsherrſchaft bemächtigte, iſt keiner aufgeſtanden, der fähig erſchiene, uns zu neuer, gerechter, vernünftiger Ordnung zu führen.

Sollte nicht neben allen Einflüſſen der Raſſe auch der Unterſchied in der Eheſchließung und Fortpflanzung eine große Rolle ſpielen? Die Juden ſind bekanntlich das gewiſſenhafteſte Familienvolk — und das großſtädtiſche Proletariat iſt leider das Gegenſtück. Was nützen aber alle ſozialen Maßnahmen, wenn die Verderbung der kommenden Generationen alles überwiegt, was wir mit Mühe und Koſten einrichten? Das heutige deutſche Volk ſteht unter dem Fluche dieſes verlorenen Krieges und wird nicht das gelobte Land betreten, das der Sozialismus ſeinen Gläubigen verheißen hat. Wenn unſer Mühen um neuen Aufſtieg einen Sinn haben ſoll, ſo

kann es nur der ſein, daß es unſeren Kindern einſt gut gehen ſoll. Dazu gehört aber vor allem, daß wir dieſe Kinder ins Leben rufen unter Bedingungen, die ihnen eine helle Zukunft möglich machen; daß wir unbedingt vermeiden, Geſchlechter hervorzubringen, die mit größter Wahrſcheinlichkeit zu Siechtum, Verbrechen und Elend vorherbeſtimmt ſind.

Die Goddardſche Schrift ſchließt die Betrachtung der Frage nach den Fürſorgemaßnahmen damit: „Die Abſonderung durch Koloniebildung ſcheint im gegenwärtigen Staate das ideale und vollſtändig ausreichende Verfahren zu ſein. Die Sterilisation (Unfruchtbarmachung) kann als Notbehelf gelten, als ein Hilfsmittel, dieſes Problem zu löſen, weil die Zuſtände ſo unerträglich geworden ſind.“ Ob die deutſche Republik ſich zu einer ſolchen Maßnahme entſchließen wird, muß leider ſehr in Zweifel gezogen werden; trotzdem ſie beſonders dringlich, vielleicht das einzige Mittel iſt. Denn zu Koloniebildung haben wir in unſerem zerſchlagenen, übervölkerten Lande keinen Raum. Und das ſoziale Gewiſſen war zu keiner Zeit ſchwächer als gegenwärtig. Wir müſſen es aber wachrufen, wenn wir nicht zugrunde gehen ſollen.

Der Inhalt der Goddardſchen Schrift und einige ſeiner Tafeln ſollte als leichtverſtändliches Flugblatt in Millionen von Exemplaren unter das Volk gebracht, in allen Fortbildungsſchulen, Fabriken und Arbeiterverſammlungen verteilt werden, damit die Maſſen wenigſtens aufmerkſam werden und vielleicht nachzudenken beginnen. Die Jahrgänge von 1885 bis 1895, die während des Krieges aus der Schule ins Feld, in Garniſon- und Etappendienſt oder in hohen Kriegsverdienſt kamen, ohne etwas gelernt zu haben, ohne elterliche und gewerkſchaftliche Erziehung, ſie ſind die größte Gefahr der deutſchen Gegenwart. Soll man tatenlos zuſehen, wie ſie nun auch die deutſche Zukunft rettungslos ruinieren, weil ſie nicht wiſſen, was jeder geſchlechtliche Fehltritt bedeuten kann? Die Sünden der Eltern werden heimgeſucht an den Kindern. Und ein Volk kann nicht geſund werden, wenn es nicht alle Volksgenoſſen zu ehelicher Verantwortung zu erziehen vermag. Heinz Potthoff

Menſchliche Ballaſtexiſtenzen

Über eine heikle Frage, deren Beſprechung uns von der Not der Zeit geradezu aufgenötigt wird und deren Löſungsverſuche aufs neue wieder beweiſen, daß alle ſittlichen Normen nur relativen Wert haben, veröffentlichen ſoeben zwei Fachmänner der Freiburger Univerſität, nämlich der † Juriſt A. Binding und der Mediziner Alfred Hoche ihre zeitgemäßen Anſchauungen in einer 62 Druckſeiten großen Schrift, welcher im nachfolgenden das Weſentlichſte für die Leſer dieſes Blattes entnommen ſei.

Die Frage lautet: Iſt es vom Standpunkt der gegenwärtigen Staatsraiſon vernünftig oder unvernünftig, menſchliche Ballaſtexiſtenzen mitweiterzuſchleppen oder zu beſeitigen?

Die beiden Autoren verzichten darauf, mit darwiniſtiſch fundierter Argumentation und in Haykraftſcher, Plötzſcher, Tilleſcher und Schallmayerſcher Methode ihre Poſtulate zu rechtfertigen, ſie begründen Menſchliches nur menſchlich ohne Hinweiſe auf botaniſche oder zoologiſche Analogien.

Zuerſt nimmt Dr. jur. et phil. Karl Binding das Wort zu „Rechtlichen Ausführungen“ und ſagt: Ich wage am Ende meines Lebens mich noch zu einer Frage zu äußern, die lange Jahre mein Denken beſchäftigt hat, an der aber die meiſten ſcheu vorübergehen, weil ſie als heikel und ihre Löſung als ſchwierig empfunden

wird, ſo daß nicht mit Unrecht geſagt werden konnte, es handle ſich hier um einen ſtarren Punkt in unſeren moraliſchen und ſozialen Anſchauungen. Sie geht dahin: Soll die Lebensvernichtung auf die Selbſttötung beſchränkt bleiben, oder ſoll ſie eine geſetzliche Erweiterung auf Tötung von Nebenmenſchen erfahren und in welchem Umfange?

Ihre Behandlung führt uns von Fallgruppe zu Fallgruppe, deren Lage jeden von uns aufs tiefſte erſchüttert. Um ſo notwendiger iſt es, nicht dem Affekt, andererſeits nicht der übertriebenen Bedenklichkeit das entſcheidende Wort zu überlaſſen, ſondern es auf Grund bedächtiger rechtlicher Erwägung der Gründe für und der Bedenken gegen die Bejahung der Frage zu finden. Nur auf ſolch feſter Grundlage kann weitergebaut werden.

Von einer Macht, der er nicht widerſtehen kann, wird Menſch für Menſch ins Daſein gehoben. Mit dieſem Schickſal ſich abzufinden — iſt ſeines Lebens Beruf. Wie er dies tut, das kann innerhalb der engen Grenzen ſeiner Bewegungsfreiheit nur er ſelbſt beſtimmen. Inſoweit iſt er der geborene Souverän über ſein Leben. Der harte und liebloſe Name „Selbſtmord“ für die Selbſttötung iſt deshalb in vielen Fällen nicht der richtige Ausdruck für den Vorgang, um den es ſich hier handelt. Die dem Morde eigene feige Heimlichkeit und Niedertracht iſt bei der Selbſttötung meiſtens nicht im Spiel; denn die altruiſtiſche Selbſttötung geiſtig völlig Geſunder und auf der höchſten Stufe der Sittlichkeit Stehender wird niemand ſo nennen wollen. Andererſeits ſind die pſychiſch geſtörten Perſonen, welche Hand an ſich legen, zu bedauern und nicht als Mörder zu verachten. Sodann gibt es doch auch unterlaſſene Selbſttötungen, welche gerade wegen der Unterlaſſung ſchweren ſittlichen Tadel verdienen. Wer einem Paralytiker am Anfang von deſſen vielleicht Jahre dauernden Krankheit auf deſſen Bitte oder ohne dieſe eine tödliche Morphiumeinſpritzung macht, begeht eine widerrechtliche Tat, erweiſt dem Betreffenden aber eine Wohltat; denn die Erlöſung von Qual iſt ein Heilwerk. Ähnlich liegt der Fall bei tödlich Verwundeten, deren Leidensverkürzung ſtrafbar iſt.

Denkt man an ein Schlachtfeld, bedeckt mit Tauſenden geſunder, kräftiger, ſchöner Männer und daneben an unſere Idiotenanſtalten, ſo iſt man *tief erſchüttert* von dieſem *Mißklang* zwiſchen der Opferung des teuerſten Gutes der Menſchheit in größtem Maßſtab und — der ſorgſamſten Pflege nicht nur abſolut wertloſer, ſondern negativ zu wertender Exiſtenzen. Hier wird Unerſetzliches oft zwecklos vernichtet und abſolut Schädliches geſetzlich geſchützt!

Unheilbar Blödſinnige — einerlei, ob ſie ſo geboren oder wie die Paralytiker im letzten Stadium ihres Leidens ſo geworden ſind, bilden für ihre Angehörigen wie für die Geſellſchaft eine furchtbar ſchwere Belaſtung. Ihr Tod reißt nicht die geringſte Lücke. Da ſie großer Pflege bedürfen, geben ſie Anlaß, daß ein Menſchenberuf entſteht, der darin aufgeht, abſolut lebensunwerte Leben für Jahre und Jahrzehnte zu friſten. Daß darin eine furchtbare Widerſinnigkeit, ein Mißbrauch der Lebenskraft zu unwürdigen Zwecken enthalten iſt, läßt ſich nicht leugnen.

Weder vom rechtlichen, noch vom ſozialen, noch vom ſittlichen oder religiöſen Standpunkt läßt ſich die Erhaltung ſolcher Geſchöpfe rechtfertigen. Sie ſind furchtbare Gegenbilder echter Menſchen, welche faſt in Jedem Entſetzen erwecken, der ihnen begegnet. In Zeiten höherer Sittlichkeit — der unſerigen iſt aller Heroismus verloren gegangen — würde man dieſe armen Menſchen wohl amtlich von ſich ſelbſt erlöſen. Wer aber ſchwänge ſich heute zum Bekenntnis dieſer Notwendigkeit auf?

Zur Feſtſtellung ſolcher Notwendigkeit ſchlägt Dr. Binding eine aus einem Arzt,

einem Pſychiater und einem Juriſten beſtehende Kommiſſion vor, deren einſtimmiger Beſchluß die Berechtigung des Vollzugs garantiert.

Den Einwänden möglicher Irrungen hält der Gelehrte den Satz entgegen: Das Gute und Vernünftige müſſen geſchehen trotz allen Irrtumsriſikos.

Der mediziniſche Sachverſtändige Dr. A. Hoche weiſt zunächſt auf das Recht des Arztes hin, Leben zu vernichten: Tötung des lebenden Kindes bei der Geburt zur Erhaltung des Lebens der Mutter und Unterbrechung der Schwangerſchaft aus dem gleichen Grunde. Dieſe Eingriffe ſind nirgends ausdrücklich erlaubt und auch nicht verboten; ſie bleiben nur ſtraflos von dem Geſichtspunkt aus, daß ſie im Intereſſe der Sicherung eines höheren Rechtsgutes und im Einverſtändnis des Patienten erfolgen.

Auch die Körperverletzungen, wie ſie der Chirurg berufsmäßig vornimmt, ſind nirgends ausdrücklich erlaubt. Sie bleiben nur ſtraflos, wenn in bezug auf Prüfung der Notwendigkeit und Sorgfalt der Ausführung die Kunſtregeln beobachtet werden. Dabei wird bei allen operativen Eingriffen ſtillſchweigend mit einem gewiſſen Prozentſatz tödlicher Ausgänge gerechnet, deren Herabdrückung auf das Mindeſtmaß das heißeſte Bemühen der ärztlichen Kunſt iſt, die aber niemals ganz ausbleiben können, alſo wiederum Fälle, in denen infolge ärztlicher Einwirkung Menſchenleben vernichtet werden. Unſer ſittliches Gefühl hat ſich völlig hiermit abgefunden. Das höhere Rechtsgut der Wiederherſtellung einer Mehrzahl macht das Opfer einer Minderzahl notwendig.

Auch außerhalb der genannten Arten von Fragen ſteht der Arzt häufig vor dem Problem eines Eingreifens in das Leben in ſittlich zweifelhafter Situation.

Von Angehörigen wird in Fällen unheilbarer Krankheit oder unheilbarer geiſtiger Defektzuſtände nicht ſelten der Wunſch geäußert, „daß es bald zu Ende ſein möchte".

Das an ſich anzuerkennende Prinzip der ärztlichen Pflicht zu möglichſter Lebensverlängerung wird, auf die Spitze getrieben, zum Unſinn; die ärztliche Sittenlehre iſt deswegen nicht als ein ewig Gleichbleibendes anzuſehen.

Zuſtände endgültigen unheilbaren Blödſinns oder wie wir in freundlicherer Formulierung ſagen wollen: Zuſtände geiſtigen Todes ſind für den Arzt, insbeſondere für den Irrenarzt etwas recht Häufiges. Man kann ſie in zwei Hauptgruppen unterſcheiden, nämlich in angeborene und ſpäter erworbene. Erſtere können, ſich und den Angehörigen zur Laſt, bis zu zwei Menſchenaltern hinſchleppen, während die anderen ebenfalls unbarmherzig ſpät von ihrem Daſein erlöſt werden.

Die finanzielle Belaſtung der Gemeinden und Staaten läßt ſich aus folgenden Zahlen errechnen. Nach Erhebungen beträgt der Durchſchnitt der letzten Jahre rund 25000 deutſche Idioten. Der Aufwand pro Kopf und Jahr betrug bisher 1300 M. Nehmen wir für den Einzelfall die mittlere Lebensdauer von vierzig Jahren an, ſo iſt leicht herauszufinden, welches ungeheure Kapital in Form von Nahrungsmitteln, Kleidung und Heizung unſerem Volke für unnütze Zwecke entzogen wird.

Damit iſt noch keineswegs die ganze Belaſtung ausgedrückt. Die Anſtalten, welche der Idiotenpflege dienen, werden anderen Zwecken entzogen. Ein Pflegeperſonal von vielen Tauſend Köpfen wird für dieſe gänzlich unfruchtbare Aufgabe feſtgelegt und fördernder Arbeit entzogen; es iſt eine peinliche Vorſtellung, daß ganze Generationen von Pflegern neben dieſen leeren Menſchenhülſen dahinaltern, von denen nicht wenige 70 Jahre und darüber alt werden.

Die Frage, ob der für dieſe Kategorie von Ballaſtexiſtenzen notwendige Aufwand

nach allen Richtungen hin gerechtfertigt ſei, war in den verfloſſenen Zeiten des Wohlſtandes nicht dringend; jetzt iſt es anders geworden, und wir müſſen uns ernſtlich mit ihr beſchäftigen. Unſere Lage iſt wie die der Teilnehmer an einer ſchwierigen Expedition, bei welcher die größtmögliche Leiſtungsfähigkeit aller die unerläßliche Vorausſetzung für das Gelingen der Unternehmung bedeutet, und bei der kein Platz für halbe, Viertels- und Achtelskräfte iſt. Unſere deutſche Aufgabe wird für lange Zeit ſein: eine bis zum höchſten geſteigerte Zuſammenfaſſung aller Kräfte, ein Freimachen jeder verfügbaren Leiſtungsfähigkeit für fördernde Zwecke und eine Beſeitigung aller Hemmungen durch Abwerfen alles zweckloſen Ballaſtes. Hierzu gehört auch die Ausſchließung aller Defektmenſchen von der Fortpflanzung.

Die ungeheure Schwierigkeit jedes Verſuchs, dieſen Dingen irgendwie auf geſetzgeberiſchem Wege beizukommen, wird noch lange beſtehen, und der Gedanke, durch Freigabe der Vernichtung völlig wertloſer, geiſtig Toter eine Entlaſtung für unſere nationale Überbürdung herbeizuführen, wird zunächſt und vielleicht noch für weite Zeitſtrecken lebhaftem Widerſpruch begegnen. Wir haben es verlernt, in dieſer Beziehung den ſtaatlichen Organismus im ſelben Sinne wie ein Ganzes mit eigenen Geſetzen und Rechten zu betrachten, wie ihn ein in ſich geſchloſſener menſchlicher Organismus darſtellt, der im Intereſſe der Wohlfahrt des Ganzen auch einzelne, wertlos gewordene oder ſchädliche Teile oder Teilchen preisgibt und abſtößt.

Wir werden auch in den Zeiten der Not, denen wir entgegengehen, nie aufhören, Kranke und andere Hilfsbedürftige zu pflegen, ſolange ſie nicht geiſtig tot ſind, ſolange noch irgendeine Ausſicht auf Beſſerung ihres Zuſtandes vorhanden iſt; aber wir werden doch endlich zu der Auffaſſung heranreifen, daß die Beſeitigung der geiſtig völlig Toten kein Verbrechen, keine unmoraliſche Handlung, keine gefühlsmäßige Rohheit, ſondern einen erlaubten nützlichen Akt darſtellt. A. Schildecker

Der Richter Tauſend Leute ſitzen beieinander zwiſchen Polſtern, Lichtern und Muſik, ſie ſind ſo verſchieden wie tauſend Menſchen ſein können, aber ſie ſind alle ſatt bei Bequemlichkeit, Glanz und Zerſtreuung. Da atmen ſie mit dem Dunſt ihrer Nachbarn etwas ein, das allmählich den Geſichtskreis beengt, die Urteilskraft lähmt und ſich am Ende zum Gefühl maßloſeſter Selbſtgefälligkeit verdichtet. Kaum aber iſt dieſes Gefühl geboren, wächſt es ſuggeſtiv ſchon über den Einzelnen hinaus und zwingt das Denken aller in ſeine Bahn: Der Bann paranoider Denkform iſt ehern! Es gibt nur eine Richtung, in ſie ſchwenkt alles ein; es gibt überhaupt nichts auf der Welt als dieſe Richtung: Sattſein in allen Nuancen und Steigerungen hin bis zum Gipfel des Gottesgnadentums! Der Größenwahn kann ſich in ſeiner ſchwerſten Form als blinde Begeiſterung offenbaren.

Die Ereigniſſe gehen inzwiſchen ihren Weg durch Schrecken, Blut und Tod! Die grauſamſte Abwechſlung ſtürmt auf die armen Gehirne ein, tagaus tagein, jahraus jahrein und doch müſſen ſie ſich ſchließlich am barbariſchen Gleichmaß des eiſernen Zwanges abnutzen: Tauſende ſitzen zuſammen, ſie ſind ſo verſchieden wie tauſend Menſchen ſein können, aber ſie ſind alle hörig einem Zweck; da atmen ſie mit dem Dunſt ihrer Nachbarn etwas ein, das allmählich den Geſichtskreis beengt, die Urteilskraft lähmt und ſich am Ende zum Gefühle maßloſeſter Selbſtentäußerung verdichtet. Mit dieſem Gefühl aber wird der Keim der Selbſtbejahung um jeden Preis geboren; der aus dem Trieb zum Gegenſätzlichen wirkende Entwicklungscharakter im Gefühlsleben läßt ſeiner nicht ſpotten: Mit einem Schlage war es nun da,

in einem Rauſch ging alles unter, Pflicht, Heimat und Zukunft, in einem tollen Taumel reihte ſich Nacht an Tag und Tag an Nacht Lärm, Sinnenluſt und nackte Gewalt. Nichts ſteckt mehr an als Zügelloſigkeit und einmal zur geiſtigen Epidemie geworden, raſt ſie ſich aus: Der Bann wahnbeherrſchten Denkens iſt ehern, mag es ſich in das Gewand von Selbſtgefälligkeit oder Selbſtentäußerung oder Selbſtvergeſſenheit hüllen!

Folgerichtig kam die Amneſtie. Zu richten hat nur Sinn, wenn es das Selbſtbewußtſein der Allgemeinheit, d. h. jener aus dem Zuſammenleben geſtalteten, vom Charakter des Einzelindividuums unabhängigen Seele fordert. Sie aber hatte das Selbſtbewußtſein überhaupt verloren, erwachte ohne jede Erinnerung und fühlte ſich plötzlich neu und verjüngt. „Gefühl iſt alles!“ Wer wollte Gefühle kritiſieren und von Täuſchung reden? In Wahrheit kann ſie weder ſterben noch ſich ändern, ſie bleibt das Gewiſſen aus dem Zwang des Zuſammenlebens erſchaffen und wird jedem Einzelnen entgegenleuchten aus den Augen des Richters. Auch er kann deshalb weder ſterben noch ſich ändern; verbrennt das Geſetz, beſeitigt die Perſon, die Augen werden wieder leuchten und nicht aufhören, jenen Zwang, der ſie leuchten läßt, im Einzelnen zur Ehrfurcht, zur Furcht, oder zur Einſicht zu geſtalten.

Ehrfurcht iſt die aus dem Gefühl hingebender Verehrung erzeugte Bereitwilligkeit zur Unterordnung, zum Gehorſam. Der Richter erſcheint im Gewande des Prieſters als Diener am göttlichen Willen der Gemeinſchaft, weil in der Seele des Einzelnen ſich die Erreichung des Lebenszweckes noch mit dem Schleier des Sakraments umhüllt. Dieſer Lebenszweck beſteht in der Betätigung zur Erlangung von Luſt. Da nun für uns das Zuſammenleben Daſeinsbedingung und Daſeinsform zugleich iſt, ſo dient die Gemeinſchaft dieſem höchſten Lebenszweck, indem ſie die erſte Vorausſetzung für ſeine Erreichung bildet. Die Erhaltung dieſer Vorausſetzung iſt deshalb eine Frage der Selbſterhaltung und muß zugleich zu einer Frage der Lebensgeſtaltung dann werden, wenn das Individuum aus der Erfahrung gelernt hat, daß ihm, da allein im Mittel der Gemeinſchaft die Erreichung des Lebenszweckes möglich iſt, nützt, was dieſe fördert und Nachteil bringt, was ihr ſchadet. Die Lehre dieſer Erfahrung bedeutet aber nur eine Schärfung des Inſtinkts oder mit anderen Worten eine Verfeinerung des Rechtsgefühls und ſetzt ſich ſogleich in das Gefühl jener Ehrfurcht um, die erhält, indem ſie opfert und die Vielheit in der Einheit erlöſt: „Weder Leid, noch Geſchrei, noch Schmerzen wird mehr ſein!“ Des Richters Amt iſt ſeine Würde. Ritus und Verfahrensgang fließen ineinander. Das Gefühl ſoll zureichender Grund ſein.

Die wachſende Kultur, d. h. der wachſende Zwang zur Erlangung immer differenzierterer Luſtgefühle, ſtumpft den Inſtinkt ab, zerbricht das Sakrament des Rechts und tötet im Keime die Ehrfurcht. Die Geſamtheit wird zum erſten Male als Gegenſatz empfunden. Das bedeutet eine ſchwere Erſchütterung und erzeugt Furcht, Furcht vor dem eigenen Tun und Laſſen wie ſie im beſonderen Maße dem Neurotiker eignet, weil die Tatſache der Verankerung in der Geſamtheit und die Unmöglichkeit einer Loslöſung aus dem Unbewußten herauswirkend einen fortwährenden Konflikt in das bewußte Streben nach Luſt ſchleudert, den Konflikt zwiſchen Wollen und Dürfen: Das Wollen duckt ſich unter die Peitſche des Dürfens, welche die Furcht regiert! Die alte Sicherheit, die auf Ehrfurcht gegründet war, iſt eben dahin. Und ſprengt der Wille die Feſſel, dann iſt er ſeinem Richter verfallen; der beherrſcht die Furien der Furcht und läßt ſie los: es iſt ja ganz gleichgültig, wie ſie

ihr Werk tun, wenn ſie ihr Opfer nur peinigen. Die Folter iſt modus procedendi! Unter der Peitſche der Furcht aber wird ſchließlich das Streben nach Luſt ebenſo zur überwertigen Idee als die Erfindung immer ſeltſamerer Beziehungen zwiſchen dem Einzelnen und jenem neurotiſchen Komplex, zu welchem ſich in ihm die auf die Geſamtheit gerichteten Ideen und Gefühle allmählich verdichtet haben: Ein Wahn iſt zureichender Grund! Zu wüten iſt des Richters Amt!

Gewinnt die Vernunft die Oberhand über die dunklen Mächte aus dem Reiche des Fühlens, dann erſetzt ſie die Herrſchaft der Furcht durch die Herrſchaft der Einſicht. Die Beziehungen des Einzelnen zur Geſamtheit ordnen ſich zum Syſtem auf dem grandioſen Hintergrund Jahrtauſende währender Erfahrung im Zuſammenleben. Dieſes Syſtem wird dann in mühſamer Geiſtesarbeit immer feiner ausgeſtaltet. Der Richter wird zum Gelehrten mit dem Sinn fürs Abſtrakte, der pſychologiſchen Anlage, dem Trieb nach letzten Gründen. Neben dem Begriff aber muß ſein Ermeſſen herrſchen, weil es kein Syſtem von Begriffen geben kann, das reſtlos der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens gerecht zu werden vermöchte. Dieſes Ermeſſen erwirbt nur wer auf Grund der Erfahrung durch Gedankenarbeit zur Klarheit über die letzten Inhalte alles Lebens gekommen iſt und ſich dadurch über die Schwankungen der Individualität tatſächlich erhebt. Begriff und Ermeſſen erſchöpfen ihre Herrſchaft alſo in Stufen, die vom Vorwurf der Willkür bis zum pſychiſchen Zwange vollkommenen Überzeugtſeins reichen. Da aber die Einſicht des Richters von vornherein nur dann im Einzelnen wieder Einſicht zu erzeugen vermag, wenn dieſer auf deren Herrſchaft in gleicher Weiſe abgeſtimmt iſt, ſo muß es notwendig Diſſonanzen geben; nur ſollte man ſich hüten, ſie prinzipiell dem Richter zur Laſt zu legen: Das Syſtem iſt ſchuld daran, das nach ſeiner Natur allein die höchſte Einſicht gelten laſſen darf! Eine andere Frage iſt die, inwieweit der Richter durch Anpaſſung an die Denkart und Gefühlsweiſe und Stimmung der Allgemeinheit einen Zuſammenklang zwiſchen der eigenen mit der Einſicht des Einzelnen herbeizuführen bemüht ſein ſoll. Keine Frage dagegen iſt, daß es hier eine Grenze geben muß, die ſich begrifflich nicht feſtlegen läßt, die aber da liegt, wo der eigenen auf das Geſetz gegründeten, durch die Erfahrung beſtimmten, durch Rückſicht geläuterten Überzeugung das Rückgrat zerbrochen würde, die da um der Folgen willen liegen muß: „Du wirſt am Ende doch, am Ende nur auf dir ſelbſt gelaſſen ſein!“

Ein Volk hat alſo tatſächlich den Richter, den es verdient; je tiefer es ſinkt, um ſo näher kommt er jener Stufe, welche mit dem Vorwurf der Willkür beladen iſt. Ob dann die Dummheit oder die Gemeinheit, die ſinnloſe Gewalt oder die rohe Wildheit ſich in das geſtohlene Kleid des Richters hüllt, iſt im Grunde gleichgültig: Des Richters Walten ging zu Ende, der Terror beginnt und das Chaos! Das Selbſtbewußtſein der Gemeinſchaft, d. h. der aus dem Zuſammenleben geſtalteten, vom Charakter des Einzelindividuums unabhängigen Seele, liegt in ſchweren Krämpfen! Einſt wird es erwachen, vielleicht ohne jede Erinnerung und mit dem Gefühl der Verjüngung; mit dem erſten Lidſchlag aber wird aus ſeinen Augen das Gewiſſen leuchten, das aus dem Zwang des Zuſammenlebens erzeugt iſt, und damit von neuem die Forderung auf Einſicht, an deren Grenze die Furcht geſtellt ſei oder beſſer die Ehrfurcht!

Max Rudolf Senf

Die Bahn der Myſtik Der geweihte Jünger der Geheimlehre ſcheidet die weiße und die ſchwarze Magie. Die eine iſt göttlicher

Geburt (magia divina), die andere quillt aus dämoniſchem Grunde (magia diabolica). Beide Formen geben das Offenbarungswunder der wahren Welt. Die Magie iſt an den viſionären Meiſter und die Jüngergemeinſchaft der Erleuchteten gebunden, ſie gehört unter die religiöſen Sektenformen (Theoſophie, Okkultismus, Anthroposophie).

Myſtik heißt religiöſer Individualismus. Sie weiſt zwei weſentliche Richtungen auf. Einmal das Ich als Träger der unerhörten kosmiſchen, naturwiſſenſchaftlichen, erdſymboliſchen Erlebniſſe, und andererſeits das Individuum als Brunnen und Quell der göttlichen, erkenntnisgeſteigerten, anſchauungsloſen Göttlichkeit. Es gibt eine dunkle, ſchwerblütige und eine helle, lichtklare Myſtik. Nennen wir in der erſten Reihe Paracelſus, Kepler, Swedenborg und in der zweiten Eckehart, Tauler, Goethe, Fichte, unter den neueren Jatho, Rilke, Morgenſtern. Böhme und Novalis ſtreifen bisweilen an das Reich der dunklen Myſtik, die in ihrem letzten Verfall in die Magie umſchlägt.

Die klare Myſtik bedeutet für uns den eigentlichen Kern und Gipfelpunkt. Sie iſt nicht verſenktes, ſondern handelndes Innenleben, ſie iſt kein okkultes, ſondern ein ſtrenggeformtes geiſtiges Ereignis. Sie iſt ſchöpferiſcher Neuaufbau über erkalteter Glut, Wiedergeburt der gefangenen Seele. „Wenn Skepſis und Sehnſucht ſich begatten, dann entſteht die Myſtik“ (Nietzſche). Sie ſelbſt iſt aber nicht Skepſis, nicht Sehnſucht, ſondern Erfüllung. Myſtik iſt die *abſolute* Form der Religioſität.

Es iſt über die Myſtik hart gerichtet worden: „Verinnerlichung iſt eine Forderung, die immer auftritt, wo eine Kultur zerfällt, als deren Weſen gerade Veräußerlichung, Sichtbarmachung, Geſtaltung, Leibwerdung iſt. (Myſtik iſt immer Dekadenzerſcheinung) . . . Nicht Myſtik iſt die Blüte der mittelalterlichen Kirche, ſondern Kultus und Gotik, und eher noch Scholaſtik als Myſtik*.“

Myſtik iſt allerdings von wechſelnder Wertigkeit, je nach dem geiſtigen Bezirk, in dem ſie auftritt. In der auf unbedingte Denkforderungen erbauten Philoſophie bedeuten die Neuplatoniker, Schelling und alle überrationale, intuitive Metaphyſik den Abfall vom heiligen Geiſte der Philoſophie. Ihr Reich iſt nicht von der Welt der intuitiven Tranſzendenz.

Anders ſteht es im religiöſen Sein, ſoweit es nicht mit dem kirchlichen Sein gleichgeſetzt wird. „Praxis iſt Kunſt, Spekulation iſt Wiſſenſchaft, Religion iſt Sinn und Geſchmack fürs Unendliche“ (Schleiermacher). Wie das Äſthetiſche dem Weſen der Kunſt, das Intellektuelle dem Weſen der Wiſſenſchaft entſpricht, iſt das Metaphyſiſche, myſtiſche (aber nicht rein Gefühlsmäßige wie bei Schleiermacher!) Ausdruck der religiöſen „Logik“. „Der Myſtizismus iſt die Scholaſtik des Herzens, die Dialektik des Gefühls“ (Goethe, Maximen und Reflexionen).

Der religiosus muß die Forderung der Verinnerlichung aufſtellen, ehe er ebenſo notwendig zum Wirken und Sichtbarmachen der ſeeliſchen Neugeburt ruft. Tatſächlich ſind ſelbſt alle kirchlichen Reformationen unter dem Banner der Verinnerlichung ausgekämpft worden. Tatſächlich iſt die deutſche Myſtik des XIV. Jahrhunderts (ſoweit ſie nicht auf die Bahnen geiſtlich-erotiſcher Dekadenz gerät) nicht Zerfall, ſondern kultureller Schöpfungsverſuch. Kann um 1150, da Bernhard von Clairvaux auftrat als der erſte überragende Myſtiker, überhaupt ſchon von einem Niedergang der Kultur des Mittelalters geſprochen werden, zeugen nicht die Ziſterzienſerbewegung und der zweite Kreuzzug im Gefolge Bernhards das große Ineinandergreifen von Verinnerlichung und Formgeſtaltung? Wuchs ſich die engliſche religiöſe

*G. Wyneken, Freie Schulgemeinde, 1918, Heft 3/4, S. 96 (E. Diederichs, Jena)

Kultur nicht erſt dann im Wiclifentum zur reinſten Blüte aus, als im Anfang des XIV. Jahrhunderts Anſelm von Canterbury durch die myſtiſche (noch wenig erforſchte) Strömung überwunden war? Und was bedeutet die deutſche Reformation anderes als einen machtvollen Verſuch zur Verinnerlichung, und war nicht die Leibwerdung gerade ihr tragiſches Verhängnis?

Die Geſchichte der Myſtik iſt die Geſchichte der Ketzerverfolgungen. Denn neben die zentrale Intuition wird von den frommen Ketzern die geſteigerte Erkenntnis geſetzt und dieſer vornehme „Rationalismus“ macht ſie untauglich für die Dogmen des ſyſtematiſierten Kultes. Nicht daß ſie Feinde des Kultes waren, aber ſie wenden ſich gegen ſeine formaliſtiſche Erſtarrung*.

Lao-tſe wie Chriſtus bringen ihre Intuition vom Tao und vom „Reich Gottes“ hinein in Zeiten religiöſer, kahler Ornamentik. Der mohammedaniſche Sufismus fordert die Vertiefung des Kultes. Seine pantheiſtiſche Wendung und die Verdammung ſeiner Anhänger als Freigeiſter und Atheiſten durch die herrſchende Kirche des „rechten“ Nachfolger Mohammeds zeigt ihn im Zuſammenhang mit aller religiöſen Myſtik, die verwandten Geiſtes alle Raſſen der Erde umſpannt.

Die Bahn der Myſtik durchſchreitet alle Völker. Sie durchſchreitet die deutſche religiöſe Kultur, nicht im Geiſte des Pietismus, der die „Stillen im Lande“ einſam ſammeln will, ſondern mit der Gebärde Eckeharts, der die handelnde Verwirklichung des göttlichen Seins durch die wirkende Menſchheit kündet.

Die Pſychologie der Geiſtesgeſchichte lehrt uns, daß es Zeiten im Völkerleben gibt, in denen Vergangenheit und Urvergangenheit plötzlich aus dem Abgrund der Verſchollenheit heraufgeriſſen werden und aufs neue und verjüngt ihren heiligen Geiſt über die ſehnſuchtsſchwangere Gegenwart ausgießen. Der Humanismus fand ſich im Römer- und Hellenentum, die Geniezeit entdeckte Shakeſpeare, die Romantik führte zum Nacherlebnis von Mittelalter und völkiſcher Urzeit. Unſere Jahre ſind geſättigt vom Suchen nach der Religioſität, nicht in der Form der kirchlichen Erneuerung, ſondern in der Wiedergeburt der Einzelſeele und der religiöſen Gemeinde. Da entdeckten wir unſere Selbſtidentität mit den großen Meiſtern der Myſtik.

Unſer religiöſes Empfinden und Erkennen iſt feinfühliger geworden denn je. Friedrich Nietzſche hat uns die Inſtinkte geſchärft. Während der Myſtiker in dem erhabenen Wechſelſpiel von Ich und Gott, Individuum und Univerſum vom Pol der Göttlichkeit aus ſich beſtimmte (Simmel formulierte es ſo: „Das Seeliſche und das Göttliche iſt zwar ein unterſchiedsloſes Eines, aber dieſem Einen kommt ſein Wert von ſeinem Göttlich-Sein, nicht von ſeinem Seele-Sein“), vollendete Nietzſche, der Spinoza und Goethe unter ſeine „Vorfahren“ rechnete, jene Umkehrung und „kopernikaniſche Drehung“ der Myſtik, die vom Zentrum des Menſchen aus die Welt vergöttlicht, die in geſteigerter Frömmigkeit den Menſchen heilig ſpricht, ſelbſt wenn kein Gott wäre, um ihn heilig zu ſprechen**.

Laſſen wir auch Eckeharts Lehre geſpiegelt werden in dieſer letzten Wendung, dann werden wir die Hände der Liebe über die Menſchheit erheben: „Aus Betenden müſſen wir Segnende werden!“ (Nietzſche). Alfred Ehrentreich

*Am beſten läßt ſich dieſe Zwieſpältigkeit: Aufgeben des Kultes und Bewahrung des Mythos an dem religiöſen Kult der Quäker aufweiſen. ** Dieſelbe religiöſe Haltung weiſt Simmel in ſeinem „Rembrandt“ (Kurt Wolff Verlag, Leipzig) für Rembrandts religiöſe Malerei nach.

Religiöſe Dichter Der entſcheidende Gradmeſſer der Tiefe und Echtheit aller Kultur iſt ihre Frömmigkeit. Je ſchöpferiſcher die großen Menſchen ſind, deſto frömmer ſind ſie. Die bedeutendſten Mathematiker der Welt wie Platon, Leibniz, Newton waren fromm im Innern ihrer Seele. Und jede Zeit iſt ſo fruchtbar wie ſie fromm iſt. Unter dieſen Aſpekten ſind auch die religiöſen Dichter der Gegenwart zu werten.

Da iſt Ernſt Liſſauer. Jude von Herkunft, Dramatiker, Epiker, Lyriker. Der Kern aller ſeiner Dichtungen iſt Frömmigkeit. Frömmigkeit des Nachſchaffenden, Nachfühlenden, Nachlebenden. Denn alles Frommſein bedeutet Lauſchen der Seele auf den quellenden Urgrund des Lebens. Des gewordenen Lebens, wie es ſich in den Denkmälern der Geſchichte, der Kunſt, der Dichtung, der Muſik, des Geſchehens überhaupt, offenbart, und des werdenden, wie es am vornehmlichſten aus der eigenen Seele ſtrömt. Liſſauers Frommſein gilt beſonders dem gewordenen Leben. Er läßt ſich führen und hört auf das, was in den großen Geſtalten des Geſchehens ſich offenbart, was aus Homer, Luther, Bach, Goethe und Beethoven ſpricht. Inſofern iſt er dichtender Forſcher und forſchender Dichter. Muß doch in jedem großen Forſcher dieſe Frömmigkeit liegen.

Auf den forſchenden Dichter weiſen gerade ſeine neueſten Werke „Die Anfechtung“, „Caſanova in Dux“ und „Die letzten Stunden Yorcks“. Bezeichnend, wenn Liſſauer ſeinem Yorck vor König Friedrich Wilhelm über Erziehung folgendes ſagen läßt: „Der Fürſt . . . darf, meiner Überzeugung nach, nicht eine Meinung zugrunde legen, wie das menſchliche Geſchlecht ſein ſollte, unter ganz veränderten Verhältniſſen ſein könnte, wofür die menſchliche Geſchichte keinerlei Beiſpiel kennt, vielleicht niemals kennen wird, ſondern lediglich, wie es nach der nun einmal gegebenen Erfahrung iſt.“ Das kennzeichnet Liſſauers Sinn für das Gewordene, für die Wirklichkeit, für den „Zeitgeiſt“ im umfaſſenden Sinn, für die unmittelbare Gegenwart.

In jedem neuen Werden, jeder neuen großen kleinen Welle des Lebensmeeres offenbart ſich der rollende Gott, und ſo weiß Liſſauer, daß die Ausgießung des heiligen Geiſtes immer und immer wieder ſich im Wandel der Monde, Erde und Gezeiten wiederholt. An dieſen „Ewigen Pfingſten“ — ſo heißt ein Gedichtband des Dichters — haben alle Geſchöpfe teil, die Gottes Atem verſpüren. Je tiefer, je erwartender, harrend der großen Begnadung, deſto erfüllter, prophetiſcher wird die Seele ſein

„Stürze nieder auf mich, den ich ſinge, du ſchöpfender Geiſt,
Daß ich dich töne mit kündender Stimme, du brennender Geiſt!
Fahre über mich hin, daß mein Haupt in Geſichten erſchallt,
Daß ich von dir ſauſe, wie vom Winde der Wald.“

Liſſauer beſingt die großen Schöpfer, die pfingſtliches Leben der Erde bringen: Savonarola, Luther, Michelangelo, Bach, Goethe, Beethoven. Er mißt ſich mit ihnen an Tiefe. Denn jeder Menſch begreift nur den anderen, ſoweit er ihn aus eigener Seele erfaſſen kann. Liſſauer prüft und entdeckt in den Großen die Möglichkeiten ſeiner eigenen Seele, die ſich dann in den „Pſalmen“ zu ſtarken inbrünſtigen Hymnen und Gebeten emporſchwingt.

„Ich bete zu einem Gott, der Gott iſt groß,
Ich bete zum Gotte Beethovens und Michelangelos; . . .
Baumeiſter will ich ſein und will zu Gott mit Kuppeln beten,
Ich bete zum Gotte der Orgeln mit Taſtenſchlagen und -treten.
Ich bete zu dem Gott, vor dem ſich die Ewigkeit wie ein Reich ausbreitet,
Ich bete zu dem Gott, der mit Tauſendjahrſchritten durch die Geſchichte ſchreitet.“

Es iſt Gott, wie ihn das Abendland mit ſeinem Unendlichkeitsgefühl beſchworen hat, den Liſſauer beſingt: den Gott der Maſſe und laſtenden ungeheuren Natur, der Fülle und der großen Einſamkeit; den Unſagbaren, Unkündbaren. Der Gott des fauſtiſchen Werdens. Viſionär ſieht der Dichter Gottes Meere gären, fühlt langſam und ſicher durch alles Leben das Göttliche ſich breiten: „Du ſollſt dir um dich bauen eine weite Stille“, ruft Gott den Menſchen zu. Er wohnt in der Schweigſamkeit und in der unendlichen Ruhe, aus der heraus alles entſteht. Er offenbart ſich in der Geſchichte: in ihren von den Maſſen getragenen Bewegungen, die namenlos und anonym ſich vollziehen, wo er allein Ruhm und Name iſt, wie in den großen Menſchen, die das Wollen Gottes, was dumpf in den Völkern gärt, ausführen als Werkzeuge ſeiner Herrlichkeit.

In dieſen Viſionen erfaßt den Dichter der heilige Rauſch der Begeiſterung, die ſich über die erhabenen Gelände der Erde ausbreitet:

„Heut ſinge ich dir meine Brüder, die Seen,
Und du wirſt wie ein Firn ob meiner blauflutenden Seele ſtehen,
Wie mit Gletſchern leuchteſt du mit Heiterkeit.“

Liſſauers dichteriſche Kraft wird von der leiſeſten Erregung in Wallung geſetzt. In der ungemein feinen Reaktionsfähigkeit, die dem Hauch der Natur nachgeht, auf das Wehen des Geiſtes in der Welt achtet, liegt für Liſſauer ein beſonderer Vorzug wie eine große Gefahr. Er neigt dazu, leicht alles an der Oberfläche verſchwingen zu laſſen, ſtatt es zu ſammeln, es im Herzen zu bewegen, auf daß es Kern, Subſtanz, Weſentlichkeit werde. Er kann nicht warten, er gibt vieles viel zu ſchnell an den Tag. Gedichte — das Wort hängt mit „dicht“ zuſammen. Und religiöſe Gedichte erfordern erſt recht wie alle echte Lyrik ein Dichtwerden nach innen zu.

Ein Dichter, der die Gefahr vermeidet, iſt Alfred Günther, von dem kürzlich nach langer Pauſe ſtrengen Ausreifens ein neuer Gedichtband „Beſchwörung und Traum“ erſchienen iſt*. Dieſes Dichters Seele ſcheint irgendwie vom Oſten her zu ſtammen. Rußlands Weite, ſeine Aufgelöſtheit, die Angſt und Sicherheit eines Doſtojewski, der Charme Turgenjews und Tolſtois Prophetengeiſt blühen hier auf. Ein langes, gramvolles, von glühenden Nächten dämoniſcher Erlebniſſe durchwebtes Ringen mit Gott um Gott tut ſich kund:

„Ich rufe dich. Schon ſind wir ganz getrennt.
Einbrechend zwiſchen meinen Traum und dich
bann ich dich nicht. Geiſt! Wie zerſtörſt du mich?
Mein Herz in Frau und Tier und Baum verbrennt.“

Er erfaßt den leidenden, kämpfenden, dunkel taſtenden Gott in der Magie der Geſchlechter. Ahnt einer, wie Gott es graut, wenn zum Mann die Frau tritt, wenn ſich letzter Gegenſatz offenbart, der im Ewigen den Ausklang findet? Angſt des Mittelalters iſt auch Angſt der Gegenwart. Der Dichter führt in die Milchſtraßenſphäre hinüber. Mondſtunde:

„Blutgefeſſelt an deine Magnete,
zerrſt im Kreiſe durch eiſige Welt.
Welkende Blumen auf himmliſchem Beete,
Duft von Giften der Erde erhellt . . .

* Beſchwörung und Traum, Gedichte von Alfred Günther. Verlag Emil Richter, Dresden 1920

Meiner Einſamkeit nährende Wabe!
Aus meinem Kerker goldenes Tor,
ſilbernes Fenſter aus meinem Grabe!
Enthülle dich, Fremdling, tritt hervor!"

Günther iſt gotiſch, nicht apolliniſch. Er weiß, der Tag und das heitere Sonnenlicht läßt leicht gelingen, läßt ſchnell den doriſchen Tempel im klaren Raum fertig daſtehen. Gott im Körper iſt ſchnell geſchaut. Aber das Abendland liebt die tiefere Nacht:

„Und die Nacht wird allen Zwang zerbrechen.
Offen ſind die Wolkenfluren,
darfſt zu magiſchen Figuren
wortlos deine Seligkeiten ſprechen."

Denn ſchon zu dem Kinde und Knaben ſprach Gott nicht in der lichten körperhaften Endlichkeit eines von ſorgloſen Menſchen und Dingen umrahmten Jugenddaſeins. Der in Not und Kummer eines bleichwangigen Proletariertums aufwuchs, ſah auch Gott mit tauſend werdenden Fragen wachſen. Aber dann kommen ſchwebende Stunden mit tanzenden Lichtern, wo „lockendes Kichern in allen Ecken, heimliches Laufen auf ſeidenen Decken, hüpfende Füßchen auf buntem Moos"; wo das Zierliche, Leichte, Graziöſe des ſehr kultivierten glücklichen Lebens, der farbenprangenden, ach, ſo begehrten freudigen Feſte ſich auftut. Über Nächte des Kranken ſchreitet der Triumph des ſchönen tiefen Daſeins hinweg, und der Morgenwind, der über den gefüllten Weinſchalen heraufweht, ſieht die Seele, die glückliche tanzen: „Höher iſt ihr Tanz wie Gold und Blut."

Die Seele ſingt im Sturm und jagt auf heißem Pfade in Gottes dunklen Raum. Alle Lebensgründe reißen auf. Immer weiter geht die Jagd durchs Leben, bis dem fauſtiſchen Streben die Grenze ſich ſetzt: der Tod, der ewig gleiche, zuſchandenmachende Tod:

„Keine Inbrunſt kann uns weiterführen,
Sterben iſt ein ſchales Einerlei.
Verzweifelt müht raſender Liebesſchrei
ſich an ewig feſt verſchloſſenen Türen."

Eintritt die typiſche und doch jedesmal in jedem bedeutenden Menſchen der Gegenwart ſich anders erſchütternd geſtaltende Wendung: die titaniſch, prometheiſch die Grenzen des Lebens austaſtende Seele kehrt, nachdem ſie an die Pforten des Jenſeits gerüttelt, in ſich zurück und erfährt in ſich die Unendlichkeit. Wie der gotiſche Dom vergebens ins Unermeſſene ſtrebt, abbricht an den Grenzen dieſer Welt und ſich in ſeinem Innern mit blühenden Fenſtern und ſtrahlenden Altären ein Traumland, erhaben über Raum und Zeit, ſchafft, ſo wächſt fortan die Sehnſucht des Dichters nach innen zu:

„Leicht iſt die Fracht und deine Mühe klein.
Nichts als ſein Herz hält jeder in den Händen."

„In das Dunkele lockt dich Ruf und Duft.
Grünem Käfer folgſt du, Stein und Moos ins Tiefe.
Atem rührt dich, als ob nah Geheimnis ſchliefe.
Klingend zuſammen ſchmilzt um dich die Luft."

Was nun in Günthers Gedichten folgt iſt ein Wachſen nach der Mitte Gottes zu, deren Geheimnis es iſt, daß der religiöſe Menſch immer in Gottes Mitte lebt und ſie nie erreicht. Die Dichtungen durchweht wundervolle Sicherheit, deren innerſtes

Leben ewige Ungewißheit iſt: darin liegt des Daſeins eigentliche Tiefe; denn Leben iſt das ſtändig „Unzulängliche“ Das Wort im tiefſten, letzthin goethiſch fauſtiſchen Sinne genommen, bedeutet das Vollkommene. Wer es ſo fühlt, der empfindet die Sphäre, in der Günthers Dichtungen weben und wird ihr tiefes Frommſein erfaſſen. Das blüht heimlich unter der Decke der bunten Dinge, die der Dichter noch ausbreitet, mag er von ſeinem Wanderſtab erzählen, von Grab und Frühlingsblumen oder von Winterruh, in deren weißen Frieden uns eine Seligkeit überkommt, wie ſie etwa durch Goethes Lied „So laßt mich ſcheinen bis ich werde“ oder durch Buddhas Gleichnis von dem rein einhüllenden Gewand, als dem zum vierten Mal geläuterten reinen Geiſte berührt wird. Nun kann ſich die Seele wiegen über goldenen Sommerfeldern. Frauenbrüſte ſchmiegen ſich wie träumende Vögel in ihre Hand. Alle Dinge werden wach und klingen.

Leidenſchaftlich flammt auf das jüngſte Geſchehen, es ſchreit das ſuchende Volk auf, entſetzt erkennend die grauen Gewänder ſeiner Ziviliſation und ruchloſen Irreligiöſität, deren bunte Fetzen im Strahle der Weſentlichkeit aſchefarben wurden. Günthers letzte Geſänge reden davon. Leicht wie ein Kind, und ſchwer zugleich wie ein wild verwundeter Menſch, ein Erwachſener, der erkennt, ſingt er ſeinen „Pſalm“: Untergang des Abendlandes. Aber Gottes Melodie klingt ewig weiter:

„Wir wollen nicht länger in dieſen Wänden kauern,
Die von den Wundern faſt zerberſten, die wir locken.
Wir wollen nicht länger in dieſen verfluchten Mauern
Gefangene Deiner Gottesallmacht hocken.

Es hallt ein Schrei zurück aus Todesleere.
Wir graben ſingend unſere Herzen ein
in dieſes Abgrunds Schattenwüſtenein.
Um unſre Gruft erbrauſen Gottes Meere.“

Günthers Gedichte ſind bis zum letzten gefüllt und in ſich notwendig. Keine Zeile zu viel, keine hohl und leertönend. Die Rhythmen reich, ſchwer, ſinnlich und lebendig. Inhalt und Form ſchießen glücklich zuſammen. Unter der breiten religiöſen Epigonendichtung, die ſeit Goethes Pantheismus herrſcht, wird ſein Buch eines der wenigen ſein, die bleiben.

P. Th. Hoffmann

Chriſtusmythe oder Chriſtusgeſchichte?

Arthur Drews mit ſeiner Chriſtusmythe macht nicht nur Schule, er hat ſogar einen gefunden, der für ihn Einlaß in die Schulen, ja in die Volksſchule verlangt. Er ſucht dafür mit aller Macht das Gewiſſen der Kirche wachzurufen. Freilich wird es den allermeiſten Beteiligten und nicht ganz mit Unrecht ſcheinen, als wollte er in beiderlei Hinſicht das Pferd des religiöſen Fortſchritts am Schwanz aufzäumen; denn einmal iſt der metaphyſiſche Chriſtus, auch wenn er in aller Welt zum Durchbruch und Sieg kommen will, eine für die Kinderſeele zum mindeſten noch völlig unfaßbare Größe, andererſeits werden Theologen und Hiſtoriker, und beide diesmal mit einigem Recht, bei ihrer Behauptung bleiben, daß ob auch viel Einzelnes im bisherigen Leben Jeſu als mythiſch preiszugeben ſei, das Zentrum ſeiner Perſon, d. h. ſein Wille und ſein Kampf in ſteigendem Maße an Klarheit und Durchſichtigkeit gewonnen habe. Hinzuzufügen iſt nur, daß heute noch ſo gut wie alles dieſer Klärung widerſtrebt aus meiſt recht durchſichtigen Gründen.

Und darum glaube ich, daß der Seminaroberlehrer Bader in Denkendorf mit

ſeinen „Tatſachen, Gedanken und Forderungen“*— ſeinem „Ruf an das Gewiſſen einer unwahren, ſtarren Kirche“ ſeinen Pfahl an der richtigen Stelle eingeſchlagen hat ebenſo wie ſein Meiſter Drews, ob auch das Ziel „zum Schulreligionsunterricht“ einſtweilen noch erſt am blauen Horizont und kaum mit feſtem Umriß auftaucht. Denn daß zwiſchen der geſchichtlichen Wirklichkeit und dem kirchlichen Chriſtusbild aller Bekenntniſſe ein unüberbrückbarer Abgrund beſteht, über den nur die Flügel der gläubigen Phantaſie hinübertragen, das iſt nachgerade ein unbeſtreitbares Gemeingut nicht nur der Wiſſenſchaft, ſondern aller wahrhaften Geiſtesbildung überhaupt. Wenn das Kirchenvolk dieſen Gegenſatz nicht ſpürt, ſich vielmehr gerade angeſichts der gemeinen Wirklichkeit und der Kämpfe im eigenen Leben vor jenem Chriſtusbilde wohl fühlt, ſo möchte man ihm ja ſeine Ruhe gönnen, wenn nur nicht die handgreiflichen Folgen ſolchen Gewiſſensſchlafes nicht ſchon derart wären, daß bereits der Grund ſeiner geiſtigen und ſeeliſchen Geſundheit ſich angegriffen zeigte: die Kirchenfrömmigkeit bedarf immer ſtärkerer Doſen jener maſſiven Glaubensmittel, um nicht aus ihrer Narkoſe herauszufallen und einen jähen Abſturz in die allergemeinſte Wirklichkeit zu erleben. Die Frage nach einer Religion, die nicht Traum, ſondern Wirklichkeit iſt, wird allgemach zur Lebensfrage für unſer Volk ſelbſt.

Um hier wahrhaftige Geſundung herbeizuführen, muß der herkömmliche Kirchen- und Schulbetrieb einmal vor ein radikales Entweder—Oder geſtellt werden, und da empfiehlt ſich der von beiden eingenommene Standpunkt ſchon durch ſeine Einfachheit und Allgemeinverſtändlichkeit als Sammelplatz für alle kritiſchen Geiſter, ſoweit ihnen die Religion wirklich Herzensſache iſt und nicht bloßer Widerſpruchsgeiſt und politiſcher Zerſtörungstrieb das Szepter führt. Er geſtattet wie kein anderer, das Weſentliche, Zeitloſe am Chriſtenglauben in den Mittelpunkt zu rücken, und erſt wenn man dieſen Herzpunkt gewonnen hat, ihn als Urſprung und Ziel alles Seins erfühlt und erfaßt, ſo hat man damit die Unabhängigkeit und Freiheit von der Geſchichte und ihren Mächten erreicht, die heute ſtärker als je ſeeliſch und politiſch unſer Volk noch im Bann halten. Dann iſt man auch erſt imſtande, den geſchichtlichen Zuſammenhang als die Wurzel alles Großen, aber auch alles Verhängniſſes in der düſteren Gegenwart zu durchſchauen, und ſo es ſein ſoll, die Fäden und Schlingen jenes Verhängniſſes zu durchſchneiden. Die erſte Vorausſetzung hierfür iſt freilich, daß das Wurzelechte an der Religion wirklich erkannt iſt, und hier ſcheint mir bei Drews wie bei Bader noch ein weſentliches Hindernis gerade in dem entſcheidendſten Punkte vorzuliegen. Daß den aus dem Pietismus Hervorgegangenen gerade die peſſimiſtiſche Philoſophie eines Drews—Hartmann ſo ſtark angezogen hat, liegt in der Natur der Sache und ſoll hier durchaus nicht als perſönlicher Fehler gebucht werden. Was aber nichtsdeſtoweniger geſagt werden muß, das iſt, daß beide, Peſſimismus und Pietismus, durch die einſeitige Einſtellung ihres Auges gerade an dem Punkte vorbeiſehen, wo das Metaphyſiſche als einfache ſchlichte Wahrheit in der Geſchichte zum klaren Bewußtſein und Durchbruch kommt. Die Paſſivität, die ſich in ihrer geſamten Lebensauffaſſung geltend macht, verwandelt die Geſchichte nach Hegelſcher Art in einen Prozeß, in dem ſich das Abſolute, der Geiſt, ob auch in Gegenſätzen, von ſelbſt verwirklicht, wobei aber gerade das eigentlichſt Lebendige, die perſönliche Tat, in ihrer ausſchlaggebenden Bedeutung verkannt und ausgeſchaltet und damit der Lebensnerv ſelbſt getötet wird.

*Das kleine Schriftlein iſt ſo mannhaft geſchrieben, daß es von Freunden wie Gegnern der Chriſtusmythe geleſen zu werden verdient (Kirchheim u. T. Riethmüller, 1920)

Doch wird dieſer letztere Punkt wohl beiden ſchon ſo oft vorgerückt worden ſein, daß wir es nicht für nötig hielten, ihn hier zu wiederholen. Wir möchten vielmehr die unverkennbar große philoſophiſche und religiöſe Wahrheit, die in jener paſſiven Auffaſſung von Religion und Geſchichte ſteckt, erſt zu ihrer vollen Tiefe bringen, indem wir zuerſt auf die unleugbare Tatſache verweiſen, daß die Wurzel aller wirklichen Großtat die Leidenſchaft für die Wahrheit iſt, die immer auf dem Punkt zur unaufhaltſamen, explosiven Äußerung drängt, wo das Gewordene, die Gewalt, dem, das werden will, das Lebensrecht verſagt, wo alle in der Vergangenheit groß gewordenen Mächte ſich zuſammenballen, um es zu vernichten. Dabei iſt das Tragiſche, daß die nächſt berufenen Träger des Neuen in ihrer Maſſe ihre Beſtimmung ſelbſt gar nicht kennen wollen, daß ihnen der Geiſt durch ſein Opfer, damit er ſein irdiſches Gefäß hingibt, dieſe erſt zum Bewußtſein bringen muß. Denn der Maſſe ſowohl der alten Machthaber wie der Neuaufſtrebenden geht es zunächſt nur um das äußere Daſein, das doch nur die Form der bloßen Selbſterhaltung iſt. So ſind denn die „Neuen“ um kein Haar beſſer als die Alten. Der geiſtige ſittliche Zweck, dem ſie als Gefäß dienen ſollen und der ihrem Daſein erſt Kern und Beſtand gibt, liegt ihrem Bewußtſein noch gänzlich fern und ſo ſind ſie in jeder Hinſicht weit haltloſer, menſchlich angeſehen verachtungswürdiger als die Vertreter des Alten, denen ihre ob auch meiſt falſche Poſe zuſamt der Notwendigkeit ihr Erbe zu verteidigen, doch immer Ordnung und Würde, Zwang und Regel aufnötigt. So gibt das blinde Volk ſeinen Berufer und Retter dem eigenen Feinde preis, und erſt durch ſeinen Tod geht ihm die Ahnung auf, was es mit ſeiner Gleichgültigkeit und ſeinem Leichtſinn verſchuldet. Daß es nämlich nur deswegen ſo ſtumpf blieb, weil es ſich deſſen weigerte, was ihm doch allein erſt Daſeinsrecht gibt Dies neue Recht alſo, das auf Erden keinen Boden findet, dieweil der äußere Kampf ums Daſein alles in Beſchlag nimmt, das muß ſich durch die Selbſthingabe ſeines erſten Verkünders und Trägers in der Welt einkaufen, muß durch deſſen Tod ſich erſt Jünger und Kinder erwecken. Das Alte will den Samen, den es doch als ſeine eigene Frucht ſelber getragen, erſticken — es hat ihn ja in der ſtarren Schale, die ihm viel wichtiger iſt als der Kern —, es will nur herrſchen, nicht geben, es wehrt ſich um ſein vermeintliches Erbrecht. So muß ihm dieſer Schatz erſt mit Gewalt entriſſen werden, zornig ſchlägt es den erſten tot, der das wagt, den zweiten, der dieſen Tod deutet, verfolgt es mit glühendem Haſſe und ruht nicht, bis ihn ein gleiches Schickſal ereilt.

Wenn dieſer ganze Hergang zutiefſt im Weſen der menſchlichen Dinge begründet liegt, dieweil der Menſch erſt Menſch wird, nachdem er die Beſtie (den blinden Inſtinkt) zuſamt dem in ihrem Dienſte ſtehenden ſchlauen Intellekt unter ſich gebracht hat — auch dann noch kommt ja die große Maſſe nicht von der bloßen Nachahmung, dem Affentum los —, wenn ſich der Geiſt alſo muß ſolchermaßen ſeinen Weg bahnen, kann dann die geſchichtliche Wirklichkeit ſelber einen anderen Gang genommen haben? Es iſt doch gar nicht anders möglich, daß die Wahrheit durchbreche. Daß aber der Deuter, Paulus, nicht auch der Erfinder ſein kann, des Zeuge iſt ſein Evangelium, das ſchon die theologiſche Einkleidung der entſcheidenden Geiſtestat darſtellt und damit erſt dem Urevangelium ſeine metaphyſiſche Wendung gibt, dieſes freilich dadurch zugleich in der Wurzel verändert. Was im Evangelium Jeſu noch ſchlechthin ineinander iſt: das vollverſtandene Gottesgeſetz iſt auch ſchon ſeine Erfüllung und ſchließt als ſolche volle Hingabe die Frohbotſchaft der Gotteskindſchaft in ſich, dies neue einheitliche, mit ſich ſelbſt identiſche Recht reißt der Theologe wieder auseinander, macht die Geiſtestat

zu einem Gottesgeſchenk und gibt ſo dem neuen volkstümlichen Mißverſtändnis Raum, als ſei das neue Gottesrecht ein neues Privilegium für die Auserwählten, nun freilich nicht mehr raſſenmäßig beſchränkt, aber doch als Auslеſe unter allen Völkern wieder willkürlich genug. Damit iſt das Evangelium Jeſu Chriſti als Evangelium „von dem Herrn“ Chriſtus gerechtfertigt, und faſt iſt es ein Wunder, daß die erſten drei Evangelien trotz der chriſtologiſchen Übermalung das unverkennbar friſche Bild der Großtat Jeſu in ihrer rein menſchlichen Geſtalt erhalten haben. Aber die glaubensmäßige Einbettung jener Großtat iſt noch ſo volkstümlich-urwüchſig, daß ſie ihr noch gewiſſermaßen kongenial bleibt. Ein wirklich theologiſches Chriſtusbild aus Pauli Geiſt und Feder müßte dem johanneiſchen viel ähnlicher ſein. So aber enthält ſie ein derartiges Maß bodenſtändiger galiläiſch ſyriſcher Einzelzüge, trägt dermaßen urſprüngliche Erdfarbe und unzweideutigen Erdgeruch an ſich bis hinein in die Züge des Volksaberglaubens, der von Jeſu in ſeiner Weiſe geteilt wird, von deſſen Bann er nur durch die Kraft ſeines höheren ſittlich religiöſen Selbſtbewußtſeins erlöſt, daß es jedem Unvoreingenommenen unmöglich ſcheinen muß, das ſynoptiſche Chriſtusbild rein als das Erzeugnis einer noch ſo genialen religiöſen Konzeption gleich der johanneiſchen zu faſſen. Auch dieſe hat ja noch des lokal Zufälligen gerade genug an ſich, um eine ſolche ohne den Hintergrund eines wirklich auf dieſer Erde und in dieſem Lande geführten Lebenskampfes auszuſchließen. Nur iſt er hier, aus der Ferne geſchaut, räumlich und zeitlich, und läßt daher jene wunderbare Abklärung zu — das Abendgold des bibliſchen urſprünglichen Glaubenserlebniſſes.

Aber freilich dem wirklichen Hergang ſteht dies Evangelium, das von keiner inneren Entwicklung, keinem eigentlichen Kampf und keiner menſchlichen Spannung und Zuſpitzung der Dinge etwas weiß, nämlich nicht in der Seele Jeſu, ſondern nur bei ſeinen Gegnern, ſchon völlig fremd gegenüber. Ganz anders bei den Synoptikern. Hier iſt der Kontraſt zwiſchen dem ſittlichen Univerſalismus des neuen Gottesglaubens Jeſu, der die todesſtarre Geſetzfrömmigkeit mit dem Zauberhauch ſeines Geiſtes in die neue Gerechtigkeit des lebendigen Gottesreiches verwandelt, und dem unverkennbar engen galiläiſch-jüdiſchen Horizont, wie er ſich namentlich im Kampf gegen das Reich des Teufels zeigt, ſo ſprechend, daß es unſeres Erachtens keinen ſchlagenderen Beweis für die geſchichtliche Echtheit des gezeichneten Bildes geben kann. Insbeſondere, daß hier Jeſus ganz mit der Sache, dem kommenden Gottesreiche, beginnt, in die er freilich von Anfang an die ganze eigene Perſon hineinlegt, bis er dann erſt mit der vollen Hingabe und Selbſtentäußerung, alſo gleichzeitig mit der vollen Erfüllung der meſſianiſchen Aufgabe auch den meſſianiſchen Beruf für ſich in Anſpruch nimmt. Das alles geht über den Rahmen eines menſchlich möglichen Lebensbildes nicht hinaus. Jeſus knüpft nur alle Fäden, die vom Alten Teſtament her die Frömmigkeit ſeines Volkes noch lebendig erhalten, im eigenen Herzen zuſammen, faßt alle ihre Strahlen in den Brennpunkt ſeines Geiſtes, daß die Tat ſeines Lebens nicht anders denn als Frucht des ganzen langen Kampfes zwiſchen der lebendigen echten Religion der Propheten und der falſchen Volksreligion erſcheint, die von den frommen Heuchlern gefliſſentlich genährt wird. Und vor allem tritt in dieſem Lebensbilde der ſpringende Punkt, um den der jahrtauſendalte Kampf ſich dreht, in der letzten Entſcheidung zu voller Klarheit hervor und erhebt ſich zur vollen Gewißheit des ewigen Sieges: die echte Herzensfrömmigkeit iſt eins mit der vollen Wahrhaftigkeit, die auch dem Armen ſein unverkürztes Recht gibt, indes die falſche Frömmigkeit ſich regelmäßig zum Deckmantel aller Ungerechtigkeit hergibt. So iſt der Glaube Jeſu Chriſti

herausgeboren aus der alles verzehrenden Leidenſchaft um das Abſolute, um Gott ſelbſt als das wahrhaftige, vollkommene Recht, das im lebendigen Gottesreich alle Glieder gleichmäßig durchdringt, durchſtrahlt, beſeelt. Und noch iſt dies Gottesreich durchaus als irdiſches gedacht, nur daß die Himmelskräfte, Wahrheit und Liebe von ihrer Sonnenhöhe herabſteigen und der Gläubigen Herz und Sinne derart erfüllen, daß ein vollkommenes Bruderreich unter Gott dem Vater auf Erden wirklich wird. Auch die Heiden nehmen daran teil, ſoweit ſie das anvertraute Pfund treu verwaltet und durch Barmherzigkeitsübung das gleiche Recht der Armen und Enterbten auf die Bedingungen des Lebens und Daſeins anerkannt haben (Matth. 25). Allerdings muß man ſagen: Hätte dieſe lodernde Glut für das Einzige, was das Menſchenleben des Lebens wert macht, nicht in dieſem Jeſus lebendig Geſtalt gewonnen, man müßte dieſe Geſtalt heute noch erfinden. Wichtiger iſt freilich, daß ihr Feuer auf das heutige Geſchlecht überſpringt und daß der Eifer um das wirkliche Recht (nicht um das bloße Eigenrecht) die Herzen und die Geiſter in Brand ſetze. Wo das heute geſchehen will, da kommen ſofort die Chriſtusgläubigen, ſolchen Brand mit dem Waſſereimer ihres Dogmas zu löſchen: das darf nicht ſein, ehe „der Herr" ſein Reich heraufführt. Ihr Heuchler, ſo wollt Ihr alſo wirklich ſelber unter ſein Gericht fallen, dieweil Ihr der Ungerechtigkeit der Erde alſo den Kopf haltet?

Soll aber unſer armes deutſches Volk je wieder an Seele und Leib geneſen, ſo müſſen ihm erſt ſolche Gotteskämpfer erſtehen, denen es heute um Himmel und Hölle, d. h. um Recht oder Unrecht geht, die dem ewig lebendigen Gottesſamen nicht den Boden ihres Herzens wehren, als ob die wirkliche Gerechtigkeit doch erſt im Jenſeits ihre Frucht tragen dürfte. Heute hängt die Exiſtenz unſeres Volkes daran, ob ſolche Heuchelei entlarvt wird oder nicht — auch bei Jeſu Feinden war ſie ja nicht immer voll bewußt.

Die Drewsſche Negierung der Geſchichtlichkeit Jeſu hat nur ſo lange Recht, als das Dogma an der Unwahrhaftigkeit und Heuchelei dieſer Verſchiebung hängt und ſich damit deckt. Iſt es aber offenbar, daß es gerade die heilige Ungeduld Jeſu war, die ihn ans Kreuz brachte und die ihm dort ſeinen tiefſten Schmerzensruf auspreßte, dann wird dieſe Geſchichte auf einmal das beſte Mittel zur Erneuerung unſeres Volkes und der dringlichſte Ruf an unſere Kindheit und Jugend. Den wird ſie dann verſtehen, der kommt dem jungen Herzen entgegen wie die Erde der Sonne des Frühlings.

Wir wiſſen, der Gedanke des vollkommenen Rechtes ſei der zündende Funke geweſen für das Feuer, das Jeſus entfachen wollte, iſt ſo ungewohnt und neu wie nur möglich. Hat denn nicht Jeſus ſelbſt ſeine Jünger auf ihr Recht verzichten gelehrt? Hat er nicht gerade in der Erduldung des Unrechts den einzig möglichen und richtigen Weg in ſein Reich erblickt? Aber ſollte dies Reich nicht eben das Reich der beſſeren Gerechtigkeit ſein, das Reich, da jeder zu ſeinem Rechte kommt, wo der glimmende Docht nicht ausgelöſcht, das zerbrochene Rohr nicht vollends zertreten wird? Was ſoll der leidende Gottesknecht anders als „das Recht unter die Völker bringen"? Und ſo ſtehen wir vor dem Paradox, daß aus dem Entſchluß das Unrecht zu leiden, der ſtärkſte Wille zum Recht entſprang, dazu die klarſte und ſchärfſte Erkenntnis deſſen, was überhaupt Recht iſt, wie ſie in den drei Synoptikern vor allem in der Bergpredigt zum Ausdruck kommt.

Daß aus dieſem elementaren Willen zum Recht, der eins iſt mit der vollen Hingabe an Gott, vor dem das alte Römerreich als ſeinem Erbfeind erzitterte, weil es

in ihm den ſchärfſten Gegner alles Gewaltrechtes ſpürte, auf dem Wege über Byzanz ſchließlich der Wille wird, zu jeglichem Unrecht der Staatsmacht und des Mammons zu ſchweigen, ſchließlich der Wille, an jedem Unrecht der Welt teilzunehmen, ſoweit es Sitte und Brauch geworden iſt, das iſt das andere böſe Paradox der Weltgeſchichte, das gleichbedeutend iſt mit dem Erlöſchen jenes erſten ſchöpferiſchen Urfeuers, dem das echte, große Paradox entſprang. Nun gilt es allerdings, den von den Seinigen eingekerkerten Erlöſer ſelber zu erlöſen; denn ihr „Herr" iſt nur noch der Schirmherr ihrer eigenen Herrſchaft. Wieder iſt der ſchöpferiſche Geiſt, der doch nur im Erdenſtoff ſeine Offenbarung und ſeinen Ausdruck finden will, dank der lähmenden Macht der Erdenſchwere dem Betrug der Selbſtſucht und ihrer Gewaltherrſchaft erlegen, und für das Volk, das einſt in den Tagen ſeines jungen Chriſtentums dem heiligen Helden des Lichtes und des Rechtes die Treue ſchwur und ihm ſein Reich und ſeine Kraft weihte, ſcheint heute die Erlöſung von dieſem furchtbaren Trug die erſte Bedingung ſeiner Neuerhebung zu ſein.

Hierfür aber iſt die erſte Vorausſetzung, daß wir in der geſchichtlichen Wirklichkeit wieder feſten Fuß faſſen; denn nur die Wahrheit kann uns retten, und der „Chriſtusmythe" hoffen wir es einſt mit danken zu können, daß ſie uns zwang, den Felsgrund der ewigen Wahrheit, auf dem allein Kirche und Staat ſicher ſtehen können, von allem Schutt einer allzumenſchlichen Vergangenheit zu reinigen. Denn nur aus der unmittelbaren Berührung mit dem wirklichen Lebensnerv aller Geſchichte kann die Geſundung unſeres Volkes kommen, neues wahrhaftes Geſchehen durch die Tat der Erlöſung von Trug und Wahn der Gegenwart, die nichts mehr iſt als der Trümmerhaufen der Vergangenheit.

Etwas anderes kann auch Arthur Drews nicht meinen. Heute iſt es ja unſer eigenes Volk, das ſeinen Chriſtus gekreuzigt und dafür einen falſchen Meſſias erwählt hat. Wer zuerſt des Auferſtandenen innewird und in ſeinem Geiſt Zeugnis ablegen kann, alſo daß bei ihm die ewige Wahrheit zur unumſtößlichen Gewißheit des im jetzigen Augenblick abſolut Notwendigen und damit zur Offenbarung für die Gegenwart wird, der iſt heute ſein Jünger. Die wirkliche Leiſtung allein iſt die Entſcheidung auch für die wiſſenſchaftliche Wahrheit; denn nur das Wirkliche iſt fruchtbar.

Reinhold Planck

Der Sohn Gottes*

Zu den am meiſten umſtrittenen Schriften des N.T. gehört das Johannes-Evangelium. Das „Rätſel" dieſer Schrift iſt zugeſtandenermaßen noch immer ungelöſt. Die Wetterſche Schrift will nun einen Beitrag zu ſeiner Löſung liefern. Sie will den eigentümlichen Charakter und vor allem auch die in ihm herrſchende „Unordnung" daraus zu erklären verſuchen, daß wir es hier mit formelhaftem Gut zu tun haben, das nicht vom Verfaſſer geprägt, ſondern einfach von ihm übernommen worden iſt, und dies zwar nicht nur bei einigen wenigen Ausdrücken, ſondern auch bei zentralen Begriffen und Gedanken. Der Verfaſſer will zeigen, daß eine Reihe ungleichartiger Wendungen zuſammengehören, da ſie nur verſchiedene Seiten einer antiken Vorſtellung ausmachen, ihre „Zuſammenhangsloſigkeit" alſo nur darin liegt, daß wir ſie mit modernen Augen betrachten. Das Evangelium iſt voll von Formeln und heiligen Worten, aber auch von Gedanken und Vorſtellungen, die es nicht als erſtes geprägt hat.

* Gillis Piſon Wetter: „Der Sohn Gottes". Eine Unterſuchung über den Charakter und die Tendenz des Johannes-Evangeliums. Zugleich ein Beitrag zur Kenntnis der Heilandsgeſtalten der Antike. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1916

Dahin gehört vor allem der Zentralgedanke dieſes Evangeliums, um den ſich alle ſeine übrigen Gedanken drehen, nämlich derjenige des „Sohnes Gottes“. Daß Jeſus der „Sohn Gottes“ iſt, das will es zeigen ſowohl poſitiv, damit die Menſchen es glauben müſſen, wie negativ als Polemik gegen alle anderen, die für ſich denſelben Anſpruch erhoben. Jeſus iſt alſo nicht der erſte geweſen, der ſich für den „Sohn Gottes“ ausgab. Simon Magus, Doſitheos, Judas der Galiläer, Theudas, Elchaſai, Apollonius v. Tyana, Mani und zahlloſe andere haben ſich ebenſo wie Jeſus genannt. Sie bezeichneten ſich auch ſelbſt als Gottes Kraft, Paraklet, Prophet, Apoſtel, Engel, Offenbarer Gottes, als Lehrer, Führer, Heiland, Weg der Menſchen. Ja ſelbſt der Ausdruck Logos war keineswegs ein Jeſus allein eigentümlicher, ſondern wurde z. B. auch einem Hermes zugeſchrieben. Wir haben es folglich mit Ausdrücken zu tun, die ſchon vor dem vierten Evangelium feſtgeprägt und nur auf Jeſus übertragen wurden. Alle dieſe Ausdrücke ſind vom Hellenismus her ins Chriſtentum eingedrungen und gehören dieſer Religion ſo wenig urſprünglich zu, daß ſie nach Wetter vom Judentume oder Chriſtentume her überhaupt nicht zu erklären ſind. Es ſpiegelt ſich darin der Glaube der Maſſen, der Sklaven der Myſteriengemeinden, der Leute aus dem Bürgerſtande von Großſtädten, wie Alexandria, oder ſchlichter Bauern wieder, die ſich um einzelne umherziehende Propheten ſcharten, deren Frömmigkeit hier zu uns redet. Sie galten ihnen wirklich als Götter, wie denn auch der Kaiſerkultus in dieſen Zuſammenhang hineingehört, und der Glaube war, daß ſie vom Himmel herabgekommen ſeien, um die Menſchen zu erretten, im Beſitze göttlicher Geheimniſſe ihnen durch Mitteilung übernatürlicher Weisheit (Gnoſis), heiliger Formeln und Worte den „Weg“ zu Gott zu eröffnen vermöchten, ihnen den „Geiſt“ vermittelten, um alsdann zum Himmel wiederum zurückzukehren, und die Gläubigen dabei nachzuziehen.

So ſucht auch das Johannes-Evangelium, nachdem es in ſeinem erſten Teile den Beweis zu liefern ſich bemüht hat, daß Jeſus und er allein wirklich der „Sohn Gottes“ iſt, in ſeinem zweiten Teile die Folgerungen hieraus für die Frommen zu ziehen. Es handelt ſich alſo hier um mehr eſoteriſche Gedanken, die an den Kultus, an Gottesdienſt und Gemeindeverhältniſſe, an liturgiſche Worte und Formen angelehnt ſind, wie dies vor allem mit den ſogenannten Abſchiedsreden der Fall iſt. Wie die Gottesſöhne und Propheten der helleniſtiſchen Frömmigkeit, muß auch Jeſus ſeine Göttlichkeit durch Wunder beweiſen, zu denen bei ihm vor allem ſeine Allwiſſenheit gehört. Aber zugleich wird auch ſeine Überlegenheit den andern Wundertätern gegenüber ſcharf hervorgehoben. Er iſt nicht, wie jene, von Dämonen beſeſſen, ſondern im Beſitze göttlicher, himmliſcher Kräfte, die ihn als Gottesſohn beſtätigen. Dabei iſt jedoch auch er vom Himmel gekommen, wunderbar aus Gott geboren, und auch er wird wiederum zum Himmel auffahren, die Menſchen richten, d. h. über ihr Los nach dem Tode verfügen, je nach der Stellung, die ſie durch ihren Glauben zu ihm eingenommen haben, wobei die Ausdrücke „Glauben“ und „Erkennen“, wie in der gnoſtiſchen Myſterienreligion, auch im Evangelium in eins zuſammenfließen und nichts anderes bedeuten, wie die Anerkennung ſeiner Gottesſohnſchaft und das Vertrauen auf die Macht des Heilands. Hiernach ſind alſo die Chriſten keineswegs die erſten geweſen, die von „glauben“, Glauben an einen als „Sohn Gottes“ geredet haben, davon daß „Glaube“ die notwendige Vorausſetzung für Errettung ſei. Auch dieſer Sprachgebrauch gehört der volkstümlichen Frömmigkeit des Hellenismus zu und knüpft ſich auch hier an die „Gottesſöhne“ an, von Prieſtern des Mithra, Serapis, von Wundertätern und Gauklern aller Art in Anſpruch genommen.

Die Tatſache wird ſich nicht beſtreiten laſſen. Nur dagegen wird man Bedenken hegen müſſen, daß nach Wetter der Ausdruck „Gottesſohn“ ſich nur aus der helleniſtiſchen Frömmigkeit und nicht auch aus dem A. T. begründen laſſe. Es ſcheint mir dabei überſehen zu ſein, daß doch auch der Gerechte der Weisheit Salomos verurteilt wird, weil er ſich fälſchlich „Gottes Sohn“ nennt, und daß, wie Wetter ſelbſt beſtätigt, „pais theou“ wie der griechiſche Ausdruck für den, „ebed Jahve“, den „Gottesknecht“, lautet, mit „hyios theou“, „Sohn Gottes“, gleichbedeutend iſt. Nun iſt aber das ganze Bild Jeſu, wie die Evangelien es uns zeichnen, aufs ſtärkſte durch Jeſaia 53 und die bezügliche Stelle der Weisheit beeinflußt worden, und der Gottesknecht wurde meſſianiſch ausgelegt und floß mit dem Gerechten zuſammen. Warum ſollte alſo nicht auch der Ausdruck „Sohn Gottes“ unter ſolchen Umſtänden für den Meſſias üblich geworden ſein? Man wird alſo höchſtens ſagen können, daß der helleniſtiſche Gebrauch des Wortes weſentlich mit dazu beigetragen hat, den Meſſias unter dem Geſichtspunkte des Gottesſohnes zu betrachten und ihm als ſolchen zugleich kultiſche Bedeutung beizulegen, was für den Meſſias ſchlechthin allerdings ſchwer erklärlich wäre.

Das mag ſich indeſſen verhalten, wie es will: auch wer mit manchen Einzelheiten der Wetterſchen Beweisführung nicht einverſtanden iſt, wird ſich dem Endergebnis ſeiner Unterſuchung nicht entziehen können, welchen ungeheuren, bisher noch ſo gut wie ganz überſehenen Einfluß die Formen der helleniſtiſchen Frömmigkeit auf das vierte Evangelium ausgeübt haben. In der Tat gewinnt dies Evangelium unter dem hier eingenommenen Geſichtspunkte eine ganz neue „aktuelle“ Bedeutung. „Es atmet viel mehr als bei einem oberflächlichen Blicke merkbar iſt, Kampf und Streit gegen Gegner, Gegner, die die Gottesſohnſchaft Jeſu verneinen zu wollen ſcheinen. Es iſt für dieſe Schrift charakteriſtiſch, daß ſie eine Antwort auf derartige Angriffe ſein will, daß ſie gegen ſie die Auffaſſung der chriſtlichen Gemeinde von ihrem Jeſus verteidigen will.“ Das Evangelium iſt eine „Streitſchrift“, die daher auch von ihrer Abſicht ſtark gefärbt worden iſt. Es ſcheint die notwendige Folge davon zu ſein, daß der chriſtliche Glaube jetzt auch von ſolchen Menſchen umfaßt worden iſt, die ſich früher um einen Simon, einen Doſitheos und ähnliche geſchart haben. Die ganze Darſtellung des Lebens Jeſu ſcheint in ihm nach dieſen Vorbildern wenigſtens in gewiſſen Zügen geformt zu ſein, wie denn übrigens ja auch ſchon öfter auf die Ähnlichkeit des Bildes Jeſu mit dem des Apollonius in der vita des Philoſtratus oder dem des Peregrinus Proteus hingewieſen worden iſt. Manche Worte des Evangeliums klingen geradezu, wie, als ob ſie den antiken Myſterien und der Sprache bei den heiligen Weihen entnommen ſeien. Das gilt beſonders, wie geſagt, von den Abſchiedsreden. „Hier kehren Worte wieder, die wahrſcheinlich nicht ſelten auch in den Gottesdienſten die Ohren der Frommen erfüllten, hier hören wir Formeln — vom Einswerden mit Jeſus als dem Weg, als dem, dem ſeine Jünger folgen müſſen uſw. —, die wahrſcheinlich dieſe Chriſten auch vor ihrem Chriſtwerden gehört haben, und die ſich jetzt an die Geſtalt Jeſu ſchließen, die eben in dieſen vielleicht ſeit Jahrhunderten ererbten Formen ſo ſtark zu den Herzen der Frommen ſprechen mußten.“ Wir haben es folglich nach Wetter mit Gemeindetheologie, mit Gemeindefrömmigkeit, nicht mit tieferer Spekulation oder inniger Myſtik und Bekenntniſſen eines Einzelnen zu tun. Die Gedanken, die für das vierte Evangelium charakteriſtiſch ſind, ſind „nicht von einem Theologen herausſpekuliert, ſondern ſie ſind in einer Gemeinde allmählich her vorgewachſen, wobei die treibenden Kräfte ihre alte Frömmigkeit und die Einwirkungen einer gegen die neue Religion wahrſcheinlich feindlichen Umgebung ge-

weſen ſind. Es iſt eine der größten und verhängnisvollſten Mißgriffe der modernen Kritik des vierten Evangeliums, wenn ſie ſagt, daß das Johannes-Evangelium die perſönlichſte der neuteſtamentlichen Schriften ſei."

Man kann wohl mit Recht die Frage aufwerfen, ob unter ſolchen Umſtänden nicht auch die ganze ſonſtige Überlieferung von Jeſus auf ähnliche Weiſe zuſtande gekommen ſein und die Annahme Wetters für den geſamten Glauben an die Geſchichtlichkeit Jeſu verhängnisvoll werden könnte. Wetter glaubt ſich dieſer Folgerung durch den Hinweis auf den Unterſchied zwiſchen dem johanneiſchen Gottesſohn und demjenigen der helleniſtiſchen Frömmigkeit entziehen zu können. Für Jeſus iſt ſeine Stellung zu ſeinem göttlichen Vater charakteriſtiſch. Während die helleniſtiſchen Gottesſöhne ſich ſelbſt unmittelbar an Gottes Stelle ſetzen, handelt Jeſus bei Johannes nur im Auftrag Gottes. Er ſelbſt tritt hinter dem Vater zurück. Das Evangelium ſcheut ſich offenſichtlich, für Jeſus die Bezeichnung „Gott" in Anſpruch zu nehmen. Dieſe Tatſache glaubt Wetter nur „aus der geſchichtlichen Geſtalt Jeſu von Nazareth, aus der Herkunft des Chriſtentums vom Judentum" erklären zu können. Allein abgeſehen davon, daß dieſer Unterſchied doch nur ein ſehr bedingter iſt, da wir übrigens ja auch von den heidniſchen Gottesſöhnen viel zu wenig wiſſen, um ihre bezügliche Stellungnahme zum Unterſcheidungsmerkmal machen zu können; ſollte nicht die Herkunft des Chriſtentums aus dem Judentum für ſich allein genügen, um den Unterſchied, wenn ein ſolcher grundſätzlich überhaupt vorhanden iſt, zu erklären? Es macht jedenfalls einen ſonderbaren Eindruck, auf Grund der angegebenen Tatſache auch das Johannes-Evangelium, wie Wetter es tut, als eine „Quelle für das Leben Jeſu von Nazareth" anſehen zu wollen und zu behaupten, „ohne den geſchichtlichen Jeſus wäre es unverſtändlich". Man hat den Eindruck, es mit einer bloßen captatio benevolentiae gegenüber den eigenen Fachgenoſſen zu tun zu haben. Das hindert jedoch nicht die Anerkennung, daß Wetters „Sohn Gottes" zu den wichtigſten, intereſſanteſten und bedeutſamſten theologiſchen Unterſuchungen unſerer Gegenwart gehört und daß keiner ſie ungeleſen laſſen ſollte, der nach einem tieferen geſchichtlichen Verſtändnis des vierten Evangeliums ſtrebt. Die ſehr fleißige und gediegene Unterſuchung, über welcher der Geiſt eines ſo ausgezeichneten Forſchers, wie Bouſſet, ſchwebt, ſei allen hiſtoriſch und theologiſch Gebildeten hiermit aufs dringendſte empfohlen. Arthur Drews

Der tanzende Chriſt Eine uralte einheitlich-menſchliche Lebenslehre hat ſich im ariſch-europäiſchen Bewußtſein in dem Begriff „Chriſtentum" ſymboliſiert. Jene „Gehege um den Berg Gottes" (2. Moſes 19, 12), die wir als die verſchiedenen Kirchenreligionen aller Kulturen kennenlernten, übermittelten die äußeren Gedankengänge dieſer Lebenslehre an die Maſſe der Menſchen. Mittel dieſer Übertragung bis in Herz und Hirn des Letzten war das Wort. Aber beileibe nicht das wörtlich verſtandene Wort, oder der wörtlich empfundene Mythos oder Geſchehnistanz. Auch die wörtlich getanzte ſakrale Gebärde oder der ſakrale Klang allein waren es nicht, die Mittler zum Inhalt der Lehre ſein konnten. Es gab Völker, die den Klang und die Bewegung pflegten, um die Lebenslehre zu ergründen und zu erleben. Gebetsübungen, Zauberworte und Geſänge ſollten das Verweben des alles durchflutenden Rhythmus in Leib und Leben anbahnen. Andere wieder ſtiegen in den Reigen der Begriffe und ſuchten das Licht von dort aus in ſich einſtrömen zu laſſen. Die eingeweihten Prieſter aller Kulte wußten und wiſſen aber, daß die kulturelle Wirkſamkeit einzelner Wortgeſtalten, wie die der abgeſpaltenen

Klangworte, Gebärdenworte und Begriffsworte allein, niemals das Vollerleben der Lehre erwecken konnten. Umſonſt murmelt der Inder ſeine Mantrams und reckt den Leib in abſonderlichſte Stellungen. Vergeblich ſingt der Katholik ſeine Litaneien. Zwecklos übt der heutige Chriſtſucher gleich Plato ſein Denken zum Erfaſſen der Alliebe. Dieſe einſeitigen Rufer im Gedanken, im Gefühl oder in der Gewalt ſuchen gleich Dſchellaeddin-Rumi (dem Sohn des Begründers der ſpringenden Derwiſche) das Geſetz „des Tanzes der Sphären um Gott“ nur im Symbol zu erhaſchen.

Man kann dem Lichtmenſchen im Menſchentier die Tarnkappe nicht vom Haupt reißen. In allen Sprüngen des Leibes, der Klangwellen und der Gedankenſtröme iſt nur Sehnſucht, aber kein Kampf, keine Tat. Die Sehnſucht treibt zum Gehege, an dem die Wächter ſtehen, gleich jenen Arimaſpen und Greifen, die auch die Türme gotiſcher Dome umzackten. Wortgeborene Geſpenſter, die ſchrecken, locken und höhnen, wie der ganze nichtverſtandene Schein der Umweltdinge.

Der Kern des Wortes iſt Tanz. Aber nicht der Tanz des Springers, Schreiers und Grüblers. Sondern der Tanz, der in der Lehre geſagt iſt und den man nicht nachſpringen, nachheulen oder nachdenken muß, ſondern — ertanzen.

Sonderlich iſt es vor allem dem chriſtlichen Menſchen unſerer Zeit, daß Lebenslehre ertanzt werden ſoll. Und doch iſt der Chriſt der größte Tänzer. Kein Bewußtſein iſt gleich dem ariſch-europäiſchen befähigt, den Tanz der Lebenslehre zu erfaſſen. Das Forſchen nach Sein und Weſen des Chriſtes hat noch niemals ſo erdfeſtes Grundgefüge gehabt wie heute. Aberglauben und Wahn von Arimaſpen und Greifen wurde von Springwut, Klangwut und Wortwut entſchleiert. Dieſes wilde Sehnen, das faſt der Unmenſchlichkeit gleicht, kann zum Reinmenſchlichen führen, wenn der tanzende Chriſt erlebt wird.

Das Buch oder die Bücher, die wir „Wort Gottes“ zu nennen pflegen, ſind die Choreographien der Weltgeſetze und gleichzeitig die Vorſchriften jener ſakralen (saccer bedeutet gleicherweiſe „geheiligt“ und „verrufen“) Handlungen, jener Tanzgebärden, die zum Erleben der Lehre führen. Es iſt in ihnen der Weg geſchildert, den die Erlebenden gingen. Vor allem jener Erlebende, den wir Jeſus nennen. Hie — ſos, Appoll — Dionys, Abel — Kain, das Kreuz zweier Urgebärden, in dem ſich Tiermenſch und Lichtmenſch trifft. Trifft, vereint und nicht trennt, verleugnet. Es trifft ſich dort noch eine dritte, eine vierte, ja unendlich viele Grundgebärden der einen Geſtalt Menſch. Die Zweiheit der Kreuzbalken iſt nur das Symbol unendlich vieler Raumſtrahlen, die zum Kern führen, im Kern wurzeln. Vom Kern aus betrachtet ſind dieſe Strahlen Teile des großen Tanzakkordes, und wenn auch nur zwei oder drei deutlich erklingen, ſo ſchwingen doch alle anderen mit.

Dieſe Strahlen (die die Tarnkappe des Lichtes bilden) zu beherrſchen iſt das Geſetz des Menſchen. In ihre Richtungen die Glieder ſeines Leibes einzuſtellen iſt Tanz.

Wenn der Erlebende dem Leidenden die helfende Hand auflegte, ſo war es Tanz. Es wird uns beſchrieben, wie er den Tanz fügte. Welche Spannung Antlitz, Glieder, Gedankenſtrom und Liebe nahmen, nur muß man die Schrift dieſes Tanzes leſen können. Die chriſtlichen Prieſter kannten, wenn oft auch nur undeutlich, das Geſetz dieſes Tanzes, ſie laſen es aus dem „Wort Gottes“. Sie ſchmückten ihre Kirchen mit Bildern, die weit über jeder anderen überlieferten Bilderſprache ſtehend alle Aſpekte des tanzenden Chriſt ſchilderten. Die gotiſche Bildkunſt iſt eine plaſtiſch-tänzeriſche Ausdeutung der Lebenslehre, wie ſie kein Volk, keine Raſſe noch beſeſſen hat. Die Myſterien- und Paſſionsſpiele zeigten allem Volk die Geheimniſſe ſakralen Tanzes.

Nachgeahmt, aber nicht bewußt erlebt wurde er von der Allgemeinheit jener Zeit. Er war ein Springen — wie die Echternacher Springprozeſſion —, aber kein Tanz.

Was im „Wort“ des Buches, in den „Bildern“ der Kirche, in den „Bewegungen“ der Gedanken, der Kirchenmelodien und der körperlich-plaſtiſchen Segnungen, Verehrungen und Darſtellungen geſchieht, iſt in Kürze nur in dem Begriff: „der tanzende Chriſt“ zuſammenzufaſſen.

Der Chriſt iſt der Tänzer aller Tänzer. Was bei anderen Zeremonie und Ritual wurde, iſt bei ihm Tanz. Die Wellen aller Schickſalmächte atmen uns an aus dieſem wunderbaren Tanz. Ihn erkennend können wir die Mächte beherrſchen und den lebendigen Menſchen in uns zur Kultur erwecken. Es iſt ein eigener Tanz, der aus dem ariſch-europäiſchen Chriſtentum ſprießen wird. Er iſt gleich weit entfernt vom raſend-träumeriſchen Suchen des Sufismus, von den Erſtarrungen Indiens und Chinas, von den rhythmiſchen Zuckungen tropiſchen Blutes. Der tanzende Chriſt zeigt ſich hier und da. Er iſt am lebendigſten im Herzen des weißen Menſchen. Wenn aber der weiße Menſch nicht weiß, daß ſein Leib die ſakralen Stellungen des Buches einnehmen kann und *muß*, wenn er nicht ahnt, daß die „Mühlen Gottes“ jene gymnaſtiſchen Mühlen ſind, die er als Kind mit ſeinen Armen ſchlug, ſo wird er auch nie „erleben“, warum es zweierlei Mühlende gibt und warum „der eine wird angenommen und der andere wird verworfen werden“, wie das Evangelium ſagt.

Selbſt ein Geiſt wie Nietzſche vermochte, verblendet von den Irrwegen der Chriſtverderber, den tänzeriſchen Weſenskern dieſer Lebenslehre nicht mehr zu erkennen. Er war eben nur Tänzer im Geiſte, aber nicht auch im Leibe. Er ſagt ſeheriſch in „Alſo ſprach Zarathuſtra“: Eine bloße Zucht von Gefühlen und Gedanken iſt beinahe gleich Null, man muß den Leib zuerſt überreden.“ Er glaubt, daß dieſes Ziel nur im Gegenſatz zum Chriſtentum erreicht werden kann. Wer aber das praktiſche Ergebnis chriſtlichen Kirchentums mit den Gedankenblitzen ſeiner ideellen Erkenntniſſe tiefer ſchürfend vergleicht, wird erkennen, daß an dieſem Mißverhältnis nur ein falſcher Tatweg ſchuld ſei: mehr noch ein falſcher Weg, ein Mißverſtehen, ein einſeitig Verſtehen dieſer Lebenslehre durch das bloße Überdenken, das bloße Gefühl oder nur den ſogenannten guten Willen, die dem tiefen Sinn des tanzenden Chriſt einzeln nicht nahen können.

Wenn wir die Einſicht fruchtbar machen wollen, ſo iſt der Weg nicht etwa ein Vertiefen in den okkulten Sinn der religiöſen Weisheitsbücher. Chriſtentum iſt mehr als Religion oder Philoſophie: Es iſt Lebenslehre, Kulturform. Religion, religiöſes Wiſſen, Forſchen, Fühlen, Wollen iſt ein Teil jeder Kultur. Kultur aber iſt höchſtgeſpannte Menſchlichkeit, Gewiſſen, in dem alle anderen Forſchungen und Handlungen wurzeln. Was getan werden muß iſt: dem Vorbild, dem tanzenden Chriſt, mit tänzeriſchen Erleben zu nahen und die Entwicklung der Jugend unſerer Raſſe nach dem Geſetze ſeines Tanzes zu fördern. Das Verſtändnis des tänzeriſchen Inhaltes der Schrift wird mit dieſem Streben Hand in Hand ſchreiten. Auch das Verſtändnis all ihrer Denkungen in Bild, Klang und Gedanken wird ſich läutern. Vor allem aber muß uns die Erkenntnis werden, daß die Schrift eine Darſtellung menſchlich-natürlichen Seins iſt und mit den Forderungen einer ethiſch gerichteten neuen Körperkultur übereinſtimmt.

Nur die Einſicht kann heute geboten werden. Den Weg ſchreitet der Menſch ſelbſt.

Rudolf von Laban

Deutſchtum In Anknüpfung an Hölderlins Ausſpruch: wir ſind nichts, was wir ſuchen iſt alles, hat Lagarde, der große Erzieher des deutſchen Volkes, geſagt: das Deutſchland, welches wir lieben und zu ſehen begehren, hat nie exiſtiert und wird vielleicht nie exiſtieren; das Ideal iſt eben etwas, das zugleich iſt und nicht iſt: es iſt die im tiefſten Herzen der Menſchen leuchtende Sonne, deren Schein fahl und bleich wird, wenn ſie aus den Tiefen der Seelen an das Tageslicht emportaucht.

Die deutſche geſellſchaftliche Kultur der Zukunft wird dort einzuſetzen haben, wo ihre Entwicklung jäh abgebrochen worden iſt, bei der Goetheſchen Zeit mit ihrem Ideal der Menſchlichkeit. Denn unter allen Völkern Europas ſind wir das einzige, das einem ſolchen Ziele Ausdruck zu geben und Verbreitung zu ſchaffen befähigt iſt. Hundert Jahre ſpäter freilich hat Lichtwark über die deutſche Geſellſchaft, oder vielmehr das, was ſich dafür ausgab, das harte Urteil fällen müſſen: es habe wohl bisher nie eine geſellſchaftliche Oberſchicht ſo ohne Kulturbedeutung gegeben wie die deutſche der Gegenwart: Gemeinplatz und Banalität herrſche da vor. Doch blickt er mit Vertrauen in die Zukunft, da die Schule, die Univerſität und das Heer an ihr arbeite. In welcher Richtung die Entwicklung in ihr zu ſuchen ſei, macht er an dem Beiſpiel des Offiziers klar: das ſei der einzige Mannestypus, den es neben dem andern des Gentleman gäbe; beide ſeien aus dem feſtgeſeſſenen Landadel hervorgegangen; für beide ſei es bezeichnend, daß an ihre Vertreter allſeitige Anforderungen geſtellt werden, die aus dem Mittelpunkt der Perſönlichkeit heraus befriedigt werden müſſen (Der Deutſche der Zukunft, 1901).

Was die Kultur des geſamten deutſchen Volkes oder nach Goethe die Volkheit betrifft, ſo beruht ſie auf den Beſonderheiten, die ſich im Lauf der Geſchichte entwickelt haben und allen Stammesgenoſſen gemeinſam ſind, bei den andern Völkern aber in ſolcher Form nicht vorkommen. In ſchärfſtem Gegenſatz zu dem engliſchen auf Gleichmacherei hinauslaufenden Ideal der Ziviliſation ſtehen wir durch unſern Trieb zu unbedingter Ausprägung der Perſönlichkeit. Hier wiederum erhebt Lagarde ſein Wort als Anwalt: Originalität iſt überhaupt, weil und wenn ein ethiſches Gut, nichts Angeborenes, ſondern etwas Erworbenes: die Forderung beſteht überall, nicht bloß in Deutſchland, daß die menſchliche Geſellſchaft nur aus Originalen ſich zuſammenſetze, weil Gott denſelben Gedanken nicht zweimal denkt, alſo jeder von Gott gewollte Menſch anders ſein muß als ſein Nebenmenſch. Deutſchland, fährt er fort, würde gegründet werden, indem wir gegen die jetzt gültigen Laſter erſichtlich undeutſch beeinflußter Zeit uns verneinend verhielten, indem wir zur Abwehr und Bekämpfung dieſer Laſter einen offenen Bund ſchlöſſen, in dem jedes einzelne Glied dieſes Bundes den treuherzigſten Haß gegen ſeine eigenen Fehler, und eine beſcheidene, ſcheue aber warme Liebe für alles hegte, was ihm — ich ſage nicht gut, ſondern etwas anderes, wie mich däucht, völlig Deutſches — echt zu ſein ſchiene und ſich als echt erprobte. Eine Aufgabe von Jahrhunderten!

Dafür können wir auch das Zeugnis weiterer führender Deutſchen anrufen, die dasſelbe mit anderen Worten ausdrücken. Fichte ſagt: Charakter haben und deutſch ſein iſt ohne Zweifel gleichbedeutend; Treitſchke ſpricht von der erbarmungslos grauſamen deutſchen Wahrhaftigkeit; Langbehn endlich, der in bezug auf die Kunſt Rembrandt als den Vertreter echter Germanenart verherrlicht, widmet dieſem die Worte: Rembrandts Kunſt, die der griechiſchen Heiterkeit, des griechiſchen Maßes und der griechiſchen Ruhe ſo durchaus entbehrt, iſt vielleicht im griechiſchen Sinne

die ſtärſte Barbarei, die es je gegeben hat; eben darum kann und ſoll ſie uns Deutſchen, die wir einmal „Barbaren“ ſind und bleiben, als ein Muſter deutſcher Bildnerei und Bildung gelten.

Daß dieſer unbändige Freiheitsdrang ſich ohne weiteres mit unſerer ausgeſprochenen Anlage für Gehorſam und Geſetz verbindet, bleibt dem Auslande, das die Freiheit in einem weit äußerlicheren Sinne zu faſſen gewöhnt iſt, unverſtändlich. Das braucht uns aber ebenſowenig anzufechten wie der ſcheinbare Widerſpruch, der zwiſchen dieſem Selbſtändigkeitsdrang und unſerer Bereitwilligkeit beſteht, vom Auslande diejenigen Anregungen aufzunehmen, die unſerem Weſen angemeſſen und uns weiterzufördern geeignet ſind. Wie nach Jakob Burckhardt des Höchſten über die Erde nicht ſo viel zerſtreut iſt, daß heute ein Volk ſagen könnte: wir genügen uns vollſtändig, ſo werden wir fortfahren, bezeichnende Vertreter ausländiſchen Denkens wie den feinſinnigen Italiener Fogazzaro, den philoſophiſchen Irländer Meredith, ſelbſt den ſkeptiſchen Franzoſen Anatole France zu würdigen, und wohl in ſtärkerer Unbefangenheit als ſie der Mehrzahl ihrer Landsleute eignet. Nur werden wir ſolche Vertreter der fremden Völker ſtets als Zeugen einer Anſchauungsweiſe empfinden, die ſich mit der unſrigen nicht deckt, ſie wohl anzuregen vermag, jedoch nicht fähig iſt das Tiefſte, was in unſerer eignen Seele liegt, zum Ausdruck zu bringen. Zeugnis dafür bieten uns Dürer, der den Einfluß der Renaiſſance, und Goethe, der den Einfluß der Antike ſchließlich doch wieder überwanden, um in ihren Spätwerken zu der deutſchen Eigenart ihrer Jugendzeit zurückzukehren.

Woldemar von Seidlitz

Gedanken zur Zeit

Förderung Begabter. An einem Berliner Miniſterium finden Beratungen ſtatt, in welcher Weiſe Begabte, die bereits im Berufsleben eine lediglich praktiſche Ausbildung erlangt haben, gefördert werden könnten. Falſch wäre der Weg, beſondere Schulen zu errichten — neuerdings ſpukt das Schlagwort „Räteſchule“. Der einzige Weg iſt Eintauchen der Begabten in eine Gemeinſchaft, deren Lebensgefühl in einem Verhältnis zum Geiſte beſteht. Denn was dem Menſchen, der in der materiellen Lebensnot aufwächſt, fehlt, iſt in erſter Linie nicht das, was man durch Fortbildungskurſe lernt, ſondern durch vorbildliches Leben und demütiges gemeinſames Dienen einer Idee. Es fehlt ihm ſozuſagen die Kinderſtube.

Man kann heutzutage nur den nächſten, den erſten organiſchen Schritt tun, um das in den letzten Jahrzehnten allzu gehemmte Aufſteigen mittelloſer Elemente in verantwortliche Lebensſtellungen wieder fließend zu machen, den Schritt der ſeeliſchen Vorbereitung. Dieſer Schritt beruht nicht in Veranſtaltungen, die die Köpfe junger Arbeiter mit intellektuellen Theorien füttern, ſondern in Möglichkeiten, die in ihm die Fähigkeiten ausbilden, auszuwählen und eigene Wertſchätzungen zu bilden. In erſter Linie muß er aus der Stadt heraus in direkte Berührung mit der Natur und ſchlagwortfreien Menſchen gebracht werden, er muß Weſentliches vom Unweſentlichen unterſcheiden lernen.

Die Aufgabe, die im Mittelalter das Kloſter erfüllte, muß jetzt eine neue Organiſation in Geſtalt ländlicher Volkshochſchulheime übernehmen. Die Form der ſkandinaviſchen Heime iſt nur vorbildlich in bezug auf Gemeinſchaftsleben, der Unterricht dagegen muß in ganz anderer Weiſe gehandhabt werden, er beſteht in der Hauptſache in der Anleitung zum Wirklichkeitsſehen und eigenem Urteil, er beſteht in dem gemeinſamen Arbeiten von Lehrern und Schülern an beſtimmten Lebens- (nicht

Wiſſens-) Problemen. Damit wird dem Strebertum, das von der Bourgeoiſie in die Schicht des Revolutionsgewinnlers überzugehen droht, der Boden abgegraben. Das Programm, die Richtung der Lehrenden iſt völlig gleichgültig, es müſſen ſogar alle Richtungen vertreten ſein, entſcheidend iſt nur der Perſönlichkeitscharakter des Lehrenden, der vom höchſten Verantwortungsgefühl getragen ſein muß.

Es genügt vorerſt die Gründung von einem Dutzend Heimen, deren Organiſation nicht einer Behörde, ſondern einem bewährten Vertrauensmann des Volkes als Treuhänder übergeben werden muß, damit „Geiſt" lebt und nicht etwa über ihn geredet wird. Keine Kommiſſion kann dieſen Geiſt beraten, ſondern ein Menſch von der Art Grundtvigs muß ihn ſelbſt leben und durchzuſetzen vermögen.

Es kann ſich vorerſt nur um einige Dutzend Menſchen handeln, aus denen heraus ſich die Bewegung entwickeln muß. Geiſtiges läßt ſich nicht organiſieren, ſondern es muß aus Keimen und Zellen herauswachſen. Die geſchichtliche Analogie für den heutigen Begabtenaufſtieg iſt die mittelalterliche Bauhütte, der Handwerker in ihr wurde zum Künſtler nicht durch Einrichtungen, ſondern durch ſeine innere Dynamik. Intellektualiſtiſche Begabungen auszuſieben, führt zu keiner Stoffwechſelerneuerung, denn ſie vermehren nur die Überzahl der nicht verantwortlichen Schlagwortredner und Ellenbogenmenſchen. Der Begabtenaufſtieg iſt kein politiſches Schlagwort, ſondern er iſt eine zarte Pflanze, die langſam wachſen muß. Eugen Diederichs

Nachbemerkung Zu „Hans Hartmann, Die Kriſis in der Sozialdemokratie", Oktoberheft 1920, S. 494 ff: Der Aufſatz iſt der Niederſchlag eines Vortrags, der auf einer freien Konferenz von Sozialiſten des Induſtriegebietes unter Einſchluß namhafter Führer in Solingen-Foche am 18. Juli gehalten wurde. Damals ſtand alſo das Problem der 3. Internationale noch nicht im Vordergrunde. Das ſoll nicht heißen, daß der Inhalt des Aufſatzes heute nicht mehr wahr wäre — im Gegenteil —, ſondern er ſoll begründen, warum ein näheres Eingehen auf die 3. Internationale fehlt. L.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Tagung der ſozialen Jugendgemeinſchaften* Durch die Finſternis unſerer Zeit geht jeweils ein Aufleuchten wie von kommendem Morgenrot. Es ſtrahlt aus jungen Augen und flammt auf aus jungen Herzen.

In Jena hatte ſich in der letzten Septemberwoche der Deutſche Verband ſozialer Jugendgemeinſchaften zu ſeiner Hauptverſammlung zuſammengefunden.

Das ſtarke und zugleich ſchlichte Wollen einer neuen begeiſterungsfähigen Jugend gab dieſer Tagung ein beſonderes Gepräge. Ein Wollen, dem das Wort nur Behelf und Hilfsmittel iſt, um die Wege zur ſchaffenden Tat zu finden. Im Anfang war die Tat. Tat iſt Leben und Freude, Tat iſt Religion und Bekenntnis. Es fiel wiederholt das Wort: nüchtern in dem guten Sinne des Verzichts auf die ſich an ſich ſelbſt berauſchende Phraſe. Klar, knapp und zielſtrebig war der Ausdruck, den das Streben und Sehnen dieſer neuen Jugend fand, die mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit den Referaten folgte und mit lebhaftem Eifer ſich an den Ausſprachen beteiligte.

Von beſonderer und förderlicher Prägung war der Vortrag, in dem ein Mitarbeiter der Zeiß-Werke das Lebensbild Abbes, den Werdegang und die kulturelle

*Die Anſchrift der Geſchäftsſtelle der Sozialen Jugendgemeinſchaft iſt: H. Denzel, Stuttgart, Schloßſtraße 49.

Bedeutung ſeines Werkes erſtehen ließ. Wie hier mit dem Werk eine Arbeiterſchaft wurde, die aufrechtes Menſchentum ihr eigen nennt, und ein erſter Verſuch zu jener Sozialiſierung gemacht iſt, die die Vorzüge des privatkapitaliſtiſchen Betriebes mit der Verwendung des Ertrags für die Allgemeinheit vereint.

Der zweite Verhandlungstag gehörte der Geſinnungsbildung. Er wurde zu einem Erlebnis, in dem zutage trat, wie ſtark ein Teil unſerer heutigen weiblichen Jugend ſich wieder mit Glaubens- und Gottesfragen beſchäftigt. In den Vormittagsſtunden wurden „Glaubensbekenntniſſe“ konfeſſioneller Art abgelegt, deren ſchönes Charakteriſtikum darin zu erblicken iſt, daß ſie trotz der von den jugendlichen Berichterſtatterinnen noch beſonders betonten konfeſſionellen Gebundenheit in ihrem Tiefſten durch die Konfeſſion über ſie hinaus in das Land des Reinmenſchlichen ſtrebten.

Ganz im Zeichen dieſes Reinmenſchlichen ſtand das, was Siegmund Schultze am Nachmittag als Lehre und Beiſpiel aus ſeiner reichen Erfahrung ſozialer Hilfsarbeit im Oſten Berlins gab. Er zeigte dieſen jungen Mädchen, von denen die meiſten aus ſo ganz anderen Lebenskreiſen ſtammen, die Wege zur wahrhaft fruchtbringenden ſozialen Arbeit. Die Wirklichkeit müßten ſie ſehen lernen, wie ſie in den Arbeiterquartieren von Berlin O zu Hauſe iſt. Die ganze Verödung des Arbeitslebens, die Unſicherheit der Exiſtenz, all das Wohnungselend und den Wohnungsjammer mit ſeinen Folgen. Da würden und müßten ſie das Schweigen lernen, das Stilleſein der Verzweiflung ob ſolcher Not, das Stilleſein der Ehrfurcht vor der Heldenhaftigkeit dieſer Männer und Frauen und das Stilleſein der Sammlung aller Kräfte zur helfenden Tat, die am ſtärkſten zum Ausdruck kommt in dem Willen zur Gemeinſchaft. Er zeigte das Weſen und die beſte Form der Siedlung der materiell und ideell Lebensſtärkeren zwiſchen den Schwächeren auf und die Pflichten, die ſich daraus für den ergeben, der den Willen zur Gemeinſchaft und ſozialen Hilfeleiſtung hat.

Gottesdienſt auch dieſe Ausſprache und Wegweiſer. Der Gottesdienſt eines, dem der Menſch als das Göttlichſte und Verehrungswürdigſte erſcheint und der darum nichts Höheres zu künden und zu fordern weiß als den Dienſt am Menſchen.

Ich glaube, daß dieſe Ausſprache einen guten Boden fand. Dieſe weibliche Jugend kennt das Unjugendlichſte, was es gibt, den Verzicht, aus einer drückenden Nähe. Der Krieg und die Kriegsfolgen haben vielen dieſer jungen Menſchenkinder jede Hoffnung auf die volle Lebenserfüllung geraubt, auf die jeder, Mann und Weib, einen gerechten Anſpruch hat. Da haben ſie als tapfere Menſchen die mütterliche Wärme, die in ihnen nach Ausdruck und Betätigung rang, in den Dienſt der Hilfsbedürftigen geſtellt und ſind daran reicher und ſtärker und ſind uns eine Hoffnung geworden. Denn das iſt das kulturell und menſchlich Bedeutungsvolle dieſer Tagung, daß ſie uns junge Menſchen zeigte, die die Arbeit für die Allgemeinheit nicht als einen kümmerlichen Lebenserſatz empfinden, ſondern in freudiger Lebensbejahung ſich in den Dienſt der Leidminderung und des ſozialen und kulturellen Fortſchritts geſtellt haben.

Man redet ſoviel von der Fäulnis und ſittlichen Verrohung und Verderbnis einer Zeit, die durch den gewaltigſten Kriegsſturm aus allen Angeln von Zucht und Sitte gehoben worden iſt. Man hat ein Recht, darüber zu klagen. Um ſo freudiger darf und muß man aber auch die andersartigen Tendenzen begrüßen, wie ſie in der Weimarer Tagung der ſozialdemokratiſchen Arbeiterjugend, wie ſie in der Jenenſer Tagung einer ohne Rückſicht auf Partei und Konfeſſion zuſammengeſetzten Jugendgemeinſchaft zum Ausdruck kommen. In ihnen bekundet ſich das Walten von innen heraus wirkender geſundender Gegenkräfte. In ihnen begrüſſen wir das von Jugendkraft geſchwellte, von der Zuverſicht und dem Glauben der Jugend getragene Wollen zur Tat und das Wollen zur Freude.

Wir können getroſt ſein, ſolange in unſerem Volk noch Kräfte lebendig und am Werke ſind, die von ſich ſagen dürfen:

Wir ſtreuen der Zukunft wogende Saat.
Unſer das Wollen und unſer die Tat.

Henriette Fürth

Der Reichsjugendring Der Schritt von Jugend**bewegung** zur Jugend**arbeit** wird allerorts getan. Die Jugend ſtellt ihre ſchöpferiſchen Kräfte bereit und beginnt zu ſchaffen.

Mit größter Deutlichkeit zeigte dies die **Tagung der deutſchen Jugendringe auf der Leuchtenburg**. Aus allen Teilen des Reichs waren Vertreter erſchienen. Überall hat ſeit der Revolution und in noch ſtärkerem Maße ſeit den Kinoſtürmen des vorigen Herbſtes die Jugend aller Richtungen in den einzelnen Orten ſich zuſammengefunden und „Ringe" gebildet zur Abwehr alles das Jugendleben bedrohende, zur inneren Erſtarkung und zu neuem Schaffen. Aus der Erkenntnis ihrer gemeinſamen Aufgaben heraus haben ſich dieſe nun zum Reichsjugendring zuſammengeſchloſſen.

Es gilt, die Einheitsfront aller im jugendlichen Sinne Schaffenden herzuſtellen, ganz gleich, wo ſie ſtehen. Es iſt eine große Aufgabe, und die Tagung hat eins klar gezeigt: Unſern Willen zur Macht. Wir fliehen nicht mehr vor den Ungeheuern Stadt und Schule und Staat. **Dieſe** Romantik iſt vorbei.

Wir fordern. In den einzelnen Städten ſtehen die Jugendringe in ſchwerem Kampfe mit den Stadtbehörden um ihre Anerkennung und die Gewährung ihrer Forderungen, und nun treten wir ernſt fordernd an den Staat.

Daß der junge unverdorbene Menſch noch in ſich die höchſten Maßſtäbe des Sittlichen trägt und daß der Geſunde ein Recht hat zu herrſchen und dem Verfall Einhalt zu tun, rufen wir den Alten zu, die das Volk ſeeliſch ausbeuten, ſeine beſten Kräfte aus bloßer Geldgier zugrunde richten. Wir ſehen ganz klar und ſcharf vor uns einen großen Kulturkampf, aus dem der junge ſtrahlende Menſch, wie wir ihn erſehnen, frei und groß hervorgehen muß.

Wir wiſſen, daß noch vieles zuſammenbrechen muß, ehe von Grund auf neu geſchaffen werden kann, und ſo ſtürzen wir gern den Kitſch auf allen Gebieten ein, dadurch weckend und rufend alle Kräfte des Anfangs und des Aufgangs. Noch iſt vieles klein, unſcheinbar oder krampf oder ſcheint äußerlich, aber überall iſt Kern und feſter Boden, in jeder der 40 Ringſtädte eine zielbewußte Kampfgruppe, hinter die die Maſſen, Arbeiter wie Deutſchnationale Jugend, ſich ſtellen, wenn von neuem Kampf losbricht. Die Jugend ſoll inmitten der Welt des Verfalls ihren Staat des Aufbaues ſich ſchaffen, ſie ſoll alle guten Kräfte zu ſich ziehen, damit ſie helfen am Bau und an der lebendigen Ausgeſtaltung ihres Domes, und ſoll ſcharfen unerbitterlichen Kampf dem Kitſch und Verfall ankünden, damit dem Volk die Augen aufgehen und ein jeder wiſſe, was gut und ſchlecht, und ſich entſcheide.

Es iſt die große Frage, die in dieſen Forderungen ihre Bejahung findet: Wird es gelingen, die großen Kräfte der Jugendbewegung zu einen und vom Reden zur Tat, zur Geſtaltung aller Verhältniſſe und zum Diktieren der neuen großen Richtung zu bringen?

Leuchtenburg hat die Frage uns bejaht.

Der Jugendring iſt der Weg, der gegangen werden muß, um die breite tragfähige Baſis zu ſchaffen, um in all das Auseinander und Aneinandervorbei eine klare jugendkämpferiſche Zielrichtung hineinzubringen.

Und er wird gegangen. Aus allen größeren deutſchen Städten und ſelbſt aus Öſterreich bringt jeder Tag neue Kunde vom Schaffen vereinter Jugend. Keine Organiſation, ſondern eine Stelle der zielbewußten Arbeit iſt als Ausdruck des gemeinſamen Willens hingeſtellt worden.

Es iſt das Hauptarbeitsamt der deutſchen Jugendringe (Leipzig-N., Frommannſtraße 3). In ihm laufen alle Fäden aus allen Gauen zuſammen, und von hier aus ſoll der Kulturkampf der Jugend wieder hinausgetragen werden ins ganze Land. Hier mitzuhelfen, iſt Pflicht eines jeden, der nicht dieſen oder jenen Verein

unterſtützen will, ſondern der beſtrebt iſt, der großen geeinten und weſentlichen Sache aller Jugend zu helfen, die die Leuchtenburgloſung bejaht:

Durch Liebe, Wahrheit und Reinheit zur Arbeit und Einheit.

F. T.

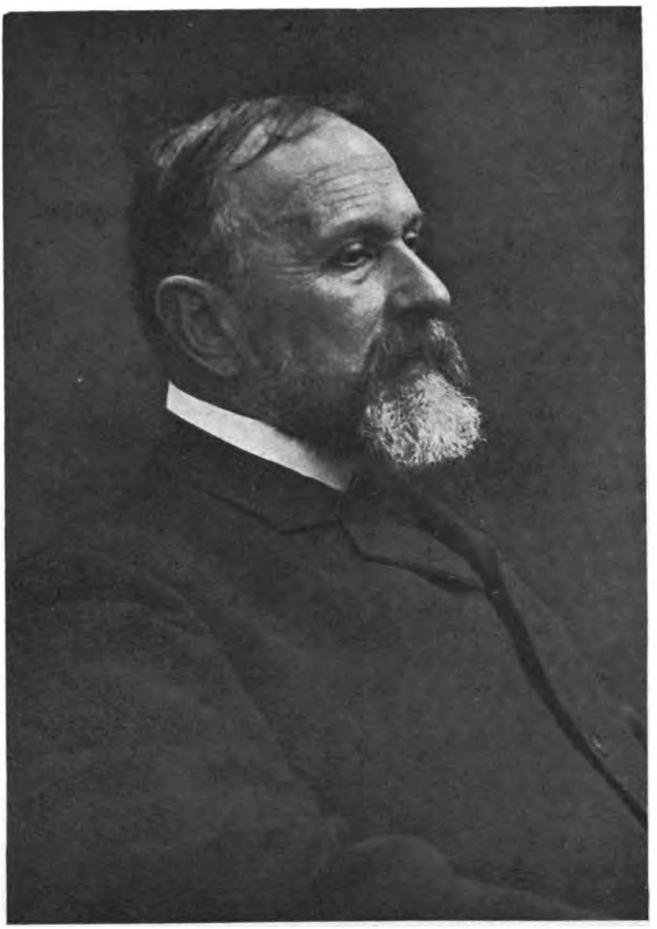
Freiſtudentiſcher Bund Der Freiſtudentiſche Bund hielt am 18. und 19. September in Weimar — zum erſtenmal ſeit Pfingſten 1914 — ſeine Tagung ab. Sie bewies ebenſo wie die Tagung der jungen Freiſtudenten in Marburg zu Anfang Auguſt das Neuerſtarken der freiſtudentiſchen Bewegung. Die allgemeine Lage innerhalb der Studentenſchaft wurde eingehend beſprochen und im Anſchluß daran vornehmlich organiſatoriſche Fragen behandelt. Als Vorſtand wurde gewählt: Rechtsanwalt Vaterrodt (Köln, Minoritenſtr. 13), Privatdozent Dr. Prinz (Frankfurt a. M.), Pfarrer Rade (Steinbach Hallenberg), als Beirat: Studienrat Dr. F. Behrend (Charlottenburg), Privatdozent Dr. Berendſohn (Hamburg) und Amtsgerichtsrat Dr. Guttmann (Berlin). L.

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

H. Dahl, Breslau, Palmſtraße 18, Penſion Randfuß; Prof. Dr. A. Drews, Karlsruhe i. B; Dr. Ehrentreich, Potsdam, Alte Luiſenſtraße 78; Eugen Fiſcher, Berlin-Wilmersdorf, Barſtraße 30; Henriette Fürth, Frankfurt a. M., Baumweg 37; Dr. P. Th. Hoffmann, Dresden-A., Fürſtenſtraße 20; R. von Laban, Stuttgart, Eugensplatz 5; Landrichter R. May, Hamburg 37, Hanſaſtraße 40; Stadtpfarrer R. Planck, Winnenden (Württemberg); Dr. H. Potthoff, München, Ainmillerſtraße 33; Wilhelm Puff, Nürnberg, Schoppershofſtraße 36, III; Hauptlehrer A. Schildecker, Heidelberg, Brückenkopf 11; Geheimrat Woldemar von Seidlitz, Dresden-Blaſewitz, Reſidenzſtraße 33; Landgerichtsrat Dr. jur. M. R. Senf, Altenburg i. Thür., Georgenplatz 2a; Fritz Täuber, Leipzig-R., Frommannſtraße 3; Dr. A. T. Wegner, Neuglobſon a. Stechliner See (Mark).

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 15.—, durch die Poſtanſtalten M 15.— und Beſtellgeld, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 16.20, für das Ausland: Schweiz 5.— Frcs., Holland 2.50 Fl., Nord. Staaten 4.25 Kr. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von M 3.— einſchl. Porto

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig



Carl Spitteler
der neueſte Nobelpreisträger

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

12. Jahrgang | Heft 9 | Dezember 1920

Eugen Diederichs
Volk und Vaterland

Was ist der Begriff „deutsches Volk"? Im Gefühl weiß man es sofort, es sagt uns ein inneres Verbundensein zu jedem Volksgenossen, was wir gemeinsam in der Einstellung auf das Leben haben, das sozusagen aus chaotischen Elementen heraufwächst. Wollen wir uns aber einen Begriff vom Deutschtum machen, versinkt vor dem Auge jede Volksmasse, und es sind nur wenige Namen wie: Hohenstaufen, Walter von der Vogelweide, Meister Eckehart, Grünewald, Dürer, Luther, Goethe, Fichte, Bismarck u. a., die deutlich die bisher erreichten Formen deutschen Wesens zeigen und mir für die Orientierung meines Wollens zur Zukunft hin einen Maßstab geben. Im Hinblick auf die Großen unseres Volkes scheint mir tiefstes Ringen um die Probleme des Lebens eigentliches deutsches Wesen zu sein, und ich formulierte während des Weltkrieges in der „Tat": Deutsch sein, heißt jedem das Recht auf die Entfaltung seines eigenen Wesens zuzugestehen.

Darum heißt die erste Forderung an jeden Deutschen: Entfalte deine schöpferischen Kräfte. Freilich, blickt man heute auf unser Volk, so scheint es bei oberflächlicher Betrachtung ganz benommen von der Sucht nach Betäubung durch die Gier des Erraffens und erstickt von Zeitungslügen und politischem Phrasengerede zu sein. Der Zusammenbruch hat offenbar gemacht, wie dünn die Schicht schöpferischer Menschen in ihm ist. Und mit dem Aufsteigen neuer unverbrauchter Kräfte von unten herauf allein ist es auch noch nicht getan, sie müssen erst den Weg zur Form finden. Das Entscheidende zum schöpferischen Wirken ist die Gestaltungskraft, der Charakter und die Fähigkeit zum Werten, die im

beiderſeitigen Zuſammenarbeiten bewußt Weſentliches und Unweſentliches ſcheidet und damit den Weg zur Form freimachen.

Mir ſcheint, Deutſchland iſt nach ſeinem Zuſammenbruch vor die Aufgabe geſtellt, ſein völkiſches Weſen in einer neuen Form ſichtbar zu machen, und die ſchöpferiſchen Kräfte unſeres Volkes haben dieſe Aufgaben von einem neuen Lebensgefühl aus zu löſen. Es wäre ganz falſch und unfruchtbar, dieſes Lebensgefühl von irgendeinem idealiſtiſchen Standpunkt aus predigen zu wollen, es wird in einer kleinen Schicht des Volkes, die durch alle Stände geht, zuerſt entſtehen, es wird ſichtbar werden durch die Art der Lebensführung, und zu gleicher Zeit wird es in der Kunſt Ausdruck finden und dadurch der Maſſe näherkommen.

Wodurch iſt es im Entſtehen? Direkt durch geiſtige Keime und indirekt durch wirtſchaftliche Notlage. Es iſt der Widerpart zu unſerer modernen mechaniſierten Großſtadtgenußſucht und ihrem Fabrikarbeitsleben. Es iſt der Grundirrtum des politiſch-ſozialiſtiſchen Dogmas, daß geiſtige Keime aus wirtſchaftlichen Bedingungen heraus erwachſen. Durch deren günſtigere Geſtaltung läßt ſich höchſtens der Weg für ſie freimachen, aber ihre Entſtehung iſt vielmehr das Wunder des unerſchöpflichen Lebens, iſt Gnade kosmiſcher Mächte. *Nur religiöſe Zeiten der Menſchheit bringen ein Aufblühen ſchöpferiſcher Kräfte hervor, und darin liegt eingeſchloſſen nicht nur ein Pflegen lebendiger religiöſer Kräfte der Gegenwart, ſondern auch ein Wurzeln in der Vergangenheit als ein objektives Verhältnis zur Form.*

Die geiſtige und wirtſchaftliche Not unſerer Zeit läßt ſich in eine einfache Formel faſſen. Nicht nur dem deutſchen Volk, ſondern allen Völkern Europas fehlt mehr oder weniger eine aus innerem Entfaltungsbedürfnis kommende religiöſe Einſtellung zum Leben und damit zum Geiſt. Der Sinn des Lebens beſteht für den Europäer im Erwerb, der Alter und Zukunft der Nachkommen ſicherſtellen ſoll, ſein Lebensſtil iſt Geſchäftigkeit. Der Lebensſtil des religiöſen Menſchen beruht aber auf ſeinem Werk, dem geiſtigen Verhältnis zu ſeiner Arbeit. Sein innerſtes Bekenntnis iſt das Erleben der Ehrfurcht und der Mächte der Gnade. Es iſt ein Zeichen der Unfruchtbarkeit und geiſtigen Faulheit, auf einen kommenden gewaltigen religiöſen oder nationalen Führer zu hoffen und dabei nichts weiter anzufangen, als rückwärts zu dem, was die Vergangenheit geleiſtet hat, zu blicken. Dieſer Vorwurf trifft ſowohl die Kirchen als auch die politiſche völkiſch-nationale Bewegung der Neuzeit. Alles Harren auf die ungewiſſe Zukunft kann ſich nur durch eigene Tat, nicht durch äußere Begeiſterung auslöſen.

Was haben wir unter eigener Tat zu verſtehen? Seiner Sehnſucht ein feſtes Ziel zu ſetzen, ſeine Inſtinkte rein zu halten und damit ſein Verhältnis zur Idee nicht aus fremder Seele zu übernehmen, ſondern

ſie aus eigenem Verhältnis zu ſelbſterlebten Wirklichkeiten zu entwickeln. Wie ſelten ſind die Menſchen innerhalb unſerer Ziviliſation, die ihr Leben als ſtetiges Experiment, als Probe auf ihre Anſichten hin, auffaſſen. Faßt man aber ſein Leben ernſthaft als ein ſolches Experiment an, ſo kommt man dadurch zu einem feſten und fruchtbaren Verhältnis zur Tradition, zu den Kräften der Vergangenheit. Zu allem Vorwärtsſchreiten gehört Verwurzelung.

Es iſt entſcheidend für die Zukunft des deutſchen Volkes, wie weit es eine richtige Stellung zu den religiöſen Keimen, die in der Vergangenheit liegen, nimmt und zugleich mit einer irrationalen Einſtellung zum Leben verbindet. Es hängt von den praktiſchen Verſuchen ab, die eine gewiſſe Schicht, die ſich nicht nach dem Schema Bourgeoiſie oder Proletariat teilt, machen wird und machen muß. Ihre erſten Anzeichen werden dem ſchauenden Auge offenbar als Suchen nach neuen Gemeinſchaftsformen in Geſtalt von Siedlungsverſuchen und Arbeitsgemeinſchaften, auch als ein Eingeſtelltſein auf den Rhythmus in dem Rahmen der Körperkulturbeſtrebungen durch ſchaffenden Tanz (nicht Sport) und damit als Suchen nach den Formen einer lebenſchaffenden Feſtkultur (Rudolf von Laban). Es finden die erſten taſtenden Verſuche ſtatt, dem Land durch Handwerk und intenſive Bodenkultur wieder zu einer geiſtigen Wechſelwirkung mit geſunder Stadtentwicklung zu verhelfen (Leberecht Migge). Das Überbrücken der Klaſſengegenſätze zeigt ſich durch einen anderen Begriff der Bildung an (Richard Benz), denn es heißt in Zukunft nicht hie Bürgertum — hie Proletariat, ſondern hie auf geſchaute Bilder eingeſtellter ſelbſtſchöpferiſcher Menſch — hie ſyſtematiſierender Intellektualiſt.

Es iſt ganz unfruchtbar, ſich intellektuell als religiöſe Entwicklung eine ſogenannte kommende Syntheſe von Orient und Okzident oder von Katholizismus und Proteſtantismus zu denken. Beide Prinzipien, die weiblich paſſive Seele des Orients und die fauſtiſch tätige Seele des Okzidents werden immer ſelbſtändig in gegenſeitiger Ergänzung geſondert beſtehen müſſen, ebenſo das katholiſche Gemeinſchaftsprinzip und der proteſtantiſche Individualismus. Das ſchließt aber nicht aus, daß katholiſcher Dogmatismus ſowohl wie proteſtantiſcher Subjektivismus gründlich und endgültig abgewirtſchaftet haben und daß aus ſchlichtem religiöſen Gemeinſchaftsleben, das auf überſinnliche Mächte eingeſtellt iſt, in enger Verbindung mit einem nach ſeeliſcher Weite orientierten Individualismus ein neues religiöſes Lebensgefühl ſich emporringt, das die ganze Volksgemeinſchaft wie in den Zeiten der Gotik umfaßt. Vielleicht wird unſer Führer dazu Goethe ſein, der religiöſe Goethe, der ſich in ſeiner Stellung zu den Urphänomenen des Lebens offenbart, der Goethe des organiſchen Schauens, der Goethe der Ehrfurcht vor den objektiven Gewalten des Lebens (Ernſt Michel).

Alles echte, tiefe Leben bedeutet Opfer. „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete“, ſagt der Apoſtel Paulus, „und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weisſagen könnte und wüßte alle Geheimniſſe und alle Erkenntniſſe und hätte allen Glauben, alſo, daß ich Berge verſetzte und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich nichts.“ Nur der ſich verſtrömende Menſch geſtaltet ſein Weſen zur Harmonie, zum Schauen des Göttlichen.

Für germaniſches Denken geht der Begriff Vaterland ſtets über die politiſchen Grenzen hinaus und umfaßt alle, die in der Volksgemeinſchaft geiſtig verbunden ſind. So wandert zum Weihnachtsfeſt unſere Liebe weit über die Grenzen des heutigen Deutſchlands zu allen Volksgenoſſen gleichen Empfindens und auch zu den im Suchen nach Gott verwandten Seelen fremder Völker und ſagt: Bruder ſchau um dich, das Himmelreich auf Erden iſt heute ferner als je. Laßt uns aber, feſt auf dem Boden der Wirklichkeit ſtehend, zuerſt dadurch an ſeinem Kommen arbeiten, daß ein jeder mit ſich ſelbſt Ernſt mache, um edel, hilfreich und gut zu werden.

Victor Meyer-Eckhardt / An die Liebe

O Liebe o Liebe du weißt,
daß ohne dich meine Seele
ärmer als Felſen im Schnee
aufragt ohne Bewegung
in die wundertätige Luft.

goldene Wolken vom Frühling geſendet
riſſen ſie nicht höher hinauf,
und auch der Fluren Geheimnis
zöge ſie nicht an die Tiefen der Erde.

einmal noch, Liebe, ſieh mich an,
daß ich mich hebe zum Himmel hin,
daß ich werde die Zierde der Nacht
vergleichbar dem Zuge der Sterne,
oder ähnlich dem Abendtau
freundlich erfülle die Täler der Menſchen,
Labung der Nachtigallen
und der Brüder und Schweſtern in dir.

alſo Liebe, laß mich enden,
alſo mich hoffen bis in den Tod.

Ulrich Leo/Die Pforte zum Märchen

Es gibt ein Märchenland, und um das Märchenland gibt es einen Zaun, durch den man nicht ſehen kann; in dem Zaun iſt eine Tür, und der erſte, der die Tür aufmachte, iſt der Eroberer des Märchenlandes und der Erfinder des Märchens geweſen. Vielleicht hieß er Adam; ſeine Kinder hatten in ſeine großen, der Welt noch fremden Augen hineingeſehen, und er hatte gewußt, daß ſie ihn fragen wollten, wie ſie in dieſes wilde Land gekommen wären; Kains und Abels Augen fragten ihn das, als ſie noch nicht von der Gewalt und vom Tode wußten. Er träumte nachts darauf einen Traum von göttlicher Herrlichkeit, und am nächſten Morgen erzählte er ihnen den Traum vom Paradies, als ſei er Wirklichkeit geweſen; „Als die Mutter und ich noch jünger waren, da ſind wir in einem Garten voll Früchte und Blumen und bunter, weicher Tiere und voll Papageien und Seidenvögel geweſen; da duftete und blühte es, und der Himmel war viel blauer als hier; es gab zu eſſen, ohne daß wir ackern mußten, und ein guter alter Mann war bei uns, der uns ſchöne Geſchichten erzählte und viele herrliche Dinge lehrte. Nun ſind wir da nicht mehr, aber wenn Ihr einmal groß und gut ſeid, dann dürft Ihr den Garten ſuchen." — Leider konnten die beiden kleinen Jungen zwar groß und ſtark werden, aber gut blieben ſie nicht; ſo blieb das Paradies für ſie ein Märchen und der Traum vom Paradies ein Traum, und von der Pforte des Märchenlandes wich der Schwertträger nicht. Aus Traum und Kinderaugen und Vaterſorge war das erſte Märchen geworden, eine glückliche, zeitloſe Phantaſie des mühebeladenen Menſchen, der noch mehr für ſeiner Kinder Zukunft als für ſeine eigene Gegenwart bangt; viele Märchen ſind ihm gefolgt, und wir zweifeln nicht, daß die ſchönſten Märchen des Volkes von alten guten Menſchen erzählt ſind, von denen kleine Kinder etwas lernen ſollten; im Traum, den wir Phantaſie nennen, wandelt der Geiſt der Alten durch die Pforte, die ſich leiſe öffnet, und das Lallen ihres Traumes ſingt die Lehre, wie man gut, reich und frei werden kann, und wie leicht das geht, ſolange der Körper noch klein und das Herz noch jung iſt, oder wieder jung wird.

In anderen Fällen wieder mag es geſchehen ſein, daß die Pforte ſich von innen her öffnete; da kam auf den Menſchen, der ahnungslos ſchlief, eine unheimliche Schar zugeflattert; Geſtalten, die er dumpf geahnt hatte, trugen Lebensform, böſe Geiſter, Tiere mit Menſchenköpfen, Menſchen mit Tiergliedern; ſeine heimlichen ſchlechten Taten wandelten ſich in Trolle des Gebirges, in Nixen des Meeres, in boshafte Zwerge, die zugleich mit Molchen aus der Erde krochen und ſich

in den bunten unheimlichen Zug mischten, der aus dem Tore drang; oder aber herrlich und lieblich trat ein Jüngling mit Golddiadem und Leier, eine gütige Frau mit dem Füllhorn voll Ähren hervor, und weiche Musik und Himmelsbrot labten den Mühseligen; wenn er aufwachte, dann war die Türe wieder zugefallen, und er stand allein: vielleicht war ihm alles verloschen und vergessen, vielleicht blieb ihm ein Klang im Ohr oder ein süßer Hauch im Munde von den Schönen oder ein ängstlicher Druck in Herz und Gewissen von den Bösen; dann ging er entweder heimlich einen Altar zu errichten und bildete die Züge der bösen oder guten Gottheit nach und sang ihnen Lieder der Abwehr oder des Dankes, und es ward ein Kult und ein Mysterium; oder er sprach und erzählte, was er gesehen, und es ward ein Märchen.

Was ist ein Märchen? Jedes innere geistige oder seelische Erlebnis, das durch Phantasie symbolisiert oder in Erscheinung gebracht ist; oder auch ein Ereignis der Außenwelt, dem es ähnlich gegangen ist. Und das Märchenland, von dem ich spreche, ist natürlich auch — wie das Reich Gottes nach Jesu Wort — als solches nicht über oder unter, sondern in uns.

Im allgemeinen haben den Zutritt ins Märchenland zwei Sorten von Menschen: Kinder und Dichter. Jenen ist er leichter gemacht als diesen. Dem Kinde ist das Märchenland sehr nahe, weil es die Erscheinung außerhalb und die Ahnung innen noch nicht scheiden kann und will. Seine Mutter kann es leicht dahin führen. Die Pforte ist vielleicht die Gartentür; was jenseits liegt, ist Märchengebiet; nur einmal aus der Tür hinaus, was können nicht alles für Wunder geschehen. Die Blumen sprechen, die Tiere und Vögel sind hier freundlich wie Vater und Mutter. Im Walde ist es weit und fremd und dunkel; man braucht nur so weit zu laufen, daß man das Haus des Vaters nicht mehr findet, und es muß nur Abend werden, da steht schon das Pfefferkuchenhaus, und die Hexe darin sieht fast wie eine andere alte Frau aus; aber sie ist keine gewöhnliche alte Frau, denn aus Dunkelheit und Waldesnebel hat sich schon der Zaun hinter dem Kinde errichtet, und die Türe, durch die es ahnungslos trat, ist zugefallen — es kann nicht leicht wieder dort hinaus, wo es hineingeraten ist. Und doch: die Kinderseele ist nicht fremder Gast im Märchenland, sondern Bewohnerin, ja Königin; das Kind, das aus dem Elternhause vielleicht an den großen See gelaufen ist, durch die unsichtbare Pforte hindurch, das wird von der Ente, die mit einem Male eine Märchenente ist, freundlich hinübergetragen; es erlebt die merkwürdigsten Dinge, und wenn es sich dann mit Schrecken der zugefallenen Pforte bewußt wird, dann trägt die Ente es wieder zurück, und die Tür öffnet sich wieder, als wäre sie gar nicht da, und das kleine Kind ist wieder zu Hause. Ebenso geht es den großen Leuten, solange sie noch nicht zu viel verlangen: der Märchensänger des fröh-

lichen Mittelalters kann ſeinen höfiſchen und königlichen Zuhörern getroſt erzählen, wie Ritter Calogrenant im Walde Broceliant eine ganze Weile ritt; er begegnete allen möglichen Wunderdingen; dann kam er an einen Quell und einen Stein, und als er Waſſer aus dem Quell auf den Stein goß, da brach ein fürchterliches Gewitter los; Vögel ſangen ein mehrſtimmiges Lied, und vieles andere Merkwürdige geſchah. — Das Publikum des Sängers Kriſtian unterſuchte dieſes ſchöne Waldmärchen gewiß nicht auf ſeinen Zuſammenhang mit keltiſchem Sagengut, wie wir es tun und wohl tun müſſen.

So iſt es bei den naiven Kindern. Den anderen muß ſchon etwas geholfen werden; aber Gott ſei Dank wächſt mit ihren höheren Anſprüchen auch die Erfindungsgabe ihrer Eltern, Tanten oder Märchenbuchſchreiber, ſo daß auch für ſie geſorgt werden kann. Es gibt viele Mittel, um das Gelangen ins Märchenland auch ſolchen zu ermöglichen, die nicht ſo mir nichts dir nichts hineinſtolpern mögen. Man läßt ſie z. B. einſchlafen und nachher wieder aufwachen: Im Schlaf kann man alles erleben. Es ſind ſogar mitunter die herrlichſten Märchen, in deren Reich der Glückliche unter dem einſchläfernden Rauſchen eines Baumes hinüberträumt; auch Weisſagungen flüſtern die laubreichen Wunderbäume dem Gläubigen zu, der unter ihnen entſchlummert iſt. Oder man läßt im Verkehr mit kleinen Tieren, Fröſchen oder Käfern, oder in einem Graswalde oder bei den Zwergen auch die Menſchchen noch viel kleiner werden, als ſie ſchon ſind, damit die empfindlich gewordene Phantaſie ſich nicht am Größenunterſchied ſtößt. Rabelais hatte das nicht nötig gehabt; ſeine herrlichen Rieſen verkehren mit ihren nur menſchengroßen Freunden ganz auf gleichem Fuße und können dann wieder die Glocken von Notre-Dame mit einer Hand balancieren. Oder man weiſt im Tierreich darauf hin, daß die Menſchen etwa die Vogelſprache lernten, um die Vögel zu verſtehen (Brentano); im alten Tiermärchen, das doch für Erwachſene war, im alt-franzöſiſchen und deutſchen Roman de Renart uſw., war ſo etwas noch nicht nötig geweſen; daß es geſchieht, iſt es ein ſicheres Anzeichen, daß die Phantaſie im Sterben liegt. — Für ſolche, die einen offiziell beglaubigten Führer brauchen, beauftragt man den Weihnachtsmann, den Winterkönig, den Oſterhaſen oder ähnliche gutmütige Genien; ſie tragen die armen Kinder huckepack, die nicht allein gehen können oder dürfen. Selbſt für ſolche Kinder, deren aufgeklärter Pſyche der Verkehr mit dem Oſterhaſen auch ſchon zu primitiv geworden iſt, hat man doch noch einen einzigen Geiſt oder doch Halbgeiſt übriggelaſſen, der ſich ihrer verkrüppelten Seelenglieder annehmen darf: ein Großer im Märchenlande, Anderſen, hat ihn eingeführt, und eine ſehr kleine und häßliche Nachtreterin von ihm hat ihn allein noch leben laſſen in ihrem aller guten und böſen Geiſter entkleideten Märchenbuche: Ole-Luk-Oie, der Traumgott, heißt er, und

erfüllt mit melancholiſchem Geſichte und müden Beinen die Pflichten des Cicerone im entgötterten Märchenländchen der Anna Lindau.

Wir nannten ſchon verſchiedene Namen von großen und edlen Dichtern, die ſolche Hilfsmittel anwendeten, und das iſt kein Widerſpruch gegen das bisher Geſagte. Was vielleicht zuerſt ein beklagenswertes Abirren vom reinſten Quell des Märchengeiſtes war, das wurde zu zielbewußtem Wandeln auf neuen und nicht minder ſchönen Wegen, ſeit Künſtler und formende, bewußte Dichter dem Zuge der Kinder und des Volkes zur Pforte des Märchenlandes nachſchritten. Die Kunſt will nicht und ſoll nicht das wollen, was das unmittelbare Gemüt eigentlich immer wollen ſollte, will es nicht ſeine Verderbnis erweiſen; was dieſem nicht anſteht, iſt ihr beſtes Teil; ſie braucht ſchöne Formen, glückliche Wendungen, ſie muß ſich und denen, die berufen ſind, ſie zu hören, kunſtvolle Wege bauen, ſie muß groteske, ſcherzhafte Hebel zum Öffnen der vielgeſuchten Pforte erfinden und höfliche Verbeugungen oder einen dankenden begeiſterten Kniefall tun, ehe ſie in die geheiligten Gefilde tritt. Andererſeits aber iſt das wahre Kunſtmärchen wohl nichts anderes als ein veredeltes, verfeinertes, umgekleidetes Volksmärchen; bei dieſer „Gattung", wenn überhaupt bei einer, trifft es zu, daß die Kunſtform auf dem Boden der volkstümlichen Form gewachſen iſt; ſo können wir denn ſehen, daß auch der Zugang zum Lande des Kunſtmärchens zwar in bewußter Weiſe und kunſtvoller, mitunter künſtlicher Form, aber doch — wenn das Märchen eben ſeinen Namen verdient — in nicht anderer Geſinnung und Anſchauung vollzogen wird als diejenige iſt, der die alte ſchlichte Tür des Volksmärchenlandes ſich öffnet. — Wir ſahen, wie Kinder nur in den dicken Wald und die Finſternis zu irren brauchten, um auch ſchon im Hexenhäuschen zu ſein. Wir ſahen ferner, daß böſe Geiſter aus ihrem Lande zu den Menſchen kamen, als Alb, als Teufel, und ſie im eigenen Stübchen das Außerordentliche erleben ließen. Beides vereint und kunſtvoll verfeinert erlebt der kleine Kay in Anderſens „Schneekönigin". Da ſchneit es den ganzen Tag, mehr als es ſonſt ſchneite; der kleine Kay hätte vielleicht in ſolchem Schnee nur fortzugehen brauchen und wäre eben nach einer Weile zum Schloſſe der Eisfee gekommen. So wäre es vielleicht im „Volksmärchen" geweſen. Anders hier: die Eisfee, mit größerer Pracht und höflicherer Form, kam ſelbſt auf dem Schlitten angefahren, unheimlich verhüllt, um ihren kleinen Schützling zu holen; der Schnee, der ſchon ſehr dick, aber bisher doch nur wie natürlicher Schnee gefallen war, fiel nun, je weiter die ſauſende Schlittenfahrt von gewohnten Umgebungen fortführte, noch viel viel dicker und über alle Begriffe dick — ſo daß es ausſah, als ob weiße Hühner über den Schlitten hinwirbelten; und endlich erhob ſich der Schlitten noch in die Lüfte, und nun erſt, durch das Zuſammenwirken des ſinnlich erſchienenen böſen Geiſtes, des

übermäßig geſteigerten Naturereigniſſes und der übernatürlichen Beſchreitung des dem Menſchen — zu Anderſens Zeiten noch — unzugänglichen Elementes, ſind die Bedingungen geſchaffen, unter denen der prunkvollen Phantaſie des Kunſtdichters die Pforte zum Märchen aufſpringt. —

So wurde im Altertum die Europa von einem göttlichen Stier geholt und über Meer getragen: die Erſcheinung des Geiſtes und die Unabſehbarkeit des Elementes wirkten zuſammen, und dem Märchen war der Boden bereit. So wird — um eins der ſchönſten modernen Märchen noch zu nennen — ein kleiner Junge, der Schätze graben möchte, in der Johannisnacht von Mondſchein geweckt; der Mond ſchien auf den Knopf vom Stocke des Vaters, der in der Ecke der Schlafkammer ſtand, der Stock glühte; der kleine Heinrich faßte ihn, und, zauberhaft geworden durch die Berührung mit dem in der heiligen Nacht übermäßig geſteigerten, zauberhaft kraftvollen Mondlicht, zog nun der Stock als Geſandter der Märchenwelt den Jungen mit ſich fort, zur alten Schatzeiche: dieſe Vorbedingungen genügten, damit die Höhle unter der Eiche in dieſer einen Nacht breit offen ſtehen konnte, die Pforte zum Märchenlande im ſinnlichſten Sinne, die ſich dann auch ſchloß, ſobald Heinrich hinabgeſtiegen war, um das ferne ſchimmernde Gold zu holen. So iſt es oft eine Häufung und kunſtvolle Verſchlingung der einfachen Erlebniſſe, die der geſteigerte Anſpruch und die gebildetere Phantaſie braucht, um den großen Schritt vom Alltag in den Märchenreigen zu tun. Beſonders reizend iſt es, wenn nur eins der Motive erſcheint, aber aufs zarteſte verfeinert und verſinnlicht; in E. T. A. Hoffmanns „Nußknacker und Mauſekönig" z. B., wo die beiden Kinder durch den Ärmel von Vaters Schlafrock, der im Schrank hängt, eine kleine Treppe hinauflaufen, und als ſie oben heraustreten, ſind ſie im Weihnachtsland, fern von ihrer Kinderſtube. Das iſt im Grunde nichts anderes, als wenn das Märchenland gleich hinter der Gartentür anfängt, nur eben iſt es „Kunſt". Oder wenn ein Junge am Kaminfeuer ſitzt, und ſo lange in die Flammenzungen ſieht, bis er merkt, daß da eine goldene Treppe iſt; er ſpringt die Treppe hinauf, und oben iſt das Schornſteinkämmerchen — das Märchenland. Unmerklich wird die primitive Phantaſie des kleinen Kindes durch ſolche entlegeneren Symboliſierungen ihrer eigenen, unbewußten Schaffenskraft veredelt, gereizt — natürlich zu Anſprüchen gereizt, die nie ſo wachſen mögen, daß ſie den lebendigen Zuſammenhang mit den nährenden Wurzeln und mit dem geſundeſten natürlichſten Boden der Seele verlieren. Ebenſo möge der gebildete Erwachſene, der ſolche „Kindermärchen" mit Entzücken lieſt, nie über der Freude am zierlichſten Schnörkelwerk vergeſſen, daß ein inniges primitives Künſtlererlebnis zu dieſer kunſtvollen Arbeit der Keim war, und daß es in einer

Seele keimte, nicht ganz verſchieden geartet von denen, die einmal Rotkäppchen und Schneewittchen erlebt haben muß.

Es ſollen hier nicht Beiſpiele gehäuft werden; die Betrachtung kann abſchließen. Fragen wir noch nach einem: wo liegt das Land, das durch fruchtbare Seelen zum Märchenlande geſtaltet werden kann; und ſollte es vielleicht heutzutage ſchwerer ſein, ein ſolches Land zu finden, als in alten Zeiten, „als die Tiere noch ſprechen konnten"? Eins iſt ſicher: unmöglich iſt es auch heute noch nicht geworden. „L'art meurt" gilt nicht für Künſtler, ſondern für die kurzſichtigen Peſſimiſten und Poſitiviſten unter den Kritikern; und noch weniger wird das „Volk" und das Kind ſich, wenn es Märchen in ſich trägt, durch irgendwelche kulturelle Entwicklungen hindern laſſen, ſie zu lokaliſieren, wo es will; überhaupt handelt es ſich bei dieſer Frage wohl ums Kunſtmärchen. Aber ſchwerer iſt es gewiß, heute ein Märchen zu erleben oder zu geſtalten, als es in den alten Zeiten war; denn ſo fraglos das Erſte und Letzte im Kunſtwerk das unmittelbar innerſte Erlebnis der ſchaffenden Seele iſt, ſo zweifellos müſſen Erſcheinungen von außen der inneren Anſchauung entgegenkommen. Tradition, Umwelt, geiſtige Kultur bedingen nicht den Künſtler, aber kommen ihm zu Hilfe oder zu Schaden; der bedingungsloſe Geiſt ſehnt ſich nach glücklichen Bedingungen der Außenwelt, und die größten Männer begegnen den größten Zeiten. Im Rahmen unſerer Betrachtung geſprochen: der Dichter trägt ſein Märchenland in ſich, aber er freut ſich, wenn er um ſich her Anhaltspunkte findet, um es ſinnlich zu geſtalten.

Drei Beiſpiele mögen zeigen, daß mit der wachſenden „Kultur" dieſer äußere Nährboden des ſeeliſchen Märchenlandes immer ferner rückt und der Weg zu ihm mühſamer wird. Im frühen Altertum war das Märchenland, wo das goldene Vließ zu finden war, nur um eine ſolche Strecke vom allbekannten bewohnten Lande entfernt, die wir heute in wenig Stunden durchfahren. Jenſeits Thraziens hörte die Welt auf und fing die Fabel an; gar nicht zu ſprechen davon, daß ein kleiner Berg, der im bewohnten Lande ſelbſt lag, den Götterſitz bedeutete, und daß überhaupt alle Haine, Schluchten, Hügel, Seen und Inſeln von Fabelweſen bevölkert werden konnten — gewiß nicht nur, weil die ſchaffende Phantaſie ſo viel mächtiger war, ſondern auch — es verkettet ſich — weil man alle dieſe Punkte noch nicht ſo genau kannte, wie wir heute unſere Umgebung kennen; das Meer war noch abgründig tief, und wo der empiriſche Forſchungstrieb noch nicht gewaltet hat und die Kenntnis ebenſo der Hilfsmittel entbehrt wie die Ausnutzung, da hat das Wunder Raum. — Im Mittelalter war die Erde ſchon ſehr viel weiterhin und ſehr viel intenſiver bekannt, da konnte man den Leuten und ſich ſelbſt nicht mehr ſo leicht etwas weismachen: Dante, zugleich der nachſichtsloſeſte Forſcher und der ſchwelgendſte

Phantaſt, mußte auf die andere Hälfte der Erdkugel fliehen, um eine Strecke Landes zu finden, groß genug und unbekannt genug, damit dort, von einem unermeßlichen Meer umwogt, ſein Läuterungsberg mit der Strahlenkrone des irdiſchen Paradieſes im Oſterfrühlicht erſtehen konnte. Und heute? An der Stelle von Dantes Purgatorium, auf dem „Nabel der Erde" gegenüber Jeruſalem, kennt man nun jeden Waſſertropfen, nicht zu weit davon wohnen Börſianer und Geſellſchaften mit beſchränkter Haftpflicht in Städten, die nicht kleiner als Berlin ſind; kein Plätzchen iſt von ihrer Induſtrie verſchont geblieben, wo man etwa noch ein Märchenländchen einrichten könnte; da verläßt denn der nicht raſtende Fabelſinn, auch großinduſtriell geworden, die ungaſtliche Erde, beſteigt ein modernes Flugzeug — die Luft iſt auch kein freies Märchengebiet mehr wie noch bei Anderſen —, und Sophus Michaelis etabliert ſich mit ſeinem phantaſtiſchen Reich des Friedens und der Brüderlichkeit auf dem Mars: dort iſt jetzt noch Neuland. Wie lange? Dann iſt vielleicht ein Luftverkehr Erde—Mars eingerichtet, täglich morgens ab Newyork, und die Phantaſie muß weiterziehen, wenn ſie nicht lieber zur ewig freien Menſchenbruſt zurückkehrt, von deren Erlebniſſen es heißt: „Was ſich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie."

Wir haben verſucht, den menſchlichen Geiſt in ſeinem näheren oder ferneren, unmittelbaren oder bewußten Verhältnis zum Herrſchaftsgebiete der in ihm ſelbſt ſchaffenden Phantaſie zu beobachten. Es ſtellte ſich uns als verſchieden heraus, je nachdem der Menſch als Dichter oder als Hörer, als Kind oder als Erwachſener, als Naiver oder als Gebildeter, als Sproß einer mehr oder weniger entwickelten Kultur, zum Märchen, das iſt zur geſtaltenden Phantaſie, in Beziehung tritt. Wie vieles auch in einer ſo kleinen, flüchtigen Betrachtung ungeſagt, ja ungedacht bleiben mußte — eines hat ſich hoffentlich auch hier gezeigt, und das trifft den Kern der Philologie: es gibt zwar literariſche „Gattungen", es gibt überindividuelle Formen in der Kunſt, die ſich vererben und entwickeln und doch ihrem Urſprung nicht völlig ungleich werden; es gibt Methoden naiv oder bewußt künſtleriſchen Schaffens, die immer neu angewendet immer wieder zu Ergebniſſen verwandter Art führen. Aber das Letzte iſt nicht die Gattung, die Form, die vererbte Methode nicht, ſie verhält ſich zum einzelnen Werke wie die Tradition zur Perſönlichkeit. Das Letzte iſt der innerlichſt ſchaffende Geiſt; wie er ſich zu ſeinem eigenen Urſprung — nennen wir ihn Gott — unabläſſig durchringt, gehemmt oder getrieben durch Kultur und Tradition, geiſtige Umgebung und Bedingungen, und nicht zum wenigſten durch ſein Publikum.

Ernſt Schmitt / Sonett*

Stand eine Stadt fernab vom Weltgewühl,
So gänzlich voll von tollen Tüchtigkeiten,
Von Bürgertugend und von Richtigkeiten,
Daß es dem Alltag darin wohlgefiel.

Und täglich wanderte er ohne Ziel
Durch grade Gaſſen glatter Nichtigkeiten
An hoher Ämter hohlen Wichtigkeiten
Vorbei in Gärten voller Stilgefühl.

Doch irgendwo ſtand ein barockes Tor,
Das irgendwann wohl eines Fürſten Laune
Dem Durchzug ſeiner Kurtiſane ſchuf.

Um zwölf geriet der Alltag einſt davor.
Fiel um. War tot. Und tauſend Faune
Umtanzten ihn mit lautem Klapperhuf.

Philipp Hördt
Vom Wandel des Goethebildes

Alles Lebendige iſt ein Einmaliges, ſo nicht Wiederkehrendes. Es hat ſeinen ganz beſtimmten Platz in einem nicht umkehrbaren Ablauf. Zu ihm hin führt eine Unendlichkeit ſo nicht wiederkehrender Geſchehniſſe, Bedingungen, Verhältniſſe; wie auch umgekehrt ſeine Wirkung in die Unendlichkeit der auf es folgenden Abläufe eingeht: Von der ſichtbarſten, einer ganzen Folge Geſtalt, ja Namen gebenden Formung der Größten bis zur ununterſcheidbaren, atomgleichen Wirkung der Kleinſten. Dem Menſchen aber iſt gegeben, all dieſe Wirkungen nicht nur zu verkörpern, zu leben und darzuſtellen, ſondern ſie auch in ſein Bewußtſein zu erheben und im Gedächtnis zu bewahren. Und wie die tatſächliche Wirkung jedes Lebendigen das Ergebnis des Zuſammentreffens von zweierlei iſt: Der ausgeſtrahlten Kraft und der Art und der Empfänglichkeit des davon Ergriffenen, ſo iſt auch das im Gedächtnis der Menſchen aufbewahrte Bild vergangener Lebensgeſtalten doppelt bedingt, nämlich von der Weſensart und Dichtigkeit der geprägten Form und von dem Material, in das ſie ſich eindrückt.

* Das Gedicht iſt dem kürzlich im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erſchienenen Band Sonette „Das Jahr" entnommen. br. M 6.—, geb. M. 10.—.

Mit Recht ſpricht Ernſt Bertram in der Einleitung zu ſeinem ausgezeichneten Nietzſchebuch von dem Wandel der „Legende“ großer Menſchen (und Ereigniſſe), der ſie am Himmel des Gedächtniſſes der nachfolgenden Geſchlechter durch alle Sternbilder des Tierkreiſes, durch alle „Häuſer des Himmels“ hindurchführt, ſo daß ſie jedem Geſchlecht in neuer Beleuchtung, in neuer Konſtellation und damit in neuer Bedeutung erſcheinen. Bis das Bild der wenigen ganz Großen dort ſeinen unverrückbaren Platz findet, wo es nicht mehr aus dem Blickfeld verſchwinden kann.

Geht dieſe Betrachtung weſentlich von der Blickeinſtellung auf den Heros und ſein Bild aus, ſo läßt ſie ſich doch auch mit ſehr großem Rechte umkehren. Von einer gewiſſen Bedeutung des Gegenſtandes ab zumindeſt könnte man auch die Geſtalt als das Abſolute, als das Gegebene betrachten und je nach dem Sehwinkel, unter dem die einzelnen Generationen zu ihm ſtehen, dieſe ſelbſt beurteilen. Die große Geſtalt könnte als ein Schiboleth aufgefaßt werden, beſtimmt, die wechſelnden Zeiten und Menſchen nach ihrem Werte zu prüfen und zu erproben. In der Tat: es ſagt viel mehr über eine Zeit ſelbſt aus, wie ſie das Bild eines Großen ſieht, als über den Großen ſelbſt. — Als ſolches Schiboleth ſteht über den Deutſchen der letzten hundert und mehr Jahre das Bild Goethes. Ein Probierſtein von ſolchem Adel und ſolch ſchlackenloſer Reinheit, daß ihm kein Ziehen durch noch ſo ſchmutzige Zeitgewäſſer, kein Liegenlaſſen in dummer oder böswilliger Unbeachtetheit das Geringſte anhaben könnte. Die Zeiten werden an ihm geprüft, nicht umgekehrt.

Es ſcheint uns heute ſchon ſelbſtverſtändlich, die Zeitgenoſſen Goethes danach zu werten, wie ſie ſich zu dem unter ihnen lebenden Genius verhielten. Wir rechnen es dem Klinger des Sturm und Drang ſehr hoch an, daß er, überdies in der frühen Frankfurter Zeit, einer der ganz wenigen war, die ahnten, was in dem jungen Doktor ſteckte („Ein wunderbarer Menſch ... er trägt Sachen in ſeinem Buſen: die Nachkommen werden ſtaunen, daß je ſo ein Menſch war“). Wie uns umgekehrt das völlige Nichtverſtehen ſelbſt Nächſtſtehender als unvertilgbarer Mangel dieſer Perſonen erſcheint — von der breiten Maſſe gar nicht zu reden. Denn populär war in der Zeit der Entſtehung außer dem Werther kaum ein Werk Goethes, und dieſes weſentlich auf Grund eines Mißverſtändniſſes. Es lohnt ſich, gerade daraufhin in den Goetheaufſätzen des alten Victor Hehn das Kapitel nachzuleſen: „Goethe und das Publikum.“ Es gäbe Gelegenheit zu einer intereſſanten Geiſtesgeſchichte des vergangenen Jahrhunderts, wenn man genau verfolgen wollte, was und wieviel jeder Epoche an Goethe wichtig war, welche Bedeutung er für ſie hatte und aus welchen allgemeinen Gründen. Es hat ſeine tiefen geiſtesgeſchichtlichen Urſachen, daß der hundertſte Geburtstag Goethes

faſt unbeachtet vorüberging. Es erſetzt weiter einen Band Ausführungen über den Geiſt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn man weiß, was für Leute ſich nach jenem beſchämenden Tiefſtande zuerſt wieder dem Studium Goethes zuwandten und warum und vor allem wie ſie es taten. Es ſtehen jene Goethe-Philologen vor uns als die Typen eines Geſchlechts, das bei aller perſönlichen Achtbarkeit, Ehrlichkeit und Treue auch das ſo eifrig betriebene Kleine nicht wirklich gut machen konnte, weil ihm die dazu unbedingt notwendige vorhergängige Geſamtanſchauung fehlte. Und dieſe freilich iſt durch keine Methode und keine berufliche oder ſonſtige Geſcheitheit zuſammenzutragen. Wie beim Aufbau ſo iſt auch bei der Schau eines Organiſchen „das Ganze früher als die Teile", werden auch die Teile nicht ſichtbar ohne die Konzeption des Ganzen. Jene Goethephilologen aber hatten großenteils nicht einmal den Ehrgeiz, das Geſamtbild Goethe nachzuerſchaffen, ſie dünkten ſich wunderwas, wenn ſie Material ſammelten und mit allen Mitteln einer an den Literaturen ganzer Kulturen geſchulten Methode bearbeiteten. Nur daß es dann natürlich für den Philologen ſelbſt und für ſeine Mitmenſchen völlig gleichgültig war, ob er ſich mit dem Fauſt oder mit wer weiß welcher abſtruſen Unbekanntheit herumſchlug. Die Frage freilich haben ſich ſolche Philologen auch nie vorgelegt: „Warum erforſchen wir des Dichters Werk, aus äußerem Zufall oder aus einem inneren Bedürfnis?" (Gundolf) Darum empfanden ſie auch nicht die Grenzen ihrer Methode, die von der natürlich verdienſtvollen Reinigung der Papiere und Drucke weder übergreifen kann noch darf zum Gebild und Geiſt ſelbſt.

Die Menſchen aber können mit noch ſo trefflich anatomiſierten Geweben und Knöchelchen nichts anfangen; ſie verlangen die glaubwürdige Geſtalt, die ihnen Führer ſei auf dem ſchweren Weg, der „aus dem Dunkeln ins Helle" führt. Und wieder iſt das Verſagen der Philologie in dieſer Aufgabe gegenüber der Lebensgeſtalt Goethe ſymboliſch für das Verſagen jener ganzen Wiſſenſchaft, die „vorausſetzungslos nach anſichſeiender Wahrheit" ſuchte und es vornehm als ihrer unwürdige „Prophetie und Demagogie" ablehnte, unmittelbar auf die Welt und ihre Menſchen zu wirken, ihnen leben zu helfen durch Geſtaltung ihres Daſeins. Nicht die wiſſenſchaftlichen Fakta an ſich unterſchiedslos derſelben methodologiſchen Betrachtung zu unterwerfen gilt es, ſondern ſie zu werten in ihrer allmenſchlichen Bedeutung. Nicht jene Goethephilologie, ſondern erſt bewußte Abwendung vom Ideal der Wertfreiheit, liebende Begeiſterung für den Wert des Gegenſtandes, erzeugte darum jene erſten großen Goethebilder, unter deren Zeichen wir heute ſtehen. Das iſt nicht leichtfertige Literatenſchwärmerei gegenüber wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit (die verſteht ſich von ſelbſt), aber „ſo wichtig wie die Freiheit des Blicks für die Tatbeſtände iſt die Ehr-

furcht vor dem Geſtalteten". Daß dieſer Satz nicht nur Maxime, ſondern Ausdruck der weſentlichen Haltung ſeines Geiſtes iſt, dem verdankt Gundolfs „Goethe" ſeinen Wert.

Es läßt ſich heute, da Goethes Bild in der Tat in raſchem Fortſchreiten auf ſeinen ewigen Standort am Himmel begriffen erſcheint, daraus ein dreifaches Urteil ableiten: Über ihn, der alſo von ſeinen wirklichen Nachkommen durch ein Jahrhundert getrennt iſt, über unſere Zeit als Ganzes und über die, die jenes Bild zuerſt ſehen und nachſchaffen. Die ungeheure Bedeutung Goethes wird an ihrer Wirkung auch dem klar, dem das Maß eigener Größe fehlt, das nötig iſt, um überhaupt Größe ſehen zu können — wie am Donner der Brandung auch der die Größe des Meeres erahnt, deſſen Standpunkt ihm nicht erlaubt, es zu ſehen.

Wer und was beruft ſich nicht heute, mit und ohne, mit halbem und ganzem Recht auf Goethe — in dem ſicheren Gefühl, daß ein feſterer Grund, wenn er zu gewinnen iſt, kaum zu finden wäre. So ſtellt Oswald Spengler ſein bekanntes Werk unter den Namen Goethes und bekennt ſich als ſeinen Schüler. Steiner und die Theoſophen glauben aus ſeiner Art zu ſchauen ihren „Goetheanismus" ableiten zu können. (Er ſelbſt verzeihe ihnen dieſes Wort; ich kann's nicht.) Sie ſehen nämlich wohl die Ablehnung der „mathematiſchen" Wiſſenſchaft bei Goethe und folgen ihm gern in der Anerkennung der ſchauenden Erkenntnis, der im Urphänomen das Weſen unmittelbar ſichtbar wird. Dann aber tun ſie das Ungoethiſchſte, was man tun kann, indem ſie von da zu „höheren Erklärungsprinzipien" aufſteigen. Es iſt aber nicht Beſchränktheit bei Goethe, er blieb nicht „im Vorhof der Theoſophie" ſtehen, ſondern es iſt die unerläßliche Beſchränkung, die ausruft: Die Erſcheinung iſt die Lehre! Die das Unerforſchliche ruhig verehrt und es nicht unternimmt, es mit angezüchteten „Vermögen" zu durchſtöbern.

Es iſt begreiflich, daß der an Goethe geſchulte Blick, daß der aus ſeinen Augen auf die Zeit gerichtete Blick, doppelt zum Richter dieſer Zeit wird. Ernſt Krieck („Revolution der Wiſſenſchaft") und E. von Kahler („Beruf der Wiſſenſchaft") knüpfen nach ihrer vernichtenden Kritik der „Alten Wiſſenſchaft" den Faden der Hoffnung für eine neue, „menſchlichere" Wiſſenſchaft an das Vorbild der goetheſchen an — wie es auch Kahler ſymboliſch erſcheint, daß eines der erſten Werke, das ihm den Anforderungen an eine lebendige, lebengenährte und lebenzeugende Wiſſenſchaft genügt, gerade ein Goethebuch iſt: das von Gundolf.

Auch Ernſt Michel ſcheint in ſeinem Buch: „Weltanſchauung und Naturdeutung, Vorleſungen über Goethes Naturanſchauung" (Jena, Diederichs) zunächſt eine Art Revolution der Wiſſenſchaft im Auge zu haben. Sehr bald aber erhebt ſich die Darſtellung zur Schau

eines Goethebildes von eindringlichſter Kraft und Eigenart. Es übertrifft darin vielleicht noch das ſo außerordentlich wichtige Goethe-Kapitel aus ſeinem „Weg zum Mythos". Ehrfurcht vor ſich ſelbſt — wie gelangt der „Menſch zum Höchſten, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und die Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtſucht wieder ins Gemeine gezogen zu werden"? (Goethe) Durch dasſelbe Verhalten, durch das er der Natur gegenüber gerade im Anſchauen ihrer Werke nicht im „Gemeinen" verharrt, ſondern auf jener „Höhe" verweilt. „Die Kraft einer höheren Wahrheitserfahrung, deren Gewißheit jenſeits des Ich in einem überlogiſchen Erfahrungsbereich wurzelt, zu der aber das Vermögen im Menſchen als Geiſteswesen bereit liegt, iſt es, die ihn lehrt, daß ſein Sein und Wirken in ihrer Beſonderung, alſo ſeine individuelle Exiſtenz, die ſymboliſche Darſtellung und Auswirkung einer göttlichen Ideenwelt ſei, und daß dieſem individuellen Kosmos, der dem inneren Blick ſich offenbart, ein zweiter Kosmos, die Natur, das All, das Univerſum gegenüberſteht, der ebenfalls eine ſymboliſche göttliche Offenbarung iſt und ſich dem nach außen gerichteten Blick offenbart. Der Schwerpunkt liegt hier wie dort darin, daß ein Irdiſches da iſt, in dem ſubſtantialiter der Sinn verkörpert iſt. Ihm (Goethe) offenbarte ſich das eigene Leben als Menſchwerdung, die Natur, das All als Weltwerdung des göttlich Urbildlichen" (S. 31). Daher gewinnt für Michel das Goetheſche Wortſymbol Gott-Natur ſeine zentrale, aufhellende Bedeutung — nicht als Bekenntnis zu irgendeinem „Isмus". So iſt auch „Perſönlichkeit" nicht willentlich zu erreichendes Ideal, ſondern ein Seiendes, Objektiv-Ewiges, das in ihm als ihrem Urphänomen, ihrer ſymboliſchen Verſichtbarung ſich auswirkt und dem ſein Leben, Schaffen, Dichten, Wirken alles nur Elemente jener Einheit ſind. Jenes Urbild aber, des Menſchen wie der Natur, es liegt nicht völlig unzugänglich in einem Jenſeits, ſondern es iſt da und will als heilig-öffentlich Geheimnis dem reinen Blick ſich aufſchließen.

So kann durch Goethe Naturwiſſenſchaft wieder werden, was eine andere Wiſſenſchaft, einem anderen Inhalt gegenüber, im Mittelalter war: „ein Durchdringen der gegebenen (geſchauten) und ſicheren Wahrheit, ruhevolles Verſenken und Ausdeuten". — In dieſem Zuſammenhang werden erſt die ſo leicht mißverſtändlichen Schlußabſchnitte begreiflich, die die Parallele ziehen zwiſchen dieſer Auffaſſung der Wahrheit und der der „alten katholiſchen Kirche". Denn dieſe iſt für Michel nicht die Körperſchaft, Menſchengemeinſchaft, als die ſich die urſprüngliche „Kirche" im Mittelalter erſt konſtituierte und welche als ſolche zeitlich bedingt und vergänglich iſt. Kirche iſt ihm nicht organiſche Gemeinſchaft und Religion, nicht objektivierte Form des „Geiſtes der

Gemeinſchaft", ſondern unmittelbare Leibwerdung einer überlogiſchen, objektiven Wahrheit.

„Die Menſchen ſind nur ſo lange produktiv in Wiſſenſchaft und Kunſt, als ſie religiös ſind" (Goethe). So iſt Weltanſchauung, der Bund mit der heiligen Ordnung des Ganzen des Lebens, nicht Ergebnis, ſondern Vorausſetzung fruchtbarer Wiſſenſchaft.

Darum, aus dieſer Einſtellung heraus, geht Ernſt Michel vor allem mit der modernen Naturwiſſenſchaft ins Gericht. Immer iſt Goethe der unbeſtechliche Prüfſtein. So iſt für Michel Wiſſenſchaft „religiöſes Mittlertum", ſie „wurzelt in dem Drange des vom Göttlichen ergriffenen Menſchen, die geſchauten Wunder auch den Brüdern ſichtbar zu machen". Dann wird auch Wiſſenſchaft wieder gemeinſchaftsbildend wirken ſtatt zerſetzend und auflöſend auch in die letzten Bindungen einzudringen. Darum auch z. B. bei v. Kahler die ſtrengen Forderungen an die „Neue Wiſſenſchaft" in bezug auf Darſtellung. Sie ſoll nicht einfach (wie heute) buchſtabentreue Aufzeichnung des methodiſchen Ganges der Unterſuchung ſein, ſondern hat weit darüber hinaus Aufgaben eigener Art. Das wird zwar „weder fachlich bequem ſein noch populär bequem. Sondern es wird ein menſchlicher Ton Menſchen dazu nötigen und allmählich befähigen müſſen, einen ſchwierigen und mächtigen Lebenszuſammenhang mit dem geiſtigen Blick zu durchdringen". Und Michel ſagt: „Es erhebt ſich die Forderung nach einer Wiſſenſchaft..., die im ſtrengſten Sinne gemeinverſtändlich, d. h. in ihrem ſtrengen Ernſte auch dem Ungebildeten, ſofern nur in ihm der unbedingte Trieb und Wille nach geiſtiger Klarheit erwacht, zugänglich iſt." „Wiſſenſchaft ſoll es ermöglichen, daß wir auf dem Wege über das Gedankenſinnbild urſprüngliches Leben nacherleben"; ſie ſoll eine „Aufhellung" ſein, „ſo daß wir durch den Tatbeſtand hindurch das Weſen... ſchauen". Das gerade iſt die Leiſtung Goethes, des Naturerforſchers, und auf dieſes Beiſpiel weiſt Michel darum die Naturwiſſenſchaft hin, damit ſie wieder lebenformende Geiſtesmacht werde. Dieſelbe Betrachtungsart hat aber vor allem auch Goethe ſelbſt gegenüber zu gelten, d. h. für Goethe als Objekt einer Wiſſenſchaft. Auch die Goetheforſchung braucht die methodologiſche Belehrung Goethes. Auch ſie braucht zu allererſt die aus dem Eros, aus dem Willen zur lebenformenden Zeugung geſtellte Aufgabe anſtatt des dürren Ideals einer durch fehlerloſe Anwendung von gültigen Methoden zu erſchließende und zu errechnende „Wahrheit". Die Geſtalt Goethes iſt ſelbſt ein Urphänomen, ein derartig Letztes, wie es ſein Auge in der Natur ſuchte, einer jener Punkte, wo Idee und Erfahrung ſich berühren, wo die Idee in der Wirklichkeit unmittelbar ſchaubar wird. „Der Menſch Goethe iſt der Menſch ſchlechthin" (Michel).

Und wenn wir auch heute noch weit davon entfernt ſind, dieſe ewige

Bedeutung Goethes allgemein erkannt zu haben, ſo iſt es doch nicht nur ein Zeichen für die Höhe ſeines Gipfels, daß hundert Jahre Abſtand nötig waren, um ihn ſichtbar werden zu laſſen, ſondern doch auch ein Hoffnungsſchimmer für unſere Zeit, daß nicht mehr gar zu wenige die Augen erheben und bereit ſind, den Kopf ſo tief in den Nacken zu legen, um ihn zu erſchauen. Freilich waren viele Vorſtufen und Einzelausſichten auf Goethe nötig, um dies vorzubereiten. Legion iſt die Zahl der Bücher mit dem Titel „Goethe und ...“ irgend etwas, was er zwar wohl — als Menſch, dem alles Menſchliche zugeteilt war — auch gelebt, getan, gedacht, gelitten hatte, was aber niemals ihn ganz umfaßte. Erſt in unſerer Zeit kamen die Goetheforſcher, die zuerſt darauf ausgingen, eine Geſtalt ſchaubar zu machen, ein Urphänomen uns vor Augen zu ſtellen, aus dem nicht irgendeine Lehre, ein Begriff, abſtrahiert werden ſoll, ſondern das ſelbſt die Lehre iſt. So ſind die Arbeiten Chamberlains, Simmels, Gundolfs allerdings „abſolute Biographie“, bei denen es dem Spießer nicht wohl wird, da ſie die ſo beglückenden Momente vermiſſen laſſen, wo er ſich ſonſt ſagen dürfte: Alſo auch er..., warum denn ſollte ich nicht meine kleinen Schwächen haben? Sie wollten nicht ſein Leben und Schaffen hiſtoriſch erfaſſen und „pſychologiſch“ zergliedern, wie jene Frechen, denen die allzu gütige Natur gegeben hat den Donnerruf nicht einmal zu vernehmen, der ſie zerſchmettern müßte: Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt; nicht mir! Was jenen Werken über Goethe die tiefe, nachhaltige Wirkung verleiht, das iſt die Weihe der ehrfürchtigen Ergriffenheit von einer unvergleichlichen Schau, aus der ſie geſchrieben ſind im Drange, die Brüder an der Erhebung und dauernden Bereicherung des Lebens teilnehmen zu laſſen, die ſie ihr verdanken. Es iſt nicht ihre Abſicht, Goethe zu „begreifen“ und zu „erklären“, ſondern vor allem ihn ſchauen zu helfen. Und nur um dieſe Schau zu unterſtützen, ihr beglückende Stützen zu geben, haben ſie an beſonders aufſchlußreich erſcheinenden Stellen jene Schächte angelegt, um hinunterzugraben bis in die tiefſten Gründe ſeines Seins und Denkens, und die uns zeigen, welche unendliche Schichten von Oberflächlichkeit, Denkfaulheit, konventionellem Nachplappern wir ſchon bei einer einzigen Frage, einem einzigen Begriff, wegzuräumen haben, um zu ſehen, was Goethe ſah, und zu denken, was er dachte.

Gerade weil die Erſcheinung Goethe ein Urphänomen iſt, wird ſie immer zu neuer Schau und zu neuen Verſuchen der Geſtaltung dieſer Schau reizen. Aber jeder wird es ſich gefallen laſſen müſſen, daß aus ſeinem Goethebild vor allem auf ihn ſelbſt geſchloſſen wird, wie man weiterhin die ganze Zeit bis zu einem gewiſſen Grade danach beurteilen wird, welches Goethebild ſie als gültig anerkennt, welche Goethebücher ſie vorwiegend lieſt. Je näher natürlich, um das Bertramſche Bild wieder zu gebrauchen, die Geſtalt Goethes ſich auf ihrer Sternen-

bahn dem unverrückbaren Polarſtern nähert, je gültiger alſo die Schau auf ihn ſchon geworden iſt, um ſo ſchwieriger und bedenklicher werden neue Darſtellungsverſuche, um ſo größer und ſtrenger die ſchon vorliegenden Vergleichsmaßſtäbe und um ſo unnachſichtlicher das Urteil. Nach den bisher genannten Werken über Goethe iſt manches nicht mehr erlaubt, was an ſich, vor ihnen, vielleicht verdienſtlich geweſen wäre. Es genügt nicht mehr, ſich davor bewahrt zu haben, einen Gipsabguß des „unberührten Olympiers" hinzuſtellen, ſo wenig es ſchon ein Verdienſt iſt, wenn man die unerträgliche Schulmeiſtermanier vermeidet, die ſich erlaubte, Goethe Noten auszuſtellen — wobei es faſt noch beleidigender war, wenn ſie lobten, als wenn ſie tadelten. Man wird in neuen Büchern nach poſitiven Qualitäten ſuchen müſſen.

„Goethe, Geſchichte eines Menſchen*", nennt Emil Ludwig ſein neues, dreibändiges Werk. Über die Abſicht heißt es im Vorwort: „Im Sinne Plutarchs, doch mit den Mitteln der modernen Pſychologie wird für die Nerven unſeres Jahrhunderts in dieſem Buch eine neue Form verſucht, den Menſchen zu geſtalten." Kennt Ludwig das böſe Wort von der Kammerdienerperſpektive Plutarchs, das man nun, auf ſeine Koſten, zu dem vom „pſychologiſch gebildeten Kammerdiener" erweitern könnte? Aber wir wollen nicht gleich hängenbleiben, obwohl einem „die Nerven unſeres Jahrhunderts" in dieſem Zuſammenhang ſchon — auf die Nerven gehen können. Ludwig zeichnet ſeine Aufgabe noch weiter. Nämlich: „Die innere Welt eines Menſchenlebens aus allen Symptomen zu erneuern"; als Ziel: „Hiſtoriſche Wahrheit eines Kalenders, pſychologiſche Wahrheit einer Dichtung". Hier wird es noch ſchwerer, nicht einzuhaken, aber da es, wie bei allen Menſchen, ſo auch bei Bücherſchreibern, viel mehr auf das Sein und Wirken als auf das Denken und Meinen ankommt, ſo ſoll es uns nicht abhalten, das Werk ſelbſt zu betrachten. So fängt es an: „In einem Leipziger Galanterieladen ſteht ein ſechzehnjähriger Student, um Puderquaſten und Haarſchleifen auszuwählen, und wie er ſucht, fällt ſein Blick in einen zierlich goldgerahmten Spiegel, in dem er lange wohlgefällig weilt. Kenneriſch blicken ihn zwei dunkle Augen an, . . . mokant und zweifleriſch lächelt ein hübſch geſchürzter Mund . . ." Das könnte immer noch den Verſuch ankündigen, durch unterhaltſam gezeichnete literariſche Bildchen Teilanſichten der großen Geſtalt auf dieſe Weiſe auch ſolchen nahezubringen, bei denen es anders nicht gelingt. Aber das iſt Emil Ludwigs Abſicht nicht. Aus „Liebe und Streit, Forſchung und Geſtaltung" ſoll in „jedem Kapitel die Stimmung der Seele abgeleitet" werden. Und das iſt das Eigentliche, was man dem Buche zum Vorwurf machen muß, daß es mit jener überſcharfen Geſcheitheit, die uns Unbehagen macht, in alle Winkel und Falten der Seele kriecht, und

*Emil Ludwig: „Goethe", 3 Bde. bei Cotta, Stuttgart

die uns, im günſtigſten Fall, ein „ärmliches Wahre“ gibt an Stelle deſſen, was uns beſſer wäre. Wir verlangen nicht den klaſſiſch unbewegten Olympier, aber wir ſuchen das Bild des glaubwürdigen Menſchen Goethe, in dem ſichtbar, vor unſeren Augen, menſchliches Weſen überhaupt eine höhere Stufe erklommen hat. Gewiß, der Schilderer Goethes muß aus dem ungeheuren Material auswählen. Das Wie aber entſcheidet. Wenn man zeigen will, „was dämoniſche Naturen im Kampf mit ſich aus ſich zu machen vermögen“, ſo ſcheint es doch nicht gerade zweckdienlich ausgewählt, wenn man z. B. „entdeckt“, daß Goethe Schiller die Profeſſur in Jena beſorgte, um den Konkurrenten im Schriftſtellerruhm (!) aus Weimar loszuwerden, während doch unzählige Fälle ſelbſtloſeſter Sorge für andere — Freunde und Fremde — ſein ganzes Leben begleiten. Chamberlain ſieht in dieſem Zug mit Recht ſogar ein konſtitutives Moment von Goethes Charakter überhaupt. Die „Wahrheit“ eines Bildes beſteht eben nicht darin, daß mit gleicher Sorgfalt alle Linien nachgezogen werden, ſondern daß aus der ſchöpferiſchen Schau des Ganzen heraus das Einzelne ausgewählt und ausgewertet wird. Wenn Ludwig ſeinem Werk den Untertitel gibt: Geſchichte eines Menſchen, ſo wollte er damit wohl an das bekannte Verſchen über den Nutzen der Lektüre Plutarchs anknüpfen, wo es zum Schluſſe heißt: Sind eben alles Menſchen geweſen! Bei Goethe aber ſollte das ganz gewiß nicht heißen: nur Menſchen, ſondern für ihn lag der Ton auf dem von jenen Erreichten und ſomit auf der daraus geſchöpften Zuverſicht, daß der Menſch, ſofern er nur mit aller Kraft beſtrebt iſt, dem Höheren in ſich zum Durchbruch zu verhelfen, gerade in ſeiner Menſchlichkeit den Weg zur Vollkommenheit zu gehen vermag. Aber abgeſehen von Kritik oder Zuſtimmung im einzelnen: das ganze Unternehmen iſt verfehlt, wenn es darauf ausgeht, zu zeigen und zu erklären, wie ſolch ein Menſch und ſolch ein Leben ward. Die Erſcheinung Goethe ſelbſt iſt die Lehre; es gibt nichts „dahinter“. Es werden viele zu Emil Ludwigs Buch greifen; vielen wird die durchgearbeitete, gut lesbare Form zuſagen. Aber das Bild des pſychologiſch erfaßten Goethe wird, je weniger es über dieſen in ſeiner Ewigkeitsbedeutung ſelbſt ausſagt, deſto mehr von ſeinem Verfaſſer und ſeinen Leſern verraten.

Goethe nannte ſich ſelbſt gelegentlich eine „Natur“. Wie er Natur ſah, drückt er einmal ſo aus: „Sie war, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum zu einer nicht erkennbaren Grenze.“ Darum durfte er von ſich ſagen, es ſei das höchſt Charakteriſtiſche ſeiner Natur, daß, während andere ſich mehr in einer geraden Linie entwickelten, er ſich von einem beſtimmten Zentrum nach den verſchiedenſten Richtungen bewege. Was iſt dieſes unbekannte Zentrum, das er in ſich deutlich als den zeugenden Weſenskern erfährt? Wenn wir

ſein Verhältnis zu jenen tiefſten Kräften und ſein Denken darüber Religion nennen, ſo ſoll das zunächſt nichts ſein, als der Anruf für den, der ſich dieſer Region nähert: Ziehe deine Schuhe aus! Es gibt viele Bücher über Goethes Religion und wird noch viele geben. Je mehr die Menſchen ihre größte Not als eigentlich religiöſe Not erkennen, um ſo mehr wird ihnen klar werden, daß Goethes Satz vom Unerforſchlichen, das man ruhig verehren ſoll, doch nicht der Freibrief iſt, ſich beim grob Sinnlich Materiellen zu beruhigen, als den ihn das 19. Jahrhundert, wenn auch uneingeſtanden, gern betrachtete. Denn jener Satz entſprang gerade tiefſter Religioſität, die aber nicht auf den Markt gezerrt und nicht als ein wiſſenſchaftliches Objekt unter vielen anderen ausgeſchlachtet werden ſoll. Die tiefe Scheu, die ſich in letztem Schweigen vor dieſen Dingen ausdrückt, iſt geradezu *Bedingung* für die Wirkung jener Kräfte, und Goethe wies ſelbſt auf das ſymboliſche Schweigegebot der Schatzgräber hin, in dem ſich ein tiefer Sinn verberge. So war ihm ſelbſt Schweigen die natürliche Haltung religiöſen Dingen gegenüber, nicht nur, weil es ſo wenig Weiſe gibt, die nicht, wie die Menge, frech verhöhnen. Goethe war überzeugt, daß, wenn irgendwo, ſo hier ſein Satz gelte, daß die ganze Menſchheit erſt der wahre Menſch ſei, und daß es unendlich ſchwer ſei, religiöſe Überzeugung ſo auszudrücken, daß ſie weiter als für die eigene Perſon Gültigkeit habe. (Das eben iſt der Sinn der „Offenbarung“: daß in ihr *nicht* mehr das Individuum ſpricht.) Aber Schweigen und Verſchweigen ſind es nicht allein, die eine Darſtellung der Religion Goethes erſchweren. Wie viele ſeiner Äußerungen ſind nur für den betreffenden Hörer, gewiſſermaßen in deſſen Sprache, formuliert, wie viele ſind polemiſch oder auch ironiſch gemeint. Hier liegt teilweiſe die Erklärung für die unendlichen Widerſprüche und Gemeinplätze über Goethes Religioſität, die ſich wie unausrottbare Bandwürmer fortpflanzen, da immer nur Glieder davon abgeriſſen wurden, der Kopf aber ſitzenblieb. Man greift eben an Goethe vorbei, wenn man ihn „beim Worte packt“, wie Michel ſagt. Nirgends mehr gilt es, in ehrfürchtiger Scheu, mit dem Gefühl, auf doppelt geheiligtem Boden zu ſtehen, heranzutreten, wenn etwas Erfreuliches geſtaltet werden ſoll. „Jedes Ereignis mit Ehrfurcht betrachten“ — dieſe fünf Worte, ganz ausgeſchöpft, bezeichnet Chamberlain einmal als die Summe von Goethes Vermächtnis an uns. Nur wer ihren Sinn ſelbſt erlebt hat, wer auch vor allem das Ereignis Goethe in dieſes Erlebnis einbezogen hat, wer ſelbſt fähig wäre, wie ſein Epimenides, die ganze magiſche Schau aller fernſten Zukunft hinzugeben für das vollſte, kriſtallklare Schauen reiner Gegenwart, der darf ſich an die Aufgabe wagen, „Goethe in ſeinem Verhältnis zur Religion*“ zu erforſchen. *Karl J. Obenauer* glaubt vor allem

*K. J. Obenauer: Goethe in ſeinem Verhältnis zur Religion; Eugen Diederichs Verlag in Jena, br. ℳ 28.—, geb. etwa ℳ 36.—

ſelbſt an das zutiefſt geiſtige Weſen des Kosmos und an die Sendung Goethes, uns als einer der von ihm ſelbſt angerufenen „höchſten Meiſter“ den Weg zu führen, der „aus dem Dunklen ins Helle“ ſtrebt „zu dem, der alles ſchafft und ſchuf“. Er vermag darum „alle Fähigkeiten des Geiſtes und der Seele zuſammenzunehmen“, um uns all das Drängen und Ringen zu zeigen, das doch zuletzt nur ewige Ruh' in Gott dem Herrn iſt. In ſechs Kapiteln (Der junge Goethe; Gott und Natur; Unſterblichkeit; Chriſtus und Chriſtentum; Urreligion; Der Menſch) ſetzt uns immer von neuem die Tiefe jenes großen Geiſtes in ehrfürchtiges Erſtaunen und der Reichtum an Geſtaltungen und Bildern, die immer neue Verſuche ſind, das Unſagbare zu ſagen. Denn ſo ſehr es den Weiſen verpflichtet zu ſchweigen, ſo ſehr drängt es den Dichter, ſich mitzuteilen: „Genug, das Geheimnis muß heraus und ſollten es die Steine verkünden.“ Wie die Religionen der Völker immer andere Geſtaltungen des Ur-Einen darſtellen, wie kaum alle Religionen zuſammen genügen, das Weſen der Religion erkennen zu laſſen, ſo wollen wir auch Goethes reiche Geiſteswelten nicht ausrauben, um, wie er ſelbſt es Lavater zum Vorwurf machte, eine einzige als die „wahre“ auszuſtaffieren. „Wer will das echte Verhältnis der Seele gegen Gott beſtimmen als Gott ſelbſt?“ (Goethe). Und da Obenauer vermeidet, Goethe zu ſcharf beim Wort zu nehmen und ihn auf einen Ismus feſtzunageln, muß es ihm doch unverwehrt ſein, gegen Ende auszuſprechen, in welcher Richtung er ſelbſt geſchritten iſt und auf welchen Punkt hin er das Drängen und Ringen des Menſchen ſelig erlöſt ſehen möchte.

So fern Goethe ſelbſt alles Prophetentum lag, ſo verhaßt ihm das eifernde „Proſelytenmachen“ war, und ſo ſcharf jeder Verſuch zurückgewieſen werden müßte, ihn nachträglich zum Haupt einer „Kirche“ zu machen, ſo gehört doch das Religiöſe ſo notwendig zum Bilde Goethes, des „wahrhaft kanoniſchen Menſchen“, daß das Buch Obenauers, wie die Vorträge, aus denen es hervorgegangen iſt, noch vielen eine fruchtbare Verlockung in das ſeligſte Labyrinth ſein wird.

Immer heller aber und immer fordernder zugleich wird über uns und über denen nach uns das Bild Goethes, des Menſchen, ſtehen: zum Gericht dem, der dazu ein hämiſches „Nur“ ſetzt; zur köſtlichen Hoffnung für den, der immer ſtrebend ſich bemüht, weil er weiß, daß der Menſch immer noch eine Aufgabe für uns iſt, das Bild, das wir in uns zu erlöſen haben.

„Teilnehmend führen gute Geiſter,
„gelinde leitend, höchſte Meiſter,
„zu dem, der alles ſchafft und ſchuf.“

Ernſt Michel / Das „Objektive“ in Goethes Naturanſchauung*

Kants Nachweis, daß der Anſpruch des Verſtandes, das Weſen der Welt auszuſprechen, irrig ſei, iſt ſeine große Tat: er hat den Verſtand an ſich auf das ihm allein zugängliche Gebiet des Mechaniſierten gewieſen, das er als ſein Abbild in den Erſcheinungen erfaßt. Aber er hat die Entwickungsmöglichkeiten, die in dieſer reinigenden Tat lagen, damit unterbunden, daß er alle Erkenntnis auf den Verſtand beſchränkte und überdies in den Erkenntnisreſultaten nichts anderes ſah als die ſubjektiven Elemente der Verſtandesorganiſation, nur hinausprojiziert, gewiſſermaßen objektiviert. Denn der der Kantſchen Erkenntnislehre zugrunde liegende Tatbeſtand, daß Geſetzmäßigkeiten der Naturerfahrung ſich zugleich als innere Geſetzmäßigkeit des Menſchen erweiſen, hätte, tiefer erkannt, zu der Anſchauung Goethes führen müſſen: daß die Möglichkeiten der Naturerkenntnis ſoweit reichen als die inneren Möglichkeiten des Menſchen; daß der Menſch die Natur jeweils von der Seite und bis zu der Tiefe zu erfaſſen vermag, die dem Ausmaß der im Menſchen lebendigen und herrſchenden Kräfte entſpricht. „Genau beſehen“, ſagte Goethe, „findet ſich immer, daß der Menſch dasjenige vorausſetzt, was er gefunden hat, und dasjenige findet, was er vorausſetzt.“ Aber „es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich an den Grenzen der Menſchheit reſigniere oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines bornierten Individuums“. Wer kein reales Du-auf-Du-Verhältnis zur Natur, zur äußeren Wirklichkeit hat, wem ſie nur die Sphäre der Beherrſchung iſt, dem wird ſie nichts anderes entgegenbringen, als was eben er ihr entgegenbringt: die mechaniſche Geſetzlichkeit des Verſtandes oder die Qualitäten der Sinne. Das aber ſind nur *Elemente* der Natur, nicht ihre *Wirklichkeit*. Erſt wenn als Wirkung einer offenbarungsartigen Erſchließung der Natur im Menſchen der *Geiſt* erwacht als die ideenbildende und ideen-ſchauende Kraft, mittels deren der Menſch dem Andrang der weſenhaften Wirklichkeit in Erkenntnisſymbolen ſtandhält: erſt dann iſt die Möglichkeit gegeben, daß der Menſch zu jenem zweiten Pol der gegenſtändlichen Wirklichkeit, den Ideen, vordringt und in der ſchöpferiſchen Verbindung von Wahrnehmungsinhalt und Idee im *Urphänomen* die ganze Wirklichkeit zu eigen gewinnt.

Hier erſt *antwortet* die Natur dem Menſchen in der vertrauten Nähe des weſensverwandten Du. Wie dem Menſchen, nach Goethe, in den

* Dieſe Ausführungen ſtellen einen Abſchnitt dar aus des Verfaſſers ſoeben erſchienener Schrift „Weltanſchauung und Naturdeutung“, Vorleſungen über Goethes Naturanſchauung (Eugen Diederichs Verlag, Jena), br. M 9.—

Phänomenen von Licht und Farben ſich die ganze Natur in Beſonderung offenbaren kann — es kommt nur auf das ſchöpferiſche Erfaſſen des Urphänomens an, das ſtellvertretende Gewalt für die ganze Natur hat — ſo kann ſich die ganze Natur, d. h. Natur in ihrer ſchöpferiſchen Einheit, auch ohne Erfaſſen des Verſtandeselements, der mathematiſchen Geſetzlichkeit, rein nur durch Vermittlung des Auges, der Sinne, dem Menſchen offenbaren. So ſagt Goethe von ſich: „Das Recht, die Natur in ihren einfachſten, geheimſten Urſprüngen ſo wie in ihren offenbarſten, am höchſten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforſchen, zu erfaſſen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältniſſe zu Rate ziehend, gar früh ſchon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleiſtet, liegt vor Augen; wie es anderen frommt, wird ſich ergeben.“ Und wenn Kant und die moderne Wiſſenſchaft nur das Verſtandes-Denken als Denken gelten laſſen, ſo iſt für Goethe dieſes Verſtandes-Denken noch nicht eigentliches Denken, ja es kann ſogar als begriffsbildendes Mittel des Denkens, als welches Goethe es auffaßt, für das eigentliche Denken an Bedeutung ſehr ſtark zurücktreten. „Mein Anſchauen ſelbſt iſt ein Denken.“

Kant hat den Verſtand auf ſein Gebiet zurückgewieſen und er hat nachgewieſen, daß die Geſetze der Natur urſprünglich der Seele eingeſchrieben ſind, und daß nur deshalb Erkenntnis möglich iſt. Aber Kant hat durch die kopernikaniſche Wendung, die er der Erkenntnis gab, daß nämlich das einzig Erkennbare in der Erfahrung die Geſetze unſeres Verſtandes ſeien — alſo etwas Subjektives, dem der Gegenſtand nicht als reales Du gegenüberſteht — einem unheilvollen Subjektivismus Tür und Tor geöffnet.

Schopenhauers Philoſophie, ſeine „Welt als Wille und Vorſtellung“ bedeutet ein konſequentes Zuendeführen dieſer ſubjektiviſtiſchen Tendenz, wie alle romantiſche Philoſophie, wie die Kunſttheorie Richard Wagners, wie Nietzſches Auflöſung aller objektiven Werte. Der Weisheit letzter Schluß gegenüber der ideenentleerten Verſtandes-Erkenntnis iſt die Auffaſſung der Natur als äſthetiſche Traum-Welt, gleichgeordnet den inneren Viſionen des Künſtlers, plaſtiſche Darſtellungsart der inneren Welt des Menſchen. So führt Schopenhauer die Subjektivierung der gegenſtändlichen „Natur“ zu Ende, indem er ſie völlig als Ausgeburt des menſchlichen Innern, als Erzeugnis des Willens und der Vorſtellungskraft auffaßt und damit den objektiven Kern, den Kant noch als irrationalen Reſt übriggelaſſen hat, auflöſt. Vor der Scylla der Verödung der Natur durch ihre rein verſtandesmäßige Auffaſſung warfen ſich alſo dieſe Romantiker der Charybdis einer äſthetiſchen Myſtik in die Arme, indem ſie die Natur als gegenſtändliche, geſtaltenhafte Traumbild-Welt auffaßten, die ſich als ſolche dem künſt-

leriſchen Sinne des Menſchen enthüllt, d. h. wenn der Menſch der Natur nur ſchauend, nicht begehrend gegenüberſteht. Was hier völlig fehlt und wodurch ſich Goethes Naturauffaſſung weſentlich von dieſer äſthetiſchen Auffaſſung der Natur ſcheidet, das iſt das Ethos des Glaubens an die objektive Wirklichkeit der Natur, alſo das ſittliche Grunderlebnis.

Goethe war — hierin den Grundgedanken Kants weiterführend — davon durchdrungen, daß die Natur ſich nur dem Menſchen in Wahrheit erſchließt, der ſelbſt in der Wahrheit lebt, daß nur Weſensverwandtes in den Menſchen eintreten kann, daß Geiſt nur dem Geiſt antwortet.

„Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

„Die Idee iſt in der Erfahrung nicht darzuſtellen, kaum nachzuweiſen; wer ſie nicht beſitzt, wird ſie in der Erſcheinung nirgends gewahr.“ Während aber Kant im Erkenntnisinhalt nur das Subjekt zu erfaſſen wähnt, die eigene Geſetzlichkeit, die, hinausprojeziert, ſcheinbar ein Draußen iſt, iſt es Goethes Grundüberzeugung, im Urphänomen einer objektiven Wirklichkeit — keinem künſtleriſchen Gebilde ſeine Bildkraft, aus dem Ich plaſtiſch hinausgeſtellt — gegenüberzuſtehen. Eine von der Gewißheit der Wirklichkeit der Sinnenwelt getragene Vertiefung in die Natur bildet die Grundlage ſeiner Wiſſenſchaft. Subjekt und Objekt ſind gleichberechtigte Realitäten; auf ihrem wirklichen, ſchickſalhaften Aufeinanderwirken, Zuſammenwirken, Verſchmelzen beruht auch Erkenntnis als Wahrheitsſchau. Dieſe Gewißheit einer objektiven Auswirkung des Geiſtes in der Natur iſt ein Axiom der Goetheſchen Exiſtenz überhaupt, und ihre Verflüchtung oder Umdeutung zu einer optiſchen Täuſchung Goethes würde heißen: den Kern ſeines Weſens zerſtören. Ja, die Natur erweiſt ihre geiſtig-objektive Exiſtenz gerade dadurch, daß ſie wirkliche, geiſtentbindende Kraft ausſtrömt: im Menſchen iſt wohl die Anlage, der Keim des Geiſtes eingebettet, aber zu ſeiner Entfaltung bedarf es des zeugenden Einfluſſes überſubjektiver geſtaltender Geiſteskräfte: Solche begegneten Goethe in der Natur.

Es iſt nachdrücklich zu betonen, daß der „objektive Geiſt“ des Philoſophen Hegel mit Goethes „Gott-Natur“ nichts gemein hat. Dieſer „objektive Geiſt“ iſt eine denkeriſche Umdeutung der objektiven Wirklichkeit in objektivierte Formen des Menſchengeiſtes, ſo daß alſo der mittels des „ſchauenden Bewußtſeins“ erkennende Menſch letztlich ſich ſelbſt im Gegenüber ergreift. Die Lehre von der Selbſterlöſung des Menſchen und die gnoſtiſch-theoſophiſche Auffaſſung, daß durch methodiſche Entwicklung ſeiner höheren Erkenntniskraft — der In-

tuition — der Menſch das Weſen alles Seienden reſtlos erfaſſen könne, weil alles Seiende nur Emanation des göttlichen Menſchengeiſtes ſei — dieſe auf Hegel und die Gnoſis zurückgehende Lehren bleiben alle im myſtiſchen Wirbel des „ich bin Ich" hangen und haben mit der Weltanſchauung Goethes nichts zu tun. Hegel den „Philoſophen der Goetheſchen Weltanſchauung" nennen, wie es Rudolf Steiner in ſeinem anregenden Buche „Goethes Weltanſchauung" tut, iſt verkehrt und beruht auf der Gleichſetzung des völlig verſchiedenen Sinnes, den das „Objektive" bei Goethe einerſeits, bei Hegel andererſeits hat. Dasſelbe Mißverſtändnis erweiſt ſich in Steiners Auffaſſung, daß Goethes Weltbetrachtung auf halbem Wege ſtehengeblieben ſei, weil ſie nicht von den Urphänomenen „zu höheren Erklärungsprinzipien" aufſteigt: Goethe verharrt danach gewiſſermaßen in der Vorhalle der Theoſophie. Dies aber heißt Goethes Weltanſchauung ihrer eigentümlichen Urſprünglichkeit berauben: denn nicht die Erkenntnis hat für Goethe den Primat, ſondern die Tatſache der Wahrheit, die Wirklichkeit der begrenzten, in ihrer Begrenzung aber vollendeten Geſtalt, in die das „Allgemeine" als in ſein Sinnbild eingegangen iſt. Die Erkenntnis iſt für Goethe nur Mittel, um die urſprüngliche, ihm durch Gnade verliehene Gewißheit zu erhöhen, zu ſichern und „in ein tiefes, ruhiges Anſchauen zu verwandeln". Sie iſt Dienerin, und nicht Herrin wie in der Gnoſis und in der Theoſophie. Will man ein Analogon zu der „objektiven Natur" im Sinne Goethes heranziehen, ſo greife man nicht nach Hegels „objektivem Geiſt", der letzterdings die Starre und Endlichkeit alles objektivierten Nur-Menſchlichen in ſich trägt, ſondern nach der objektiven Heilsordnung der katholiſchen Kirche, insbeſondere nach den Sakramenten, im gewiſſen Sinne auch nach der Liturgie, in der der Glaubensinhalt reine ſinnbildliche Gegenſtändlichkeit geworden iſt. Wenn im Sakrament nach chriſtlicher Auffaſſung „göttliche Kraft unter der Hülle irdiſcher Dinge auf geheime Weiſe Heil wirkt", ſo iſt damit auch umriſſen, was für Goethe die „objektive Natur" war: die übergeordnete Sphäre, aus der ihm im erlebten, beſonderen Falle das Unendliche in Knechtsgeſtalt, als Urphänomen vor Augen trat, um ſein Ich bindend zu befreien. Der Aufſtieg aber zu „höheren Erklärungsprinzipien" war für Goethe gleichbedeutend mit der Verſuchung der Schlange im Paradieſe und ihrem trügeriſchen Verſprechen: „Welches Tages ihr davon eſſet, ſo werden eure Augen aufgehen, und werdet ſein wie Gott."

Aus ſeiner Naturanſchauung als dem Ankergrund ſeiner Exiſtenz ergab ſich für Goethe auch ſeine Kunſtauffaſſung. Die objektive Natur iſt ihm Lehrmeiſterin des Menſchen, alſo auch des Künſtlers: ſeine Selbſtauffaſſung iſt Wirkung ſeines Verhältniſſes zur Natur.

Damit, daß der Künſtler Goethe die ſchöpferiſche Produktivität der Natur in ſich bewußt in den Dienſt ſeiner religiöſen Beziehung zur objektiven „Gott-Natur“ ſtellt, gibt er der Kunſt ihre höchſte Würde zurück: vollkommenſtes Medium zu ſein, in dem die Urphänomene des Göttlichen, die ſonſt in dem welt einigen Blick des begnadeten Schauenden beſchloſſen blieben, aller Augen in vollkommener Vermittlung unmittelbar gegenwärtig werden. Alſo gibt der Künſtler unmittelbar wahrnehmbar die Geiſtgeſtalt, die der Denker auf dem Wege der Scheidung und Einung erſt in ſich wieder produziert und dann im Material der Begriffe als Gedankengeſtalt aus ſich hinausſtellt. So iſt die Trennung der beiden Reiche: Kunſt und Natur, die dem Geiſtestypus Platons eignet, in Goethe aufgehoben.

In der ehrfürchtigen Schau offenbarte die Welt ſeinem Geiſte die Taten Gottes als Urphänomene von Angeſicht zu Angeſicht, und es drängte ihn, den Künſtler, als höchſtes geiſtiges Bedürfnis, dieſe Wunder der objektiven Welt *allen offenbar* zu machen, ſie aus den tieferen Schichten der Erſcheinungswelt zur klaren Sichtbarkeit zu berufen durch das Mittel der Kunſt. „Wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerin, der Kunſt.“

Hier begegneten ſich Goethe und Schiller; dieſer rief vom *ſittlichen* Urphänomen her nach der Kunſt, nach der Darſtellung dieſes Urphänomens als des *urſprünglich*- und *rein-Menſchlichen*, d. i. höchſt-Menſchlichen — denn *dieſes* ſteht am *Anfang*, und alle tieferen Zuſtände des Menſchlichen ſind *Abfall* vom Urſprung —, inſofern es Gebilde, Geſtalt, Perſönlichkeit geworden iſt: als des *Erhabenen*. Die Regionen, *aus* denen, die Geſtalten, in denen beide die Wahrheit empfingen, waren verſchieden — ſie waren dort Frucht eines inneren Ringens um die Vermählung von Idee und Stoff, hier Frucht eines reinen gebändigten Anſchauens der Natur; aber beide verband die Grundüberzeugung, daß es in der Kunſt um die Vermittlung der befreienden Wahrheit an die Menſchheit gehe, die nur durch die Kunſt würdig verkündet werden, nur durch das Medium der menſchlichen Bildekräfte zu einer glaubhaften und darum wirkſamen Darbietung gelangen könne.

Dieſe Grundüberzeugung von der apoſtoliſchen Miſſion der Kunſt verband beide über die Weſensunterſchiede ihres geiſtigen Typus hinweg: es handelte ſich eben für ſie in der Kunſt um die Gemeinſamkeit in der letzten höchſten Auffaſſung ihrer irdiſchen Berufung. Bei Goethe ruhte dieſe hohe, ja religiöſe Auffaſſung der Kunſt auf den Grundfeſten ſeiner Naturerkenntnis: dieſe war wahrlich ein Ankergrund, in dem ſein Leben Ruhe und Kraft fand. Wirklicher Halt und Kraft aber fließt nie aus ſubjektiven Gebilden, ſondern nur aus einer objek-

tiven, überindividuellen und doch zutiefſt perſönlichen Wirklichkeit. „Wer die Natur als göttliches Organ leugnen will, der leugne nur gleich alle Offenbarung". Goethe war es ganz klar und gewiß, daß in dem Subjektiven das Objektive in allen ſeinen Abſtufungen angelegt iſt, daß aber die objektive Wirklichkeit nur in dem Grade der Vollkommenheit auf die Anfrage des Menſchen antwortet, als eben dies Objektive im Menſchen lebendig iſt: daß alſo der Anfrage des Verſtandes aus dem Lebenstrieb nur Mechaniſiertes antwortet, daß der Frage aus dem Geiſte der Geiſt der Natur, daß dem in ſich geeinten Menſchen das geeinte Leben der Natur antwortet. Von dieſer ſtufenweiſen Erfüllung der objektiven Welt im Menſchen je nach dem Stadium ſeiner Entwicklung, in dem er zu ihr in Beziehung tritt, ſpricht Goethe öfters: „Es iſt etwas unbekanntes Geſetzliches im Objekt, welches dem unbekannten Geſetzlichen im Subjekt entſpricht." Und von der Erfüllung dieſes myſtiſchen Vorgangs: „Wenn die geſunde Natur des Menſchen als ein Ganzes wirkt, wenn er ſich in der Welt als in einem großen, ſchönen würdigen Ganzen fühlt, wenn das harmoniſche Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es ſich ſelbſt empfinden könnte, als an ſein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Weſens bewundern."

Es iſt das Geheimnis der Erlöſung, das Goethe hier anklingen läßt: daß durch den Menſchen, den die Kraft der abſoluten Wirklichkeit begnadet hat, in der Natur, in der Welt die göttliche Geſtalt zu ergreifen und zur Sichtbarkeit zu berufen — daß durch dieſen Menſchen Natur und Welt zu ihrer Weſenheit befreit werden, daß aber auch der Menſch im Schauenserlebnis der Erſcheinungen als Manifeſtationen des Göttlichen ihre Kraft erfährt und freier, weſenhafter wird: ſo Menſch und Natur „geprägte Form, die lebend ſich entwickelt".

Ernſt Krieck
Die Revolution von innen

Schon ein halbes Menſchenalter vor dem Kriege regte ſich in den Tiefen der Seele ein Mißbehagen, eine Unruhe gegenüber den äußeren Zwangsläufigkeiten, gegen den Glauben an den vielgeprieſenen „Fortſchritt", die Rationaliſierung, Techniſierung, Spezialiſierung des Lebens. Eine ſchwerlich mehr zu überbietende Veräußerlichung hatte das Menſchentum entſeelt und verödet. Aber nur wenige ſahen andere Wege, hatten den Glauben, daß dieſes Schickſal kein endgültiges ſei. Nur wenige erkannten den Totentanz dieſer Kultur: wie

hinter jeder ihrer glänzenden Geſtaltungen der Tod in anderer Form grinſte. Nun iſt der Wagen umgeſtürzt; die Räder laufen mit irrſinniger Haſt leer. Ein anderes Schickſal iſt über Nacht hereingebrochen; aber es hat den Zwang des Mechanismus, des Kulturmittels zerbrochen. Arm, aber frei ſteht die Jugend im Angeſicht der Zukunft; ihr Schickſal iſt aus den äußeren Zwangsläufigkeiten in ihr Inneres zurückverlegt: die Zukunft iſt eine Frage der Willenskraft und der Charakterſtärke geworden. Das iſt unſere neue Freiheit, die uns unſer neues Schickſal beſahen heißt.

Hat auch die Wiſſenſchaft damit einen neuen Beruf bekommen? Stand ſie nicht bewußt abſeits vom Geſchehen, vom Wandel der Dinge, rein auf Erkenntnis der Wahrheit eingeſtellt? Was könnten geſchichtliche Ereigniſſe an der reinen Erkenntnis, der reinen Wahrheit ändern? Und doch werden nur wenige Vertreter der Wiſſenſchaft heute noch ſtumpf genug ſein, das Beben unter ihren Füßen nicht zu ſpüren. Die Wiſſenſchaft iſt in der Tat in unſer Gemeinſchaftsleben als eine beſondere Funktion, darum aber auch in Schickſal und Kriſis miteinbezogen. Nichts mehr ſteht heute in ihr feſt, nicht einmal in der Mathematik, der Phyſik und Chemie; alles muß ſie ſich erſt von neuem erarbeiten, Grundlage, Methode und Ziel: an alles iſt die Frage auf Exiſtenzrecht und Exiſtenzfähigkeit herangetreten.

Kurz vor ſeinem frühen Tode legte Max Weber, ſicherlich eine der ragendſten Geſtalten heutiger Wiſſenſchaft, vor einem Kreiſe der akademiſchen Jugend in München Bekenntnis und Rechenſchaft ab über Sinn, Weſen und Ziel der Wiſſenſchaft*. Stolz wie er lebte, hat er bis zuletzt alle aus der Jugend an die Grundlagen der Wiſſenſchaft neu herantretenden Forderungen abgelehnt; unerſchütterlich bekennt er ſich zum „Fortſchritt", zur Zwangsläufigkeit des Mechanismus, zur Berechenbarkeit und zur Rationaliſierung des Lebens, zur „Entzauberung" der Welt, zum Glauben, daß mittels der kauſalen Kategorie auch das Letzte rational erkennbar ſei. Mehr ſei der Wiſſenſchaft nicht gegeben und aufgegeben. Ave Caesar! Morituri te salutant! Seltſam und für die Erſchütterung bezeichnend bleibt es immerhin, daß ſich dieſe Wiſſenſchaft in der Perſon Webers doch zur Rechenſchaft vor der Jugend bequemen mußte. Wird der Jugend, die vom Wiſſen Erleuchtung, ein Ziel und einen Weg, Führertum und Bildnertum verlangt, auf die Dauer mit dem von Weber dargebotenen Geſpenſt, das vor ſich ſelbſt erſchrecken müßte, Genüge getan ſein?

Es hat einer die Antwort gegeben, und aus dieſer Antwort ſpricht ein anderes Geſchlecht, eine andere Auffaſſung des Lebens, eine andere Zielſetzung für Wiſſen und Wiſſenſchaft: Erich von Kahler, „Der Beruf der Wiſſenſchaft" (Berlin bei Bondi, 1920). Selten habe

*Max Weber, Wiſſenſchaft als Beruf. Vgl. vom ſelben Verfaſſer: Politik als Beruf. (München bei Dunker & Humblot 1920).

ich ein Buch mit gleicher Befriedigung und ſo voller innerer Zuſtimmung aus der Hand gelegt. Es wird wahrſcheinlich keinen Senſationserfolg haben; aber man ſpürt: da drängt etwas ans Licht, in Wort und Geſtalt, was im jungen Geſchlecht überhaupt lebt und zum Werden reift. Ein ſymboliſches, darum ein führendes Buch!

Kahler zerſtört zuerſt die Legende vom zweitauſendjährigen Rationaliſierungsprozeß: die heutige Wiſſenſchaft iſt mit ihrem Begriff ein völliger Gegenſatz zur platoniſchen Ideenwelt. Der Beginn der Epoche, an deren Wende Max Weber ſteht, datiert Kahler nicht von Plato, ſondern ſeit Kant, und damit meines Erachtens noch um ein kleines zu früh: dieſe abgelöſte, ſich ſelbſt genügende und in ſpezialiſtiſcher Zerfaſerung abſterbende Wiſſenſchaft war erſt möglich nach dem Verfall des letzten bildenden Syſtems der Philoſophie: des Hegelſchen. Seitdem iſt auch der letzte Schein eines Geſamtweltbildes, eines organiſchen Gefüges aller geiſtigen Funktionen, in dem das einzelne Leben Sinn und Erfüllung fände, geſchwunden, die rein techniſche Einzelerkenntnis hat ſich zur Herrin des Geiſteslebens emanzipiert.

Es genüge dieſer Hinweis auf das Buch; ich will dem Leſer nicht durch ein mehr oder weniger geſchicktes Referat das Leſen erſparen. Was ich in meiner „Revolution der Wiſſenſchaft" durch einen Gang an der Peripherie des Problems hin mit Blick auf das Zentrum dargeſtellt habe, das faßt Kahler gleichzeitig im Mittelpunkt ſelbſt an. Es hat mir zur großen Genugtuung gereicht, daß die Ergebniſſe, die Grundanſchauungen und die Forderungen bei aller Verſchiedenheit in Weiſe und Weg ſo ziemlich zur Deckung kommen.

Der Boden, von dem aus Kahler ſeine Kritik aufnimmt, iſt die Erkenntnis des geiſtigen Gemeinſchaftsorganismus, der gegenſeitigen Abhängigkeit und Wechſelwirkung ſämtlicher Lebensfunktionen. Daraus wird dem deutſchen Volke ſicherlich ein neues Ethos, ein einheitliches Bildungsideal, ein Stilprinzip der privaten Lebensführung und der öffentlichen Ordnungen erwachſen: alſo das, was uns zur Zeit vollkommen fehlt. Kahler lehnt mit Recht das unorganiſche, zerſetzende Parteitreiben und den auf dieſen Triebſand erbauten Staat ab. *Die Idee der organiſchen Gemeinſchaft iſt unſere eigentlich revolutionäre Idee*: ſie wird uns befreien vom abſtrakten Individualismus, von der Herrſchaft des Mechanismus und des „Fortſchritts". Die Revolution muß aber erſt in ihrem Namen durchgeführt werden, nicht als ein Umſturz, ſondern als „freie Bahn dem organiſchen Wachstum". Darum iſt dieſe revolutionäre Idee zugleich die konſervative Idee, denn die Erkenntnis, daß alles Individuelle und alles Mechaniſche einem überindividuellen Organismus als dienende Funktion untertan und eingegliedert ſein müſſe, iſt von altersher die eigentlich konſervative Idee, und für ſie iſt das deutſche Volk durch Anlage und Charakter vorbe-

ſtimmt: aus ihr erwächſt ſeine Weltmiſſion. Die herankommende deutſche Revolution iſt die konſervative Revolution, und der Radikalkonſervative iſt der führende Typus des künftigen Menſchentums.

Bindung und Wachstum in der Gemeinſchaft beruhen auf den Funktionen, durch die alle Glieder mit allen verflochten und ſo dem Ganzen eingereiht ſind. Die geſellſchaftsbildende Funktion der Glieder iſt ihr Beruf im geläufigen wie im höchſten Sinne des Wortes. Die Berufsfunktionen verbinden die Einzelnen zu korporativen Gruppen, zu überperſönlichen Gliedern des Volkes, und ohne ſolche korporative Gliederung, ohne geſellſchaftliche Ordnung wäre Volk nichts als ein zufälliger, zuſammenhangloſer Haufen von Einzelnen. In einen ſolchen Haufen aber hat der moderne Staat das Volk degradiert und aufgelöſt: die organiſierte Anarchie. Der heutige Staat iſt auf eine Unzahl von Fiktionen begründet; darum iſt er ein Mechanismus, der abſeits vom Volkstum ſteht und bald abſeits von der Wirklichkeit überhaupt ſtehen wird: die ſogenannte Revolution hat durch Vermehrung der fiktiven Vorausſetzungen und der Schwächen den modernen Staat um den letzten Reſt von Kredit, Wirkungskraft und Exiſtenzmöglichkeit gebracht. Ein Todgeweihter. Die künftige Entwicklung aber wird den Staat zum inneren Knochengerüſt der Geſellſchaftsordnung ſelbſt machen und damit Staat und Geſellſchaft nach jahrhundertelanger Entzweiung wieder zur Deckung bringen müſſen.

Eine vorläufige politiſche Forderung und Folgerung aus der Idee des organiſchen Staates zieht Friedrich von Oppeln-Bronikowski in ſeiner Schrift: „Reichswirtſchaftsrat und berufsſtändiſcher Gedanke“ (Berlin, Deutſche Verlagsgeſellſchaft für Politik und Geſchichte, 1920). Die Schrift zeigt in kurzem Rückblick, welche Leidensgeſchichte, welche Reihe von verſäumten Gelegenheiten die organiſche Staatsidee im Kampf mit den weſtleriſchen Staatsdoktrinen und importierten Staatsformen hinter ſich hat. Man muß es immer wieder ausſprechen: der Deutſche hat nicht genug Treue gegen ſich ſelbſt, darum nicht genug Willens- und Formkraft. Stets verkauft er ſeine Seele um ein Linſengericht an die Fremden. Rein und vollkommen hat ſich die Idee darum nie in der zerfetzten deutſchen Geſchichte der letzten Jahrhunderte, aber immer wieder im deutſchen Denken geoffenbart. Stehen wir jetzt erneut vor einem entſcheidenden Augenblick, um ihn zu verpaſſen? Was Oppeln-Bronikowski jetzt für praktiſch möglich hält, das iſt ja auch nur ein Kompromiß mit unſerem Allerweltsparlamentarismus in der Form des Reichswirtſchaftsrates, als eines Berufs- und Wirtſchaftsparlamentes mit bloß beratender Stimme. Und ſelbſt dieſem Torſo droht im Augenblick ſeiner Entſtehung ſchon die Gefahr des geiſtigen Todes durch die parteipolitiſche Verſeuchung. Immerhin: Hinter dem Demokratismus und Parlamentarismus, der

verbrauchten Staatsdoktrin des Weſtens, die wir uns um des „Fortſchritts" und des Wilſonbetrugs willen zugelegt haben, regt ſich auf der ganzen Breite der politiſchen Front und in allen Bildungs- und Geſellſchaftsſchichten ein einheitlicher Willen zur organiſchen Staatsgeſtaltung, heiße ſie nun Räteſtaat, Ständeſtaat oder Berufsſtaat. Es ergibt ſich in der Tat daraus eine Einheit, eine willensmäßige und ideelle Bindung von links nach rechts, von oben nach unten: ein einheitlicher Volkswillen. Nur unſere lauten Vordergrundpolitiker, Agitatoren und Strebergilden wiſſen noch nichts davon. Man muß ja leider ſagen: die Willensſchwäche iſt bei den Trägern der organiſchen Staatsidee ſo groß, daß ſie ſich das Treiben der politiſchen Schieber wider beſſere Überzeugung gefallen laſſen. Ich möchte zu den von Oppeln-Bronikowski aufgezählten Stimmen von links bis rechts — die Zahl ließe ſich noch ſehr vermehren — eine beſonders bedeutſame von ganz links hinzufügen: die den Leſern der „Tat" recht wohl bekannte Schrift von H. von Hoerſchelmann: „Perſon und Gemeinſchaft"*. Es hängt aber über uns noch immer der Fluch: verſtopfe ihre Ohren; verblende ihre Augen. Es iſt der Jugend, die das Schickſal dieſer Zeit am härteſten traf und die es innerlich auch ſchon zu überwinden begann, vorbehalten, auch dieſen Fluch der parteipolitiſcher Zerriſſenheit über unſerem öffentlichen Leben zu brechen.

Hinzu kommt eine neue Notwendigkeit: die Bildung eines ſittlichen Adels, einer einheitlichen, in ſich geſchloſſenen Schicht der Bildner am Volkstum. Dieſem Ziel gilt Paul Ernſts ſoeben erſchienener Aufruf zur Revolution: „Geiſt, werde wach!" (bei Georg Müller, München). Paul Ernſt verlangt zunächſt den Zuſammenſchluß aller Lehrenden von der Univerſität bis zur Volksſchule zum einheitlichen Lehrſtand (Natorp forderte dasſelbe unmittelbar nach der Revolution, ich ähnlich ſchon im Jahre 1917). Mit ihm zuſammen ſollte eine Gilde der freien Berufe, der Künſtler, Schriftſteller und der Preſſe gehen. Auf den Lehrſtand wäre die autonome, von der Politik unabhängige Schule zu begründen, damit von ihm aus ein parteifreies, einheitliches Ethos als Form- und Bildungsprinzip das ganze Volkstum durchdringe und durchtränke. Beide Gruppen zuſammen würden zu Trägern, Verkündern und Lehrern des ſittlichen Ideals, das ſie vorweg in ihrer privaten Lebensführung wie im Aufbau der Organiſation vorbildlich zu verwirklichen hätten, wie einſt die Wächter in Platos „Politeia". Eine gebietende Macht, wenn ſie zuſtande kommt! Man muß ſich aber von vornherein darüber klar ſein, daß damit nicht weniger als der Aufbau einer neuen Kirche mit allen Konſequenzen einer ſolchen gefordert iſt: die Not könnte ſelbſt zur Forderung des Zölibates drängen, damit eine Macht zuſtande käme, die ſich befähigt zeigte, die Not zu brechen

* Erſchien im Verlage Eugen Diederichs, Jena. br. M 5.—

und zu überwinden. Mich ſollte dieſe Folgerung — zu der Paul Ernſt entfernt nicht vorſchreitet — nicht beirren, wenn ich mir auch bewußt bin, daß kleine Geſchlechter große Forderungen gern mit einem Achſelzucken als Utopie abtun. Man kann verzwergte Völker ſtets daran erinnern, daß ſie nicht das Maß aller Dinge ſind, daß die Geſchichte Möglichkeiten genug aufweiſt, die ſie für unmöglich halten. Aber natürlich: ſo darf man nur zu Menſchen ſprechen, die einer großen Geſchichte wert und fähig ſind, nicht zu Krämern, Schiebern und andern Parteipolitikern.

Paul Ernſt führt mit dieſer Schrift einen Gedanken weiter, den er in ſeinen übrigen Schriften ſchon längſt aufs kraftvollſte vertreten hat: den Gedanken der Form als Ziel der Kunſt wie des ethiſchen Sinnes im Leben überhaupt, zumal des geſchichtlichen, des ſchöpferiſchen Lebens. Eine ſolche Stände- oder Kirchenbildung, die das geiſtige und ſittliche Gewiſſen des Volkstums in ſich verkörperte, müßte im Verhältnis zu den materiellen Bedürfniſſen und den politiſchen Organiſationen jene mächtigen inneren Spannungszuſtände erzeugen, aus denen allein geſchichtsbildende Staatsſchöpfungen, Führerſtaaten hervorgehen. Dieſen Gedanken Paul Ernſts halte ich für groß und tragfähig, und er hat ihn durch ſeine hiſtoriſche Perſpektive auch gut begründet. Ich ſehe nur einen Mangel: wo iſt die Idee, der Gehalt, der große geiſtige Einheitsraum, der einer ſolchen Kirche Daſein und Leben geben könnte? Was würde dieſe Organiſation innerlich zwingen, formen, tragen? Hier liegt — ich muß es immer wieder betonen — der tiefſte Grund unſeres Elends: aus dem Dreck, Schutt und Lehm, den unſer Leben darſtellt, kann man keinen Monumentalbau, könnte auch der größte Meiſter keine Geſchichte formen. Meine Erfahrung ſagt mir: wenn Paul Ernſt ſeine Organiſation der Geiſtigen zuſtande brächte, würde ſie anderen Tages in einen Gehaltsſtreik eintreten, und aus dem unſeligen materiellen Gegenſatz Bürgertum—Proletariat wäre ein Dreieck im Kampf um den größten Profit entſtanden. Vor dem Staatsmann brauchen wir den Propheten!

Trotzdem: ich ſehe in unſerer Zeit eine gewaltige Idee um Auferſtehung ringen, und es wird der Tag kommen, da auf ihren Schultern ein neues Menſchentum, neue Daſeinserfüllung, neue Form und neuer Lebensſinn heraufſteigt. Es iſt die uralte, ewige Idee von der Dreiteilung des ſozialen Lebens in Lehrſtand, Nährſtand, Wehrſtand, wie ſie in den beſten Zeiten der Völker im rhythmiſchen Kreislauf des Werdens und des Ideenwandels immer wieder als geſtaltende Macht heraufſteigt: bei den alten Indern in ihrer klaſſiſchen Zeit ſo gut wie bei Plato oder in unſerem Mittelalter. Man ſchaue ihr einmal klar und voll ins Antlitz und halte ihren ariſtokratiſchen Folgerungen nicht unſeren verwaſchenen, fauligen Demokratismus entgegen.

In hundert Rinnſalen ſehe ich von allen Seiten die Bäche unbewußt dieſem letzten Ziel zueilen: man wage, einmal die Konſequenzen zu ziehen. Und man verweiſe dabei nicht etwa mit beſonderen Nachdruck auf Rudolf Steiners „Dreiteilung des ſozialen Organismus“. Gewiß, auch hier iſt ein Symptom, unter allen aber vielleicht die unglücklichſte Frühgeburt und Verballhornung einer großen Idee*.

Franz Spunda
Die Rückkehr nach Eleuſis

Immer iſt die Beziehung zum Geiſt das einzige Kriterium für die Bewertung einer Zeit, die Beziehung, nicht aber ſeine Verwirklichung. Denn ſeine Verſtofflichung ſchafft das Paradox eines ſcheinbar verwirklichten Ideals, das aber den Bedingungen der Umwelt unterworfen iſt und deſſen Hinfälligkeit jedesmal von der kommenden Generation durchſchaut wird. Deshalb ſind alle Zeiten, in denen das Idol eines verwirklichten Ideals herrſcht, Zeiten des Götzendienſtes, in denen ſich der Menſch von der Realität ſeines Ideals handgreiflich überzeugen will, es anrührt und dadurch zerſtört. Ahnung des Überweltlichen, das über das ſcheinbare Ideal hinausgeht, fehlt ebenſo wie die Intenſität des Gefühls: die Welt wird nur in extenſo erlebt. Wahrer Gottesdienſt kann erſt wieder entſtehen, wenn die Beziehung zum Geiſt als das Weſentliche erkannt wird. Eine ſolche Zeit wird an Tatkraft und Extenſität bedeutend verlieren, aber ihr intenſiver Charakter gibt der Seele Ausdruck und Tiefe, wo früher nur Eindruck und Fläche beſtanden. Das bisher mit den Sinnen Erfaßbare wird als Verfälſchung beiſeite geſchoben, und an Stelle des Greiflichen tritt das Unbegreifliche oder ſeine Formel: die Relation, nicht nur in den Künſten, auch in der Wiſſenſchaft. Es iſt kein Zufall, daß gerade jetzt Einſteins Lehre gefunden worden iſt.

All dies ſind Zeichen einer kosmiſchen Evolution, deren ſchwach erkennbares Bewußtſein ſich im Aſpekt des Geiſtes zur leuchtenden Flammenſchrift verdichtet. Jedesmal zuerſt von den feinſtorganiſierten Medien eingefangen, werden die Strahlen des Weltengeiſtes durch die Intenſität des Erlebniſſes zu neuer Geſtaltung der Welt Erreger und Schöpfer. Der Dichter, urſprünglich nur Verdichter der göttlichen Strahlung, wird durch das Bewußtſein von ſeiner Beziehung zum Geiſt zum Demiurg einer neuen Welt. Sein Werk iſt die ſich aus Relationen täglich neugebärende Welt, ſeine Tat, die himmliſche Liebe und Schönheit in Beziehung zur irdiſchen zu bringen.

* Über das Thema „Steiner“ erſcheint im Februar ein Sonderheft der Tat, das auch die Dreiteilung objektiv behandeln wird. (Leit.)

Schönheit und Liebe als Beziehung im Irdiſchen aufzuzeigen, iſt der Griechen edelſtes Verdienſt. Der Körper als ſinnfälligſte Beziehungskonſtante war das erſte Objekt ihrer Kunſtübung. Im Gymnaſium und Stadion fand das freie Spiel ihrer Körperlichkeit ſeine edelſte Entfaltung. Die Sieger von Olympia waren Dichter mit ihren Körpern, die ſich durch die erkämpfte Freiheit im Reiche des Möglichen als Ausdruck einer Gottähnlichkeit fühlten. Ihr Ziel war die Beherrſchung des Widerſpenſtigen, ihr Gefühl das Kraftgefühl der breiten Erde, deren träges Gewicht ſie durch die Freiheit im Setzen von Beziehungen aufhoben. Ihr Erlebnis wurde zum Gleichnis und Spiel, ihr Schreiten zum Feſt, ihre Bewegung zum Tanz. Gott wurde in Olympia von ringenden Leibern angebetet.

Er war Fülle der Schönheit und Kraft. Beſtürzt aber durch unvermutete Niederlage und erſtaunt durch plötzlichen Sieg, kam der Menſch von Olympia bald zum Bewußtſein einer unkörperlichen Macht, welche die Freiheit des Körpers beeinträchtigte und zu der er ſich in Beziehung ſetzen mußte. Liebende und haſſende Gottheiten lenkten das Geſpann des Triumphs und der Ölzweig ward von Nike gepflückt. Das Alogiſche im Weltgeſchehen mußte als Unfreiheit erſcheinen, und die Gefahr, mit dem Irrationalen irgendwie verbunden zu ſein, ließ die Agoniſten in Schrecken erſtarren. Grauen ſchlug ſeine Schleier um die Umtäubten des Siegs, Moira ſprang in die Rennbahn, und das Spiel war kein Spiel mehr. Ankämpfend wider den Unverſtand der Welt, ſchuf die griechiſche Seele das tragiſche Gleichnis. In hieratiſchen Tänzen zu Ehren des Gottes empfand man die Ohnmacht vor ihm, Tanz wurde zu Mimus und Chor. Unendlich weit ſprang auf das Tor der Seele, und aus ihr heraus und ihrer Beziehung zum Schickſal hat ſich die Tragödie geſtaltet. Das freudige Jauchzen von Olympia hat ſich in ſich verſchloſſen, die Zweiheit von Körper und Seele die Tragik des Menſchen geſchaffen. Furchtbar war der Schrei des Menſchen, als ihm ſeine Beziehung zum Dunkel und Licht zu Bewußtſein kam. In den Klagen der Hekuba und im Schrei des Ödipus hallt noch der Wehruf des Menſchen nach, deſſen freudige Körperlichkeit durch das Alogiſche der Welt zerriſſen wurde. Unendlich wuchs die Seele im Theater von Athen, ahnend die überweltliche Macht, die Gutes und Böſes mit gleicher Zerſtörung verſchlang.

Athen war die zweite Erkenntnis der Gottnähe.

Verrauchen hätte müſſen die griechiſche Seele in Phantome der Angſt und des Schreckens, wenn ihr nicht die tieferen Erkenntniſſe Ägyptens zugekommen wären, die auch das Theater von Athen als Gleichnis gedeutet hätten. In der Bucht von Eleuſis, fern von der Brandung der Stadt, hat ſich die griechiſche Seele in ſich ſelbſt verſenkt, nachſinnend über Olympia und Athen. Und widerſpiegelnd ſich ſelbſt, ſah

ſie ein Drittes ſich aus ihr herausſchälen, etwas, von dem Körper und Seele nur unzulängliche Manifeſtationen waren: den Geiſt, der eine Einheit aller irdiſchen Beziehungen in ſich einſchloß. Zerteiltes hatte ſich hier geeint und war zum Bewußtſein der letzten Durchdringung gekommen. Hier ſchreckte die Moira nicht mehr, nicht gab der Körper Erfüllung eines Zwecks: aufſteigend ſah ſich der Menſch als kosmiſches Atom zwiſchen den beiden Polen des Endlichen, Zeugung und Tod, aufſteigend in immer reinere Himmel. Schwer Geſtaltbares war in Form des Myſteriums angedeutet, entrückt dem tragiſchen Geſetze Athens. Wie auch könnten Regeln von Schickſal und Not für die Geſtaltung des abſolut Freieſten, des Geiſtes, taugen? Nur eine Tragik kannte das eleuſiniſche Drama: zu ſehr in körperlicher und ſeeliſcher Bedingung zu verharren und die Evolution des Geiſtes zu verhindern.

Gleichnis und Spiel ermöglichten die Anſchaulichkeit unanſchaulicher Begriffe: Perſephone, die menſchliche Seele, iſt im Hades, in der Körperlichkeit, gefangen. Triptolemos, das Mitleid, entreißt ſie der Unterwelt und führt ſie dem entgegeneilenden Dionyſos, dem göttlichen Geiſte zu.... Immer kehrt Perſephone in unzähligen Wiedergeburten aus der ſchreckendurchflatterten Halle des Ais in das Licht der ſeligſten Geiſtigkeit. Nun war ſich der Menſch ſeiner Göttlichkeit vollends bewußt. Eleuſis war die letzte Erkenntnis der Griechen.

In der ſpiralenförmigen Entwicklung der Menſchheit ſind wir jetzt ungefähr in derſelben Koordinate angelangt, in der Eleuſis liegt. Mächtig induzierende geiſtige Strömungen fluten von dort auf uns herüber. Vielleicht ſtärker als die Griechen haben wir das tragiſche Erlebnis in den letzten Jahren empfunden und fühlen ein Eleuſis nahe als Verklärung der Tragik im Geiſte. Wie bei den Griechen wirkten bei uns Propheten aus der Fremde beſchleunigend auf den Kriſtalliſationsprozeß. Die Ägypter der Gegenwart waren Strindberg und Doſtojewſki. Vor ihrem feurigen Hauch ſchmolz hin jede bisherige Tragik der Seele. Nicht mehr ihre Impreſſionen, ſondern das Bewußtſein von der Beziehung zum überweltlichen Licht, das Aufſteigen ins Licht und das Sinken in Nacht, ſchufen die Geſetze der neuen Kunſt. Fernab von den Schrecken eines konſtruierten tragiſchen Schickſals, nicht mehr den Körper und ſeine Wünſche für allzu wichtig nehmend, zeigt ſich das eleuſiniſch Neue vorerſt nur in der Ahnung des Unmittelbaren. Wie in den griechiſchen Myſterien, deren tieferer Sinn nur den in ſie Eingeweihten verſtändlich war, kleidet das neue Myſterium ſeine Erkenntnis in das faltenreiche Gewand der Deutung und Andeutung. Aber dennoch iſt reinſte Klarheit hier vorhanden, dadurch daß die Ausmalung der viſuellen Bilder den Sinnen übergeben wird, während das Geiſtige unſagbar und unſäglich das vermittelnde Band darſtellt, das der Magier des Dramas bindet und löſt.

Wie in Hellas Athen und Eleusis nebeneinander beſtanden, nur wenig Stadien voneinander entfernt, ſo muß neben der neuen eleuſiniſchen Kunſt des Geiſtes auch die tragiſche Kunſt der Seele noch weiterbeſtehen. Beide ſind notwendig und ergänzen einander. In der tragiſchen Klaſſik wächſt die Seele über ſich hinaus und zerſchellt ohnmächtig am Schickſal, deſſen Keim ſie in ſich trägt. Dadurch drängen ſich Fragen auf, deren Löſung ſie nicht in ſich finden kann. Entweder muß der Gott ſelber herniederſteigen, um den Zwieſpalt der Gefühle zu ſchlichten, oder ſie ſchleudert ſich mit einem Ruck in den Weltenraum hinaus, wo das Abſolute ſie durchflutet und auflöſt. Dann kann ſie rückblickend auf die Erde, genährt von Mitleid und Liebe, vereint mit dem Geiſt, jedes Erlebnis als Gottnähe empfinden. —

In den Lehrſälen der Pythagoräer ſtand zu leſen „Keiner, der nicht Geometrie ſtudiert hat, darf eintreten". Nur wer die Geometrie der Seele und ihrer tragiſchen Schuld als Erlebnis empfunden hat, kann das Weſen der eleuſiniſchen Kunſt verſtehen. Alle bisherigen ſeeliſchen Geſetze erſcheinen durch jene nicht aufgehoben, nur wird ihnen nicht endgültige Bedeutung zugemeſſen, wofern ſie nicht in Relation zum Geiſt ſtehen. Erſt durch dieſe Beziehung werden ſie neugeſchaffen und zeigen ſich, allerdings in einer anderen Dimenſion, als Geiſt, wieder.

Das neue Drama zeigt, daß mit der Kataſtrophe und der Löſung des Konflikts nichts ausgedrückt iſt, daß das Stück deshalb nicht aus ſein muß, weil der Held geſtorben iſt, daß der Tod ſchließlich doch nicht ſo ungeheuer wichtig iſt — daß es vielmehr Tode und Wonnen im Geiſt gibt, die in der irdiſchen Welt gar kein Korrelat haben. Aber Gottnähe zu fühlen, Beziehung zu ſein zwiſchen dem Nichts und All und die Wirklichkeit im bisher Unwirklichen aufzuzeigen: das muß die Aufgabe des neuen Myſteriums ſein.

Keineswegs werden dadurch die Gefühle als unweſentlich und überflüſſig dargeſtellt, nur wird gezeigt, daß nicht ſeeliſche Spannung, ſondern die geiſtige Tragfähigkeit dem Drama die tiefſte Bedeutung geben.

Nur undeutliche Umriſſe ſind uns bisher gegeben, aber ſchon kann man ungefähr die Struktur der Eſoterik erkennen: vom älteren Strindberg ausgehend, fiel der Reflex des Geiſtigen in die Welt Georg Kaiſers, der ihn bald als Brand der Leidenſchaften (Brand im Opernhaus), bald in Schrecken vor dem Irrationalen auflöſte (Bürger von Calais). Unruh hält die eleuſiniſche Tragik noch zu ſehr in Erdgebundenheit gefangen, ohne den Aufſchwung ins Licht zu wagen. Ein böſer Aſpekt der Geſtirne hat ſein Werk getrübt. . . Kornfeld verblutet ſich in Überwindungen, aber er iſt nicht weiter als bis zum Berg Nebo gekommen. Näher dem Kanaan des Geiſtes ſteht ſchon Friedrich Wolff, in deſſen Drama „Das biſt du" der orphiſche Gott von längſt erahnter Weisheit ertönt. Claudel glimmt ſacht wie Weihrauchduft im unendlichen

Dom katholiſcher Myſtik, und Jaakob ſieht im verzückten Traum die Seraphim auf flimmernden Leitern auf und nieder ſteigen.

Wir ſind nach Eleuſis zurückgekehrt. Über das Olympia eines irdiſchen Machtgefühls in den Kriegsjahren ging der blutige Weg tragiſchen Aufbäumens und klirrender Ohnmacht gegen die Moira nach Athen. Verzweiflung hat unſere Seelen verheert, die Maſſen in ſtumpfe Tierheit zurückgeworfen. Aber ſchon wenden ſich viele zu den ſtillen Buchten Gottes und laſſen Eleuſis in ihren Herzen erſtehen.

Nirgends mehr wird eine handgreifliche Verwirklichung des Göttlichen erſtrebt; immer verklärt ſich der Geiſt in der Relation zu Gott und Geſtirn. Aus der Tauſendfältigkeit ſickert Ahnung des Nochnichtgeſchaffenen, lebt, überwindet die Wirklichkeit und ſchafft ſo die Welt in andere Dimenſionen um. Daß wir es nicht wiſſen, iſt ein Beweis für die Realität des Irrealen. —

Wir wiſſen es nicht, wollen es nicht wiſſen (denn das Gehirn zerſtört), wir fühlen es aber durch den Rohärer der Seele: in uns iſt Eleuſis.

Hans Brandenburg
Über Rudolf von Laban

Rudolf von Laban iſt ein bedeutender Mann, aber keine „markante Perſönlichkeit", kein „Charakterkopf", was eine individualiſtiſche Epoche unter einem großen Menſchen verſteht. Er iſt, wenn man von bläßlichen Kulturbegriffen abſehen und Natur und Kultur als eines begreifen kann, eine erſtaunliche Naturkraft, der mit Bejahung oder Verneinung, mit Lob oder Tadel nicht beizukommen iſt und die der Geſchmacksurteile ſpottet. Er iſt Künſtler, Pädagog, Gymnaſtiker, Tanzbildner, Choreograph, Muſiker, Maler, Schriftſteller, Forſcher, Entdecker, Erfinder, Ethiker, Denker und Seher oder nichts von alledem, ſondern — um in ſeiner Sprache zu reden — einfach ein Tänzer. Er iſt trunken von Bewegung, deren ganzes Leben, das früher Völker durchdrang und das heute verkümmerte, ſich in dem einen Menſchen zuſammengedrängt zu haben ſcheint, um als ein durch zahlloſe Sickerungen entſtandener Quell an einer Stelle wieder hervorzubrechen und die Dürre von neuem zu befruchten. Auf allen möglichen europäiſchen Schauplätzen hat er mit dem revolutionären Mut zu eigenen und neuen ethiſchen Lebensformen, in Kampf und Notdurft, allein und mit Schülern, anſtößig und begeiſterten Nachhall und Gefolgſchaft erweckend, in alten Maurerbünden und werdenden Gemeinſchaften das tänzeriſche Geſetz verfolgt, immer praktiſch, aktiv verſuchend, beiſpielgebend, Perſpektiven vor- wie rückwärts nach allen Rich-

tungen weiſend, ſchöpferiſch anregend und divinatoriſch, in ſtrenger Begriffsbildung und orgiaſtiſcher Lebenserweckung, im gewiſſenhaften Kleinwerk gymnaſtiſchen Elementarunterrichts und in kultiſchen Feſten. Er hat Tanz, Ton, Wort der Zeiten und Völker von den ritualen Formen des Orients über die griechiſche Tragödie und die Choreographien des Abendlandes bis zum naturaliſtiſch-pſychologiſchen Geſellſchaftsdrama und den neuen Bildungen des modernen Tanzes und werdenden Theaters in Beiſpielen vorgeführt und die gegebenen Räumlichkeiten dabei jeweils wechſelnd benutzt, aufgeteilt, gegliedert, belebt, und, immer gegen die Zeit rebellierend und doch ihre Mittel und Möglichkeiten begierig nutzend, ſogar das Kino nicht verſchmäht, um ſelbſt Technik, Lichtbild, Schwarzweiß und bewegte Fläche ſeinem geſtaltenden Bewegungsdrange dienſtbar zu machen. Seine Schule, die er während des Krieges in Zürich unter großen Opfern aufrechterhielt, hat er nach Friedensſchluß zweien Mitarbeiterinnen überlaſſen, um die Ergebniſſe ſeiner bisherigen Lebensarbeit zu ſammeln und um ein ſeiner würdiges neues Arbeitsgebiet in einem größeren Rahmen zu ſuchen, als ihn ein Ländchen wie die Schweiz zu bieten vermag. Ich habe in meiner Schrift „Das Theater und das neue Deutſchland“ (bei Eugen Diederichs) zur Neugründung oder Fortführung der Labanſchule auf deutſchem Boden aufgerufen, damit ſie ſich bei uns zu einem neuen Theater oder doch zu der entſcheidenden Keim- und Pflegeſtätte einer neuen Theaterkunſt auswachſe. Aber es ſcheint, daß die wirtſchaftliche Not der erſten Friedenszeit die würdige Verwirklichung eines ſolchen Schulgedankens, wenigſtens einſtweilen, ausſchließt. Und man möchte Rudolf von Laban, nachdem ihm der Kleinkampf der Not und des Stundengebens ſchon genug und übergenug beſchieden war, die jetzige Vollkraft ſeines Lebens nicht in neuen Verſuchen mit unzureichenden äußeren Mitteln zerreiben ſehen. Er verdient und braucht ein großzügiges Wirken von weitreichender, repräſentativer Öffentlichkeit.

Dies alles muß vorausgeſchickt werden, ehe man die allzu literariſch klingende Anzeige hinausſchicken darf: Rudolf von Laban hat jetzt ein Buch geſchrieben. Es heißt „Die Welt des Tänzers“*. Dies Buch ſucht dem Tanz und dem Tänzer ihre endgültige Stellung innerhalb der Kunſt und unter den Künſtlern anzuweiſen und den Tanz u. a. in den Mittelpunkt des Erziehungsweſens zu rücken. Es faßt dabei den Begriff von Tanz und Bewegung ſo weit wie möglich, als Formſpannung und Formenverwandlung, und zeigt, wie ſeit Urzeiten die Körperbewegung aller Wahrnehmung, allem Empfinden, Wiſſen und Ahnen zugrunde liegt, wie ſie, von jeher als Zeremonie, Ritual, Symbol, Zeichen (in Gebärde und Schrift) verwendet, Urbild und Abbild aller Spannungen überhaupt iſt, die mit gleichläufiger Geſetzmäßigkeit in

* Verlag Walter Seifert, Stuttgart/Heilbronn.

Gedanken, Gefühlen, Willensakten, ſichtbarer Erſcheinung wirken. So enthält das Buch die Präliminarien zu einem zweiten, das ihm folgen ſoll: „Die Schrift des Tänzers".

Laban ſieht im Tänzer „jenen neuen Menſchen, der ſeine Bewußtheit nicht einſeitig aus den Brutalitäten des Denkens, des Gefühls oder des Wollens ſchöpft" — ein tänzeriſches, aber auch ein kämpferiſches Wort. Deshalb richtet er ſich gegen die erſtarrten Begriffsfeſtlegungen, etwa in unſerer Rechtspflege und Staatskunſt, die alle den Keim des Irrtums in ſich tragen, und nennt faſt unſere ganze Wiſſenſchaft einen bloßen Verſtandeswitz. Der Menſch iſt ihm eine „Körpergeiſtſeele", die Logik nur ein Teilgebiet der „tänzeriſch-plaſtiſchen Gedankenſpannungsverwandtſchaft", dieſer Grundlage eines wahren tänzeriſchen Denkens. Geſpalten in Körper, Seele und Geiſt, d. h. in Willen, Gefühl und Verſtand, ſind die Menſchen beſtenfalles entweder Prieſter, Träumer oder Gelehrte, und die Erregung, die ſie ſchaffen, beſteht in Bewegung, Betäubung oder Belehrung, aber Tänzer ſind ſie nicht. Tänzeriſch begabt iſt derjenige, der „die Eindrücke in Spannungsgefühl umſetzt". Wohl gibt Laban zu, daß man aus ſeinen Unvollkommenheiten Vorteile ziehen und auf verſchiedenſte Art ein Tänzer ſein kann, aber: „mit Teilkräften iſt nicht das Weſen der Dinge zu erfaſſen". Dies Weſen der Dinge beſteht in der Gebärdenkraft und offenbart ſich nur der Gebärdenkraft, Gebärde iſt das einzige Wahrnehmungs- und Ausdrucksmittel des Menſchen, „die Dinge werden nur erkannt und erforſcht durch Aufſchließen unſeres Weſens im Tanz", der tänzeriſche Sinn iſt das Zentrum der Erkenntnis, und für den Tänzer iſt auch das Teilerleben der Mitte alles Erlebens entſprungen.

So verkündet der Tänzer die alles durchflutende Gebärdenkraft; im leidenſchaftlichſten Tanz findet er die gleichen Geſetze wie im Selbſtaufbau des Kriſtalls, nämlich Spannungsgeſetze, und jede Spannung an ſich iſt gleichſam ein unſichtbarer Kriſtall. Wie es eine Schrift der Körperglieder gibt, wie im Sprechen Körperſpannungen walten, unterſchieden nach Raumrichtungen, Kraftanwendung und Zeitdauer, ſo ſind auch die Schriftzeichen ſelber Bewegungsvorſtellungen: die Buchſtabenformen aller Alphabete wurden der Bewegung entlehnt. Es gibt eine Rhythmik der Gemütsſpannungsfolgen und Vorſtellungsfolgen. Unſre Sitten, Gebräuche und Moralbegriffe ſind ritueller Herkunft, und jedes Ritual beſteht aus Tanz, Ton, Wort. Tanzwiſſenſchaft hat die Aufgabe, in allem Ritual, und ſelbſt in der Mantik, Weisheit von Aberglauben zu ſcheiden und ſogar im Hang der Maſſen zum Film ein Wiedererwachen des Gebärdenverſtändniſſes zu ſehen. Welch ein Gebiet und was für eine Fülle von Hilfswiſſenſchaften umfaßt dieſe neue Tanzwiſſenſchaft: Erkenntnistheorie, Pſychologie, Phyſiologie und Phyſik, Geometrie und Kriſtallographie, bildende Kunſt mit Einſchluß

der Hieroglyphik, der Zahl- und Begriffszeichen und der Ornamentik, Muſik und Harmonielehre, Theorie der Tänze und aller zeremoniellen und rituellen Bewegungsformen, Akrobatik, Fechtkunſt und Sport, Schauſpielkunſt und die Tradition alle Kunſt-, Volks- und Nationaltänze. Laban zieht jedoch noch andere Teilwiſſenſchaften mit heran, ſo die Anatomie, die Pflanzenbiologie und die Erkenntniſſe über die Periodizitätsgeſetze.

„Das reinſte Abbild des Tanzes der Tänze, des Weltgeſchehens, iſt der Reigen, den der Menſchenkörper ſchwingt.“ Allein: „Reigenſpiel und die verſchiedenen Abarten der tänzeriſchen Übung und des tänzeriſchen Spiels ſind noch keine Kunſtleiſtungen.“ Erſt wo eine Folge von Gebärden zu einem kunſtvoll abgerundeten Ganzen vereint iſt, erſt bei verantwortungsvoller Hingabe an das Werk, hinter das der Tänzer völlig zurücktritt, darf von Kunſt geſprochen werden. Die Symbolik des Tanzes, der fließende Form iſt, entwickelt ſich aus der Symbolik der Formen, einer Symbolik, in deren uralte, einheitliche Überlieferung Laban tief hineinführt. Er geht von der Dreiheit der Raumdimenſionen und vieler Formen und Zeitgrößen, von der Zweiheit und Vierheit ſehr vieler organiſcher Gebilde und ihrer Funktionen und von den ſakralen Zahlen Fünf und Sieben aus, in denen jene Zwei und Vier ſich mit der Drei vereinigen. Er lehrt, wie die Zahl aber nicht nur Maß bedeutet, ſondern Begriffe in ſich ſchließt, lehrt die Bedeutung von Licht und Farbe für die Form und gelangt zu der Formenharmonie, in der ſich Symmetrie und Aſymmetrie, in welch letzterer namentlich das alte Geſetz des Goldenen Schnittes waltet, gegenüberſtehen. Die Vielecke begrenzen die plaſtiſchen Körper, und Hexaëder, Oktaëder und Dodekaëder erſcheinen als die für das tänzeriſche Richtungsempfinden weſentlichſten Raumformen. Innerhalb der Formenharmonie unterſcheidet er Regelmäßigkeit, Symmetrie, Proportionalität und Eurhythmie, welch letzterer er die erhöhteſte Kraft der Bewegung zuſchreibt und die er alſo definiert: „Das Element der Maßeinheit verliert an Bedeutung; das Geſetz iſt nicht mehr Zahl zu Zahl, ſondern Form zu Form, deren jede ſelbſtändig, unbekümmert um Symmetrie und Proportionalität, ein Eigenleben hat; die Folge dieſer eigenlebenden Formen iſt der Formenrhythmus und ſein Geſetz die Eurhythmie. Hier ſind die einfachen proportionalen und ſymmetriſchen Harmonieformen als ſekundäre und tertiäre Erſcheinungen mitwirkend.“ Die tänzeriſche Eurhythmie ſieht er am vollkommenſten im Gruppentanz verwirklicht, und „in einer wirklich eurhythmiſchen Darſtellung verbindet ſich Wollen, Fühlen und Denken zum konkreten Formausdruck, bei welchem die Rhythmenkombination der Raumrichtungen Spannungen und Spannungsfolgen ergibt, die nicht mehr als Formen, ſondern als Gedanken anzuſprechen ſind.“ Man verſtehe, daß eben dieſe Drei-Einheit Wollen,

Fühlen und Denken jene Drei-Einheit Tanz-Ton-Wort bedeutet — der Gedankenrhythmus iſt deren gemeinſame Grundlage, und in welcher der drei Künſte er vornehmlich erſcheint, hängt von der Art der Bewegungsſpannung ab. Hier gelangen wir alſo von der „Eurhythmie" zum Drama — dem reinen Tanz als der eigentlichen Vereinigung des intellektuellen und gefühlsmäßigen Elements iſt die Zukunft vorbehalten. Er kann erſt zur vollen Blüte kommen durch die Schrift. Dann aber, „wenn wir das ewige und höchſte Symbol des Lebenswillens, die Bewegung, tänzeriſch erfaßt haben, dann haben wir das Leiden und den Streit zwiſchen Gefühl und Verſtand überwunden" — aber auch die Symbolik im engeren Sinne, „da die Bewegung, der Urquell des Lebens, unmittelbar ſich ſelber darſtellt".

Von dieſen begeiſterten Ausblicken und tänzeriſch beſchwingten Ahnungen Labans möchte ich zunächſt noch einmal zu den im engeren Sinne künſtleriſchen Folgen der künftigen Bewegungsſchrift zurückkehren. Es iſt nur auf den erſten Blick verwunderlich, daß ſich etwa ein heute lebendes bedeutendes Tanztalent gegen den Gedanken einer Bewegungsſchrift ſträubt, ſtatt in ihr die Möglichkeit einer unvergänglichen Dauer der eigenen Werke zu begrüßen. Man ſtelle ſich vor, daß vor dem Beſtehen von Harmonielehre und Notenſchrift ein Beethoven leben könnte, der einzig darauf angewieſen wäre, ſeinen muſikaliſchen Genius ohne jede Trennung von Produktion und Reproduktion auf einem Inſtrument auszudrücken. Auch er würde vielleicht eine Schrift entſetzt ablehnen, wenn man ſie plötzlich, und ſei es auch gleich in der denkbar größten Vollkommenheit, an ihn herantrüge, denn es würde ja nun gelten, ſeine Eingebungen in ein dürres Syſtem von ein paar Tönen, Ton- und Taktarten zu preſſen, wobei der ganze, durch keine Regel zu faſſende Reichtum von Viertel-, ja Achteltönen, die er vielleicht anwandte, und von unendlichen harmoniſch-disharmoniſchen, rhythmiſchen, dynamiſchen uſw. Kombinationen kläglich verloren ginge, und dieſe Eingebungen nun obendrein zünftigen muſikantiſchen Handwerkern überantwortet zu ſehen. Es iſt nämlich unzweifelhaft, daß auch die Muſik durch das Mathematiſche und Phyſikaliſche der Schrift Unermeßliches verloren hat, allein ſie hat erſt recht Unermeßliches dabei gewonnen, ſie iſt durch die Schrift erſt zu Kunſt und Form geworden: von einem perſönlichen menſchlichen Ausdrucksmittel zu einer un- und überperſönlichen Gottheit, der alles Menſchliche dient. Und dennoch umſpielt der Reichtum des Perſönlichen nun erſt unerſchöpflich ihre Werke, die bei jeder Interpretation zugleich immer dieſelben und immer andere ſind, ja, erſt durch ihre immerwährende Veränderlichkeit ihre immerwährende Gleichheit offenbaren. Sobald der Tanz heute ſchon Form und als ſolche verſtanden wird, erregt er das Bedürfnis, ihn auch von anderen, als ſeinem Schöpfer, getanzt zu ſehen. Es gibt

Menſchen, deren reproduktive Möglichkeiten bei weitem größer als ihre produktiven, aber auch ſolche, deren produktive Möglichkeiten bei weitem größer als ihre reproduktiven ſind. Und jene Tatſache, daß perſönliche Hemmungen die überperſönliche Leiſtung wenn nicht gar zu bedingen, ſo doch ungeheuer zu ſteigern vermögen, kann ſich auch beim Tanz erſt durch die Schrift offenbaren.

Die Grundlagen eines neuen Theaters, eines Theaters der „Bewegungskünſte", ſind ſchon heute gegeben, es fehlen nur noch die Räume („Ein nach den Geſetzen der Harmonie und des Ausdrucks geſtalteter Raum wird nicht nur den Tanz, ſondern auch Wort und Ton am beſten zur Geltung bringen") und „der größere Chorverband, der mit Ausdauer an die Einſtudierungen und Aufführungen der ſchon vorhandenen Bewegungskunſtwerke geht". In ſolchem Chorverband müßte jeder Soliſt zugleich weit mehr als ſonſt Gruppenſpieler und auch faſt jeder Gruppenſpieler jezuweilen Soliſt ſein — „Ein Choriſt als mechaniſche Figur iſt im Rahmen des Bewegungskunſtwerkes ebenſo undenkbar wie ein Bauernkontrabaß im Rahmen eines Symphonieorcheſters." Laban will nicht verkannt wiſſen, wie tief das Bedürfnis nach einem ſolchen neuen Theater im ganzen Volke und auch in deſſen Vorliebe für den Film wurzelt, in dieſem neuen Durſt nach Bildern, in dieſem unbewußten Drang nach gemeinſamer Erhebung, Erheiterung, Rührung, gemeinſamer Ergriffenheit in feſtlichem Erleben.

„Einem Erdbeben gleich ſprengt die hervorſprühende Gebärdenkraft alle Türangeln des verſchloſſenen Hauſes der Eigenſucht. Darum iſt der Tanz ein ſo ſoziales Tun." „Bewegung iſt die geoffenbarte Leidenſchaft des unendlichen Tänzergeiſtes der Welt", ſie iſt als Tanz, wie wir ſchon hörten, die Syntheſe alles Wollens, Fühlens, Wiſſens: als der von allen einſeitig intellektuellen, myſtiſchen und willensmäßigen Vorurteilen geläuterte Tanz des menſchlichen Körpers. Bisher gab es, dieſen Einſeitigkeiten entſprechend, nur höfiſche, religiöſe oder wiſſenſchaftliche Kulturen, Laban hofft, daß jetzt aus der Erneuerung von Kulturbünden und Kultgemeinſchaften und über deren Enge hinaus eine allgemeine tänzeriſch-kultiſche Kunſt, Bildung und Erziehung, eine Kultur im weiteſten Sinne, in der ſich die beiden Pole des Lebens, Alltag und Feſt, zu einem großen Tanz durchdringen, möglich iſt und erwächſt. Das Feſt gilt ihm dabei als die Krone der Kultur, die ſich in Erholung und Freiheit am eigentlichſten äußert. Er geht ſcharf ins Gericht mit den „verlotterten Einrichtungen der Kirchen, Schulen und des Kunſtgeſchäftes", er ſpricht der Kirche, dem Staat, den einzelnen Berufsgruppen und politiſchen Parteien die Fähigkeit ab, aus ihren Sonderintereſſen heraus feſtliche Erhebung und Geſittung zu ſchaffen, aber auch den einzelnen Veranſtaltern, den menſchlichen Feſtwunſch rein zu befriedigen. Er denkt ſich über jenen notwendigen Schichtungen

und Spaltungen, ſie verſöhnend und vereinigend, einen Überbau, eine übergeordnete Berufsorganiſation, die ſich mit dem Weſen feſtlicher Erhebung eingehend zu beſchäftigen und neue, entſtehende Formen der Feſtkultur, der Erholung, Erhebung und Belehrung auszubauen hätte, Formen, die auf keine Tendenzen abzielen, alſo beiſpielsweiſe keinen militäriſchen, wirtſchaftlich ſozialen, wiſſenſchaftlichen oder religiöſen Charakter tragen dürfen. Es gilt vielmehr nur die freudeſpendende Kraft des Lebens, deren Quell von den Trümmern der zerfallenden Götzen verſchüttet iſt, neu zu wecken und zu ſtärken. Gymnaſtik, Kampfſpiel und Gruppenſpiel, Gedanken- und Redekampf — alles iſt ſchon da. Wo aber bleibt noch die äußere Organiſation, aus der die Geſamtheit Kraft und Erholung ſchöpfen kann, die Anerkennung einer eigenen öffentlich konſolidierten Berufsgruppe, die, nach Labans Worten, dies alles ſozuſagen ſtrategiſch, erzieheriſch und künſtleriſch leitet? Er weiß, daß zur Gymnaſtik auch die Ausdrucksformen der Lautgebung und des Denkens gehören, daß eine neue Feſtkultur nicht im alten Gottesdienſt und Staatsdienſt, ſondern in Körperkultur und Kunſt zu wurzeln hat, daß es ein Gewiſſen der Gemeinſchaft gibt oder vielmehr geben müßte, eine natürliche Gemeinſchaftsethik als ein Ziel, das auf dem Wege „freigymnaſtiſcher Gewiſſenskulte und freifeſtlicher Zuſammenkünfte" zu erreichen iſt. „Die Kunſt ſoll aber wirklich frei ſein und nicht durch die Abſicht, Harmonie zu bringen, Sitten zu richten oder Herzen zu tröſten, verſtimmen." Seinem tänzeriſchen Sehen und Denken ſoll die Bildung jenes Gemeinſchaftsgewiſſens „nicht durch die oberflächlichen Mittel eines durch den Verſtand ausgedachten Zeremoniells oder einer gefühlsmäßigen Höflichkeit oder Verbrüderungsträumerei geſchehen." Der Gedanke einer Feſtkultur iſt ihm „keine verſtandesmäßige Konſtruktion, noch ein gefühlsmäßiger Wunſch", ſondern „im Hoffen ein Vorausſehen und noch viel mehr — ein Geſtaltungswille".

„Tanz erklärt ſich nur im Tanz": Es iſt unmöglich, Rudolf von Labans Buch referierend zu erſchließen, nur einige Züge ließen ſich herausgreifen aus ſeiner Fülle, welche die Fixierung einer Lebensarbeit darſtellt und dem Laien überhaupt nur zum Teil zugänglich iſt. Laban hat ſeinen Niederſchriften zudem die Form von fünf „Gedankenreigen" gegeben, ja, er ſpricht ſogar davon, daß er ſie als tänzeriſche Übungsfolgen aufgefaßt und — ausgeführt ſehen möchte. Seine eigentliche publiziſtiſche Leiſtung erwarten wir erſt voller Spannung in der Fortſetzung dieſes Buches, in den Grundzügen einer Bewegungsſchrift, mit denen er das alte Problem der Choreographie zu einer mindeſtens ebenſo epochemachenden Bedeutung erheben könnte, wie ſie Notenſchrift und Harmonielehre für die abendländiſche Menſchheit gehabt haben.

Aber ſchon jetzt reiht ſich Laban als Dritter unſeren neueren Propheten und Erziehern Friedrich Nietzſche und dem Rembrandtdeutſchen,

an, deren Werk er jedoch nicht als bloßer Schriftſteller, ſondern als auch-ſchreibender Täter und Tänzer fortſetzt. Wie jene iſt er ein Richter ſeiner Zeit. „Wiſſenwollen", ſo ſagt er, „iſt Geiſtespflege, die ſich von der Formgeſtaltung abſpaltet." „Der Verſuch, die Welt als Warenhaus und Kaſerne zu organiſieren, führte zum Weltkrieg." „Die meuchelmörderiſch gewinnſüchtige Kriegführung unſerer Zeit iſt, im Gegenſatz zum edlen, ewig bleibenden Kampf, eine der Ausgeburten der tückiſchen Verſtandesphantaſie, der jede Achtung vor Körperlichkeit und Naturgeſetz abhanden gekommen iſt." Und, unſere Theater betreffend, redet er gelegentlich von „den albernen Menſchenfratzen, die uns angebliche Ehebrüche vormimen, obwohl zwiſchen ſolchen Jammerfiguren das große ſtarke Band der Ehe, der Vereinigung, überhaupt ausgeſchloſſen iſt." Aber er glaubt — und ſpricht nicht auch hier Geiſt vom Geiſte Nietzſches und Langbehns? —, daß wir der großen Zeit des Zweifels entgegengehen, „wo das Wiſſen durch das Gewiſſen erſetzt wird." „Nicht die Dinge ſelbſt, ſondern ihr Weſen, die in ihnen wohnende Gebärdenkraftſpannung wird zu uns ſprechen, uns leiten."

Man mag entſcheiden, auf welchem der drei Gebiete, die das Arbeitsfeld des Tänzers bilden, man dieſem Manne am beſten die Wege zu einer öffentlichen Wirkſamkeit bereiten ſollte: auf dem der Tanzkunſt, der Tanzwiſſenſchaft oder des Tanzkults. Denn jedenfalls müßte über das eine Klarheit herrſchen: Nicht durch einen auf noch ſo unglückſelige Weiſe verlorenen Krieg und nicht durch eine noch ſo große wirtſchaftliche Not kann Deutſchland verloren ſein, wohl aber kann es verloren ſein, wenn es Männer wie Rudolf von Laban nicht mehr zu den Seinigen rechnet und ſie nicht ſtolz und mit offenen Armen bei ſich aufnimmt, ſondern ihren Glauben betrügt, daß Deutſchland der Boden iſt für eine geiſtige Erneuerung der Welt oder wenigſtens, wie ſeit Jahren, für die neuen Kräfte der Gymnaſtik und des Tanzes. Ihm iſt Tanz „eine Männerkunſt wie keine andere", und wenigſtens trifft das zu für ihn ſelber, der uns am Rande der Selbſtvernichtung unſerer heutigen Menſchheit deren einzige Rettung und letztes Ziel verkündigt: Tänzeriſche Geſinnung und Geſittung.

Rudolf von Delius / Gedichte

Die Dahlie

Das ſind die langen langen Tage des Krankſeins,
das ſind die langen heißen Julitage
im kleinen grauen Zimmer.

Da liegt ſchon um vier Uhr gelber Frühſchein
auf der Häuſerwand: wenn im großen Baum

die Vögel pinken, metalliſche helle Stimmlein.
Wie kühl iſt rings das Gezweige.
Die friſche bläuliche Reine der Welt.

Bis des Abends die Spätglut Abſchied nimmt:
ſchon ſchleiert dunſtig die ſtockende Straße,
ganz voll vom dicken Brandrauch des Sommers.
Nur das hohe Ziegeldach wirft mir noch
klares Hellrot ins Herz, wie Trompetenſchrei.

Und dazwiſchen der lange lange ſonnige Blautag.

Mein Zimmer iſt ganz kriſtallen und licht:
die Klarheit ruhig ſchwebender Raumkraft.

Stunden und Stunden und Stunden.

Nur eine Blume ſteht neben mir.
Auf kleinem Tiſchchen in grauer Vaſe:
ein dicker purpurner Strubbelkopf.
O welche Verſtecke und Gänge und Schluchten.
Wie das Rot auf den Spitzen lächelt,
wie es ſamten ſich einbiegt,
wie es quirlt und glüht in der Tiefe.

Das iſt eine brennende kleine Heiterkeitswelt.
Ein ewiges Lichtſpiel von Rot und Dunkel.
Was für ein Finden und Suchen und Sehnen.
Oh, welche Liebe!

Ja Liebe, Liebe!
Wie iſt das doch?
Wie Muſik? Wie Sterne? Wie ſpringendes Waſſer?

O nein: das ſind die dunkelen Augen,
die quirlend braunen, die Frauenaugen,
in denen es pulſt und funkelt von Glück.
Das iſt Blut-Geiſt und Leben.
Sprühfeuer der Seele.

Weh! Schon kommt die Dämmerung:
das Rot ertrinkt. Doch alle Kraft
kriecht nun nach innen:
ganz wild und heiß und ſchwarz glüht da der Purpur.
„Wir halten feſt, Nachtdämon!“

Liebes, warmes Blumenauge!
Behüte meinen Schlaf mit deiner Innen-Liebe.

Wirres Strubbelköpfchen . . .
Zuckt immer noch Feuer?
Funken?
Still, ſtill, ſtill.

Morgen früh lacht wieder das Samtrot.

Die Muſchel

Auf meinem Schreibtiſch: eine rieſige Muſchel.
Gelb-milchig, braun gewellt,
voll harter Buckeln und mit kühnen Zacken:
ein ſtolzes Schloß
des Weichtiers, das drin hauſte.

Du kamſt zu mir aus fernem Südmeer:
Wogendonnern, blauſchwarzer Himmel,
Palmen ſtarr und Blumen
wie trunken vom Glutlicht.

Im Wogendonnern lebteſt du:
in Schaum und Brandung,
wo ſich die grüne Welle ſtürzt,
und brüllt und ſchäumt.
Sand knirſcht, die Steine raſſeln
und wieder donnert Brandung.

Dort lebteſt du und kämpfteſt
und wehrteſt dich: mit deinen harten Buckeln,
mit ſpitzen Zacken: jubelnd
ein Schloß:
lichtbraun, verziert mit feinen Bändern.

Du Meerkind, hörteſt immer nur den Ozean
mit ſeiner hohlen Stimme, immer nur das Brauſen
der Elemente: Raſſeln, Knirſchen, Wut.

Doch manchmal abends mit der erſten Kühle,
da kamen heiße Frauen an das Ufer
(im Schwarzhaar rote Blumen)
und hockten ſich auf Steine
und ſtarrten in den gelben Mond
und ſangen:
„Wozu das Leben?
Der Tod iſt Ruhe.
O ſchweres Leben.
Komm, ſüßer Tod!“

Du aber warſt nur Kampf,
denn friedlos lebt

und ſpringt empor
und leckt und brüllt und donnert
und ſtürzt ſich auf den Sand
das alte Meer.

Jahrtauſende hindurch haſt du gebaut:
die Schale ſteinern,
das Zackenwerk, die wilden Spitzen,
den Panzer gegen Wogenſchlag:
du trotziges Schloß —
und doch ſo ſpielend zart
mit ſanft gewelltem Ornament
rötlich geſchmückt:
du heiteres Lichtkind.

Umſchau

Die Tat bringt ihrem Mitarbeiter Carl Spitteler zum Nobelpreis ihren Glückwunſch dar und wird im nächſten Hefte ſeine vielangefeindete Rede zu Anfang des Krieges „gewiſſermaßen als hiſtoriſches Faktum“ für die Erſcheinung der Kriegspſychoſe bringen. Sie bringt ſein Bild am Eingang des Heftes.

Hegelianer und Platoniker Der als Soziolog und Schüler Hegels bekannte Profeſſor an der katholiſchen Universität in Münſter, Johann Plenge, hat kürzlich der Welt eine Schrift: „Anti-Blüher, Affenbund oder Männerbund“ beſchert, die ſich an die jungen Wandervögel wendet, um ſie vor Blüher zu warnen. Das iſt ſein gutes Recht, gegen eine literariſche Erſcheinung zu polemiſieren, die ihm dem innerſten Weſen nach zuwider ſein muß Aber die Abſicht, den Gegner zu vernichten, läßt Herrn Plenge gar nicht dazu kommen, ſich klar zu werden, wie weit er als denkeriſcher Typ dem platoniſchen Eros überhaupt nahekommen kann, denn der platoniſche Typ iſt der des Künſtlerdenkers. Seinen Gegner einen „Affen“ zu nennen, würde Plato einfach aus Geſchmack nie eingefallen ſein und ebenſowenig ſpricht ſein Geiſt beiſpielsweiſe aus folgenden, pädagogiſch wirken wollenden Sätzen: „Das natürliche Erotiſche wirkt in der Männergeſellſchaft, wie es nicht anders kann und ſeinem Weſen nach muß, aufreizend und anſtachelnd, ablenkend und verwirrend. Ein ordnungsliebender Monarch müßte, wenn er nur könnte, die Liebe in ſeinem Staat, vor allem im Heer und im Beamtentum, von Grund aus verbieten, und manch zorniges Wort hat Eros ſchon gegolten. Aber es ſteht zu befürchten, daß dem lockeren Wicht das Handwerk niemals gelegt wird, und ſo wird es in der Männergeſellſchaft weiter um der Liebe willen Komödien und Tragödien geben, ſchelmiſche Heiterkeit und böſes Ärgernis. Wir wollen dabei an den alten Gottfried Keller denken, der ſich auf den Eros und die Frauen gut verſtanden hat, obwohl er Junggeſelle geblieben iſt.“

Plato hätte ſie nicht einmal in gehirnſchwachen Stunden verzapft, denn ſie tragen nicht das Stigma des ſchaffenden Eros. Wenn mir Herr Plenge ein Buch über den Eros anbieten würde, würde ich ihm ſchreiben: Lieber Herr Plenge, bleiben Sie bei

Ihrer Wiſſenſchaft, laſſen Sie über den Eros Leute reden, die im Nietzſcheſchen Sinne Rätſelrater, d. h. Deuter des Lebens zu ſein ſich bemühen.

Ich hätte keinen Anlaß, mich mit Herrn Plenge zu beſchäftigen — denn auf die Art ſeiner Ehrabſchneidung mag Blüher ſelbſt antworten, wenn er Luſt hat, am beſten wohl durch ein Bonmot —, wenn ſich Herr Plenge nicht zur Obervormundſchaft über meine Berufsehre getrieben fühlte. Aber nicht etwa im Sinne des Künſtlers Plato, ſondern in dem eines rechthaberiſchen wiſſenſchaftlichen Oberbonzen. Er ſchreibt im Anfang ſeiner Broſchüre: „Blühers Rolle der Erotik iſt in Eugen Diederichs Verlag erſchienen und wird von dieſem Verleger mit geſinnungsloſer (!sic!) Propaganda als wiſſenſchaftliche und ſittliche Tat zu Markte gebracht.“ Wenn er eine Stelle entdeckt, die ihm anſtößig erſcheint, erfolgt ſofort die Bemerkung: Eugen Diederichs verbreitet dieſen Schmutz. Wie wäre es denn, lieber Plenge, wenn ich den Spieß umdrehte und ſagte: Sie und Ihr Verleger erzeugen Schmutz, indem Sie einen aus dem Zuſammenhang geriſſenen Satz als ſchmutzig beſonders Ihren Leſern einhämmern. Folgenden Satz am Schluß traut man eher einem katholiſchen Kaplan als einem Univerſitätsprofeſſor zu: „In einem ſittlich geſunden Volke muß der Verlag von Eugen Diederichs, Jena, dafür Rechenſchaft geben, daß er mit Blüher Geſchäfte machen wollte, oder er iſt ſozial unmöglich. Auf keinen Fall darf er dieſe Geſchäfte fortſetzen, wenn er ſich nicht ein unvergängliches Schandmal aufbrennen will.“

Nach der Anſicht des Herrn Profeſſors müßte ich mir nach dieſer Philippika wie ein begoſſener Pudel vorkommen. Aber ich führe das ſtolzeſte Löwentier der Kunſt, den Marzocco des Donatello im Wappen. Herr Plenge ſcheint ſich trotz aller Veranlagung zur Syſtematik noch nicht klargemacht zu haben, daß dieſes Symbol bedeutet, ich verlege im Geiſt der Renaiſſance, in der es auch Päpſte gab, die ſich über den Eros nicht im Geiſte einer Anſprache an Wandervögel ausgelaſſen hätten. Ich habe keine Veranlaſſung, mit jedem meiner Autoren durch dick und dünn zu gehen und mich verantwortlich für jeden Satz zu fühlen, den ſie ſchreiben, aber mein Verlag ſteht jedem Ketzer offen, der etwas Eigenes zu ſagen hat, der ein Erreger unſerer Zeit iſt. Sittlichkeit und Moral ſind wandelbare Begriffe, das hat uns zuletzt Nietzſche ausdrücklich klargemacht, und ewig iſt der Fluß des Lebens. Es iſt furchtbar einfach, die Probleme des Eros auf eine erfahrungsgemäße ethiſche Sittlichkeit zu vereinfachen oder ſeine bedenkliche Seite in den Vordergrund zu rücken und das Erweckende zu vernachläſſigen, um dann ſeine eigene Ideologie zu predigen. Aber die Menſchen, die vorwärts wollen und den Phänomenen betrachtend gegenüber ſtehen, brauchen ab und zu das blitzartige Erhellen, um aus dem Dunkel heraus ſchärfer zu ſehen. Es iſt Blühers gutes wiſſenſchaftliches Recht, aus einem beſtimmten erotiſchen Typ ein Weltenſchöpfungs-, Kultur- und Sozialprinzip zu machen. Man kann darüber ſtreiten, ob Blüher zu den Menſchen gehört, die infolge einer gewiſſen Inſtinktſicherheit der Einſeitigkeit „Einfälle“ haben, die ſie von den „Ausfall“-menſchen höchſt vorteilhaft unterſcheidet. Sicher läßt ſich aber konſtatieren, daß Hans Blüher ſeit Jahren ein Erreger unſerer Zeit iſt — ob ſchädlich oder nicht, ſei ein Gegenſtand mit Würde und nicht mit zelotiſcher Geſinnung geführter Debatte. Ob Herr Plenge gleichfalls ein Erreger unſerer Zeit iſt, iſt mir noch entgangen. Aber da er das „Geſchäfte“machen als Antrieb meines verlegeriſchen Handelns vorausſetzt, erleichtert er mir das Unterbringen von ihm in die Kategorie jener theoretiſchen Menſchen, die das Leben nach vorgefaßter Meinung in Begriffe

zu fangen ſuchen. Vielleicht wird auch mal Herr Plenge ſozial unmöglich, wenn erſt die Univerſitätswiſſenſchaft über die bloße Syſtematik hinausgekommen iſt.

Doch Kampf beiſeite! Ich will nicht „plengen“. Noch ein Wort zur ſexuellen Aufklärungsliteratur, zu der Blühers „Rolle der Erotik“ nicht gehört. Es wäre vom Normalmenſchenſtandpunkt aus ſicher beſſer, wenn keine Bücher und Broſchüren über Inverſion geſchrieben würden, und jeden geſund empfindenden Menſchen geht die ganze Frage eigentlich nichts an. Aber es würde zum Phariſäertum führen, wenn gerade die Normalen den Erſcheinungen des invertierten Eros verſtändnislos gegenüberſtünden. Dieſe Erſcheinungen werden nicht durch Bücher hervorgerufen, ſondern ſind da — ſogar im Tierreich. Eugen Diederichs

Märchenerzählen in Schwaben

Es war im Schwabenlande zur Sommerszeit, als ich gemeinſam mit zwei Buben und einem Mädchen (Tübinger Studenten, die ihre Bücher für einige Zeit beiſeite legten) — auf frohe Fahrt zog in Sonnen- und Regentage hinein. Erſt um Urach herum und dann ins Balinger Land, über den Heuberg dem Schwarzwald zu. Sie haben dreiſtimmig alte Volkslieder geſungen, ich hab' die Märchen erzählt und Laute geſpielt. Jener Brief, den einſt die Kinder Thüringens geſchickt bekamen, ward ins Schwäbiſche übertragen und lautete alſo:

„En de nächſte Dag kommet mer ſelb viert zu Eich ond verzählet Eich älle Märle, Sage ond Gſchichte ond ſenget Eich ſchöne Lieder. En ganze Sack voll brenget mer mit ond Ihr dürfet Eich wähle, was Ihr am liebſte höre wellet: Von Zauberer, böſe Tier Teufel ond ällerhand Ungeheur oder von gute Fraue, Prinzeſſinne ond verwonſchene Schlöſſer. Zwiſchedurch, do welle mer älle mit enander Rätſel rote. Wenn a ſchöner Sonnetag iſch, no ſetze mer uns mit enander en's Schuelgärtle, onder d' Dorflind oder an ſonſt a ſchöns Plätzle. Iſcht aber ſchlecht Wetter, no ganget mer en an Saal oder en a Scheuer. Sagt's au älle Eire Gſchwiſterle, Vater ond Mueder. Die hend au ihr Freid, wenn ſe mitkommt. D'Märlesbas ond no drei andere.“

Und nicht nur das. Ein feierliches Schreiben vom Kultminiſterium lag bei, das dem Herrn Lehrer empfahl, eben jenes Märlesbas erzählen zu laſſen, wo immer ſie wolle.

Das eine aber war gewiß. Die ſchwäbiſchen Bauersleut' haben alle nicht recht gewußt, was für eine Geſellſchaft wir wären, woher wir kämen und was wir wollten. Das war ihnen all ihr Lebtag noch nicht vorgekommen, daß vier fahrende Geſellen ſolch luſtiges Brieflein an jede Schultür und Dorflinde nagelten und durch den Büttel ausſchellen ließen — „Am Abend werden in der großen Gemeindeſcheuer, bei ſchönem Wetter unter der Linde, Märchen erzählt und Lieder geſungen, und ein jedes iſt herzlich eingeladen.“

Sie ſind zögernd und ſchwerfällig gekommen. Und immer ſind zwei oder drei Lieder und eine ſchöne Geſchichte vorbeigegangen, während ſie in der Ferne abwartend ſtanden. Die Männer gemütlich den Rauch aus der Abendpfeife blaſend, die Frauen einige Schritte näher als ſie, zuſammen flüſternd. Es war ihnen nun einmal, als ſeien die Märchen nur für die Kinder — die immer zahlreich um uns ſaßen. Bevor wir aber endeten, waren ſie auch alle bei uns. — So mancher hat ein herzliches „Vergelt's Gott“ geſagt. Und einmal hatte uns am anderen Morgen, als wir wieder aus dem Dorfe zogen, vom Mähen aus die Bäuerin auf der Wieſe nachgerufen: „Ja,

weilet Ihr ſcho wieder gehe?“ Sie ſtanden auf ihre Senſen geſtützt und blickten uns nach: „Auf Wiederſehn! Kommet au bald wieder!“ Daß dies aus ſich heraus ein ſchwäbiſcher Albbauer tut, iſt ſehr viel.

In einem andern Dorf war's, da rief mich am nächſten Morgen eine Bäuerin ins Haus. Sie ſaßen über dem Veſper, und die Frau ſagte, ich möchte ihr doch noch geſchwind erzählen, wie's mit der Siebenſchön weitergegangen. Gerade an der Stell', da ſie zu ſingen anhebt, habe ſie zum Vieh müſſen und nicht weiter zuhören können. — Als ich's ihr nun ſagte und gerade da bin, wo der Königſohn der Siebenſchön ihre Hand ergreift, um ſie zu ſeiner Königin zu machen, unterbricht ſie mich und meint ernſthaft: „'s iſch ſcho guet, i wollt halt grad no wiſſe, ob ſie den Königſohn no kriegt hot“. — „Schön iſcht's, arg ſchön“, ſagte ſie zufrieden.

Ja, der Märchenglaube wird auch in Schwaben gepflegt. Und, faſt möchte ich ſagen, er iſt reiner und tiefer erhalten als in Mitteldeutſchland. Die Schwaben werden ihn weiterpflegen als ihr Eigentum, wenn man es ihnen ernſthaft und ſelbſtverſtändlich, ohne irgendeine Tendenz bringt, von keiner Organiſation aus, von keinem grünen Tiſch aufdringlich geſchickt. Wir kamen nur als das, was wir ſind; ein jeder brachte uns da unter, wo es ihm gut erſchien. Und wir haben auch jeden bei ſeinem Glauben gelaſſen.

Aus einem Dorf am Plettenberg kam uns am Abend der Büttel in feierlicher Uniform nachgejagt. Wir vier ſaßen gerade am Straßengraben und zählten in dem grünen Wanderhut unſere Nickel und Pfennige, die uns die Bauern freiwillig gegeben. „Ihr, Ihr“, ſchreit er und erhebt drohend die Hände gegen uns. „Habt Steuer hinterzogen und ſeid ſtrafbar.“ Keiner Schuld bewußt, blickten wir auf. „Wir? Steuer?“ Das war uns noch nie geſchehen. „Ihr habt ja einen Sack voll Geld eingenommen!“ verſichert er und zeigt auf das Geldhäufle. „Ja, aber“, berichten wir zögernd, „wir nehmen ja nur freiwillige Gaben der Unkoſten halber, und tun es nicht des Verdienſtes und des Geldes wegen“. „Ja nun, weshalb denn ſonſt?“, fragte er ungläubig. — „Nur ſo, zur Freud.“ Da ſchüttelt er ſeinen Kopf und ſchaut uns lange an. „Ihr ſeid närriſche Leut, — aber Steuer müßt Ihr doch bezahlen. 60 Pfennig hat der Herr Schultheiß geſagt.“ Großmütig langt eine Hand ihm eine Mark (die Mark des Herrn Pfarrer) aus dem Nickelhaufen und reicht ſie ihm. „Da und einen guten Rückweg!“ Rafft er ſich zu ſeiner ganzen Würde auf, legt die Hand an die Mütze, nimmt die Mark, wendet ſich und ſpricht: „Ja, ja 's gibt halt doch allerlei Leut auf der Welt heutzutag. Na, ebe vergelt's Gott und a guate Zeit!“

Und wieder in einem andern Dorf. Als wir am Abend im Wirtshaus nach Herberg fragten, ſchaut uns die Wirtin lange an und fragt: „Ja, Ihr, habt Ihr kei Wägele?“

Gar aber in der Stadt Rottweil! — ſagt die Frau Direktor zur Frau Pfarrer: „Wiſſet Sie's ſchon?; ſind fahrende Sänger im Ort. Die erzählten überall den Kindern Märchen und ſingen Volkslieder.“ — „Ja“, ſagt die Frau Pfarrer, „ich hab' ſelbſt ſolche Sänger im Quartier, weil's liebe Leut ſind.“ „Aber hören Sie, Beſte“, rief die Frau Direktor entſetzt, „ich bitt' Sie. Wie kommen Sie dazu? Das iſt doch arg leichtſinnig. „Bei ſolchen Leuten weiß man doch nie — — —.“ „Oh,“ ſagt nun wieder die Frau Pfarrer, „das ſind ja Tübinger Studenten“. „Nein, was die nicht alles treiben. Die Zeiten ändern ſich doch arg.“

Das beſte von allem war ein Schulleiter. Der wußte auch nicht recht, was mit uns tun. Mißtrauiſch, mit ſtrenger Miene, ſtand er uns gegenüber und fragte kurz:

„Sind ſie aber auch kein kapitaliſtiſches Unternehmen? — — —.“ Nein, das waren wir ſicher nicht.

Doch mochten ſie uns halten, für was ſie wollten. Wichtig war, daß Märchen und Lieder dabei ſeinen Weg in die Kinder- und Menſchenherzen fand. Das iſt geſchehen. Wir haben es Abend für Abend gefühlt, wenn wir müde in den jeweilig wechſelnden Quartieren lagen. Und wichtig war weiter, daß man uns leiden mochte, ſo wie wir waren. — Ja, es war viel Freude. Und es lebt noch mancherlei Schönes aus dieſen ſchwäbiſchen Wandertagen in meinem Herzen. Liſa Tetzner

Die religiöſen Mythen primitiver Völker

Ein neues Denkmal des Lebens primitiver Völker ſind die Indianermärchen aus Südamerika (Eugen Diederichs, Jena, 1920). Außer ihrem hohen dichteriſchen Wert, der wundervoll kindlichen Naivität, mit der der Wilde die Natur in lebensvoller Friſche erlebt, haben dieſe Märchen einen beſonderen Wert für die Erkenntnis religiöſer Mythenbildung bei den primitiven Völkern Da der Kulturzuſtand eines primitiven Volkes etwa dem der Urmenſchheit überhaupt entſprechen mag, ſo werden wir Einblick gewinnen können in die Art, wie ſich im Menſchen zuerſt religiöſe Anſchauungen entwickelt haben, wie ſich aus dem dumpfen Leben der Tierheit zuerſt der helle Blick entzündete. Die überraſchende Ähnlichkeit, die die Indianermärchen mit den Südſeemärchen (Eugen Diederichs, Jena, 1916) zeigen, läßt vermuten, daß wir den erſten Anfängen einer Religion hier ſehr nahe ſind. Unterſchiede in der Mythenbildung bei den Indianern Südamerikas, den Auſtraliern und Südſeeinſulanern ſind faſt durchweg durch die verſchiedene Landſchaft und Tierwelt bedingt.

Wie entſtanden die erſten religiöſen Vorſtellungen?

Der Urmenſch hatte zuerſt mit der Natur fertig zu werden, die ihn in immer neu verwirrender Fülle umgab. Von ihren oft ſchreckensvollen Geheimniſſen befreite er ſich nur, wenn er zu allem Geſchehen die Urſache fand. Das Tier ſucht noch nicht nach Urſachen. Ungeordnet geht die Welt in es ein. Im Menſchen aber entzündete ſich der Geiſt, der die Welt nur in der Kategorie der Kauſalität (Kant) in ſich aufnimmt. Das Göttliche, die oberſte Urſache, der Urgrund, iſt alſo erſt eine Forderung des menſchlichen Geiſtes, in ſeinem Weſen Bedingtes, nur in dieſem Geiſt Reales.

Der primitive Menſch fand noch nicht die oberſte Urſache, vermochte noch nicht die Einheit in die verwirrende Fülle zu denken. Für jeden unerklärlichen Vorgang dachte er eine beſondere Urſache. Keine abſtrakten Kräfte waren es, wie wir heute von ihnen wiſſen (obwohl dieſe nichts erklären, nur beſchreiben). Es waren alles lebende Weſen, die das Unerklärliche erklären ſollten. Und ſie, wie alles Lebende, dachte ſich der primitive Menſch noch als ſeinesgleichen. Denn zwar hatte er ſich allmählich aus der Tierheit herauswachſend, von der Welt getrennt, hatte ein Ichbewußtſein gewonnen. Aber noch hatte er ſein Weſen nicht als getrennt von den anderen Weſen erkannt. Tiere, Bäume, Sterne, alle waren ihm belebt, und alle waren Weſen gleich ihm. Der gerade erſt zum Bewußtſein ſeines Ichs gelangte Menſch hält naiv alle Weſen für ein ebenſolches Ich. Und menſchliche Weſen ſind ſo auch ſeine Urſachen unerklärlicher Vorgänge, ſeine Götter, deren es naturgemäß unzählige gibt.

Da es dem primitiven Menſchen noch nicht gelingt, einen Urgrund zu denken, alles auf einen klaren Urſprung zu bringen, ſo geht geheimnisvoll eins in das andere über. Eine Träne wird zu einem Vogel. Menſchen wandeln ſich in Bäume. Je weniger der

Menſch die Natur durchſchaute, umſo reicher mußten ihm Zauberkräfte am Werk ſcheinen. Zwar finden wir dieſe auch in Märchen entwickelter Völker. Aber hier iſt das Zaubern bewußtes Märchen, Symboliſieren, ohne Glauben an die reale Möglichkeit eines ſolchen Zaubers. Bei dem primitiven Menſchen iſt tiefer Glaube mit den Zauberkräften verknüpft, ein Glaube, der eben durch die naive Stellung des Menſchen zur Natur bedingt iſt. Und alle moderne Märchenſymbolik iſt wohl ein Reſt dieſes alten naiven Glaubens.

Es iſt eine Religion überall quellenden geheimnisvollen Lebens, die ſich im primitiven Menſchen bildete, eine Religion, die in allen Weſen den Menſchen ſah.

Jede Religion aber, jedes Staunen des Menſchen vor dem Unerklärlichen und Sehnen, es in ſein Weltbild aufzunehmen, braucht den Mythos. Dem modernen Menſchen iſt der Mythos Symbol, dem primitiven Menſchen aber iſt er Ausdruck eines für ihn durchaus Realen, ſo daß alſo auch der Urgrund eines jeden Mythos im naiven Glauben des primitiven Menſchen zu ſuchen iſt.

Es ſind immer dieſelben wiederkehrenden Mythenbildungen, die die innere Anſchauung des Unerklärlichen ermöglichen ſollen, die Mythen über Entſtehung der Welt, über die Sterblichkeit der Menſchen, über das Leben nach dem Tode. Nur die Art, wie ſie gebildet werden, ändert ſich mit der Zeit. In ganz phantaſtiſcher Weiſe ſind ſie bei den primitiven Menſchen Südamerikas und der Südſee vorhanden — Mythen, die oft aus einem Fiebertraum, aus dem Unterbewußtſein geworden zu ſein ſcheinen, ſo tief in die dunkelſten Geheimniſſe der Natur grell leuchtend, und in ihrer Traumlogik zu unſerem Expreſſionismus hinweiſend.

Andere Religionen klingen in dieſen Mythen ſchon an. In der Allerfülltheit mit Leben — die in den Südſeemärchen ausdrücklich in einem Geſang vom Waſſer des Kane betont wird — finden ſich zweifellos die Quellen alles ſpäteren Naturpantheismus. Das Motiv der Seelenwanderung blitzt auf, wenn wir von einer Frau hören, die Seele einer Klapperſchlange hätte von ihr Beſitz ergriffen, unter deren Zwange ſie nun handeln müſſe. Die Myſtik wurzelt hier, obwohl im allgemeinen freilich das Göttliche außer dem Menſchen iſt. Aber die Kunſt aller Zaubermänner beruht doch darin, durch Rauſch außer ſich zu geraten, in die Seele anderer Weſen zu gelangen, ganz eins mit ihnen zu werden. Einsſein der Menſchenſeele mit dem Göttlichen iſt Myſtik. Ihre Vorſtufe iſt dieſes Einsſein mit den Seelen anderer Weſen.

An die platoniſche Lehre der Präexiſtenz der Seele denken wir, wenn wir von einem Himmel hören, aus dem die Seele für das menſchliche Weſen geſandt wird, das gerade unten auf der Erde geboren wird, oder daß Kinder, die noch im Mutterleibe ſind, allwiſſend ſich zeigen. Das eben erwachte naive Ichbewußtſein mochte es auch bewirken, daß ſelbſt die Traumgeſtalten lebend wie alle menſchlichen Weſen ſind und daß auch die Seele, unabhängig von den Handlungen des Körpers, ihr eigenes ſelbſtändiges Daſein führt. Natürlich bedingte das auch den Glauben an ein Fortleben nach dem Tode. Auch die Toten ſind dem naiven Ichbewußtſein nicht anders denkbar als menſchlich lebende Weſen, die in ihrem eigenen Totendorfe oder in der Unterwelt ihr Leben führen. Neben den Naturdämonen ſind ſie die erſten Götter des primitiven Menſchen. Durch beſonders häufig auftretende Aſtralmythen (Entſtehung und Leben von Sonne, Mond und Sternen, die ebenfalls menſchlich lebende Weſen ſind) wird ein Weg zur Aſtrologie gewieſen. Chriſtliche Motive klingen an, wenn wir von einer Wiedervereinigung durch den Tod getrennter Perſonen am Lebenswaſſer hören oder von der magiſchen Zeugung großer Stammesheroen durch Gottheiten. Zahllos

ſind die Mythen, die an das Alte Teſtament erinnern — das Wiſſen von einem Paradies, in dem die Menſchen einſt gelebt (bald iſt es auf der Erde, bald in einer Oberwelt), das ſie aber ebenſo wie die Unſterblichkeit durch die Schuld eines Menſchen verloren haben — die Mythe von der Sintflut u. a.

Es wird intereſſant ſein, noch weitere Märchen primitiver Völker kennen zu lernen (Eugen Diederichs bereitet neue Bände der Afrikaner und Nordamerikaner vor), um die Entſtehung erſter religiöſer Vorſtellungen noch ſicherer verfolgen zu können bei Völkern, die auf der erſten Stufe ſtehen blieben.

Iſt noch im einzelnen über die primitiven Völker der Südſee und Südamerikas etwas zu ſagen, ſo iſt es dieſes. Die Märchen der Südſee ſcheinen im allgemeinen einer ſchon weiter entwickelten Stufe des Urmenſchen zu entſprechen als die der Indianer, die noch ganz den geheimnisvollen Mächten der Natur hingegeben ſind. Die Bewohner der Südſee, die dieſe Südſeemärchen ſchufen, haben ſich bereits bewußter von der Natur losgelöſt. Ihr Ich ſteht der anderen Natur ſchon ſelbſtändiger gegenüber. Und dementſprechend ſind auch die Götterweſen ſchon mehr aus dem Zerfließenden der Natur herausgelöſt. Hier und da leben ſie ſchon im Himmel und die Toten in einer Unterwelt. Oberſte Gottheiten treten auf. Ja, von einem alten mächtigen Zauberer Byamee heißt es ſogar, er lebe ewig. Niemand darf ihn ſchauen, ſonſt muß er unbedingt ſterben. Der alleſehende Große Geiſt wird er genannt. Sicher iſt hier ein Anſatz zum allmächtigen ewigen Gott.

Außer dem hiſtoriſchen Wert für unſere Religion haben die Märchen der primitiven Völker aber auch einen lebendig religiöſen Sinn für uns. Uns iſt durch eine falſche religiöſe Erziehung die Religion zu einem lebensfremden Element unſerer Kultur geworden. Und eine Sehnſucht nach einer neuen Religion, die durch alles Leben flutet, geht durch die Zeit. Die Religion der primitiven Völker kann uns ein Vorbild ſein. Sie wurzelt im Leben und mündet — ein breiter Strom — alles Tun begleitend wieder in das Leben.

Erich Worbs

Germaniſche Bücher

Wer von uns hat nicht in Kinderzeiten, wenn ihm die heiligen Geſchichten erzählt wurden, unwillkürlich ſich ihre Geſtalten andächtig-vertraut in heimatliche Nähe verſetzt? Was wußte das Kind von ſtaubweißen Wegen und ſonnenblendenden Städten unter dem brennenden Blau des Orients, von braunen dunkeläugigen Menſchen mit fremder Sprache? In einer kalten Schneenacht wurde uns das Chriſtkind geboren im Stall eines Bauernhauſes, Joſeph ſah aus wie der alte Tagelöhner im Garten mit ſeiner Pfeife, und Maria hatte das blonde ſchlichtgeſcheitelte Haar, das ſchon die van Eyck, Meiſter Dürer und Grünewald ihr gaben.

Vor mir liegt ein weihnachtliches Buch mit treuherzig-frommen Bild auf dem Umſchlag, heißt „Das Jeſuskind in Flandern“ und iſt geſchrieben von dem flämiſchen Dichter Felix Timmermanns*. Schlagen wir die erſten Seiten auf, ſo ſind wir gleich mitten in der heiligen Geſchichte. Aber Maria die Gebenedeite wohnt in einem flandriſchen Dorfe und ernährt ſich durch Spitzenklöppeln, der Pfarrer hält unterwegs einen geiſtlich-väterlichen Schwatz mit dem frommen Kind, und ſelbſt der Engel, der ihr begegnet, trägt ein kirſchrotes Meßgewand. Die Schätzung zu Bethlehem geſtaltet ſich zu einer Art Kirmes mit Biertonnen und Pfannkuchenbuden, dem Kind in der Krippe werden Schinken, Kartoffeln und Pfefferkuchen von den Hirten dargebracht,

* Felix Timmermanns, Das Jeſuskind in Flandern (Inſelverlag, Leipzig).

und bei der „Darſtellung“ in der großen Kirche im verſchneiten Gent, dem Jeruſalem von Flandern, kommt die Prophetin Hannah Maria und Joſeph im Kapuzenmantel und weißer Nonnenhaube entgegen. Die Flucht führt die heilige Familie in ein einſames Fiſcherdorf hinter den weißen Dünen von Seeland, und Nazareth liegt an der Nethe zwiſchen Kornfeld und von buntem Vieh geſprenkelten Weiden, über denen die Windmühlenflügel ſich drehen . . .

Gewiß iſt das alles für ein heutiges Großſtadtgehirn eine Unmöglichkeit, ein befremdlicher Anachronismus, ja eine Lächerlichkeit. Aber in dieſem uralten Land, das ſelbſt im Weltkrieg trotz Kriegsnot und Völkerhaß viele unſerer Beſten tiefvertraut wie vergeſſene Heimat empfanden, iſt die Legende nichts Verſchollenes, Geſtriges, Totes, ſondern etwas ewig Junges und Wachſendes. Sie lebt, nicht morgenländiſch und fremd, ſondern blond und deutſch geworden, in den bunten Heiligenbildern und glühenden Glasfenſtern ſeiner gotiſchen Kirchen, ſie lebt treuherzig ſchlicht auf den Lippen des flämiſchen Volkes, dem ſeine farbenfrohe Mutter Kirche mit ihren vertrauten Symbolen und Bräuchen ein ſo Ewiges iſt, daß es ſie unbedenklich als vor aller Legende, ja faſt vor dem lieben Gott ſelbſt vorhanden annimmt und ſie lebt ein tieferes Leben in den Seelen und den Werken ſeiner Dichter.

Hat die Legende bei Felix Timmermanns die innige Einfalt van Eyckſcher Tafeln, ſo blüht ſie bei einem anderen Flamen, bei Eugen Demolder, in der ſatten Üppigkeit Rubensſcher Farben. Die „Legenden von Xperdamme“* ſind ſtofflich dem Buch Timmermanns' nah verwandt, aber ſie greifen weiter aus, ſie wachſen aus dem erdhaften Land Flandern in ein Traumland hinein, wo Städte aus lauterem Gold wie ein rieſenhafter Domſchatz in blumigen Tälern liegen, und wo es aus den Wahngeſichten eines alten Glöckners ungeheuerlich aufraucht wie Blut, Mord und Zorn einer dunklen Vergangenheit und apokalyptiſcher Endzeit zugleich. Freilich iſt der Glanz dieſer Bilder ſo ſtark, ſo ſehr bewußte Kunſt, daß er dem Timmermannſchen Buch gegenüber faſt etwas von Theater, von künſtlichem Bühnenlicht hat und ſie von der echten Naivität der Legende entfernt.

Und weiter wächſt die lebendige Legende in der flämiſchen Dichtung aus dem Dunkel heiliger Überlieferung in das Heute hinein. Auf jahrtauſendmüden Füßen wandert in Vermeylens „der ewige Jude“** Ahasver durch das Land Flandern. Er, der ewig Ruhloſe, der Himmel und Hölle geſehen, der mit Teufeln und Fabelweſen gerungen, findet eine Stätte bei den Ärmſten der Beladenen, in den Baracken flämiſcher Erdarbeiter, und in uralt ewigem ſchlichteſten Menſchenſchickſal, das Arbeit und Liebe heißt. Ein merkwürdiger und bedeutſamer Verſuch, die Legende auch in unſerer taggrellen unmythiſchen Zeit weiter zu ſchaffen. Ein Verſuch, der vielleicht nicht voll befriedigt, weil ein ungeheures Schickſal hier in enge Alltäglichkeit verebbt. Aber ergreifend tief als das Werk eines echten Dichters, der inneres Ringen geſtaltet. Dieſer Ahasver iſt der Bruder unſeres deutſchen Fauſt, ja iſt er ſelbſt in modern legendarer Geſtalt: Fauſt, unter den Sozialiſten, Fauſt, der ſelbſt Volk wird und namenlos, um ſich ſo von ſich ſelber zu erlöſen . . .

Legende wandert um unter dem grauen Seehimmel endloſer flandriſcher Ebenen. Legende dunkelt auf aus der Tiefe böhmiſcher Waldberge, wo auch verſprengtes Deutſchtum zwiſchen fremdſprachig dunklem Volk eingekeilt lebt wie in Flandern. In einem deutſchböhmiſchen Waldneſt ſitzt da ein Schulmeiſter und Dichter mit dem

* Eugen Demolder, Die Legenden von Xperdamme (Georg Müller, Verlag, München). ** Auguſt Vermeylen, Der ewige Jude (Inſelverlag, Leipzig).

böhmiſchen Namen Hans Watzlik, aber mit deutſcher Seele. Aus ſeinen Büchern, die alle tief durchrauſcht ſind von Waldatem wie die Stifters, aber heißer durchblutet von Menſchenleben als jene, greife ich nur die zwei ſtärkſten heraus, „Der Alp“ und „Aus wilder Wurzel“*. Aus der ſtörrig ſturen Verſchloſſenheit dieſer Waldbauern, aus blutjäher Leidenſchaft und dunkelgründigem, halb heidniſchem Aberglauben heraus läßt er im erſten Buch die Legende wachſen, ja er läßt uns ihr Wachſen mit erleben. Aber nicht die ehrfürchtig rückwärts ſchauende Legende heiliger Überlieferung, ſondern die dunkeldrohende Prophetie nahen Weltendes, die an den harten Seelen rüttelt bis zum Zerbrechen.

Aller Mythos wird geboren in jenen Frühdämmerungen der Menſchheitsgeſchichte, da der Menſch im Kampf gegen die Urgewalten der Natur den Gott fürchtend und ahnend erſchafft. Iſt es ein Wunder, wenn dieſe Zeiten, da Schöpfung aus Chaos wird, auch den Dichter immer wieder dunkel locken? Hans Watzlik hat in ſeinem Buch „Aus wilder Wurzel“ die Geſchichte ſolch einer Schöpfung erzählt. Groß und ſagenhaft ſtehen dieſe harten Bauerngeſtalten da, die von eiſerner Kriegsnot in die wildeſte Ödnis hinaufgetrieben, dort in verzweifeltem Ringen mit ihren feindlich blinden Mächten, mit Schneeſturm, Felsgeſtein, Wildwaſſer, Wolfsgier und Bärenpranke, eine neue Welt ſchaffen. Uraltes Heidentum ſpricht hier noch in Baum, Stein und Wolke, in Sitte und Sage, Mythos lebt und wächſt ſchaffend weiter.

Im dritten Geſchlecht ſchon iſt die Tat des Ahnen in ihn verſunken, iſt Legende geworden einer jungen nachwachſenden Menſchenwelt. Aber aus dem hütenden Dunkel dieſes Mythos, aus Arbeit und Glaube der Vergangenheit ſteigt ſtark und froh herauf ein Stück neue Schöpfung.

„Der blaue Arber ragte gotteinzig. Die Sonne lebte noch: dienend, ein ungeheurer Knecht, in unauslöſchlichem Geſchenk beugte ſie ſich über das Land.

Sie umgoldete das Haar des ſpielenden Dirnleins.

In weite Zukunft wies das Kindweib, werkfreudige, geſunde Geſchlechter knüpfend an den alten Stamm, Urmutter tauſend neuer Ackersleute.

Die Erde aber harrte in unbeweglicher Treue, unerſchöpflich, ewig bereit zu tragen und zu fruchten und zu lohnen Schweiß und Schwiele. Und über der Menſchen gewaltigem Reutplatz ging mit eherner, funkelnder Schwinge der Wille.

Der Wille, die Seele der Welt!“

Iſt es Zufall, daß in dieſer Zeit germaniſcher Weltwende noch ein anderer Dichter aus germaniſchem Blut nach dem gleichen Stoff — neue Schöpfung aus Kampf und Chaos — greift? Ein junger Schwede Adolf Johanſſon hat ihn in ſeinem durch ganz Schweden raſch bekannt gewordenen Erſtlingswerk „Die Rotköpfe“** geſtaltet, das in deutſcher Überſetzung in Eugen Diederichs Verlag erſchienen iſt; und es iſt reizvoll, die beiden Dichtungen nebeneinanderzuſtellen. Nicht etwa als Wertvergleich, denn jedes hat ſeine eigene Kraft und Farbe; aber um Trennendes und Verwandtes in beider tiefſter Weſenheit zu erfühlen. Stärker noch iſt bei dem Nordländer das Urgrauen alles Menſchentums, das mythiſche Lebendigwerden aller Natur, greifbarer treibt ſich die Spukwelt uralt ungeſtorbenen Heidentums durch die Seiten des Buches. Es ſtehen Schilderungen darin von einer grandioſen Wucht, wie ſie

* Hans Watzlik, Der Alp; Aus wilder Wurzel (L. Staackmann Verlag, Leipzig).
** Adolf Johanſſon, Die Rotköpfe, br. M 20.—, geb. M 28.— (Eugen Diederichs Verlag in Jena).

eben nur aus dem Urwelthaften nordiſcher Natur herauswachſen können. Dieſe Mondnächte, in denen mit dem Mauen des Luchſes, der großen gefleckten Katze, alle Schauer der Wildnis um die einſam verlorene Hütte der Siedler ſchleichen, dieſe Wolfswinter und vogelwimmelnden Wildmoorſommer werden uns lebendig mit einer zwingenden Gewalt, und vorwelthaft fremd wie das Einhorn der Sage geiſtert der weiße Elch durch nordiſche Mitternachtsdämmerung.

Wollten wir einen Vergleich ziehen, ſo wäre es der: bei dem Deutſchböhmen, dem Sohn reichen alten Kulturlandes, iſt der Wille aus dem Dunklen ins Helle, aus Chaos zu Schöpfung ſtärker, bei dem Nordländer, deſſen Volkstum ſich nie dem ruhloſen Kampf mit einer kargen und ſtrenggewaltigen Natur ganz entwinden kann, die Umklammerung des Dunklen. Wo Johanſſon aus dieſer Umklammerung hinausſtrebt, aus dem Mythos in den Roman, aus dem „Es war einmal“ der Vergangenheit in das hellbeleuchtete Heute oder auch nur Geſtern, da verblaßt ihm ſichtlich Freude und Farbe der künſtleriſchen Geſtaltung. Es iſt nicht nur ſein Held, oder vielmehr das Geſchlecht, das er zum Helden ſeiner Dichtung „Die Rotköpfe“ macht, ſondern es iſt der Dichter ſelbſt, den die Wildnis ruft und immer wieder fordert, und dem ſie ihr Tiefſtes und Heimlichſtes, ihren Mythos, ſchenkt!

Eins aber haben dieſe beiden letzten Bücher nicht nur untereinander, ſondern auch mit den vorher genannten gemeinſam. Etwas, das auch wir als tief verwandt empfinden, obzwar keines dieſer Werke außer etwa dem des Deutſchböhmen Watzlik eigentlich im engeren Sinne der deutſchen Dichtung zugehört. Etwas, das ſich irgendwie mit dem Worte deutſch deckt und hier doch weit über unſeren heutigen Begriff von Deutſchtum ins urſprünglich Germaniſche hineinwächſt. Auf der einen Seite die tiefe wurzelhafte Verbundenheit mit der Natur, mit allem, was wächſt, lebt und iſt, dem lebendigen Diesſeits. Und nach der anderen das Verknüpfen dieſes ſinnlichen Diesſeits mit einem überſinnlich Jenſeitigen, das Hindurchſchauen, der tiefe dunkle ruhloſe Sucherdrang nach einem Letzten, Ewigen, das erſt der Sinn alles Diesſeits iſt — ob dieſer Drang ſich nun einfältig gläubig gibt wie in der flämiſchen Legende, oder mythiſch dunkel aus dem Brauſen nordiſcher Wälder und Waſſerſtürze redet.

Faſt will es ſcheinen, als ſeien dieſe Dichtungen abſeitiger oder kämpfend verſprengter germaniſcher Randvölker germaniſcher — ja deutſcher als unſere heutige deutſche Dichtung ſelbſt. Die Legende iſt in Deutſchland geſtorben, und trotz Kampf und Chaos kein junger Mythos geboren. Aber wenn wir Bücher wie die eben genannten durchblättern, ſind ſie uns plötzlich mehr als nur ein äſthetiſcher kurzer Genuß. Irgendein Ton klingt in ihnen auf, der uns vertraut erfaßt, weil er aus einer verſchütteten Tiefe germaniſchen Weſens kommt. Aus jener Tiefe, aus der einmal, vor vielen Geſchlechtern, die nordiſche Sage und unſer Nibelungenlied ſtark wie ein junger Rieſe heraufſtieg — aus der heraus Meiſter Dürer und Grünewald ſchufen.

Wird dieſe Tiefe uns immer verſchüttet bleiben? Oder kann, wie in der gläubigen Einfalt der Legende, aus der wartenden Not und Sehnſucht eines Volkes heraus das Jeſuskind, der zur Erde niedergeſtiegene Lichtgott des uralten Mythos, auch heute noch immer wiedergeboren werden? Lulu von Strauß und Torney

Bücher als Lebenserlebnis Etwas ganz Koſtbares beſchert uns Friedeh. Kraze zu Weihnachten. Im Verlag Thienemann Stuttgart erſcheint eine Sammlung „Vorfrühling“, Bücher für werdende

Menſchen. Der Herausgeber Ernſt Wilmanns bat die Dichterin um ein Buch für die Jugend, und ſie unternahm es zu dieſem Zwecke, ihre eigene Jugend zu ſchildern. Und in welcher Weiſe! Man hört es ja ſchon dem Titel an, welch ein Seelenblühen in dem Buche iſt: „Die ſchöne und wunderbare Jugend der Hadumoth Siebenſtern.“ Überreich hält das Buch, was der Titel verſpricht. Alles iſt ſchön und wunderbar. Denn da es die eigene Jugend iſt, die Friede Kraze ſchildert, und da in ihrer eigenen Seele das Wunder echteſter Dichterkraft lebt, ſo ergibt ſich dabei, daß bei allem, was ſie erzählt, all dem Lieblichen, Rührenden und Reizvollen, zugleich immer noch das große Geheimnis mit dabei iſt: das Geheimnis des Dichterſchaffens. Schon in dem ganz kleinen Mädchen webt und ſtrahlt und quillt es — unbewußt geweckt von der herrlichen Greiſin „mit den jugendjungen Augen“, die ſelber ſolchen Märchenborn in der Seele trägt: ihrer Großmutter; und es macht ihr die Bodenkammer zur Wunderwelt, es geht mit ihr zur Schule und macht alles lebendig, was lebendig werden kann, und empört ſich über das, was tot bleibt; es bereitet ſchwere Konflikte, als ſie in die Welt hinaus muß zu den unbegreiflichen Menſchen, die dieſe ſchwebenden inneren Wirklichkeiten, die doch viel wirklicher ſind, als das, was draußen ſo plump greifbar iſt — Lügen nennen! Und hebt und dehnt die Seele, und läßt ſie erſchauern, weh und wonneſam, verheißt ſo wundervoll, fordert ſo tief, und macht ihr den Beruf, der vor ihr ſteht, den man ihr vorbeſtimmt hat, und der doch eigentlich ſehr ſchön ſein müßte, den Lehrerinnenberuf, ſo wunderlich glanzlos. Und treibt zur Empörung, wenn andere konventionell und oberflächlich vom Leben ſprechen und fordert, daß alles immer ganz lebensecht angefaßt wird, und mit Wahrhaftigkeit, und mit tiefer Liebe gegen das Menſchliche. Und es macht ihr Inneres durchſichtig wie Glas und macht es doch ſo geheimnisreich. „Deine Zukunft iſt das Wort“, ſagt zu ihr die Tochter des äſthetiſierenden Dichters, die ſo ſicher Beſcheid weiß. Sie ſtaunt und iſt unzufrieden und lauſcht in das heimliche Wunderweben hinein — es iſt doch nicht das Wort —? Nein! das ganze Buch ſelber ſingt und klingt davon, daß es viel tiefer iſt als das Wort! Dichterkraft, das iſt die Liebeskraft, die alles zum Blühen bringt, was ſie anſchaut! Das Wort? Man müßte denn das „Wort“ ſo faſſen, wie das Johannisevangelium es faßt: In ihm war das Leben. Es iſt die Wunderkraft, die alles lebendig macht.

So iſt denn das holde Buch in ſeiner Poeſie und ſeinem Seelenreichtum für die Jugend, für die es beſtimmt iſt, eine ganz köſtliche Gabe. Aber ganz gewürdigt werden wird es natürlich doch erſt von den Erwachſenen mit lauſchender und wiſſender Seele.

Das Werden eines Dichters iſt auch der Inhalt zweier Romane* von Hans Wilhelm: „Freiheit“, vor zwei Jahren geſchrieben, und „Werden“, ſoeben erſchienen. Aber welch eine andere Welt, in die wir da treten! Dort für die Jugend geſchrieben, das wiſſende lächelnde Zurückſchauen einer reifen, ſtill und ſicher ſchaffenden, in ſich ruhenden Kraft — hier Sturm und Drang! Ein ganz Junger iſt es, der, indem er das Bekenntnis ſeines eigenen Werdens gibt, ſich mit dieſem Werden, und mit der Menſchheit, und mit der Zeit! in heißer Anklage mit der Zeit! eben erſt auseinanderſetzt.

Mitten unter den ſeeletötenden Einflüſſen der Gegenwart, ein Student an der Berliner Univerſität, ringt der junge Helmer um Freiheit! Freiheit von den verdum-

* Freiheit, Roman von Hans Wilhelm, Verlag der „Täglichen Rundſchau“. Werden, eines Volkes Auferſtehung, Verlag der Jugendleſe Bouſſet, Berlin W 61.

menden konventionellen Vorurteilen, die das Corpsleben ihm brachte; Freiheit von den lähmenden tötenden Kunſtbegriffen der äſthetiſierenden Dichter, an die er Anſchluß geſucht, die ihm die innere Unmittelbarkeit verdächtigen, aus der ſein Dichten quillen will mitten aus dem heißen, ringenden Leben heraus — ſie lehren, daß das reine, abgeklärte Kunſtwerk kühl neben dem Leben ſtehen müſſe — Freiheit von dem unſchöpferiſchen Intellektualismus, mit dem die Univerſität Wiſſenſchaft lehrt, die ein Chaos von Tatſachen häuft und ſie nicht zum Kosmos bilden kann und ſo der Perſönlichkeit Hemmung wird ſtatt Bildungskraft. Freiheit von dem überall Herrſchenden, dem gemeinen Nützlichkeitsſinn, welcher Arbeit ohne innere Befriedigung, ohne innere Berufung, nur um des äußeren Nutzens willen geleiſtet, dem Menſchen zum Lebensinhalt gibt. Mit gewaltiger Anſtrengung, mit des dröhnenden Eisgangs Schauern, mit Schauern der Erdbeben, rettet ſich der junge ſchöpferiſche Menſch aus all dieſen irreführenden, oder hemmenden, oder lähmenden, oder ertötenden Einwirkungen, rettet ſich zur Freiheit der Urſprünglichkeit! zur Seele rettet er ſich. Und nun wird das Buch ein hohes Lied auf die Seele und damit auf den neuen Menſchen und die neue Zeit. Um dann noch höher hinanzuſteigen zur Klarheit, indem der Held ſich durch ſittlichen Willen und innere Zucht zu geiſtiger Beherrſchung ſeines ſeelenhaft wogenden dunklen Dranges hindurcharbeitet, um nun ſicher und klar ſeinen Lebensweg zu ſchreiten im Dienſt des Volkes, Führer des Volkes. So endet das Buch in voller Harmonie, und man iſt voller Freude über den Dichter und das junge Geſchlecht, als deſſen Vertreter er ſich fühlt und gibt. Alles Weſentliche, was nicht gelernt werden kann, hat dieſer Dichter — was gelernt werden kann, muß er freilich noch lernen. Er hat: die innere Reinheit und Harmoniekraft der Seele, die allen Erſcheinungen die rechte Beleuchtung gibt aus innerſter geiſtiger Wahrhaftigkeit. Etwas ſehr, ſehr Seltenes! Wohl der Hauptbeſtandteil des echten Schaffenden! und kann nicht gelernt werden, wenigſtens nur von Gott, durch das Leben. Ferner hat er Wärme und Leuchtkraft, Liebe zum Volk, zur Menſchheit, zum All, in ſtrömender Unbegrenztheit. Und einen ringenden Willen voll heiligen Verantwortungsgefühls, nicht nur für ſich, ſondern auch für dies heißgeliebte Volk — Wohl uns, wenn das das neue Geſchlecht iſt! Er hat ein Vorausempfinden des Kommenden aus innerem Geſetz, aus innerſter geiſtiger Bewußtheit, Er hat eine wunderſame feine pſychologiſche Unterſcheidung. Dazu außerordentliche Bewußtheit der inneren Vorgänge. Das iſt eine wundervolle Verbindung: ein übervolles Herz und zugleich intellektuelle Bewußtheit von dem, was in ihm vorgeht. Und zwar ohne Eitelkeit. Ein Junger kann ſeinen eigenen Sturm und Drang ſchildern ganz ohne Eitelkeit — ja wirklich, es wächſt ein neues Geſchlecht heran! Er hat die Willenszucht, welche dazu gehört, die Fülle der Gedanken zur Einheit zuſammenzuzwingen. Prachtvoll iſt es, wie ſicher er die Typen herausarbeitet: z. B. des modernen Menſchen, der vom Intellektualismus unfruchtbar geworden iſt, und des neuen Menſchen, in dem es aus ſeelenhafter Innerlichkeit heraufſtürmt gegen den erſtarrenden Bann. — Nun ſagt der Dichter immer „Geiſt“, wenn er „Intellekt“ oder „Verſtand“ ſagen müßte. Wenigſtens im erſten Buch. Denn er ſteht da noch in den Begriffen, die die Univerſität ihm gab, und unſere Univerſitäten werden, wie die ganze Zeit, von der materialiſtiſchen Ziviliſation beherrſcht, und die ſagt immer Geiſt für Intellekt, und das, was in Wahrheit Geiſt iſt, unterſcheidet ſie nicht von Seele. Warum ſie das tut? Einmal, weil ihr Blick ſo grob geworden iſt; und zweitens, weil es nicht gut wirkt, wenn ſie es leugnet und ſagt dabei: Geiſt. Man mag doch nicht geradezu ausſprechen: Wir haben

keinen Geiſt — da muß die Seele herhalten. Was ſie aber in Wahrheit verleugnen, iſt doch der Geiſt. Geiſt iſt die Lebendigkeit aus dem innerſten Innern der Welt, die in uns hineinwirkt! Die Seele iſt das Empfangsorgan dafür. Die Seele kann ſich weiten und Weltſeele werden und bleibt doch immer nur Gefühl. Der Geiſt iſt der zeugende Blitz aus Urheit her und wird Offenbarung. Geiſt iſt Gott. Es gibt nur heiligen Geiſt, wo Geiſt iſt, da iſt er heilig. Das große Drama unſeres Inneren iſt das Liebeserlebnis zwiſchen Seele und Geiſt.

Die modernen Menſchen ſind ſo unfruchtbar geworden, nicht, weil ſie keine Seele haben, ſondern weil ſie ſie nicht genährt haben mit dem, was ihr zukommt, der Lebendigkeit aus dem innerſten Inneren her. Da iſt ſie verdorrt. Nun redet Hans Wilhelms Roman immer davon, daß der moderne Menſch zu geiſtig geworden ſei. Nein, zu intellektuell! Der Intellekt ſollte ein treffliches Werkzeug ſein, die Offenbarungen des Geiſtes zu verarbeiten für das Erdenbewußtſein, die Sinnenwirklichkeit. Aber die Seele muß es ihm vermitteln. Er wohnt in der Außenſphäre, dort, wo die Einzelheit mit ihren fünf Sinnen aus ſich heraustaſtet, und wenn ihm nicht die Seele Ureinheit, das geiſtige Gut, von innen herzuträgt, da kann er nichts als die äußeren Eindrücke zerlegen und wieder zuſammenſetzen zu Begriffen und ein leeres unfruchtbares Spiel treiben, ſich ſelbſt dabei fortwährend verfeinernd, ſich ſelbſt ſteigernd, ſich ſelbſt zum Zweck machend und damit zum Hemmnis und zur Zerſtörung des Lebens. „Ich gehöre auch zu denen, die der Geiſt verdammt hat zu ewiger Unſeligkeit“, ſagt eine der ſtudierenden Frauen in Hans Wilhelms Roman. Aber nein, ſie meint den ſelbſtherrlich gewordenen wuchernden Intellekt! Der Geiſt, das iſt das, was ſich in dem Helden hindurcharbeitet, was alle dieſe Hemmungen ſchmilzt, dieſe Erſtarrungen löſt, was ſtürmt und loht und dann ſtill und klar mit reiner ſchöner Flamme brennt. Die heilige Feuerflamme, von der das Buch ſo ſtark und ſo echt iſt, das iſt der Geiſt! Wovon es blühend werden ſollte an ſinnenhafter Farbe und Geſtaltung, das iſt die Seele. Was die Stürme des Inneren ordnet, das iſt der Intellekt. — Wenn in dem Buche das ſchöne Wort ſteht: „Es gibt keine geiſtigen Führer, die nicht geführt werden,“ (wie richtig!) — von wem werden ſie geführt? Von dem Geiſt! — Von dem Geiſte werden wir alle geführt, die wir geiſtige Führer ſind in dieſen Zeiten, darum braucht auch niemand mit Krampf und Überſpannung zu denken: er müſſe der Führer ſein. Führer ſind alle, die dem Geiſte folgen. Ein Geiſt iſt in uns allen, und aus ihm kommt die neue Zeit. — Man freut ſich unendlich an dieſer Quelle geſunder deutſcher Kraft, die geiſtesſtark da heraufſprudelt. In dem eigentlich Dichteriſchen fehlt es noch, das liegt daran: es ſtürmt aus dem Geiſt durch die Seele hindurch gleich in den Intellekt und hält ſich nicht lange genug in der Seele auf. Es wird nicht genug ausgetragen, ſchweigend, geduldig — die Seele, des Dichters heißgeliebte Seele iſt an ſeiner Dichtung zu kurz gekommen! Was der Seele angehört, iſt die Blühkraft der Farbe und Geſtaltung, die ſchöne Sinnenkraft, das eigentlich Dichteriſche. Und nun ſieht man wohl, daß dieſe dichteriſchen Qualitäten in der Seele des Dichters alle angelegt ſind — alle Geſtalten leben ſchon aus ſich (wie lebendig werden die Frauengeſtalten!), wiewohl man das Gefühl hat, daß der Dichter darauf noch nicht eigentlich das Augenmerk gerichtet hat. Die Fähigkeit, das Gedankliche in Handlung umzuſetzen, iſt gegenüber der Überfülle der Gedanken ſchon ſehr achtungswert. Einſt, wenn der Überſchwang der Geiſtesſchau und der Willensſtürme ſich geſtillt haben wird, wenn der Dichter es ertragen wird, geduldig zu ſein, wird alles ſinnenkräftig geſtaltet blühen. Einſtweilen — muß der Leſer geduldig ſein.

Und im zweiten Buch iſt das alles noch viel ſchlimmer geworden. Natürlich! Denn nun gilt es nicht mehr nur, das eigene Werden darzuſtellen, ſondern des heißgeliebten Volkes Werden! Es ſtellt uns mitten in die Revolution! Und wieder: Wieviel Tiefe und Klarheit und Kraft der harmoniſchen Löſung! Welche Wahrhaftigkeit der inneren Schau! Und alle dichteriſchen Qualitäten brodeln mit in dem Chaos der Kräfte! — Natürlich iſt die Dichtung lange nicht genug ausgetragen, denn wie hätte ein Menſch, der ſo tief lebt, jetzt ſchon ſein Bekenntnis von dem Sinn der Revolution, ſeine Forderung: die politiſche Revolution durch die geiſtige zu überwinden (der Dichter weiß hier ſchon, was Geiſt iſt!), ſeine innere Viſion vom Werden des Volkes uns darbringen können, wenn er geduldig gewartet hätte, bis ſich ſein Schauen langſam zu Geſtalten ausgeklärt hätte. (Denn bei Dichtern, bei denen es ſo aus dem geiſtigen Urgrunde aufſteigt, neues Schauen und neue Kraft, da kann es nicht zugleich auch ſchon fertige Geſtalten geben. Da bildet ſich der Körper der Dichtung langſam, von Verwandlung zu Verwandlung ſich allmählich verdichtend, immer ſinnenhafter und blühender ſich ausgeſtaltend. Das iſt anders bei denen, die nur geſtalten, was ſchon iſt.) Nein, hätte er damit gewartet, ſo hätte er jetzt noch lange nicht fertig ſein können. Ach, und wie wertvoll iſt es, dies Stück Revolution jetzt zu erleben, mit den Augen der neuen Jugend den Weltmoment zu ſchauen! Unendlich tröſtend, beglückend und verheißend war es mir. Und ſind alle Anſätze zu dichteriſcher Kriſtalliſation, die das erſte Buch ſchon ſo ſchön zeigte, dahin, und iſt hier alles Ringen der Kräfte — man wagt gar nichts mehr zu ſagen! Dies iſt der geiſtige Sturm und Drang unſeres Volkes! Gott ſei Dank, Gott ſei Dank, daß wir ihn haben, ſo voll reinen Willens! ſei gegrüßt, neue Jugend! Man begreift: es iſt noch nicht Zeit zu Kriſtalliſationen, es iſt noch nicht Zeit für das ſchöne Geſtaltenſpiel der olympiſchen Götter, Titanenkräfte ringen, den Urgewalten gehört die Stunde — das will erlebt werden! — Ich höre, daß ſchon wieder ein Roman mitten im Abſchluß iſt. Nun, der wird dann auch nicht zu dichteriſcher Kriſtalliſation ausgereift ſein, darauf wollen wir uns nur gefaßt machen. Aber auf die Geiſtoffenbarung darin, das Lebenserlebnis darin, brenne ich. Gertrud Prellwitz

Die Odyſſee des Lebens

Es iſt ganz ſelbſtverſtändlich, daß in Zeiten des Umſturzes ein ſumpfiger Peſſimismus Maſſenſtimmung iſt; aber man ſollte ihn als lebensfeindlich und unfruchtbar nicht zu ſehr betonen. Innerlich verlogen, weil auf Suggeſtion beruhend, oft und oft als ein enttäuſchter Materialismus zu entlarven, hat er ja auch wenig oder gar nichts mit einer Verneinung aus Grundſatz zu tun. Die Menſchen werden heute, in den Tagen der Zerrüttung, auf ihrer elenden Zweckſuche haltlos umhergetrieben, ohne den Individualismus zu gewahren, der, eine Übergangserſcheinung von jeher, das Ewigkeitsgut ſicherzuſtellen weiß. Die Abſeitigen ſind es, die, vielleicht unbewußt im Dienſte einer Idee ſtehend, in das Uhrwerk der Weltordnung hineingreifen und die Zeiger rücken. Unter den Umhergetriebenen horcht wohl aus politiſchen und religiöſen Wirren der eine oder der andere auf, ahnt dumpf das unterirdiſche Pochen ferner Imperative, ohne jedoch ſeine Zeit zu verſtehen. Nur die Abſeitigen haben Geſichte, und ihnen iſt das Widerſpenſtige ſchon bezwungen. Aus einer neu erwachten Sittlichkeit kräftigen Wuchſes, die ſie wie des Kadmos Saat hervortreiben ſehen, werden ſie auch wieder eine leuchtende Gottesvorſtellung gewinnen. Wenn nun die Religion des tragiſchen Menſchen die der Zukunft ſein ſollte? Es muß doch ſeine tiefinnerliche

Bedeutung haben, daß die Dichter unter den Philoſophen und die Philoſophen unter den Dichtern uns in die Betrachtung heroiſcher Individualitäten hineinzwingen und daß ſie, da alle Religionen aus dem Leid herrühren und auch an ihm wieder zerbrechen, die Geſtalt des Odyſſeus heraufbeſchwören.

Vor mir liegt aus dem Inſelverlag Albrecht Schaeffers umfangreiche Dichtung „Der göttliche Dulder", von der ich bekennen muß, daß ſie mir das immer nur geträumte Hellas als eine Welt aus Dauer erſchloſſen hat. Freilich, dieſer Odyſſeus iſt über den homeriſchen hinausgewachſen. Es verkörpert ſich nicht nur in ihm die altgriechiſche Frömmigkeit, die in einer beinahe dumpfen Ergebung zum Ausdruck kommt. In dieſem Odyſſeus zuckt ſchon Trotz, ſammelt ſich Erbitterung. Aus dem Zuſtande der Verſchlafenheit primitiver Jahrhunderte kommen die erſten Schreie einer drohenden Aktivität: in ſeinem erwachenden Selbſtbewußtſein wagt es der ſittliche Menſch, ſich aufzulehnen gegen den unſittlichen Gott. Der Prometheus des Aeſchylos iſt in ihm vorweggenommen. Und wenn wir den Oedipus des Sophokles ſo verſtehen dürfen — ich meine die Tragödie von Kolonos —, daß er in der Todesſtunde das Leben wundervoll begreift, ſo iſt auch dieſes ſchon in unſeren Odyſſeus hineingelegt, der die Weisſagung aus dem Hades zu erfüllen ſucht und am Ende ſeiner Wanderung ſich der einfachen Tatſache beugt, daß ſich alles in Erdenordnung vollzogen hat. „Es war Daſein — weiter nichts." Und das iſt die Ruhe, die Beruhigung.

Der Gedanke mag modern anmuten, daß, wer einmal ausging, nicht wieder zurückfindet, daß er, ein Entwurzelter, die Heimat nicht mehr ertragen kann. Es iſt dieſes heute das Schickſal von Tauſenden. Aber warum ſollte nicht auch an einem apolliniſchen Menſchen Unraſt zehren, da ſie doch uralter Erdenfluch iſt? Wir könnten im Gegenteil der neuen Formel vom euklidiſchen Lebensprinzip zum Trotz behaupten, daß ahasveriſches Schweifen und fauſtiſche Qual unter den Menſchen waren von Anbeginn. Es ſcheint uns feierlicher Ausklang eines religiöſen Erlebens, wenn der Dichter den Helden der Antike zum Heiland erhöht.

Der Schaefferſche Odyſſeus iſt zunächſt einmal der Grieche Hegelſcher Struktur: „abgeſchnitten, auf den inneren Geiſt und den perſönlichen Mut zurückgedrängt, dabei aufs mannigfaltigſte angeregt, völlig unſtet und beſorgt nach außen hinhorchend; aber ebenſo anderſeits dieſes Äußere geiſtig vernehmend und ſich aneignend und mutig und ſelbſtkräftig gegen dasſelbe." Odyſſeus lauſcht auf die Natur und ahnt ſie mit der innerlichen Frage nach ihrer Bedeutung. So, wie der aufgeregte Grieche ſich zu ihr nicht ſtumpf verhält als zu einem Gegebenen, „ſondern als zu einem dem Geiſte zunächſt Fremden, zu welchem er jedoch die Zuverſicht und den Glauben hat, als trage es etwas in ſich, das ihm freundlich ſei, zu dem er ſich poſitiv zu verhalten vermöge". Aber wir müſſen das Urbild aufgeben. Unſer Odyſſeus iſt nicht Ahnender aus Verwunderung mehr. Er iſt ein Suchender und darum ein Wiſſender ſchon. Er opfert noch den Göttern und droht ihnen doch ſchon Sturz und Gericht.

Ich muß es beklagen, auf die Dichtung ſelbſt nicht mehr eingehen zu können, aus deren unvergleichlichen Strophen der Odem von Hellas klingt, wie er mir noch nie geklungen hat. Es ſoll Homer nicht angetaſtet werden. Die Übertragung ſeiner Odyſſee von Rudolf Alexander Schröder (auch im Inſelverlag) iſt mir lieb und lieber geworden, und ich wollte ſie nicht wieder entbehren. Aber ſie iſt doch nichts als die Kunde, die aus einer unwahrſcheinlichen Ferne zu mir dringt, ein Geſang vom Meer und — Monotonie. Hier aber, in dem Gedicht des Heutigen, iſt die erlebte Wirkung

des Heldentums. Die Gottheit iſt da und der Gigant, und wir ſind mitten unter ihnen. Aufruhr iſt und Beſchwichtigung. Des Tages Forderung und Ewigkeit. Da iſt die den Schauer weckende Natur, geſtaltloſes Fatum über den Göttern und formender Menſchengeiſt. Der Held und die Himmliſchen, aber ſie ſeine Tat.

Odyſſeus hat Geſichte, die die anderen nicht haben. Und Penelope, die berückende Frau, die aus Schmerz geſchaffen iſt, ein Gebild aus Duft wie die Schaumgeborene, ſie, die aus Liebe wach geworden, lernt ihn begreifen. Telemachos, dem es auch nicht gegeben war, die Gottheit zu ſchauen, der die Nähe dumpf nur fühlte, kann dem Vater das olympiſche Maß, das er ſelber nicht hat, nicht neiden und, ein wundervoll Entſagender, weiß er die Mutter zu belehren:

„Wir ſind's ja nicht, die gelten; ſind die Weichen,
Aus denen einmal nichts zu kneten iſt
Als Dinge, welche für ein Leben reichen,

Und die, wer ſie geknetet, ſchon vergißt.
Jedoch, bei ſolchen, die wie er beſchaffen,
Da dehnt der Schöpfer ſeines Bildens Friſt

Durchs Leben aus, und ſeine Augen raffen
Entzücken ſich aus jedem neuen Zug,
Und ſeine Hände wollen nie erſchlaffen,

Und ſeine Freude tut ſich nie genug.
Und wenn am Ende ihm nach dem Geſetze
Des Irdiſchen ein Tod das Werk zerſchlug,

So ſchöpft er es mit ſeinem Sternennetze
Noch aus der großen See des Untergangs
Und hegt es als den hehrſten ſeiner Schätze:

Ach, Mutter, bei der ſtrahlenden Falanx
Der Nächte wird er einmal Völkern funkeln
Und Sängern ſein die Fülle des Geſangs."

Nicht ihnen nur. Das Sternenbild des Odyſſeus hat auch über dem Schützengraben geſtanden, in dem der Leipziger Privatdozent Hans Freyer ſeine „Grundlegung einer Ethik des bewußten Lebens" geſchrieben hat. Unter dem klangvollen Titel: „Antäus" iſt ſie ſeinerzeit bei Eugen Diederichs in Jena erſchienen, eine echte Jünglingstat, die nicht genug geprieſen werden kann gegenüber der ſenilen Untergangsſtimmung, die ſo viele befallen hat.

Es kommt nun vielleicht weniger darauf an, was Freyer ſagt, als wie er es ſagt. Der ſchöpferiſche Menſch will genommen werden in ſeinem Überſchwang. Weglaſſen um des Stiles willen wäre Verluſt. Und man ſoll nie mäkeln an einer hinreißenden Produktivität, ſondern vertrauen, daß die Klärung kommt. Es macht den geiſtigen Charme von Herder heute noch aus, daß er immer Flügel an den Sohlen zu haben ſcheint. Auch Freyer hat ein jagendes Temperament wie die jugendlichen Männer alle, die nicht altern.

Es iſt nicht ganz leicht, den Inhalt der Broſchüre mitzuteilen. Es iſt, als ob wir aus dem Strom ſchöpfen und haben doch nicht den Strom. Freyer ſagt ungefähr folgendes: Wir wollen und brauchen keine Ethik für alle in einem Satz. Unſere ſpezifiſche Energie und plaſtiſche Kraft iſt mit uns geſetzt als ein wahrhaft Neues, das wir auf eigene Rechnung und Gefahr in die Reihe der moraliſchen Wertungen

einzuführen wagen. Aufgabe iſt es dem denkenden bewußten Menſchen, zu unterſuchen, was tragende Erde ſeines Weſens iſt. Menſchheit iſt etwas aus Natur Gewobenes. Geiſt iſt Natur im eminenten Sinne. Tätigkeit iſt hier wie dort Gebären, Losſchnüren des verſchwenderiſch Gehegten, Freiſetzen des Durchgelittenen zu eigenem Leben. Unter der Optik des Schaffenden, die alles eigenartig verkürzt, weil es ihr um Hinſtellen und praktiſches Behaupten, nicht um Erkenntnis zu tun iſt, entſteht ein falſcher Schein von Souveränität. Über dem Tun wölben ſich die Ideen; aber erſt aus dem zu ſich ſelbſt Gekommenen leuchten ſie als vollendete Struktur und innere Notwendigkeit, ſind ſie da mit der Intenſität des Daſeins. So, wie wir ſie denken müſſen, ſind ſie nicht ungeſchaffen-unſterbliche Formen wie Platos metaphyſiſche Kriſtalle — vergängliche Dinge ſind ſie und untereinander im Streit. Mit uns am Rande der Geſchichte ſteht das eigenmächtig gewordene und mit Zukunft geladene Werk der vergangenen Generationen. Wir ſind das jüngſte Gemengſel von Vitalität und Idee. Vom Weſen unſerer ſelbſt gibt es nur ſelten ein übergewiſſes Bewußtſein. Dieſes aber iſt das allen Lebendigen gemeinſame Bekenntnis zu ſich ſelbſt, iſt die organiſche Sittlichkeit der Subjektivität, die vor dem Handeln liegt. Nicht oft haben wir nur aus dem Stegreif zu leben. Wir ſind in Zucht genommen von Sitte und Geſetz. Es gibt keine Freiheit von ihnen im negativen Sinne. Nur Umſturz durch die moraliſche Gewalt einer neuen Notwendigkeit. Klar iſt das Geheiß des lebendigen Augenblickes; aber Erfüllung iſt Einmaligkeit, und für uns, als gläubige Vollſtrecker unſeres Weſens, gibt es keine ruhende platoniſche Welt der Normen. Mit wieviel Unmittelbarkeit oder Bewußtſein, Haltung oder Hingabe, Feinheit oder Nachdruck wir uns im Auf und Ab der fordernden Welt tätig halten, iſt ſelbſt gegebenes Weſen und Geſchick. Zu einer eigenen Syntheſe kühnlich kommen, aus dem Geheimnis unſerer Individualität ſchlüſſige Begriffe ſchmieden und auf ihre Mathematik alles gründen, heißt einen Tempel über dem Daſein bauen. Antäus, der Sohn der wildwachſenden Erde, der Sachwalter eigener Sittlichkeit, iſt, Sollender und Wollender, der feheriſche Menſch, der ſich die Zukunft ertrotzt.

Soweit die Ethik des Tuns, die auf einer ſchönen Eindeutigkeit und klaren Linearität des Lebens beruht und deren Gedankengänge ich, in den Ausdrücken des Autors mich bewegend, aufzudecken verſucht habe. Aber man muß nicht alles auf die Tat ſtellen. „Dulden, erleben und die Prüfungen des Schickſals beſtehen: gutes Rohmaterial ſeines eigenen Weſens ſein auf dem ungeheuren, ſchlägereichen Ambos des Lebens iſt auch ein Stück der Sittlichkeit und kein unmännliches.“ Die Seefahrenden und Pflügenden, die Heimkehrenden und Haushaltenden auf der Odyſſee des Lebens, die Wartenden und Erfüllenden ſollen es ſich einhämmern laſſen: „Ein feiges Herz, wenn es will, kann ſich von ſeinem Schickſal drücken, indem es die Ereigniſſe an ſich vorübergehen läßt, ſeine Gefühle nicht ausfühlt und ſich mit einem Surrogat des Erlebens, mit Gewohnheit, Haltung, Heuchelei, Optimismus oder irgendeiner faulen Ideologie behilft.“

Der Schaefferſche Odyſſeus hat ſich nicht um die Weisſagung aus dem Hades herumgedrückt. Er hat ſein Leben ausgelebt, und er hat den Tod erlitten „voll mit Blut und Mark und mit Geſchick, mit Handlung, Gang und Schmerz und Schrei“, der tragiſche Menſch, der den Weltenſchickſalsſinn begreift. Aber brauchen wir noch darauf hinzuweiſen, wie der Dichter und der Philoſoph zuſammengehen? Es leuchtet über beiden die Sonne Homers. Und die Ehre des Menſchlichen iſt ihnen verſchlungen in die Ehre des Göttlichen, wie es Hegel ſo ſchön ſagt. Martha Charlotte Nagel

Ernſt Schmitt

Es gibt Dichter, die nur Dichter, in ihrem ganzen Weſen nichts als Dichter ſind. Die das Leben nicht um ſeiner ſelbſt willen, ſondern nur als Material der Kunſt werten, ja die ſich ſelbſt ebenſo als Material empfinden. Die deswegen keine handelnden Geſtalter der Wirklichkeit ſind, ſondern ihr Spiegel und Gefäß; erleidende Objekte des Lebens, Empfangende, ihr Schaffen ein Gebärenmüſſen und damit auch ein Erleiden. Wenn ſie, wie vielfach heute, etwa in eine expreſſioniſtiſche Strömung geraten, ſo iſt der Expreſſionismus bei ihnen nur irreführende Geſte. Denn das innere Ich, das ſie ausdrücken, iſt ein paſſiv dem Leben ausgeliefertes und von ihm geformtes, ihre Stellung nicht Angriff und Eroberung der Welt, ſondern Verteidigung. Werfels Expreſſionismus iſt dieſer Art, und alle Inbrunſt ſeiner dichteriſchen Beſchwörung kann nicht darüber täuſchen, daß er im Grunde der welterleidende paſſive Typus des Dichters iſt.

Es gibt aber auch Dichter, deren Weſen man nicht damit erſchöpft, daß man ihnen dieſen Namen anheftet, ja für die das Dichten nur ein Sekundäres iſt. Dieſe Menſchen ſind in erſter Linie Menſchen der Tat, das Leben ſelbſt liebend mit einer ſtarken willenshaften Mannesliebe, die formen, geſtalten, zeugen will. Und nur weil ihr Drang zur Tat ſo intenſiv, ſo unerſättlich iſt, daß das Material der geſtaltbaren Wirklichkeit ihm nicht genügt und immer noch ein unausgelebter Reſt bleibt, darum nur greifen ſie zur Kunſt und ſtellen ihre Dicht- oder Bildwerke hin als ein Stück gelebtes Leben. Wohl iſt gerade dieſer Dichtertypus immer nahe der Gefahr, aus dem reinen Kunſtſchaffen in die Zweckkunſt, ja Unkunſt zu entgleiſen. Aber jene großen Kunſtwerke der Welt, die ſelber Tat waren, die in die Menſchheitsgeſchichte formend eingriffen, ſind ſeit jeher von ihm geſchaffen — von den prophetiſchen Zorngeſängen eines Jeſaia an bis zu Fichtes Reden an die deutſche Nation. —

Unſere Zeit iſt trotz ungeheuerſten Geſchehens keine heroiſche, die Menſchen von großem Ausmaß fehlen uns, und derer, die das Leben erleiden, ſind mehr als die es formend geſtalten. Auch unter den Dichtern. Der aktive zeugende männliche Typus iſt dünn geſät in der heutigen deutſchen Dichtung. Hermann Burte gehört zu ihm, der eigenwüchſige Alemanne. Unter den Jungen Albert Talhoff, der ſchweizer Dramatiker.

Man ſoll einen neuen Namen nicht gleich klaſſifizieren und abſtempeln, ſowie er an die Öffentlichkeit tritt. Aber doch gilt es, eine Richtlinie finden, die ſein Woher und Wohin andeutet. Wollen wir für den Dichter Ernſt Schmitt dieſe Richtlinie finden, ſo wäre es vor allem die des dichteriſchen Tatmenſchentums.

Ernſt Schmitt macht uns das Ertaſten ſeiner Richtlinien leichter als ſonſt ein literariſch neuer Name, da er ſich gleich mit drei Werken der Öffentlichkeit ſtellt, und Werken nicht eines Zwanzigers und Anfängers, ſondern eines reifen Mannes, der die Geduld und Selbſtzucht gehabt hat, auf ſeine eigene Reife zu warten. Und der doch ſeinen Möglichkeiten und ſeiner Kraft nach noch ein Werdender und am Beginn ſeines Aufſtieges iſt.

Das erſte der drei Bücher, die er bringt, iſt ein Band Lyrik. Die Sonette: „Das Jahr“*. Kann Lyrik Tat ſein, aktiv? Gibt ſie nicht ſich ſelbſt auf, wenn ſie das Stimmungsmäßige, das gefühlhaft Schwingende aufgibt? — In dieſen Sonnetten iſt das Stimmungselement der Natur durchaus vorhanden, mit einer herben wald-

* Erſchien wie auch die beiden anderen Werke im Verlage Eugen Diederichs in Jena. „Das Jahr“ br. M 6.—, geb. M 10.—; „Hochzeit“ und „Im Anfang war die Kraft“ br. je M 10.—, geb. M 15.—.

haften Friſche, die ſogar die undeutſch zwangsmäßige Form des Sonetts vergeſſen läßt. Aber es iſt Stimmung, ins Aktive gekehrt, etwa wie die des Jägers, der der Natur nie als Erleidender, immer als Handelnder gegenüberſteht. „Das Jahr“ iſt ein Buch der Heimkehr, und ſein Kern die ernſte fordernde Auseinanderſetzung einer Weltfahrernatur mit der Heimat — das iſt mit ſeinem früheren Ich, das ihm aus dem Geſicht der Heimat entgegenſieht. Und es klingt aus in eine freudig feſte willenshafte Bereitſchaft zum Leben, zu neuer Tat und Schaffen.

Lyrik, Auseinanderſetzung mit dem Ich, iſt die Ausdrucksform der Werdejahre, ihr entwächſt naturgemäß mit wachſender Reife die Auseinanderſetzung mit der Umwelt — das heißt Epik. Ernſt Schmitt ſtellt zwei epiſche Proſabücher vor uns hin, die Romane „Die Hochzeit“ und „Im Anfang war die Kraft“. Das erſte der zwei iſt, wie das „Jahr“, eine Rückſchau. Wer in die Zukunft hinein will, muß erſt klare Bahn hinter ſich haben, muß abrechnen mit den Mächten der Vergangenheit. Und wundervoll iſt es, wie hier dieſe Mächte der Vergangenheit in lebendigen Geſtalten heraufgerufen werden, daß ſie Rede ſtehen: der uralte fürſtliche Standesherr und die Menſchen der kleinen Fürſtenſtadt, des Miniaturhofes der ſechziger Jahre, gegen deſſen ſorgloſen Abſolutismus von Gottes Gnaden eine neue gewaltigere Zeit drohend aufwächſt. Und mitten in dieſer Miniaturwelt — die doch nicht kleinlich wirkt, weil ſie ganz Symbol iſt — ein trotzig junger Gott- und Zukunftſucher, der dem großen Kommenden entgegendrängt, ja über es hinaus ein verhülltes Künftiges für ſein Volk ahnt, das auch uns heute noch nicht Wirklichkeit, nur erſt Ziel und Ahnung iſt.

Neben der Vergangenheit die Auseinanderſetzung mit der Gegenwart, ja der Zukunft. „Im Anfang war die Kraft“ heißt das Buch, das in atemloſer Bilderfolge eine Frage an das Weltſchickſal und ihre kühn intuitive Antwort zugleich gibt. Da ſteht ein Menſch — er iſt Diplomat und als Handelnder, Leitender im Brennpunkt der Ereigniſſe — und hält für einen Augenblick die Entſcheidung über Dauer oder Abbruch des Weltkrieges, die Wage des Völkerſchickſals in Händen. Und aus kurzem Schwanken in Mit-leiden, Grauen, Menſchenſchwäche wächſt ihm plötzlich blitzhaft die harte grelle Erkenntnis und Entſcheidung, daß es nicht Menſchenſache iſt, dieſem ungeheueren Schickſal in den Arm zu fallen, wenn es aus Weltwehen heraus ein neues Zeitalter ſchöpfen will.

Wir wollen den Bogen nicht zu ſtraff ſpannen, zu keiner Täuſchung und Übererwartung Anlaß geben: dieſe drei Bücher gehören noch nicht etwa zu jenen ſeltenen, großen, die ſelbſt ſchon Taten ſind. Aber der Titel des letzten iſt bezeichnend für ſie: Im Anfang war die Kraft. Es lebt eine geſpannte gebändigte, zielſichere Kraft in jeder Zeile, die ſich eben in ihrer ruhigen Sicherheit bedeutſam unterſcheidet von ſo manchen gewaltſamen Temperamentsausbrüchen unſerer jungen Literatur, die häufig alles andere als Kraft ſind. Es iſt bezeichnend für den Verfaſſer dieſer drei Bücher, daß er nicht etwa in irgendeinem Dichterwinkel ſitzt, ſondern in leitender Stellung im Brennpunkt praktiſchen Lebens ſteht. Er wird als Mann der Tat und als Dichter der Tat ſeinem Volk noch viel zu geben haben.

Lulu von Strauß und Torney

Franz Raibel*

Es wird in unſerer Zeit ſehr viel von dem Bedürfnis nach einer neuen Religion geſprochen, von Religion ſelber geredet. Das iſt gewiß ein Zeichen dafür, daß religiöſe Bewegung vorhanden iſt; denn zwar

* Plus und Minus. Novellen. München, Muſarionverlag.

wird jenes Gerede und Geſpräch wohl nicht viel bedeuten, es beweiſt aber doch, daß, ohne daß die Menſchen es ſich klar werden, irgendwelche geheimnisvolle religiöſe Geſchehniſſe da ſein müſſen, die uns nur nicht deutlich zum Bewußtſein kommen.

Eine Urſache unſerer Unklarheit über dieſe Vorgänge unſerer Zeit, die gewiß die wichtigſten ſind, liegt in der falſchen und äußerlichen Auffaſſung von Religion, die wir immer noch haben. Wir verwechſeln beſtändig die geſchichtlich zufällige Erſcheinungsform des Chriſtentums, im günſtigſten Fall noch des Buddhismus, mit der Religion an ſich; wir denken, daß die Symbole, in denen ſich das religiöſe Gefühl ausdrückt, das Weſentliche der Religion ſind; etwa denken wir an Gott, Freiheit und Unſterblichkeit und meinen, daß höheres religiöſes Leben nur bei dieſen Ideen möglich ſei. Es iſt aber durchaus möglich, daß das religiöſe Gefühl ſich heute neue Symbole ſucht und daß deshalb ſchon viel neue Religion geſchaffen iſt, ohne daß wir es wiſſen.

Die Raibelſche Novellenſammlung möchte ich in dieſem Sinne eine moderne Religionsurkunde nennen. Die in ihr enthaltenen Geſchichten zeigen das Ringen der Menſchheit nach einem Teil der noch unerkannten Zukunftsreligion, geſehen, wie es einem Mann erſcheinen muß, der ſelber in dieſem Ringen mitkämpft.

Die Novellen ſtellen geſchichtliche oder gewiſſermaßen geſchichtliche Erſcheinungen dar von der Zeit der Begründung der chriſtlichen Kirche bis zu einem Zeitpunkt der nächſten Zukunft. In den vier erſten Novellen handelt es ſich um in altem Sinn religiöſe Fragen, in der letzten um eine wiſſenſchaftliche Aufgabe; und wenn man in der Sprache der Zeit ſpricht, ſo kann man ſagen, daß gezeigt wird, wie die Wiſſenſchaft an die Stelle der Religion tritt. In allen aber wird die eine Seite der Religion endgültig aufgedeckt: die Herrſchſucht.

Religion des Einzelnen iſt das Gefühl der ſchlechthinnigen Abhängigkeit von Gott— Religion der Maſſe iſt eine kirchliche Organiſation, bei welcher die Niedrigeren von den Höheren zu den Zielen geführt werden, welche die Höheren geſteckt haben. Der Raum, welcher hier durch den Gedankenſtrich eingenommen wird, iſt der Inhalt deſſen, was man Geſchichte einer Religion nennt.

Es iſt gewiß nur ein Teil der religiöſen Aufgaben, welcher in der Geſchichte der Religion erſcheint; vielleicht im beſonderen der Teil, welcher am innigſten mit der Sittlichkeit verbunden iſt; man kann deshalb auch die Bewegung, welche die Reihenfolge der Raibelſchen Novellen darſtellt, als eine Bewegung der Sittlichkeit auffaſſen. Dieſe könnte man ſo darſtellen, daß ſie von der Unbewußtheit des zum Herrſchen Beſtimmten, der ſich dann vor ſich und anderen jeſuitiſcher Mittel bedienen muß, zur Bewußtheit aufſteigt, welche das Gefühl haben kann, ſelber göttlich zu handeln. Wenn einem heutigen Menſchen der Vorgang durch dieſe Novellen klarer wird, dann kann das vielleicht ein ausſchlaggebendes Erlebnis für ihn werden: er kommt zu jener Freiheit, von welcher die Frommen aller Zeiten ſoviel geſprochen haben.

Es muß wohl ein in ſeiner Art bedeutendes Buch ſein, bei dem man ſolche Gedanken haben kann. Es ſind aber Gedanken, die hier geſagt werden, und vielleicht iſt es eine Schwäche des Buches, daß es mehr zu Gedanken anregt, als Gefühle hervorruft. Die Novellen ſind Dichtungen, ſie müßten rein auf das Gefühl wirken. Aber dem Dichter kommt zu ſehr der Denker in die Quere. Der Dichter iſt gläubig und naiv, wenn er einen Charakter geſtaltet, dann ſteht er in ihm und nicht über ihm. Der Denker iſt unnaiv, er kann nie ſich ſelber vergeſſen, er muß immer einen

Maßstab an die Wirklichkeit anlegen. Marcia ist die Geliebte des Commodus und hilft die christliche Kirche begründen; Caloin ist ein Priester und Politiker. Der Dichter nimmt solche Erscheinungen ohne Kritik hin und stellt sie dar, wie er ein Gänseblümchen darstellt oder einen Löwen. Diese Gleichgültigkeit des Mannes, der sich tief mit allem Wirklichen verbunden weiß, ist dem Denker nicht gegeben, der werten will, der Jesuitismus und Fanatismus sieht, wo der Dichter nur die Natur gesehen hat. Wenn ich an dem Buch Ausstellungen machen möchte, so wären es die, daß der Denker zu stark in ihm spricht. Es kommt für den oberflächlichen Blick dann leicht etwas heraus, das an Voltaires Erzählungsstil erinnert. Nun, das ist wohl ein Gefühl, das einem Mann natürlich ist, der selber Dichter ist; dem Leser ist die Art Raibels vielleicht lieber als die strengere Art, auf welche ich drängen möchte.

Paul Ernst

Humanität und Kriegsereignis bei Emile Verhaeren*

Aus einer schweren Krisis, in die der Hamletgeist des jungen Verhaeren geraten, ringt sich eine heroische, leidbejahende, zukunftsberauschte Lebensgewißheit auf, die eine unbegrenzte Welt der Schönheit in dem lyrisch bisher verachteten mechanisierten, modernen Leben auffindet: den Schlüssel zu dieser Wandlung gibt der Dichter selbst: Il faut aimer pour découvrir avec génie! Dann enthüllt sich die Schönheit der Großstädte, der Industrien, der Forschung, des Handels, des Proletariertums, die nicht so sehr eine formale Schönheit als eine expressive Schönheit der Intensität, der Kräfte, der Spannungen ist.

Die ausgesprochen männliche Art dieser Dichtung quillt aus einem reinen, kindlichen Herzen. Nie hätte der Großstädter die mystische Liebe für die Welt der mechanisierten, materiellen Kräfte aufgebracht. Verhaeren kommt als der naive Mensch, als der Mensch, der noch nicht den satten Grundsatz des nil admirari kennt, in die neue Welt. Er konnte nicht an ihr zerbrechen, so mußte er über sie hinauswachsen, sie aufnehmen in seinen Willen wie eine Gottheit. Diese neue Welt ist voller Träume und Visionen wie nur je die alte Schönheitskultur. Der poète halluciné wird sie preisen.

Als Prophet, als Prediger stellt sich Verhaeren in die Großstadt, in die moderne Entwicklung hinein, so sehr die Wurzeln seiner Kraft auch im Lande, im Bauerntum, in der dörflichen Scholle fest verankert sind. Wie Meunier erhebt er die scheinbar allerzufälligsten und gleichgültigsten Menschen, die Handwerker, Industriearbeiter zu einer allgemeinmenschlichen, selbst göttlichen Größe. Der Mensch ist der werdende Gott. Das Transzendente steht nicht mehr dualistisch jenseits der Erde, es wird der immanente Sinn der Arbeit, der Entwicklung, des intensiv gesteigerten

* Erst jetzt werden uns allmählich die Dokumente zugänglich, nach denen wir Maeterlincks und Verhaerens Abkehr von Deutschland bei Kriegsausbruch bemessen können. So liegen mir vor Verhaerens Kampfgedichte: Les alles rouges de la guere (1916), seine Kriegsessays: Anvers, Malines et Lierre (1916), Parmi les Cendres (1916), La Belgique Sanglante (1915). Zeugnisse bittersten Hasses und doch zugleich Wegweiser, die in das Zentrum der Dichterseele weisen, durchaus vergänglich im Einzelbild, überzeitlich im Ideenhaften. Nicht isoliert dürfen diese Bücher hingenommen werden, sie müssen aus dem Gesamtwerk nur gedeutet werden. Dann spiegelt sich in ihnen nicht nur die Seele des bedeutendsten belgischen Dichters, sondern klarer und tragischer tritt das Antlitz Belgiens hervor, jenes Belgiens, das nichts mit den Diplomatentischen zu tun hatte. — Über Verhaerens Dichtung unterrichten die im Insel-Verlage erschienenen Übersetzungen.

Menſchendaſeins. So bewundernswert groß die göttliche Idee des Katholizismus iſt — und objektiv kann der Dichter alle Formen der Religioſität begreifen, anerkennen —, das Göttliche iſt nicht mehr an Dogmen, Bibeln und Inſtitutionen gebunden, „das Göttliche regt ſich fort in allem“. Es iſt ein myſtiſcher Pantheismus, der den Dichter erfüllt, und dennoch eine nicht nur im Gefühl, ſondern im hellſten Bewußtſein begründete Religioſität, der auch die Forſchung, der Fortſchritt, die Wiſſenſchaft nicht mehr drohend werden kann. Es muß die Syntheſe von Wiſſenſchaft und Religion einſetzen, das „religiöſe Vertrauen zur Wiſſenſchaft“ (Stef. Zweig, Verhaeren, Inſel-Verlag), und der Dichter wird der berufene vates und Seher dieſer Einheit ſein. Selbſt der Tod erſchüttert nicht mehr das heilig geſprochene Leben. Er bedeutet nicht wie bei Maeterlinck den Übergang in ein neues Reich, er iſt die jubelnde Rückkehr in die Intenſität der alles erfüllenden Naturkräfte. Die Menſchheit wird unaufhörlich aufwärts ſteigen, das iſt der grandioſe Optimismus Verhaerens, der ebenſo wie von einer Vernunftreligion, weit entfernt iſt von einer rationaliſtiſchen Perfektibilitätslehre und poſitiviſtiſch-ſoziologiſchen Konſtruktion.

Es iſt das Glück der Menſchheit, tätig ſein zu dürfen, zu leiden, leiden zu wollen, und in der Steigerung des Handelns, der Aktivität, der dionyſiſchen Leidbejahung als Lebensluſt reichen ſich die Nationen die Hände über die Grenzpfähle hinüber; erſt in dieſem humanisme gewinnt die moderne Welt ihren ethiſchen Gehalt. Es iſt eine dichteriſche Philoſophie, aus der Ekſtaſe geboren und nicht in Syſtemen verknöchert, aus der Lohe eines reichen Gefühls, nicht aus der Denkkühle des Verſtandes gezeugt.

Da kam der Weltkrieg. Alle Kathedralen der Seele ſtürzen ein. Dem großen Zukunftsgläubigen, dem Pazifiſten und europäiſchen Menſchen werden die Fundamente ſeiner Weltanſchauung bis auf den Grund erſchüttert. Die Schuld am Kriege, die wir als eine tragiſche empfinden, ſieht er als eine bewußte, frevle Schuld der Deutſchen. „Ihr, die ihr von einer europäiſchen Seele träumtet, euer Traum iſt getäuſcht, zerſchlagen. Deutſchland ſucht um ſeines Vorteils willen das höchſte Ideal der Geſchichte, das man ſich denken konnte, in Feſſeln zu legen“, ſo entſcheidet nun wieder das Gefühl. „Allmählich, Jahrzehnt für Jahrzehnt, hoben ſich die Umriſſe einer europäiſchen Kunſt heraus .... Dieſe europäiſche Kunſt greift Deutſchland in ihrem erſten Höhenfluge an.“ Der Dichter der Weltliebe ſpürt das Chaos des Haſſes in ſeinem Herzen, er iſt verwirrt, betäubt und kennt ſich nicht mehr. Er ſchreibt in der Einleitung zur Belgique Sanglante: „Für den Verfaſſer dieſes Buches gab es keine größere und plötzlichere Enttäuſchung. Sie traf ihn ſo tief, daß er kaum glaubte, noch derſelbe Menſch zu ſein ... Und da ihm in dieſem Zuſtand des Haſſens ſein Gewiſſen wie geſchwächt erſcheint, widmet er mit innerer Bewegung dieſe Seiten dem Menſchen, der er einſt geweſen.“ Wenn es eine Hoffnung für den Wiederaufbau in der Seele des gealterten Dichters gibt, ſo ſind es dieſe aus tiefſter Ergriffenheit geborenen Zeilen, die auch uns über manch harten Schimpf hinüberhelfen. So wird er das Thema ſeiner letzten lyriſchen Sammlung vor dem Kriege: Les Flammes Hautes (erſchienen erſt 1917) weiterführen können: J'ai la ferveur de l'avenir.

Selbſt in der Angſt des Haſſes, in der Selbſtverlorenheit predigt noch die Stimme des Dichters und ruft zu uns herüber: „Das Leben iſt nicht Mittel, es iſt Zweck... Daraus folgt die Verpflichtung, das Leben vollkommen zu machen, es in Schönheit und Größe zu geſtalten und zu einem Meiſterwerk zu formen... Wir wünſchen eine Blüte der deutſchen Kunſt: einmal, um die Welt zu ehren und ihre Schönheit

zu erfüllen, und andererſeits möge dieſe Blüte tauſend junge Vergehen bedecken, wie Blumen über Gräbern ſieghaft blühen." Es war die letzte und höchſte Probe, die das Schickſal an den Dichter ſtellt, als es ihm auch die Bejahung dieſes Krieges abgefordert. Sollte nicht aus Golgatha die Erlöſung werden?

Alfred Ehrentreich

Bei Romain Rolland

Paris in Sonnenglanz und Frühlingspracht getaucht. Rennen in Longchamps: Equipagen, Autos, Toiletten, Flirt, Leidenſchaften, — Wirbel, Taumel, Jagd nach dem Leben. —

Und fern davon, fern von dieſem berauſchenden Treiben, hoch oben am Boulevard Montparnaſſe, drei enge Treppen hinauf, dort empfängt mich Romain Rolland zum Pfingſtgeſpräch inmitten unzähliger Bücher. Stumme Zeugen ſind die beredten Köpfe Beethovens und Strauß' als einziger Schmuck an den Wänden. Zur Folie dieſes ſchlichten Gemaches werden die ſatten, grünen Baumkronen und ſchneeigen Blütenbäume eines ſtillen Kloſtergartens.

In einer ſolchen ſelbſtgewählten Einfachheit, in ſolcher Weltabgeſchiedenheit will Romain Rolland leben, ganz gleich, ob er in Spanien, in der Schweiz, in Italien oder in Paris iſt; ſein Inneres ſoll frei bleiben von allem äußeren Tand; denn es gehört ganz ſeinem Werke.

Und in dieſen ſtillen Wänden erlebe ich ſtumm lauſchend das Pfingſtfeſt in ſeiner tiefſten Bedeutung; hier iſt ein Predigen mit anderen Zungen zu vernehmen, hier iſt eine andere Sprache zu hören, hier offenbart ſich ein neuer Geiſt.

Romain Rolland ſpricht leiſe, doch eindringlich: daß es in allen Ländern eine Elite von Menſchen gibt, die das Wahre und Gute wollen, die ſich durch Leiden zu ſittlicher Größe durchgerungen haben, die um die höchſten Güter des Lebens kämpfen. Und dieſe wenigen freien Geiſter werden ſich finden. Er kennt ihrer manche in den verſchiedenen Ländern Europas, die den Kampf gegen Lüge und Armſeligkeit aufgenommen haben. Sie werden ſich über Nationen und Völker hinweg die Hände reichen zu einem Bunde, der nur ein Ziel als Erfüllung der größten Kulturaufgabe kennt: die Geſellſchaft, ganz gleich, welcher Nation, welcher Volksſchicht ſie angehört, zu den höchſten Idealen zu führen, zur Wahrheit; Wahrheit gegen ſich ſelbſt und gegen andere, zur reinen Lebensfreude, die die Arbeit ſchafft und den Kampf mit ſich ſelbſt. „Die erſte Pflicht beſteht darin, zu ſein, was man iſt. Den Mut zu haben, zu ſagen: dies iſt gut, jenes iſt ſchlecht." Zu den wenigen aber werden ſich mehr geſellen, die von dem gleichen Wollen, dem gleichen Glauben erfüllt ſind. Hier liegen die Entwicklungsmöglichkeiten für die Zukunft, hierin iſt das Geheimnis, das die Kraft der wahren Menſchenliebe in ſich birgt, eingeſchloſſen. Sie werden die Schöpfer und Erneuerer der Geſellſchaft ſein, und Schmerz und Leid der ganzen Menſchheit, die ſich in jedem Einzelnen widerſpiegeln, mit denen ein Jeder zu ringen hat, werden durch ſie geläutert und kriſtalliſiert werden. So wird eine neue Generation ſie finden, die zur weiteren Kulturarbeit bereit ſein wird, weil der Boden gelockert und für die junge Saat vorbereitet iſt; denn unaufhaltſam wächſt der Strom und eilt weiter.

Eine kurze Pauſe entſteht. Romain Rolland blickt ſinnend in den von Sonnenglanz erfüllten Kloſtergarten und mit einem Lächeln fügt er hinzu: „Man braucht nicht immer die Sonne zu ſehen, aber man muß wiſſen, daß ſie immer da iſt... Es gibt noch eine andere Sonne — die Sonne der Muſik, die niemals ſo leuchtend iſt als dann, wenn die andere ſich verdunkelt hat." Und er erzählt von der deutſchen Muſik und ſeiner Liebe zu ihr und von ſeiner Verehrung für Malwida von Meyſenbug,

der er in jungen Jahren in Rom Stunden der tiefſten Schönheit und des koſtbarſten Reichtums verdankt.

Er ſchaut auf die Uhr: „Meine Mutter erwartet mich heute Abend.“

Ich begleite ihn durch den ſonntäglich ſtillen Boulevard, durch den in weichem Dämmerlicht ruhenden Luxembourg-Garten. Er ſpricht von Deutſchland und den Deutſchen, und es zeigt ſich wieder, mit welcher Liebe er die deutſche Landſchaft im Jean Chriſtophe geſchildert hat, mit welcher Unermüdlichkeit und Sicherheit des Blickes er die deutſche Seele ſtudiert haben muß, um ſie in Typen aus allen Kreiſen in ihrer Mannigfaltigkeit wieder vor uns erſtehen zu laſſen. Er hat ſich ganz in ſie hineinverſenkt, um alle ihre Feinheiten kennen zu lernen; ihre Mängel, ihre Größe. — Und ich denke: Romain Rolland, du haſt uns nicht betrogen, du haſt die milde, reine Seele, die aus deinen Werken ſpricht. Du ſtehſt hinter deinem Werke, du lebſt in deinem Werk, du biſt dein Werk ſelbſt. — — —

Ein Händedruck. „Auf Wiederſehen!“ Die hohe, ſchlanke Geſtalt verſchwindet hinter dem dunklen Eichentor, ich ſtehe reich beſchenkt in dem toſenden Paris.

Dr. Hannah Szász

Ein fröhliches Buch von Romain Rolland*

Kennt ihr des Herbſtes köſtlichſten Genuß? Den rotbäckigen, prallen Apfel, vollſaftig und ſüßduftend, ſchimmernd und mit jenem unſagbar zarten Hauch, der alle Früchte des Herbſtes umkleidet wie ein Schleier ſüßer Keuſchheit?

Und glaubt ihr, daß unſere Zeit — unſere Zeit — uns ein Buch geſchenkt hat, daß dieſer edlen Frucht gleicht?

Romain Rolland hat uns in ſeinem „Meiſter Breugnon“ eine köſtliche Herzſtärkung gegeben; wer wollte bezweifeln, daß wir ſie nötig hätten! Wir brauchen ja doch in unſerer geiſtigen Erſtarrung, in der Stickluft überkommener und immer noch giftig wirkſamer Anſchauungen Leben und Befreiung, Natürlichkeit und Reinheit. Wir brauchen das von einem jahrzehntelangen Militarismus ſyſtematiſch und brutal erſtickte und unterdrückte Bewußtſein unſerer ſelbſt. Unſer geheimſtes, immer noch verſchüttetes Sehnen ſteht ja nach Glauben und Tat; nur die große Kraft mangelt uns, uns ganz frei zu machen und unſere Sehnſucht nach einem beglückenden Ausbreiten unſerer werkeſchwangeren, tiefſten Empfindungen ſegensreich zu verwirklichen.

Wir Deutſche ſind ja jetzt ſo einſam in der Welt, und leiſe taſtend ſtrecken wir die Hände aus nach einem Freunde. Noch ſchweigt die Welt, die gegen uns ſtand, aber dieſer und jener aus den ſtummen, finſteren Reihen hebt doch die Hände zum treuen Gruße, und die Luft trägt uns ſeine ſtarken frohen Worte herüber: Verſtehende Worte, Worte des reinen Glaubens.

Iſt es gut und notwendig, ein Buch des ſtrömenden Lebens in Zuſammenhang zu bringen mit den politiſchen Zuſtänden der Gegenwart? Ich glaube doch. Denn ich meine, unſer — der Deutſchen! — ganzes Daſein und Handeln und Tun ſteht immer und immer noch abſeits von allem bewußt Gewollten, kraftvoll Lebendigen, abſeits von natürlich-lauterem Empfinden und herzensfrohem Wirken. Wie ich ſchon ſagte: Die Sehnſucht der Seelen nach Verinnerlichung iſt bei weitem noch nicht ſtark und reibend genug; müſſen wir da nicht nach allem greifen, was uns frei macht von

* „Meiſter Breugnon“, ein fröhliches Buch von Romain Rolland. (Rütten & Loening, Literariſche Verlagsanſtalt, Frankfurt a. M.)

Druck und Zwang, von Irrtümern und falſchen, eingetrommelten Auffaſſungen (die wir uns nur allzu bereitwillig zu eigen machen)?

Es ſoll hier nicht etwa die Meinung erweckt werden, der „Meiſter Breugnon“ ſei ein politiſches Buch. Gott bewahre, das iſt es nicht! Es iſt ein Werk köſtlichſter Lebensfriſche, wundervoller Natürlichkeit, ein Buch, das herzjung macht, derb und innig, kraftvoll und zart. Ein Buch, das mit dem, der es lieſt, von Anfang an in das reinſte, innerlichſte Verhältnis tritt; — nicht Balzac könnte es geſchrieben haben, aber der große Shakeſpeare. Lachen und Weinen in einem Atem, jauchzende Fröhlichkeit, tiefmenſchliche Trauer, wundervolle keuſche Zartheit; Stellen donnernden Gelächters, echten, ganz echten Humors und ſolche ſtürzender Tränen — und immer erfüllt von jener, aller Berührung fernen, geheimnisvollen keuſchen Süße, die auf alles, auch das Derbſte, rein und lächelnd ihre goldenen Strahlen ſendet.

Der „Meiſter Breugnon“ iſt ein wunderbarer Beweis für die tiefe Menſchlichkeit ſeines Verfaſſers. Wer kennt nicht Rolland, ſein Arbeiten und Wirken, ſeinen Glauben, ſeine Zweifel, ſeinen Mut, ſeine echte Religioſität! Er, der in den drei Bänden des gewaltigen „Johann Chriſtof“ ein ganzes Leben — und mehr als ein Leben! — geſtaltete, mußte ſich frei machen von aller Laſt, die er dort auf ſich genommen hatte. Dieſer „Meiſter Breugnon“, ſagt er ſelbſt im Vorwort, „bedeutet eine Reaktion gegen den zehnjährigen Zwang in der Rüſtung des Johann Chriſtof, die, anfänglich nach meinem Maß geſchnitten, mir ſchließlich zu eng wurde.“

„Wage ich auch nicht zu glauben, daß die Sippſchaft meines Colas Breugnon die Leſer ebenſo wie den Verfaſſer ergötzen wird, ſo mögen ſie wenigſtens dieſes Buch ganz als das hinnehmen, was es iſt: ganz ehrlich, ganz in ſich geſchloſſen, ohne Anſpruch, die Welt umzuwandeln, noch ſie zu deuten, ohne Politik, ohne Metaphyſik — ein echt franzmänniſches Buch, das über das Leben lacht, weil ihm das Leben gut erſcheint und weil es ihm wohl ergeht. Kurz, wie die Jungfrau von Orleans ſagt (ihr Name mußte unbedingt am Anfang einer galliſchen Erzählung angerufen werden) Freunde, nehmet es gutwillig auf!“

Carl Dieſel

Friedrich Gogarten

Die „Freunde der chriſtlichen Welt“ hielten im Verein mit den „Freunden der freien Volkskirche“ und dem „Bund für Gegenwartschriſtentum“ Anfang Oktober einen religiöſen Kongreß auf der Wartburg, der eine ſymptomatiſche Bedeutung für die religiöſe Lage des heutigen Proteſtantismus weit über die Kreiſe dieſer Bünde hat. Denn es bedeutet einen ernſthaften Verſuch ſeitens des liberalen Proteſtantismus, ſich mit der Frage, wie weit können die Nöte unſerer Zeit durch das Chriſtentum gelöſt werden, auseinanderzuſetzen. Der bekannte Schriftſteller Wilhelm Schäfer berichtet in der „Frankfurter Zeitung“ in einem umfangreichen Feuilleton ſeine Eindrücke und kommt kritiſch zum Endurteil, daß die proteſtantiſche Kirche gegenüber dem religiöſen Drängen und der ſozialen Not unſerer Zeit dauernd verſagen wird. Da endet er ſeine Kritik mit folgendem Bekenntnis eines Erlebniſſes:

„Dies war das unerwartete und erſchütternde Ereignis auf der Wartburg, daß ein ſtarker Geiſt in den Spuk ſolchen Scheins hineinleuchtete. Wenige in Deutſchland werden ſeinen Namen gekannt haben, doch dürfte der Pfarrer Gogarten bald unter denen genannt werden, die für unſer Schickſal beſtimmend ſind. Mit ihm trat Martin Luther in den Feſtſaal der Wartburg und war wieder der Junker Jörg, dem Teufel ſein Tintenfaß an den Kopf zu ſchmeißen.

Nichts hatte der Mann, der da ſein Gottesbekenntnis ablegte, mit der liberalen Theologie zu tun, und es brannte die göttliche Dämonie in ihm, wie ſie in Jeſus war, als er die Tiſche der Wechſler im Tempel umſtürzte. Die Freunde der chriſtlichen Welt, ſoeben noch mit ihrem Meiſter Otto von einem Weltkirchenbund träumend, die Agitatoren der ſozialen Entſcheidung, ſoeben noch von der Dringlichkeit ihrer Miſſion erfüllt, mußten die Geißel Gottes erfahren. Um ſo grauſamer traf die Geißel, als das Thema der Predigt — denn eine Predigt war es, kein Vortrag, und die gewaltigſte Predigt, die ich jemals hörte — als dieſes Thema: „Die Kriſis unſerer Kultur", offenſichtlich andere Erwartungen angeregt hatte ... Allen, die Ohren hatten zu hören, mußte es ein Erlebnis ohnegleichen ſein, derart die Stimme Gottes aus Menſchenmund zu vernehmen. Ihnen bekam der Urgrund Sprache, aus dem Luther die Gnade ſeines Glaubens errang. Damit wurde freilich alles, was auf dieſer Tagung geſprochen und ungeſprochen lebte, ſeiner Hüllen entkleidet, damit wurden dem Hochmut und der Demut gleicherweiſe die Füße abgeſchnitten, damit wurde dargetan, daß das religiöſe Erlebnis in jenen Schauern der Tragik geſchieht, nach der die Äſtheten in unſerer Kultur vergeblich ſuchen, daß es die Tragik ſelber und alſo der Tod iſt, aus dem allein eine Auferſtehung kommen kann."

Wir freuen uns dieſer Anerkennung unſeres Mitarbeiters. E. D.

Ein Brief der Bejahung

Der den Tatleſern wohlbekannte jetzige deutſche Generalkonſul in Mailand, Dr. Ernſt Schmitt, ſendet mir aus ſeinem italieniſchen Erleben heraus folgenden Brief, der wohl auch die Leſer ſeiner Aufſätze intereſſieren wird. (Leit.)

Bozen, d. 30. Oktober

Nun geht es zum erſtenmal wieder heim. Es iſt ſchön drunten in Italien, und man wird durch die Achtung, die einem dort entgegengebracht wird, wieder ſtolz darauf, ein Deutſcher zu ſein. Aber ſchöner iſt es noch, wieder rings um ſich her deutſch zu hören, Berge, Wälder und Menſchen zu ſehen, die deutſch ſind. Daß jetzt ein irrſinniger Friede das Land hier unter welſche Flagge geſtellt hat, das macht nichts. Es iſt deutſch und bleibt es mit ganzer Seele, und hängt mit großer Liebe und hartem Sinn an uns. Wie ſchön iſt es hier! Unten im Tal, im Münzbankerwirtshaus an der ſtaubigen Straße zwiſchen den Reben. Droben auf Mariä Himmelfahrt, bei den eingeſeſſenen Menſchen, an die keiner kann, den alten Familien, die in ihren angeſtammten weiten weißen Mänteln mit roten Kragen hier in der Herbſtherrlichkeit umhergehen und hinüberſchauen nach der Vogelweide, dem Schlern, den Geißlern und dem Roſengarten. Alles Laub rings iſt gelb und brennend rot, die weißen Häuſer leuchten, grüne Läden und Zäune, rote Hagebutten im Geſträuch, Tannen, und der Himmel darüber ſo klar, ſo hoch! Dann kommt das Leuchten. Die Dolomiten glühen, und wir ſtehen in Andacht. Bald kriecht es grau und kalt von unten herauf. Es wird ſtill, und wir frieren. Dann kommt das Leuchten von neuem, reiner noch, zarter, und mittenhinein geht der volle große Mond auf. Ich bin heruntergefahren und habe unten in der Bürgerſtube vom Greifen beim Tiroler Roten geſeſſen und ſimuliert über alles das, was mir die vier Monate gebracht haben.

Erſt hatte ich unten in Mailand geſeſſen und wieder heim gewollt, hatte gedacht, daß es ein Unrecht wäre, wenn es einem dort gut ginge und denen daheim ſchlecht, daß man daheim ſein und daheim bleiben müßte, um zu helfen, irgendwie und mit irgendwas. Dann war ich nach Rom gezogen, in die Auguſthitze und an das ſtrah-

lende, ſingende, ſonnige Meer. Und wieder nach Rom gezogen im Herbſt, als es über alle Maßen ſchön war dort und man Tage und Nächte nichts anderes tun mochte, als in den Straßen umherzulaufen und zu atmen. Leben und Schönheit. Und zu vergeſſen, was Zeit iſt. Wieder zu lernen, in Jahrhunderten, in Jahrtauſenden zu denken.

Dann habe ich die alten Städte geſehen in der Lombardei und Venezien, Pavia, Piacenza, Verona und das herrliche Padua. Habe die Langobarden dort geſehen und die Deutſchen, die ſonſt noch herabzogen. Habe das unſäglich ſchwere, unſäglich feine der romaniſchen Kirchen anſchauen dürfen und mehr von deutſchem Weſen erlebt als jahrelang oben daheim.

Nun bin ich ſehr ſtolz, Deutſcher zu ſein, und ſehe, aus den Jahrhunderten her, viel feſter in die Zukunft. Es wird ſchon werden! Nur Zeit und harte Köpfe! Es wird ſchon wieder wachſen! Laſſen Sie doch die in Berlin machen, was ſie wollen. Das ſchwankt und welkt und ſtinkt, und düngt das neue Gras, das von unten kommt! Wir ſollen ſehen, daß jeder Einzelne was wird, an ſeinem Arbeitsſtand, in ſeinem Haus, daß er für ſich ſorgt, recht zu ſein! Dann ſorgt er für alle. Wir wollen aufhören, Politik zu machen. Wir wollen aufhören, den Apotheker des Deutſchen Reiches zu ſpielen und Tränklein zu erfinden. Uns ſelber wollen wir erziehen, jeder ſich ſelber, und jeder ſeine Kinder, die er daheim hat! Das iſt alles. Wir brauchen ja nichts von außen her, es ſteckt alles in uns. Die kreiſenden Atome in uns ſind das Leben, das ewig alles treibt, ſind der Gott, der uns den Hauch gibt. Wir müſſen nur wollen! Nur anfangen, Stück für Stück, Stunde für Stunde, und Tag für Tag. Die Trägheit zu überwinden, die in uns iſt. Anfangen, uns nicht mehr nach der Peitſche zu ſehnen! Keine Pflicht mehr zu kennen, ſondern immer nur eine Luſt, eine unbändige, hartnäckige, lachende Luſt zum Schaffen! Nur wollen, es geht ſchon!

Mein Buch, „Die Führer“, geht voran, ſowenig Zeit ich dazu habe. Eine ganze Weile lang ging es nicht. Dann war ich eines Tages in Pavia, in San Michele bei den alten deutſchen Kaiſern, und ſah die Zartheit, die Feinheit und die unglaubliche Kraft in den Bildern vom Lamme Gottes, vom Fiſch, von Adlern und Schlangen, Adam und Eva, die geſchaffen wurden, eine Welt des Mutes und des Selbſtvertrauens. Grob und hart, und doch immer wieder ſo unſäglich zart, das feinſte Frühlingsweben empfindend. Da wußte ich wieder, was ich wollte. Es ſteckt ja lange genug in mir und hat genug gegoren, nach oben und unten, nach rechts und links.

E. Schmitt

Gedanken zur Zeit

Die Siedlungsfrage. Vor mir liegt der Brief eines unſerer Beſten, der ſich ſchon ſeit Jahren tatkräftig für das neue Deutſchland eingeſetzt hat. Er ſchreibt: „Ich bin aus meiner Gründung fortgegangen, der Grund iſt, daß wir uns auseinandergelebt haben. Wir hockten mit unſeren menſchlichſten Geſchichten zu eng aufeinander herum. Das ſoll man nicht. Aber jeder wird erſt durch Schaden klug. Ich habe den Wirtſchaftskommunismus einmal am eigenen Leibe erfahren, und das iſt gut geweſen. Was mich perſönlich außer den mit mir gegangenen Freunden weggetrieben hat, war die fürchterliche Lüge, daß mein Leben nicht mehr für mich durchzukämpfen da war, ſondern eine öffentliche Angelegenheit für andere geworden war. Da habe ich erſt ganz geſpürt die eine Hauptnot unſerer Zeit: die Grenze nicht mehr in ſich zu haben zwiſchen dem, was mich perſönlich betrifft, und dem, was für die Öffentlichkeit, dieſen Verfälſcher und Verkrampfer, beſtimmt iſt. Und ich bin ja ſo froh, daß es hier endlich einmal

wieder ſtill um mich wird, und daß auch in mir wieder Ruhe und Unbefangenheit auftritt."

Schon als Julius Hart 1901 die „Neue Gemeinſchaft" in einem Vorort Berlins gründete, machten er und ſeine Freunde, zu denen auch Guſtav Landauer gehörte, die Erfahrung, daß auf die Dauer nichts anſtrengender iſt, als die allzu nahe gegenſeitige Reibung geiſtiger Menſchen. Die neue Gemeinſchaft ging nach etwa einjährigem Beſtehen wieder auseinander. Immer wieder höre ich aus den kommuniſtiſchen Gemeinſchaften von Künſtlern und Intellektuellen als Grunderfahrung: Wir leiden aneinander und wären längſt wieder auseinander, wenn wir nur wüßten, was wir nun machen ſollen. Ganz ähnlich liegt es bei den freideutſchen Siedlungverſuchen, die ſamt und ſonders zu ſcheitern ſcheinen, weil ihre Mitglieder ausſchließlich Individualiſten ſind, es fehlt unter ihnen die „Maſſe". In der Regel mangelt dieſen Individualiſten ein auf Verantwortung geſtelltes Verhältnis zum Werk, ſie kennen nur die Verantwortung ſich ſelbſt gegenüber, es kommt ihnen nur auf ihre eigene innere Entwicklung an. Eine Ausnahme ſcheint nur die kommuniſtiſche Siedlung Bergfried in Söllhuben in Oberbayern zu machen, die von einem ehemaligen Studenten Binder geleitet wird, die umfaßt aber zum größeren Teil Arbeitende (10 Stunden Arbeitszeit) und wenig Intellektuelle.

Die Siedlungsfrage iſt eine der wichtigſten Zukunftsfragen für Deutſchland, es handelt ſich bei ihr letzten Endes um den Weg zur Geſtaltung des zukünftigen Kloſters, das in ſich eine dem Geiſt dienende Kulturſtätte birgt. Das Mittelalter hatte es leichter, dieſe Frage für ſeine Zeit zu löſen, weil es die Trennung der Geſchlechter durchſetzte. Das Kloſter war in dem Grundaufbau Männerbund mit einem weiblichen Ableger.

Man ſollte bei dem Kloſter der Zukunft den Grundgedanken der zweierlei Schichten, den Laienbrüdern und der geiſtigen Schicht feſthalten. Ich ſtelle mir eine organiſch ſich entwickelnde Siedlung in der Idee ſo vor. Die Grundlage bildet ein gemeinſam genoſſenſchaftlich betriebenes Handwerk mit anſchließender landwirtſchaftlicher Selbſtverſorgung. Die Elemente beider Arbeitsgruppen bilden die Maſſe. Ihnen tritt als Ergänzung ein kleiner Kreis, der der Leitung und der geiſtigen Kulturſtätte, zur Seite, die jeden Arbeiter befruchtend in der Form geiſtiger Arbeitsgemeinſchaften anregen. Der durchhaltende Grundgedanke iſt jedoch der der Sicherheit der Lebensexiſtenz bis zum Tode, nebſt der ſicheren Gewähr der Erziehung der Kinder, ſo daß keiner ein beſonderes Kapital für einen ſorgenfreien Lebensabend zurückzulegen braucht. Die innere Möglichkeit des Zuſammenlebens beruht aber nur auf einer gemeinſamen religiöſen Grundlage.

Wenn der Kommunismus weniger in unfruchtbaren Weltverbeſſerungsideen ſchwelgen würde, ſondern ſich praktiſche Organiſationsmenſchen in ihm (keine Literaten oder Künſtler) mit Einzelexperimenten, die durchaus in unſerer heutigen Geſellſchaftsordnung möglich ſind, befaßten, würde unſere ſoziale Entwicklung tatſächlich einen Schritt weiter kommen. Der ganze Kommunismus, der mit dem Terror liebäugelt, iſt unfruchtbares Gerede erhitzter Illuſioniſten, ihm fehlt das feſte Stehen auf dem Boden der Wirklichkeit, ihm fehlt das Weſentliche alles Lebens, der zur Gemeinſchaft verbindende und in ihr zeugende Eros. Eugen Diederichs

Sintflut: Der Aufſatz im Oktoberheft gleichen Namens wurde vom Verfaſſer an 120 Tageszeitungen mit der Bitte geſandt, darauf ernſthaft einzugehen.

Reſultat — allgemeines Schweigen der ſonſt ſo aufgeregten Preſſe. Keine einzige Zeitung hat das Thema aufgegriffen. Nur über die Dividenden von Papierfabriken regen ſich noch die Herren von der Preſſe auf, weil das den eigenen Geldſack angeht.

Iſt dies Verhalten nicht bezeichnend dafür, wie fern der Preſſe das allgemeine Wohl des Vaterlandes liegt, ſie kennt nur Parteipolitik und kapitaliſtiſches Intereſſe. Die „Frankfurter Zeitung" ſcheint faſt die einzige rühmliche Ausnahme gegenüber dem mangelnden Verantwortungsgefühl und der allgemeinen Verſumpfung zu machen. Der Kapitalismus war vor dem Kriege ſicher mehr kulturfördernd als heute, wo er immer ſchneller zur Phaſe der Kulturfeindlichkeit ſchreitet. Er macht ſich ſo unmöglich, daß die genoſſenſchaftliche Umgruppierung unſerer Produktion zur Notwendigkeit wird. Wo aber ſteckt die deutſche Intelligenz oder beſſer das Temperament geiſtig bewegter Menſchen, die ſich gegen die allgemeine Vertrottelung aufbäumen? Nicht einmal der deutſche Biertrinker denkt darüber nach, woran es liegt, daß in Bayern bei gleichen Löhnen und gleichen Getreidepreiſen das Bier halb ſo billig und dazu noch beſſer iſt als in Norddeutſchland. Daß nur der Truſt der Brauereien daran ſchuldig iſt, daß ihm ſein Bier übermäßig verteuert wird, iſt ihm noch gar nicht aufgegangen. Ein ſchlagendes Beiſpiel für die Ausbeutung, die faſt jeder, der etwas zu verkaufen hat, an dem Volke vornimmt, bietet folgende Tatſache: In Thüringen iſt neuerdings Erwerbsloſenfürſorge auf genoſſenſchaftlicher Grundlage probeweiſe derart organiſiert, daß jene ſich zu einem neu zu erlernenden Handwerkbetrieb zuſammenſchließen. Der erſte wohlgelungene Verſuch wurde mit Flechten von Läufern, Teppichen, Stuhlſitzen uſw. gemacht. Dabei ſtellt ſich heraus, daß die Genoſſenſchaft das Quadratmeter mit M 40.— liefern kann. Die Induſtrie verlangt aber M 200.— für das gleiche. Mögen geringere Abweichungen im Preisunterſchied noch auf Einzelheiten zurückgehen, die mir nicht bekannt ſind: Jedenfalls die Tatſache ſteht bei dieſem Beiſpiel feſt, wir alle zahlen für das, was wir kaufen viel mehr als nötig wäre. Der Arbeitslohn für ein Paar Stiefel ſoll heute etwa M 25.— betragen, ich hege keinen Zweifel, daß die heutigen Schuhpreiſe wenigſtens um 100 Proz. zu teuer ſind. Und ſo iſt das Verhältnis bei allen Waren, ſo daß es kein Wunder iſt, wenn wir trotz der Valuta mit unſerer Produktion über dem Welthandelspreis ſtehen.

Gar manchmal beſchäftigt mich die Frage: Wie ſind die Bücher billiger herzuſtellen? Die Papierfabriken geben meiſtens 100 Proz. Dividende, ſie haben durch den Krieg gelernt, den Preis truſtmäßig hoch zu halten und können es ſich mit ihren Reſerven leiſten, zuzuſchauen, wenn wir Verleger ſtreiken wollten. Es bleibt nur ein Weg zu gehen. Die deutſchen Verleger organiſieren ſich in Genoſſenſchaften und ſtellen an den Staat das Anſuchen, einen gewiſſen Prozentſatz der Fabriken (nicht zu Liebhaberwert, ſondern nach dem Wert 1914) zu enteignen. Es wird ſich dann herausſtellen, daß bei einer Verzinſung von 10 Proz. der Papierpreis wohl um die Hälfte billiger ſein kann. Ebenſo müßte es mit Lieferanten von Druckfarben, Leim u. a. gemacht werden. Wie unſinnig hoch ſind z. B. die Leimpreiſe. — Aber der deutſche Michel zieht vor, lieber parteipolitiſch zu agitieren mit dem Ruf „Haltet den Dieb" und darüber alles gehen zu laſſen, wie es will. Er hat auch durch die Revolution noch nicht gelernt, ſich ſelbſt zu helfen, geſchweige denn, den Gedanken dazu zu faſſen.

Eugen Diederichs

Erklärung Mit Bezug auf die Aufſätze im Märzheft „Die Ordnungen“ und im Maiheft „Gedanken zur Zeit: Das Offizierkorps im Kriege“ wiederhole ich zur Vermeidung jedweden Mißverſtändniſſes, daß die Ausführungen in dem Aufſatz des Märzheftes, wonach ſich Offiziere im Chinafeldzug des Diebſtahls und im Weltkriege des Diebſtahls, der Beſtechlichkeit und des wucheriſchen Eigennutzes durch Schiebergeſchäfte ſchuldig gemacht haben, ſich keinesfalls auf das Offizierkorps als ſolches und die Offiziere in ihrer Allgemeinheit beziehen, daß vielmehr dieſe Vorwürfe nur gegen einzelne Offiziere erhoben werden ſollten.

Jena, den 30. September 1920. Eugen Diederichs

Vorhergehende Erklärung wurde mir im Auftrag des Nationalverbandes Deutſcher Offiziere vorgelegt, um einen von ihm gegen mich inſzenierten Prozeß aus der Welt zu ſchaffen. Ich habe ſie gern unterſchrieben, denn nichts hat mir, wie auch aus meiner Erklärung im Maiheft hervorgeht, ferner gelegen als das deutſche Offizierkorps als ſolches zu beſchimpfen.

Die Deutſche Zeitung hat in den vergangenen Monaten mancherlei Attacken gegen mich aus Anlaß meines Aufſatzes im Märzheft geritten. Ich habe abſichtlich geſchwiegen. Tant de bruit pour une omelette. Es iſt nicht meine Aufgabe, Schmutz aufzuwühlen. Ich habe nur manchmal mich innerlich gewundert, was heutzutage alles unbeſehen von dem Leſer einer Zeitung hingenommen wird, der ganz naiv meint, eine parteipolitiſche Zeitung ſei objektiv, weil ſie das Wort „deutſch“ als Aushängeſchild führt. Immer und immer wieder wurden die Worte jenes Diplomaten, die ich nur objektiv als Hiſtoriker gewiſſermaßen referiert hatte (ſchon der Stil zeigte es), oder das Urteil jenes aus dem japaniſchen Offizierkorps ſtammenden Berichterſtatters mir als meine eigenen in den Mund geſchoben. Ich will auf die Einzelheiten dieſer nunmehr abgeſchloſſenen Preßfehde hier nicht mehr weiter eingehen. Doch muß ich eine ethiſche Einſtellung der „Kunſt des Stehlens“ an ſich gegenüber, wie Frau Anna Stuhlmann ſie in ihrem damaligen Aufſatz zu dem Thema vertritt, grundſätzlich ablehnen. Dieſe Einſtellung, daß der Dieb nur ſtrafbar ſei, wenn er ſich in flagranti ertappen laſſe, mag chineſiſchen Gepflogenheiten entſprechen, iſt aber unſerer deutſchen Rechtsidee unwürdig, und ich kann es nur bedauern, wenn ſich eine „deutſche“ Zeitung mit ihr durch Aufnahme ihres Aufſatzes zu identifizieren ſcheint.

E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Die Oktobertagung 1920 des Bundes entſchiedener Schulreformer war bereits die dritte große öffentliche Tagung des Bundes ſeit ſeiner vor einem Jahr erfolgten Gründung. Der Bund der ſchöpferiſch Suchenden, ſcheinbar Programmloſen, ſcheinbar einzig durch den Kampf gegen das Dogma von der Güte der bisherigen Erziehungsmethoden Geeinten ſteht vor dem Verſuch, ein ganz brennend gewordenes Problem praktiſch zu löſen: das materielle Elend der heute Studierenden und damit zugleich eine alte Wunde in unſerm Volkskörper zu heilen, die Kluft zwiſchen Hand- und Kopfarbeitern. Eine in ſehr großem Maßſtabe geplante ſtudentiſche Produktionsgemeinſchaft will den uns nötigen Typ des Führermenſchen ſchaffen, den Werkarbeit-erfahrenen Geiſtigen, das willenskräftig Hand und Wort beherrſchende Vorbild des künftigen deutſchen Menſchen.

Die Tagung aber, die über zwanzig Fachleute allerverſchiedenſter Formung

zu dem Thema „Produktionsſchule“ ſprechen ließ, hat Klarheit darüber ſchaffen wollen, wie in Zukunft dieſes Ideal des harmoniſchen und wahrhaft ſchöpferiſchen Menſchen von Kindesbeinen an erzogen werden muß, in früher Pflege der Sinne und der zu Tat, Gemeinſchaft und Selbſtvollendung ſo zeitig drängenden Seele, naturnah in Garten, Siedlung, Wald und Welt, als junger Herrſcher im Reiche der Geräte und Maſchinen — und über all dieſe Erfahrung hinweg erſt, ſelbſtändig aber, zu dem, was der ſelber noch heute unerzogene Lehrer bisher monopolartig beſaß und vermittelte, zum Wiſſen, zum nun freilich erlebten Wiſſen in der auf nichts anderem als dem Erlebnis der Arbeit aufgebauten kommenden Schöpferſchule.

Unter den Rednern: Anna Siemſen, den Grundriß der künftigen Schule mit wunderſchönen Worten zeichnend; der Hamburger Goetze, das neue Reich des Wiſſenswerten erleuchtend; Heinrich Vogeler-Worpswede, hinreißend durch die Schilderung der Schlichtheit ſeines neuen Beginnens in kleiner Gemeinſchaft.

Tanzſchulen zeigten an lebendigen Leibern den rhythmiſch beſeelten, ſchöpferiſch ausdrucksvollen, vom Tode der Turngymnaſtik erlöſten Menſchenkörper; Schüler geſtalteten die Antigone des Sophokles. Oeſtreich, der Vorkämpfer, leitete und ordnete die reiche, vielfältig bewegte, von vielen Hunderten dauernd unter ſtarkem Eindruck fünf Tage lang beſuchte Verſammlung. J. D.

Freideutſche Woche in Hofgeismar

Wie alle Wochen bisher, lebhaft bewegtes Leben, hin und wieder aufſchäumend zu tobendem Gegeneinander der Kräfte, manchmal an den politiſchen Tageskampf erinnernd. Geſtritten wurde immer; diesmal, auch beſonders im Gegenſatz zu Jena, bewegte ſich der Kampf aber auf einer Ebene, die freideutſchem Weſen widerſprach. Sonſt waren trotz aller Gegenſätze immer Menſchen zuſammengekommen im Bewußtſein ihrer Unabgeſchloſſenheit, ihrer Verpflichtung voneinander und gemeinſam zu lernen. Diesmal hatte der linksradikale Flügel Ausſehen und Einſtellung verändert. Der Kampf draußen in der Partei hatte aus ihm eine ausgeſprochen taktiſch eingeſtellte Gruppe gemacht, unfähig, Vereinigendes zu ſehen, wo es tatſächlich, wenn auch leicht verſchüttet vorhanden war. Sie kamen, um Proſelyten zu machen, bewußt, berechnend. Und ſie ſtellten feſt: Unüberwindbare Kriſe der Wirtſchaft, unaufhaltbares Kommen der proletariſchen Walze — alſo: Entſcheidet euch zwiſchen roter und weißer Garde! Nicht zu überzeugen, kamen ſie, auch nicht, zu überreden, ſondern um zu demonſtrieren und ſo Weiche, Schwankende zu gewinnen. Selbſt fanatiſch davon überzeugt, daß Halt, Feſtigkeit nur im Sinne ihrer Forderungen zu erlangen ſei. Sonderbare Produkte des ausgehenden 19. Jahrhunderts, feſtgefahren in krampfigen Rationalismen ... weil die Entwicklung ſo geht, müſſen — ſollen auch wir ...! Dahinter zum Teil ethiſches Fühlen. Das Wirkliche iſt vernünftig und das Vernünftige wirklich! Epigonentum. Ihr Führer, ein Fremder, ein Oſtjude mit allen Zeichen eines ſolchen, ohne den leiſeſten Inſtinkt für die ſeeliſche Wirklichkeit, die er vorfand, von ihnen ſelbſt aber ſicher mit ſchlechtem Gewiſſen herbeigeholt, da ihnen, wie ſie ihren vorausſichtlichen Gegnern gegenüber befürchteten, ausreichende gedankliche und ſprachliche Formkraft fehlen würde. — Was taten die ſo Angegriffenen? — Sie brachten ſich, trotz gemeinſamen Beſtrebens, ſich zu wehren, zunächſt gegenſeitig in Verwirrung. Die Radikalen waren klare Politiker, die übrigen zum Teil nur politiſch, zum größten Teil rein pädagogiſch eingeſtellt, wenn auch ohne ſich ſelbſt deſſen bewußt zu ſein. Immer wieder durchbrach die Forderung, zuerſt ſeien die Menſchen zu bilden, dann erſt könne man politiſch etwas mit ihnen anfangen, die Debatte. Als typiſch bürgerlich-ideologiſch wurde dieſe Gruppe von den Kommuniſten, die ſie wohl verſtanden, zum Schweigen gebracht. Zäher war eine andere Gruppe, aber deſto unklarer,

wenn auch in ihrer allgemeinſten Richtung von den meiſten Freideutſchen „irgendwie“ begriffen. Sie vertrat den Standpunkt, wohl wolle man ſich über das politiſche Handeln verſtändigen; jene ganz beſonderen kommuniſtiſchen Forderungen ſeien aber intellektuelle Konſtruktion, erdacht, ohne Gefühl für die wahre pſychiſche Wirklichkeit des deutſchen Volkes, hervorgegangen aus öſtlicher Sehnſucht nach altruiſtiſcher Hingabe in vollendeter Selbſtloſigkeit, daher auf unſerem Boden unorganiſch wie jeder Sozialismus und Paziſismus, der ein ausgeſprochenes ſoziales Mitgefühl zur Vorausſetzung mache. Soviel war verſtändlich von dieſer Auffaſſung. Die Radikalen aber begrüßten den Vertreter dieſer Richtung, auf Grund ihrer völligen Unfähigkeit zu hören, hörend ſich einzufühlen, als „ihren ehrlichen Gegner von der weißen Garde“. Nur in einer Hinſicht konnten ſie ein gewiſſes Recht für dieſe Ausdeutung beanſpruchen: zu jeder auch noch ſo geringfügigen poſitiven Geſtaltung ihrer grundſätzlichen Einſtellung waren jene ſo langſam und dicht Schaffenden, gegen jede Idealiſierung des Menſchen ſo mißtrauiſchen Former politiſcher Urteile unfähig. Solche Gegenſätze waren unüberwindbar. Sie mußten immer wieder aufeinanderprallen. — Woher kam es aber, daß die Woche nicht auseinanderfiel? — Irgendwie, ganz in der Tiefe muß doch ein letztes Zuſammengehörigkeitsgefühl gewirkt haben. Nur wenigen war es deutlich bewußt. Dieſe aber erkannten die Notwendigkeit einer organiſchen Entwicklung der Woche in einer ganz beſtimmten Richtung. Dem von einer Seite teils ſpottend, teils beifällig ſo genannten „Korps Freiſchar“, aus dem zuletzt die geſamte Leitung der Woche hervorging, wäre es nämlich ein leichtes geweſen, durch eine Abſtimmung ſofort den Ausſchluß der Radikalen zu bewirken. Schon am zweiten Abend ſprach man davon, ob es nicht doch das vernünftigſte ſei, ſo vorzugehen. Aber man entſchied ſich doch anders — und zwar nicht aus Schwäche — das kam gar nicht in Betracht, und mag nur Teilnehmern, die ſehr von außen blickten, ſo erſchienen ſein — ſondern um einiger Radikalen willen, die man völlig zu den Beſten gehörig fühlte. Um dieſer willen war es jenen ſelbſtverſtändlich, die übrigen in Kauf zu nehmen, ſolange es ſicher war, daß die Kommuniſten, einesteils aus Treue und innerer Verbundenheit, andererſeits aber aus der Gewohnheit des letzten Jahres heraus, keinen der Ihren aufgeben würden. Die Woche mußte zu ihrem eigentlichen Sinn erſt heranreifen. Am vierten Tage war es ſoweit. Beleidigende Äußerungen des oſtkommuniſtiſchen Agitators vor deſſen Abreiſe gaben den Anlaß. Die radikale Gruppe verſuchte dann, dieſe Beleidigungen nicht nur als nicht verletzend hinzuſtellen, ſondern ſie, ſtatt ſie zu bedauern, als ganz gemäße Charakteriſierung der Woche zu behaupten. Wieder war ein Unterton von Krampfhaftigkeit, der Taktik zu ſpüren, diesmal ſtark und die Poſition der Radikalen ſchwächend. Sie wurden ohne Schwierigkeit von der weiteren Teilnahme ausgeſchloſſen. Aber die Woche hätte ihren letzten Sinn eingebüßt, wenn es nun zu einem äußeren Bruch noch am Schluß der Woche gekommen wäre. Wieder wirkte das „Korps Freiſchar“ — ſcheinbar völlig paſſiv, durch die Leitung, ja es hatte ſchon am Abend vorher gewirkt* — die Radikalen waren ausdrücklich als Gruppe ausgeſchloſſen worden — in der ſicheren Erwartung, daß es damit gelingen würde, ſie als taktiſche Tyrannis zu ſprengen. Das geſchah; denn trotz anfänglichen Sträubens kamen ſie, ſofort von der Leitung durch Dritte dazu aufgefordert, als Einzelne zurück. Wir wußten, daß wir jetzt Karl Bittel, ihrem Führer, die Leitung der Ausſprache übergeben konnten. Er würde ſie im Sinne unſeres Herkommens und Willens leiten. Er tat es. — Dies alles geſchah ohne Debatten. Nur von Mund zu Mund wurde erklärt, wie Bittel auf einmal zu ſeiner Stellung gelangt war. Vielleicht war das im Intereſſe des Rufes der Leitung zu gewagt.

*Ich ſelbſt war in der Leitung der Woche, gebe alſo Tatſachen wieder.

Jetzt laufen mancherorts tolle Gerüchte über die Schlappheit der Freideutſchen und den kommuniſtiſchen Zwang, dem ſie ſich ſchließlich doch hätten fügen müſſen, um. Nun — das macht nicht viel aus. Diejenigen, die ſehen konnten und hören, die ſelbſt unmittelbar beteiligt waren, wiſſen, wie es in Wirklichkeit geſchah. Und dieſe Wirklichkeit iſt ſtärker als das herumlaufende Wort. Sie iſt es, die manche ſpürten, als ſie am letzten Tage ſagten, Hofgeismar ſei doch die beſte „Woche“ bisher geweſen — der Jugendbewegung, die dadurch ihr Leben erwies, daß ſie mit der „Partei“ fertig wurde — nicht, indem ſie ſie herauswarf, ſondern indem es ihr gelang, ſie aufſaugend unſchädlich zu machen.

Harald Schulz-Hencke

Soziale Arbeitsgemeinſchaft

Die IV. Allgemeine Konferenz der Sozialen Arbeitsgemeinſchaft Berlin-Oſt E. V. (Leiter D. Liz. F. Siegmund-Schultze) findet vom 3. bis 6. Januar 1921 in Berlin unter dem Geſamtthema „Die Jugendarbeit der Sozialen Arbeitsgemeinſchaft“ ſtatt. Tagesordnung und Tagungsbedingungen ſind koſtenlos zu beziehen durch die Geſchäftsſtelle der Sozialen Arbeitsgemeinſchaft Berlin-Oſt, Berlin C 17, Fruchtſtraße 63, II.

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

Hans Brandenburg, z. Z. Barmen-Wichtinghauſen, Freudenbergſtr. 63; Rudolf von Delius, München, Ebenauerſtr. 6; Carl Dieſel, Berlin-Treptow, Defreggerſtraße 17, II, b. Mücke; Dr. A. Ehrentreich, Potsdam, Alte Luiſenſtr. 78; Dr. Paul Ernſt, Sonnenhofen, Poſt Königsdorf (Oberbayern); Philipp Hördt, Heidelberg, Rohrbacherſtr. 30; Ernſt Krieck, Mannheim, Rennershofſtraße 25; Dr. phil. Ulrich Leo, Göttingen, Friedländerweg 44; Victor Meyer-Eckhardt, Düſſeldorf, Duisburgerſtraße 81; Dr. Ernſt Michel, Überlingen am Bodenſee, Verlag Freier Bund; Frau M. Charlotte Nagel, Berlin, Roonſtraße 1; Gertrud Prellwitz, Weimar, Schillerſtraße 1; Wirkl. Legationsrat Dr. Ernſt Schmitt, Generalkonſul, Mailand, Konsolato Soizzero, Via Amorari 14; Dr. med. Harald Schulz-Hencke, Bad Brückenau, Sinntalhof; Franz Spunda, Wien VIII, Kaiſerſtraße 26, Frau Dr. Hannah Szász, Frankfurt a. M., Anzengruberſtraße 9; Liſa Tetzner, Jena, Sedanſtraße 8; Erich Worbs, Lychen (Mark), Strandpromenade.

Dieſem Hefte liegen Proſpekte bei vom Verlag Erich Reiß, Berlin; Literar. Anſtalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. und Kurt Wolff Verlag, München.

Bezugspreis der „Tat“ vierteljährlich: durch den Buchhandel M 15.—, durch die Poſtanſtalten M 15.— und Beſtellgeld, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 16.20, für das Ausland: Schweiz 5.—Frcs., Holland 2.50 Fl., Nord. Staaten 4.25 Kr. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von M 3.— einſchl. Porto.
Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsſchrift für die Zukunft deutſcher Kultur

12. Jahrgang | Heft 10 | Januar 1921

Gerhard Hildebrand
Volk und Führer

Die Monarchien der vergangenen Epoche ſind tot und der Kapitalabſolutismus des 19. Jahrhunderts liegt im Sterben. Wer daran zweifeln, ihre Ruinen wiederherſtellen, ihre umgehenden Geſpenſter wieder mit Fleiſch und Blut umkleiden wollte, der wäre nichts weiter als ein Don Quichote des 20. Jahrhunderts. Das Gelächter des jugendfriſch emporkeimenden neuen Zeitalters würde, ohne viel Federleſens, die Sinnloſigkeit ſeiner feierlichen Beſchwörungen enthüllen. Noch aber ſind wir im Zuſtand der Zerſetzung, noch iſt von neuem Aufbau nichts zu ſehen, von neuem Wachstum kaum ein leiſer, blaßgrüner Hauch auf den verwitterten Furchen des umgewühlten Menſchenerdreichs zu entdecken. Unbeſtimmte Ahnungen, zielloſe Sehnſüchte, quälendes Leid, nagende Not, das iſt alles, was die Gegenwart an Lebendigem aufzeigt. Daneben die faulenden Stinkſtoffe einer zerſetzten kapitaliſtiſchen Geſellſchaftsmoral, Raffgier und Genußſucht in hemmungsloſer Überſteigerung. Wer heute ſchon behauptet, den Plan für den Wiederaufbau fertig in der Taſche zu haben, iſt, wenn er es gar zu laut ausſchreit, wahrſcheinlich ein Betrüger, wenn er wirklich ſelber daran glaubt, ein Opfer kindiſchen Selbſtbetruges. Was allein heute ſchon ſein, wirken und wachſen kann, iſt der Glaube an die Erneuerung und allenfalls noch

die Zentralidee der Erneuerung.

Der Glaube an die Erneuerung regt ſich an tauſend Stellen, wenn auch die Bedingungen der Erneuerung nur in kümmerlichem Taſten bald hier, bald da bruchſtückweiſe erfaßt werden. Von der Zentralidee der Erneuerung iſt überhaupt noch kaum irgendwo eine dämmernde Ahnung

zu finden. Niemand kann behaupten, daß er ſie ſchon klar und einwandfrei erkannt habe, niemand hat ſie bisher in unmißverſtändlicher, geſchweige in ſieghaft erleuchtender Schärfe der Formulierung dargeſtellt und in die Welt geworfen. Unter der Zentralidee der Erneuerung iſt hier zu verſtehen: die Idee, deren Verwirklichung gerade in unſerem Zeitalter und in unſerer Lage den Wiederaufbau der Wirtſchaft und der Geſellſchaft bedeutet. Die Idee, die in dem Zeitalter nach dem Weltkriege im Mittelpunkt des Geſchehens ſchwebt, der ideelle Kriſtalliſationspunkt gleichſam der ſich erneuernden Geſellſchaft nach dem Zuſammenbruch der alten politiſchen, ſozialen und Wirtſchaftsmoral. Wir maßen uns nicht an, dieſe Zentralidee gefunden zu haben und verkünden zu können. Sie wird eines Tages aufgehen wie die Sonne und aller Welt leuchten, jedes Dunkel erhellen. Aber ſie iſt nichts, was man ergrübeln, errechnen kann, ſie wird eine Erſcheinung, eine Offenbarung, eine Tatſache aus der Fülle der Zeit ſein. Aber man wird ihr nur dadurch näher kommen, daß man die Bedingungen der Erneuerung nach jeder Richtung hin zu begreifen ſucht. Daß man jede Art von Befangenheit loszuwerden trachtet, die einen hindern könnte, die Dinge zu ſehen, wie ſie wirklich ſind, und den Strom des Lebens zu ſpüren, wie er wirklich fließt. Was immer am ſchwerſten in ſolchen Dingen iſt, iſt die Selbſterkenntnis. In dieſer Hinſicht hat auch die Demokratie bisher verſagt. Die Demokratie iſt notwendig, iſt unentbehrlich. Aber auch die Demokratie iſt nicht der Weisheit letzter Schluß, auch ſie nicht Ein und Alles, Ideal und Erlöſung, Zaubermittel und letzte Formel. Erkennt die Demokratie ihre Rolle nicht, dann wird ſie bald ausgeſpielt haben.

Um es zunächſt einmal negativ ganz deutlich zu formulieren:

Demokratie iſt nicht die Zentralidee

des neuen Zeitalters. Warum nicht? Um das zu begreifen, muß man verſuchen, ſich ein zutreffendes Bild von der ſoziologiſchen Rolle der Demokratie zu machen, von ihrer Aufgabe, die ſie im geſellſchaftlichen Lebensprozeß jetzt und immerdar wie ſeit unvordenklichen Zeiten zu erfüllen hat. Demokratie iſt niemals Selbſtzweck geweſen und niemals Endziel der Entwicklung. Die Geſchichte, das Leben, kennt eine ſolche Tendenz der demokratiſchen Allgewalt nicht oder vielmehr: erkennt ſie nicht an. Das Leben und die Geſchichte wiſſen nichts davon, wollen nichts davon wiſſen, werden nie etwas davon wiſſen wollen, daß eine beſtimmte Art der ſozialen Ordnung ein für alle Mal als alleingültig beſtehen ſoll, und daß bis zur ewigen Etablierung dieſer Ordnung alles nur Vorgeſchichte und ſtammelnder Verſuch geweſen iſt. Das Leben und die Geſchichte ſpannen das menſchliche und menſchheitliche Daſein wie das Weltgeſchehen überhaupt, ſpannen ſich ſelbſt als Leben und

Geſchichte in polare Gegenſätzlichkeiten ein, zwiſchen denen frei ſchwebend die Wirklichkeit ſich entfaltet. Auf einem Pol verharren heißt für das Leben zu Tode erſtarren, für die Entwicklung im Stillſtand verharren, für die Geſchichte aufhören zu geſchehen. Will die Demokratie ſich nicht ſelbſt zerſtören, dann darf ſie nicht ihre Aufgabe darin ſehen, keine anderen Götter neben ſich zu dulden und alles nach ihrem Bilde formen zu wollen. Um hier klar zu ſehen, muß die Demokratie vor allem erſt einmal ihren Gegenſatz richtig erkennen, ihren notwendigen Gegenſatz, ihre Ergänzung, ohne die ſie nicht ſein, nicht leben und nichts bedeuten kann: die Ariſtokratie, die Macht der Führung der Tüchtigſten.

Volk und Führung,

Demokratie und Ariſtokratie, ſind zwei ſouveräne Gewalten, eine jede aus eigenem Recht. Das Volk kann ſich nicht führen, und es kann ſich auch ſeine Führer nicht ausſuchen. Was ſich das Volk als „Führer" wählt, ſind in Wahrheit nicht Führer, ſondern Repräſentanten der Demokratie, Leute, die den elementaren Willen des Volkes zuſammenfaſſen und ſeine Gemütsverfaſſung zum Ausdruck bringen, Leute, die in ihren Perſönlichkeiten das Volk darſtellen, wie es denkt, hofft, glaubt, zweifelt, mißtraut, kritiſiert, beſtehende Herrſchaftsverhältniſſe umſtürzt; und wie es in letzter Linie doch planlos, hilflos, willenlos, ziellos hin- und herſchwankt, bis es wirkliche Führer findet. Wirkliche Führer, das heißt ſolche Leute, die ihm nicht nachlaufen und ſich nicht von ihm wählen laſſen, ſondern die Götter aus eigener Kraft und Herren aus eigenem Recht ſind. Männer mit der inneren Macht und Gewalt zum Aufbauen, zum Schaffen, zum Führen, zum Herrſchen begabt. Männer, die etwas können, was die anderen nicht können, die den Genius in ſich tragen und den Beruf zum Führertum.

Wenn die Führung verſagt, dann hat das Volk recht, zehnmal recht, hundertmal recht, immer und ewig recht, ſie davon zu jagen. Das iſt das Recht, das mit uns geboren, das Recht derer, die nicht Objekte eines Herrſchaftswillens ſein wollen und ſein dürfen, ſondern Träger der Ideen von Menſchentum, Freiheit, Selbſtverantwortlichkeit und Selbſtbeſtimmung. Aber mit dieſem Davonjagen verbrauchter Herrſchaftsmächte hat die Demokratie die Höhe ihrer ſelbſtändigen Leiſtungsfähigkeit erreicht. Zum Aufbau braucht ſie neue Führer, weil

alles Schaffen und Geſtalten Perſönlichkeitswerk

iſt, und weil nur die ſchöpferiſche Perſönlichkeit das Ziel ſieht und den Weg findet, vorwärts, in das unentdeckte Neuland der Zukunft hinein. In allen Dingen ſind es immer wieder Einzelne, die weiter ſehen als alle, ausnahmslos alle anderen. Was in Kunſt und Dichtung, in Erfindung und Entdeckung ſo ſonnenklar und offenbar iſt, das gilt un-

weigerlich auch für Politik und Wirtſchaft: Nur wo große Führer und Wegebahner ſind, gibt es einen Fortſchritt, nur wo ſchöpferiſche Menſchen ſouverän, das heißt aus eigener Kraft, aus eigenem Rechte walten, gibt es lebensfähige, lebenswerte, lebensbeſtändige Neuſchöpfungen. Nur der Genius des großen Staatsmannes kann ein Volk auf die Höhe führen, nur die überragende Perſönlichkeit eines Fürſten im Reiche der Wirtſchaft einen haltbaren und tragfähigen wirtſchaftlichen Neuaufbau errichten. Alles andere iſt Schwindel, Einbildung und Selbſtbetrug. Wenn man glaubt, daß die bahnbrechende Rolle der ſchöpferiſchen Individualitäten ausgeſpielt iſt, beſagt das nur, daß man bewußt oder unbewußt das Leben ſelber, die Entwicklung, als ausgeſpielt und abgeſchloſſen anſieht. Zeiten, in denen es an ſchöpferiſchen Menſchen fehlt, Epigonenzeiten, Nachleſezeiten, das ſind Zeiten entweder der Fertigſtellung oder des Verfalls. Zeiten, die recht und ſchlecht zu Ende führend — noch vom Leben einer großen Vergangenheit zehren, oder die bereits von den Würmern der Zerſetzung innerlich zerfreſſen werden. Aber Aufbauzeiten ſind ſie nicht. Vielleicht Zeiten der Vorbereitung, aber ſicher nicht der Erfüllung. Erfüllung winkt erſt dann,

wenn ein neuer Führer erſteht

und ſich gegen alle Widerſtände, gegen alles berechtigte und notwendige Mißtrauen der Demokratie, gegen alle Erwartungen ſelbſt vieler der Beſten und Treueſten, durch den Beweis des Geiſtes und der Kraft die Anerkennung und die Gefolgſchaft erzwingt. Durch Leiſtung zum Führertum, das iſt der einzige Weg der Berufenen, nicht durch Abgeordnetenwahl, Präſidentenwahl oder Königswahl.

Wenn unſer zuſammengebrochenes Wirtſchaftsleben geſunden ſoll, ſo kann es nicht durch Sozialiſierungskommiſſionen und Rätebeſchlüſſe geſchehen, nur durch ſolchen Führer. Ob Hugo Stinnes der Mann der Zukunft iſt, wiſſen wir nicht, wollen es weder behaupten noch beſtreiten. Wir wollen nur einmal verſuchen, uns klarzumachen, was ein ſolcher Führer wohl leiſten und verſtehen muß, um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen. Ohne das Vertrauen keine Gefolgſchaft, ohne Gefolgſchaft keine Mitarbeit, ohne Mitarbeit keine Vollendung ſo gewaltigen Werkes wie des Wiederaufbaues der deutſchen Wirtſchaft. Auch der Gewaltmenſch weiß das, wenn er der Himmelsbote iſt, der die Sehnſucht eines Zeitalters zu erfüllen beſtimmt iſt. Der Führer des Volkes im neuen Zeitalter muß, wenn er von rechts kommt — und ſehr ſtarke Naturen kommen nicht ſelten von ſehr weit rechts — im Laufe von Krieg und Revolution (die noch nicht abgeſchloſſen iſt) eine Wandlung durchmachen, wie ſie Bismarck von 1848 bis 1866 durchgemacht hat. Muß alſo imſtande ſein, die tiefſte Sehnſucht ſeines Volkes zu erkennen,

mitzufühlen, zu erfüllen. Die geht gewiß auf Wiederaufbau, und gewiß auch auf Mitbeſtimmung. Aber doch nicht auf Wiederaufbau und Mitbeſtimmung allein. Sondern auf

eine höhere Gerechtigkeit.

Der Führer unſeres Volkes aus dieſer Not heraus muß begreifen, daß Führer der neuen Wirtſchaft nur ſein kann und darf, wer ſich ſelbſt und ſein Können und ſein Hab und Gut vollſtändig in den Dienſt des Gemeinwohles ſtellt. Wie das Volk keine Fürſten, keine Könige und keinen Kaiſer mehr verträgt, die im Grunde nur Familienpolitik machen, ſtatt in Wahrheit die erſten Diener des Staates zu ſein, ſo verträgt es auch keine Führer und Herzoge der Wirtſchaft mehr, die ſich nicht als Verwalter öffentlichen Gutes fühlen und bewähren. „Demokratiſch" kann die neue Wirtſchaft nicht aufgebaut werden. Aber ſoll ſie überhaupt aufgebaut werden, ſo muß das Volk Vertrauen haben, und mit Recht Vertrauen haben können. Das aber bedeutet, daß die Führer der Wirtſchaft nicht nur als ſchöpferiſche Menſchen im Wirtſchaftsleben, daß ſie auch als ſittliche Perſönlichkeiten im Volksleben ſich erweiſen und durchſetzen. Die Zeit der wirtſchaftlichen Hausmachtpolitik iſt vorbei. Volk und Führer innerhalb der Induſtriewirtſchaft zuſammenbringen, das bedeutet nicht, daß die Führer auf Vormacht und Vorrang verzichten ſollen, daß ſie die Verfügungsgewalt über die großen Mittel der Wirtſchaft verlieren, teilen, kontingentiert bekommen ſollen. Das iſt Unſinn und grober Unfug. Sie ſollen die Herren ſein und ihren Willen in der Wirtſchaft durchſetzen, wenn und weil ſie wiſſen, was geſchehen muß und wie es zu geſchehen hat. Aber ſie ſollen ihrerſeits auch den Beweis der Tat liefern, daß ſie nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um des Gemeinwohles, um unſeres Volkes, um der Menſchheit willen ihre Macht ausüben und ihren Willen durchſetzen. Sie ſollen ſich deſſen bewußt ſein, daß Demokratie eine Elementargewalt des Schickſals iſt, die alles Morſche und alle Selbſtſucht veralteter Herrſchaftsverhältniſſe hinwegfegt, wie Winterſtürme das dürre Geäſt, und daß dieſes ewige unveräußerliche Menſchenrecht der demokratiſchen Winterſtürme nur in das ſanfte linde Säuſeln des Vertrauens, der Gefolgſchaft und der Mitarbeit umgewandelt werden können, wenn die tiefſte Sehnſucht des Volkes in Vertrauen, Gefolgſchaft und Mitarbeit ihre Erfüllung findet: wenn alſo, jetzt für unſere Zeit und unſere Wirtſchaft geſprochen, jene höhere Gerechtigkeit in ſchöpferiſcher Leiſtung verwirklicht wird.

Werden wir das erleben?

Wenn nicht, dann nützen uns weder Demokratie noch Wirtſchaftsdiktatoren. Die Demokratie nicht, weil ſie allein ohne Führung nichts

aufbauen kann, Wirtſchaftsdiktatoren nicht, weil unſere Zeit für Gewaltſamkeit ohne ſittlichen Gehalt zu vielſeitig entwickelt und darum zu empfindlich, zu verletzlich iſt. Gewaltſamkeit der Maſſen führt zum Untergang, weil ſie nicht ſchöpferiſch iſt. Gewaltſamkeit politiſch und wirtſchaftlich ſchöpferiſcher Menſchen, die aber kein ſittliches Ziel vor Augen und im Herzen haben, führt auch zum Untergang, weil ſie die Maſſen nicht zur Gefolgſchaft und zur Mitarbeit bringen kann. Auf den Trümmern einer vollſtändig zerſchlagenen Vergangenheitskultur mag eine ſolche Gewaltſamkeit ſchöpferiſcher Menſchen einen neuen Anfang eines neuen Werdens in ſeinen primitiven Kindheitsformen darzuſtellen vermögen. Wollen wir das alte Erbe der europäiſchen Menſchheit noch lebendig erhalten, wollen wir in planmäßigem Fortſchreiten zu höheren Gipfeln menſchheitlichen Daſeins emporgelangen, dann bedürfen unſere Führer umfaſſenderer Geſichtspunkte, edlerer Ideale, gereifterer Mittel als deren, die vielleicht in den Köpfen der Medizäer oder der Dogen von Venedig oder irgendeines machtgewaltigen Conquiſtadoren gelebt haben mögen. Dann bedürfen ſie eines Verantwortlichkeitsgefühls und einer ſittlichen Bindung, die ihr Werk unmißverſtändlich vor allem Volke als Werk im Dienſte der Gemeinſchaft offenbaren, und die darum, nicht aus äußeren Gründen und mit äußerem Zwange, Vertrauen, Gefolgſchaft und Mitarbeit des ganzen Volkes gewinnen. Männer von ſehr großer wirtſchaftlicher Schaffenskraft wie Hugo Stinnes tragen darum eine ſehr große Verantwortung vor der Geſchichte. Sie können ſich natürlich nicht ſelber zu Heilanden des Zeitalters machen, wenn der Beruf dazu nicht in ihnen drinſteckt. Aber ſie können viel verderben, wenn ſie die tieferen, die idealen Notwendigkeiten der Zeit nicht erkennen und ihnen zuwider ſind. Aber unſere, der demokratiſch Geſinnten, Verantwortung, iſt vor der Geſchichte nicht geringer: Wir dürfen uns nicht dem Wahne hingeben, als ſei mit unſeren Mitteln die Krankheit der Zeit zu heilen. Nur wenn wir an unſerem Teile dafür ſorgen, daß die Perſönlichkeitsgeltung nicht in den mechaniſchen Mahlgängen der Inſtanzen und Kompetenzen zermahlen wird, und wenn wir uns deſſen bewußt bleiben,

daß Männer die Geſchichte machen,

auch die Wirtſchaftsgeſchichte, nur dann haben wir Ausſicht darauf, zu erleben, daß es wieder vorwärts und aufwärts geht, daß nicht das Chaos kommt, und daß nicht dann erſt ſehr viel ſpäter nach ſchmerzhaften Geburtswehen einer gänzlich neuen Kulturgeſchichte Volk und Führer in den primitiven Formen einer längſt überwunden geglaubten Entwicklungsſtufe ſich wiederfinden.

Erhard Wittek / Sonett

Was lärmt ihr ſo, da alles ringsum ſchweigt,
die Sterne lautlos ihre Bahn durchfliegen,
die tiefſten Waſſer ruhig dunkelnd liegen
und ſelbſt die Fichte kaum den Wipfel neigt?

Was lärmt ihr ſo, da jeder Blick euch zeigt,
daß alle großen Werke ſchweigend ſiegen,
daß alles Edle in den wahren Kriegen
in ſtiller Hoheit auf zur Höhe ſteigt?

Was lärmt ihr ſo in dieſen dunklen Stunden,
da nur die Sonne Recht zum Tönen hat
und doch auf allen ihren weiten Runden
mit leiſem Klingen nur bewegt ihr Rad?

Ihr ſeid dem Weltenkern noch nicht verbunden,
drum klingen eure Rufe leer und matt.

Karl König / Jugendring / Eine Rede*

In dieſer Stunde ſoll ich, liebe junge Freunde, zu Ihnen einige Worte über „Die Jugend und den kulturellen Wiederaufbau" ſprechen. Ich möchte das nicht ins Blaue hinein tun und Ihnen keine blaſſen Theorien über Jugend und Kultur, und wie die beiden ſich zueinander zu verhalten hätten, vor die gelangweilten Augen malen. Ich will vielmehr den Pulsſchlag Ihres Willens zum Wiederaufbau deutſcher Kultur, wie er bereits lebendig in Ihnen allen wogt und drängt und in Ihrem Aufruf an die Jugend Süd-Thüringens ſeinen beſtimmten Ausdruck gefunden hat, durch mein Wort noch zu deuten, zu klären und zu verſtärken ſuchen. Alſo, daß Sie ſich ſelber und Ihr Wollen noch tiefer als bisher verſtehen, von der Notwendigkeit Ihrer Aufgabe noch kräftiger durchdrungen werden und mit geſteigerter Energie vom Willen zur Tat, vom Aufruf zur Ausführung ſchreiten.

I

Das nächſte praktiſche Ziel, das Ihre Arbeitsgemeinſchaft ſich geſtellt hat, iſt dieſes: Sie wollen allen Schmutz, der ſich in Wort, Bild und Schrift unter uns breitmacht, bekämpfen und eben dadurch zur Geſundung unſerer Volksſeele mithelfen. Aber all dieſer Schmutz und

* Gehalten am 4. September 1920 in der Gründungsverſammlung des Jugendringes Süd-Thüringen in Meiningen.

Schund wird ja eben aus dieſer Volksſeele geboren, und ſolange dieſe Seele bleibt, wie ſie heute iſt, hilft alle Räumarbeit und Behütung von außen her wenig oder nichts. Räumt man den Schmutz und Schund heute weg, ſo iſt er morgen wieder da. Verſtopft man ihm heute die Quellen und Wege nach außen, ſo tritt er nach innen und wirkt unterirdiſch und im geheimen vielleicht noch tödlicher als zuvor. Von außen allein iſt hier nichts zu kurieren.

Meinen Sie nicht, ich wollte Ihnen bei Ihrem heiligen Kampfe in den Arm fallen. Ganz im Gegenteil. Nur aufmerkſam machen will ich Sie, daß wir mit dem Kampfe gegen Schund und Schmutz, wie er in Wort, Bild und Schrift ſich breitmacht, zunächſt nur die Erſcheinung einer ſchweren Krankheit, nicht die Krankheit ſelber treffen würden. Wir würden nur an den Anzeichen und Krankheitsäußerungen herumdoktern, aber an den Krankheitsherd gar nicht herankommen. Das ungeheure Schickſal, das über uns Deutſche dahingegangen iſt, hat nicht nur zu unſerem militäriſchen und wirtſchaftlichen Zuſammenbruch geführt. Der Zuſammenbruch iſt viel tiefer gegangen, bis hinein ins Reich der Seele ſelbſt. Eben darin liegt das Schwerſte inmitten all des Schweren, das über uns gekommen iſt. Wir ſind krank, ſchwer krank, und die Krankheit ſitzt nicht im Körper und iſt nicht allein durch die Überanſpannung der Nerven und die Unterernährung bedingt und verurſacht; ſie treibt tief im Innern ihr unheilvolles Weſen, und es kann von einem kulturellen Wiederaufbau gar nicht die Rede ſein, wenn wir nicht im Innerſten wieder zur Geneſung kommen.

Die ſeeliſche Erkrankung aber, die im Hintergrunde all des wirren Weſens ſteht, das uns heute bis zur Verzweiflung peinigt, iſt nicht erſt im Kriege und als Kriegsfolge über uns gekommen. Sie iſt vielmehr die wirkende und tiefſte Urſache des Krieges und Zuſammenbruches ſelbſt. Der Krieg hat nur ausgelöſt und zur Erſcheinung gebracht, was längſt ſchon im verborgenen Tatſache und Wirklichkeit war. Und eben das müſſen Sie erkennen, wenn Ihr edler jugendlicher Wille ſein Ziel wirklich erreichen ſoll.

All dieſer Schmutz und Schund, der ſich heute ſo entſetzlich unter uns breitmacht, daß Sie den Ring zur Abwehr zu bilden ſich gedrungen fühlen, war ja längſt vor dem Kriege auch ſchon da. Vielleicht nicht ſo offenbar, vielleicht nicht in ſo auffälligem Maße, aber da war er doch. Ja, er gehörte nach der Meinung der vielen, allzu vielen geradezu zum Kennzeichen wahrer Kulturhöhe, wie wir ſie damals erklommen zu haben uns ſelbſtzufrieden brüſteten. Wer ſich ſcharf dagegen wandte, lief nur Gefahr, als prüde, als Pfaffe und Asket mit Spott um ſeiner Rückſtändigkeit halber behandelt und der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden. Alle Unſittlichkeit, alle geſchlechtliche Zügelloſigkeit, alle Zwei- und Dreideutigkeiten und Perverſitäten waren genehm und erlaubt,

wenn ſie nur das Mäntelchen des Äſthetiſchen und ſcheinbar Künſtleriſchen ſich um die brutale Nacktheit zu ſchlingen wußten. Das war eine europäiſche Erſcheinung, und war deren vornehmſter Quellort auch Paris, ſo machte Berlin doch zum mindeſten alles mit, und die Provinz wollte natürlich hinter Berlin nicht gar zu weit zurückbleiben.

So war es vor dem Kriege, und was vor dem Kriege war, das hat ſich dann im Kriege, in den Etappen und daheim nur ſchamloſer denn je zuvor ausgetobt, und, als der Zuſammenbruch kam, eben dadurch mitkam, war unſer unterernährtes, willensmäßig geſchwächtes, außer Rand und Band geratenes Volkstum der anſteckenden Kraft dieſer ſeeliſchen Erkrankung nur noch hilfloſer als je zuvor ausgeliefert. Man tanzte, trank, lebte ſich aus, als ob man vor Geſundheit und Kraft gar nicht wüßte, wohin damit, und wußte doch tief im Innern, daß das alles Wahnſinn war und furchtbarſter Selbſtbetrug, dem ein entſetzliches Erwachen folgen müſſe.

Es geſchah eben an uns, was immer geſchieht, wenn furchtbare Schickſale und Zuſammenbrüche kommen: ſie offenbaren den Tatbeſtand des Lebens in Gericht und Auferſtehung. Alles Gemeine ſchäumt auf, als wolle es mit einer einzigen Schlammflut das ganze Leben begraben, dann aber regt ſich, ſobald die erſte Lähmung und das ſtarre Entſetzen ſchwinden, langſam und ſicher alles eingeborene Edle, Geſunde, Heilige der Seelenwelt und nimmt von Tag zu Tag entſchloſſener den Kampf auf, den Kampf um die Neu- und Wiedergeburt der Geſundheit, des Lebens, der Seele!

Und eben das wird auch hier unter Ihnen zum zukunftsvollen Ereignis.

2

Der Krieg war das äußere Gericht über die Scheinkultur des Abendlandes. Denn, wenn da wirkliche Kultur, Kultur der Seele, tief, ernſt und gläubig, dageweſen und herrſchend geweſen wäre: ich glaube nicht, daß dieſer Krieg, dieſes Entſetzen, dieſer Untergang des Abendlandes in dieſem Ausmaße möglich geweſen wären. Das alte, das materialiſtiſche Abendland iſt durch den Krieg verurteilt und gerichtet. Es richtet und verurteilt ſich täglich weiter, weil es von ſeinen alten Methoden noch nicht läßt und laſſen will. Demgegenüber muß ein neues, ein idealiſtiſches Abendland auferſtehen, und deſſen Wiege kann nur das Volk ſein, das bei allem, was es im Kriege gefehlt und geſündigt hat, doch zugleich in allen ſeinen Schichten draußen und daheim ſolche Wunder des Geiſtes, der Seele und der Kraft in Kampf und Entſagung vollbracht hat, daß nicht nur die Jahrhunderte noch davon ſingen und ſagen werden, ſondern daß es ſelber auch eben darin die Quelle ſeiner ſeeliſchen Selbſtverjüngung hat und behalten wird. Das iſt meine tiefſte Überzeugung, und daß Ihr deutſchen Jungen und

Mädels durch euren reinen und guten Willen uns alt und grau Werdenden in dieſem unſeren Glauben ſtärkt, dafür danke ich Euch.

Soll aber dieſe deutſche Selbſtverjüngung, an die wir glauben, feſt und ſicher in Gang kommen, dann genügt dafür nicht das Wort vom kulturellen Wiederaufbau. Denn es kann und darf unter uns nicht wieder nur ſo werden, wie es vor dem Kriege war. Es handelt ſich um mehr. Nicht um kulturellen Wiederaufbau, ſondern um kulturellen Neubau! Dies freilich nicht in dem Sinne, als ob nun alles Alte abgetan ſein ſolle, nein, ſondern im Sinne des Goethe-Vermächtniſſes:

„Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre faß es an!“

Ja, faßt es an, ihr deutſchen Jünglinge und Jungfrauen! Es iſt der deutſche Idealismus, wie er das große Gottesgeſchenk all der Größten unſeres Volkes an unſer Volkstum geweſen iſt. Er war ſeit den letzten Jahrzehnten überflutet vom Materialismus. Es hatte unſer Volk bei all ſeinem Haſten und Jagen um nichts als Geld, Macht und Sinnengenuß ſeine Seele verloren. So war es in all den Schmutz und Schund geraten, den ihr Jungen jetzt als euren Todfeind bekämpft. Aber ihr könnt ihn wahrhaft nur bekämpfen, wenn ihr die Quelle ſelber zum Verſiegen bringt, aus der dieſe Schlammflut quillt, und dieſe Quelle iſt der praktiſche Materialismus, der ſelber wieder eine faſt naturnotwendige Folge des theoretiſchen Materialismus iſt und immer ſein und bleiben wird. Denn ein Volk, dem das Materielle, das Stoffliche, das Sinnenhafte der Schöpfung zum A und O der Weltbewegung ſelber wird, das kann dem Geiſt, der Seele, dem ſittlichen Willen niemals die Herrſcherſtellung gewähren und ſichern, die dieſe Mächte gebrauchen, um die furchtbaren Gefahren zu beſchwören, die von der Sinnenſeite her ſtets die geiſtige Welt bedrohen.

Es iſt ein Geiſterkampf, in den Sie mit Ihrem Jugendring eintreten wollen, und nur vom Glauben an den Geiſt, vom Glauben an die Seele kann er zum Siege durchgefochten werden. Soll aber dieſer Ihr Glaube feſt in ſich ſelber ſtehen, ſo muß jeder Einzelne von Ihnen mit ſeinem Glauben an den Geiſt, an die Seele zum All des Geiſtes und der Seele ſelber aufſteigen, in ihm ſich gegründet, von ihm ſich umfaßt und verpflichtet fühlen. Mit anderen Worten: Es muß Ihnen dieſes ganze wunderbare All, das Sie gebar und trägt und nährt und Ihnen alles gibt, was Sie ſind und ſein werden, zur ewigen Tat des ſchaffenden Geiſtes ſelber werden. Es muß Ihnen alles Äußere zur Offenbarung einer letzten, tiefſten, göttlichen Welt des Geiſtes werden.

Ganz eins, wie Sie ſich das im einzelnen dann vorſtellen, in welchen geiſtigen, philoſophiſchen oder kirchlichen Denk- und Glaubensformen Sie es fangen, ſchauen und verehren mögen. Nur in der Grund-

anſchauung, als einer idealiſtiſchen, müſſen Sie ſich einig werden und dem Materialismus hart den Abſchied geben. Darin müſſen Sie einig ſein, daß Urſprung, Sinn, Kraft und Ziel der Weltbewegung der Geiſt, die Seele, der heilige Wille iſt.

Es muß für Ihre Arbeit inſonderheit wieder das große Wächterwort des Nazareners wie ein Panier entfaltet werden: „Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele.“ Es muß das Wort des Deutſchen Fichte unter Ihnen zur lebendigen Kraft werden: „Alle Dinge in der Welt haben ihren Preis, der Menſch allein hat Würde“ — und eben das iſt ſeine Würde, daß er ſich in ſeiner Geiſtigkeit, ſeiner Seele unverkäuflich weiß und hält und ſeine innere Reinheit und Sauberkeit auch nicht zum Spekulationsobjekt für einen nichtswürdigen Induſtrialismus machen läßt, dem alles, aber auch alles zum Gegenſtand der Ausbeutung wird, ſobald nur Geld dabei zu verdienen iſt.

Eben dagegen bäumt ſich jetzt Ihr ſittlicher Wille und Idealismus mit aller Macht auf. Sie wollen jenen Herſtellern und Verbreitern des Schmutzes und Schundes in Wort, Bild und Schrift das Handwerk legen. Sie wollen nicht mehr denen die Taſchen füllen, die Ihnen für Ihr teures Geld die Geſundheit der Seele gefährden und alle wahre, weſenhafte Kultur vernichten. Sie wollen einen Ring der Jugend bilden, der dieſen Feind erdroſſeln ſoll.

Nicht nur mit Worten, mit der Tat wollen Sie ihn bekämpfen. Sie ſind ſich der Macht der Organiſation bewußt geworden. Jene Macht, die zumeiſt nur für wirtſchaftliche Kämpfe eingeſtellt und ausgenützt wird, wollen Sie, unter Ausſchaltung aller politiſchen und konfeſſionellen Scheidewände, für den ſittlichen und kulturellen Neubau, für die Geſundung der Volksſeele in Anwendung bringen. Sie wollen die Herſteller und Verbreiter des Schmutzes und Schundes, wenn ſie ſich anders nicht bekehren laſſen, durch Boykott zur Beſſerung zwingen. So ſollen die Kinos, Schaufenſter und Läden vom Schmutz gereinigt werden. Ich wollte nur, die Arbeiterjugend, die mit Ihnen in dieſem unſer ganzes Volkstum angehenden Kampfe geht, entſchlöſſe ſich oder wäre wirtſchaftlich erſt in der Lage, ſich zu entſchließen, ſchon gegenüber der Herſtellung all dieſer elenden Fabrikate zu ſtreiken, die reinen Hände nicht mehr herzugeben für ſolche Art von Arbeit und ſo die Fabrikation ſelber zu verhindern. Das wäre die Verſtopfung der induſtriellen Schmutzquelle ſelbſt. Das wäre der ſchnellſte und ſicherſte Weg zum Siege.

3

Wenn ich aber glaube, daß der Sieg Ihnen gehören wird, liebe junge Freunde, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß Sie, wie ich ſehe, zu Ihrem gemeinſamen Kampfe gegen den Schmutz nicht erſt

von irgendeiner anderen Seite getrieben worden ſind und als Sturmbock benutzt werden, ſondern daß Ihr ganzes glühendes Wollen aus der Tiefe Ihrer eigenen jugendlichen Weſensreinheit elementar hervorbricht.

Das alte und oft ſo mißbrauchte Wort: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft", bekommt dadurch eine ganz andere Wendung, einen heilvolleren und tieferen Sinn, als es ihn in der ablaufenden materialiſtiſchen Epoche hatte. Denn bisher war es eines der Lieblingsworte im Munde der klugen Parteipraktiker in Politik, Kirche und ſonſtwo. Dieſe Art Leute ſuchte mit allen Mitteln die Jugend für ſich und ihre der Jugend oft recht weſensfremden politiſchen, kirchlichen und ſonſtigen Machtziele einzufangen und ihnen, den Jüngeren, den Stempel der alten und oft ſchon veralteten Parteiprogramme aufzudrücken. So wurde und konnte die Jugend oft gar nicht zur Quelle neuen, reineren, beſſeren Schauens, Lebens und Entfaltens, ſondern nur Hilfstruppe und künſtliche Stütze für bereits veraltetes und von der Entwicklung überholtes Leben werden.

Jetzt aber nimmt in Ihnen die Jugend das Wort: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft" für ſich ſelber in Anſpruch. Sie ſelber haben und tragen die Jugend und damit die Zukunft lebendig in ſich. Sie ſelber ſind als Jugend der Quellort neuer Zukunft, geſetzt, daß Sie jung und rein mit dem Idealismus wahrhafter Jugend die Dinge ſchauen, die Verhältniſſe prüfen, die Zuſtände beurteilen und den Willen zur Neugeſtaltung kräftig und lauter in ſich entfalten.

Denn tatſächlich müſſen ja Sie, meine jungen Freunde, kraft ihrer jungen, reinen, unverdorbenen Augen die Dinge und das Unſelige an ihnen viel deutlicher ſchauen und viel ſchmerzhafter empfinden, als wir älter Gewordenen, denen Auge und Seele durch die Gewöhnung an all den Schmutz und Schund oft vor der Zeit ſtumpf und müde geworden ſind. Rechtfertigen die Alten mit den Worten: „Jugend hat keine Tugend" und „Jugend muß ſich austoben" nicht allzuoft die Verkehrtheiten und Verderbtheiten nicht nur derer unter euch Jüngeren, die es ſo treiben, ſondern auch ſich ſelber und die Verkehrtheiten ihrer eigenen, längſt entſchwundenen Jugendzeit?

Wir aber meinen, wenn erſt einmal in der Jugend keine Tugend mehr zu finden ſein wird, dann wird ſie umſonſt in der ganzen Welt geſucht werden. Denn was der Frühling nicht als Blüte an den Zweigen trägt, danach ſucht man als nach der Frucht umſonſt im Sommer und Herbſt. Alle Tugend aber nach dem Muſter des Wortes: „Junge Dirnen — alte Betſchweſtern" iſt wahrlich nicht die, woran der Geiſt der Schöpfung ſeine Freude und das Leben eine Quelle reformatoriſcher Kräfte hat.

Und wenn das Wort zu Recht beſteht, daß Jugend ſich austoben ſoll und muß, nun ſo bin ich mit euch, meine jungen Freunde, einig darin,

daß das nicht in einem Schmutz- und Schlammbad und in verdorbener Luft zu geſchehen braucht, ſondern viel ſchöner und beglückender in eines reinen Fluſſes ſtrömenden Wellen, im lichten Sonnenglanz, auf grünenden Wieſen und freien Bergeshalden, in Sport und Turnerei, in Wanderung und frohem Reigen, nicht zuletzt aber im edlen geiſtigen Kampfe um die Verwirklichung großer, neuer kultureller Ziele geſchehen kann und ſoll.

4

Schon vor dem Kriege begann ſich dieſer neue Lebenswille plötzlich und unmittelbar in der deutſchen Jugend zu regen. Im Wandervogel, den Freiſchärlern, dem Vortrupp, den Freideutſchen, und wie die Bünde alle hießen, die wie die Pilze aus der Erde ſchoſſen. Es kündete ſich darin eine neue, große Wendung in der Jugend ſelber an; ſie ſuchte den Anſchluß an die große, reine, ewige Gottnatur, um von der Unnatur ſogenannter Kultur erlöſt zu werden. Noch wogten die alten Nebel überall, aber neue Sonne rang mit ihnen und leuchtete hier und leuchtete dort.

Jetzt aber kommt das alles, was damals rang und wogte, in neuer Klarheit, Bewußtheit, Vertiefung und vom Schickſal zu ganz anderer Verantwortlichkeit erzogen, neu empor und beginnt den Kampf reiner, edler Natur und Natürlichkeit gegen verdorbene Sitte und im Kriege erworbene Zuchtloſigkeit im ernſteſten vaterländiſchen Verpflichtungsgefühl zu ſchlagen. Die Jugend ſpricht ihr ſcharfes Nein gegen den Schmutz und Schund des abgelaufenen Zeitalters, das in die Vergangenheit ſinken und der Gegenwart nicht mehr den Weg in neue, beſſere Zukunft ſperren ſoll. Die Jugend fühlt und weiß, daß ſie die Zukunft in ſich trägt und ihr verantwortlich iſt.

Daß aber gerade Sie, meine jungen Freunde, zuerſt und mit entſchloſſenem Tatwillen gegen all den Schmutz und Schund in Kino, Schauläden, Aufführungen vorzugehen ſich gedrungen fühlen, hat ſeinen einfachen Grund. Sie ſelber ſind ja als Jugend das geſuchteſte Objekt aller induſtriellen und ſonſtigen Schmutzfabrikation. Auf Ihr junges und mächtig ſich regendes Triebleben ſpekuliert man. Man weiß, daß man das verhältnismäßig leicht dahin lenken und locken kann, wohin man es haben möchte. Ihre triebhafte Unerfahrenheit will man ausbeuten. Sie ſollen die Käufer und Abnehmer jener lüſternen Waren, die Hörer, die Räume- und Kaſſenfüller all jener Spekulanten auf ihre junge Sinnlichkeit werden. Dieſe Rechnung iſt klug, aber Sie haben ſie durchſchaut, haben es ſatt und überſatt, ſich derartig an Leib und Seele ausbeuten zu laſſen und unter dem Deckmantel moderner Kultur Gift für Ihr Geld einzutauſchen.

Man wird Sie deshalb Mucker ſchelten, Scheinheilige und Pfaffenknechte. Sie aber lachen all dieſer Anwürfe und wiſſen ſich ebenſo frei

von aller Prüderie, Weltflucht und Scheinheiligkeit, wie frei von allem Schmutz, Unreinem und Gemeinem. Nicht die Kunſt wollen Sie befehden, ſondern die Afterkunſt, die unter dem Mantel des Äſthetiſchen auf nichts als die niedere Sinnlichkeit ſpekuliert und Ihr reines, junges Triebleben vergiften möchte, damit Sie zu dauernden Abnehmern jener elenden Erzeugniſſe eines gewiſſenloſen, pſeudoliterariſchen und pſeudokünſtleriſchen Ausbeutertums werden.

Sie ringen um wahre Kultur, die niemals überbronzierte Gemeinheit, ſondern nur erhöhte und gebändigte Natur und Selbſtdarſtellung der Seele, Selbſtverwirklichung des Menſchengeiſtes im Mittel und Material des Leibes, des Wortes, der Farbe, des Steines, des Eiſens und aller Stoffe ſein kann, die die äußere Welt uns darbietet. Alſo, daß alles, was wir ſchaffen, es ſei im Wort, es ſei im Bild, es ſei in der Gebärde wieder zum lauteren, echten, wahrhaftigen, zweckentſprechenden Ausdruck unſeres ſeeliſchen Seins und Erlebens und unſeres körperlichen Bedürfens werde. Darauf wollen Sie hinaus, und deshalb iſt und muß Ihre erſte Tat eine energiſche Räumarbeit, eine Auskehr alles Schundes und Schmutzes mit eiſernem Beſen ſein. Im Anfang aller neuen, wahren Kultur ſteht ein klares, ſcharfes, puritaniſches Nein!

Aber zur Räumarbeit muß die aufbauende Tätigkeit, zum ſcharfen Nein muß ein kraftvolles, frohes Ja treten. Und auch dieſes Ja ſprechen Sie bereits voll und kräftig aus. Sie wollen ſich einſetzen für neue, edle Natürlichkeit, Sitte, Zucht und Geſelligkeit. Sie wollen gute Kunſt miteinander pflegen und einander darbieten. Sie wiſſen, daß man Böſes zuletzt nur bekämpfen kann durch Gutes und niedere Leidenſchaft nur durch Entfachung höherer, edlerer Leidenſchaft. Es hilft nichts, daß man auf ſchwelende Feuer kalte Waſſer gießt. Da bleibt der Reſt nur Kohle. Neue, reine, lodernde Flamme gilt es zu entzünden. Sie wollen Jugendheime errichten, Sport- und Spielplätze ſchaffen, für die Organiſation des Jugendherbergeweſens eintreten und gegebenenfalls gegen die wirtſchaftliche Ausbeutung Jugendlicher durch den Beruf vorgehen. So verbinden Sie das kulturelle und ſoziale Ja mit dem entſchloſſenen, puritaniſchen Nein. Und ſo kommen Sie vor allem aus all den endloſen und ſchrecklich unfruchtbaren theoretiſchen Diskuſſionen über dies und das und noch etwas heraus, die die Jugendbewegung nach alter deutſcher Unart ſo zerſplittert und gefährdet haben. Sie ſchreiben jetzt endlich auf Ihr Panier das Wort: „Im Anfang war die Tat“ und finden in der Tat, in der Arbeitsgemeinſchaft den wahren Weg zu Geltung, Kraft und Zukunft.

5

Daß Sie aber Ihren geſammelten Tatwillen nicht in den Dienſt von Partei und Konfeſſion ſtellen, ſondern über alle Grenzzäune von

Politik und Konfeſſion hinweg ſich kräftig und gläubig die Hände reichen: das iſt an ſich ſchon eine kulturelle Tat von hoher Bedeutung.

Was uns im Parteigeiſt oft ſo feſteingefahrenen Älteren nicht mehr recht gelingen will, möge es Ihnen, liebe junge Freunde, gelingen! Nicht Gräben zu ziehen, was ſo gar leicht iſt, ſondern Brücken zu bauen und in herzlichem Vertrauen uns wieder zu einem Volke zu vereinen und zu einer neuen, edlen deutſchen Kultur, das iſt Ihr hoher und reiner Wille. Es muß doch der Tag kommen, wo die zwei durch Mißtrauen getrennten Völker in Deutſchland ſich wieder einen; der Tag, wo der Gegenſatz zwiſchen Arbeitnehmern und Arbeitgebern überwunden iſt durch die höhere Form einer wahren Arbeitsgemeinſchaft, einer wirklichen deutſchen Gemeinwirtſchaft. Und wenn dieſer Tag zuerſt bei uns Deutſchen anbricht, dann ſind nach dem Worte eines klugen Engländers wir Deutſche es, die doch den Sieg in dem ungeheuren europäiſchen Kriege gewonnen haben.

Aber ehe wir im Wirtſchaftlichen zu dieſem Siege uns wirklich finden und vereinen können, müſſen wir uns erſt im Geiſtigen und Seeliſchen wiedergefunden haben: im reinen Willen zur Geſundung der Seele unſeres Volkes. In dieſem Willen haben Sie ſich über alle Parteien und Konfeſſionen hinweg die Hände gereicht, um den Jugendring zu ſchließen, und ſo ſind Sie in der Tat die Prophezeiung eines neuen, beſſeren Deutſchlands, einer neuen und edleren deutſchen Kultur.

6

Noch iſt alles Hoffnung, noch iſt alles Saat ins Zukünftige. Aber ſoll nun die Saat zur Ernte reifen und die Hoffnung zur Erfüllung werden, dann gibt es nur einen Weg dahin, und damit kehren zum Schluß meine Worte zum Anfang zurück: Es muß der Materialismus in Lebensführung und Weltanſchauung überwunden werden.

Es muß das alte böſe Wort ſterben, das jahrzehntelang in Herrſchaft unter uns war und uns mit hinein in all das Elend gebracht hat, worin wir jetzt ſitzen. Das Wort nämlich, daß „der Menſch nichts als ein Produkt der Verhältniſſe“ ſei. Wenn dies Wort wahr wäre, dann wären wir jetzt rettungslos verloren. Denn dann müßten wir in den elenden äußeren Verhältniſſen, in denen wir jetzt und noch manches Jahr ſtecken, auch an Geiſt, Wille, Charakter, Seele verelenden, verloddern und verkommen. Jetzt oder nie müſſen wir vom Glauben an die Allgewalt der äußeren Verhältniſſe wiedergeboren werden zum Glauben an die Allgewalt des Geiſtes, des guten Willens, der Seele. Nicht Produkte der Verhältniſſe, wie der Materialismus meint, ſondern Produzenten der Verhältniſſe müſſen wir wieder werden, müſſen die Hoheit und Herrſchergewalt des Geiſtes über die Welt der Stoffe

und Sinnlichkeiten proklamieren, müſſen die Umwelt unſerem Geiſte gemäß ſchaffen und uns mit Schiller als Idealiſten ſchämen lernen, uns nachſagen zu laſſen, daß die Dinge uns und nicht wir die Dinge formten.

Meine jungen Freunde, Ihr ganzer Aufruf zur Gründung des Jugendringes iſt nichts als ein Proteſt des reinen geiſtigen Willens gegenüber dem Schmutz und Schund der Verhältniſſe, von denen Sie Ihre Jugend umſtrickt ſehen. Sie wollen dieſe Ketten zerreißen und wieder freie Herren und Gebieter des Lebens, der Sinne, der Triebe zu allem Guten und Reinen werden. Sie glauben wieder an die Macht des Geiſtes, und nur wer daran glaubt, kann wahre Kultur ſchaffen, die nie und nirgend etwas anderes ſein kann, als die Selbſtverwirklichung, die reine, lautere, treue, ſachgemäße Selbſtdarſtellung des Geiſtes, der Seele im Material der Welt.

Aber gegenüber dieſer gewaltigen Aufgabe iſt der Einzelne nichts, nur die Arbeitsgemeinſchaft aller derer, die guten Willens ſind, kann ſie bewältigen. So ſchließen Sie ſich denn zuſammen zum ehernen Ring! Er erdroſſele das Gemeine und ſchaffe Luft und Leben allem Echten, Guten, Reinen im Dienſt und zur Geſundung unſeres lieben, armen, leidenden deutſchen Volkes!

Eliſabeth Buſſe-Wilſon
Freideutſche Jugend 1920

Wenn man in der europäiſchen Geſchichte nach einem Vergleich ſucht, der den Weltkrieg und die Revolution als ein und dasſelbe Phänomen begreift, muß man ſchon bis auf die Völkerwanderungszeit zurückgehen. Gerade dieſer wildeſte, an Verbrechen und Grauſamkeiten reichſte Abſchnitt der Geſchichte war es ja, der der demütigenden, unkriegeriſchen und unmännlichen Lehre des Chriſtentums den Boden bereitet hat. Was als pragmatiſche Selbſtverſtändlichkeit gilt, iſt im Grunde eine geſchichtliche Dialektik von höchſter Merkwürdigkeit, nämlich daß Fürſten und Gewalthaber vom Range eines Karl des Großen, die Cäſaren des Nordens, deren politiſche Erfolge durch ſkrupelloſe Machtpolitik begründet wurden, den Höhepunkt ihres Daſeins erlebten, wenn ſie die Stufen zur Peterskirche in Rom auf den Knien emporrutſchen konnten.

Allgemein gilt ſo der Satz, daß gewalttätige Zeitläufe entweder eine weiter fortſchreitende Verrohung der Menſchen bis zum Rückfall in Barbarei zur Folge haben, oder aber in das gerade Gegenteil umſchlagen. Dann iſt auf der einen Seite ein Anwachſen der egoiſtiſchen

Triebe zu beobachten, auf der andern Seite und zu gleicher Zeit aber eine Beſtärkung der altruiſtiſchen Inſtinkte, die ſogar oft in maſochiſtiſch extremer Form auftreten.

Daneben aber wird auch das Bedürfnis nach jeder Art Betäubungsmitteln ſich gewaltig ſteigern — vom Kino bis zum Ullſtein-Buch mit ihren vorgetäuſchten Weltherrlichkeiten.

Eine der regelmäßig eintretenden pſychiſchen Begleiterſcheinungen von Kriegszeiten, Seuchen und Elend iſt, wie im Mittelalter, ſo auch heute, die gedankenloſe Vergnügungsſucht und Tanzwut. Der grobe und ungeiſtige Menſch wird ſich nach ſolchen außerordentlichen Begebenheiten ſtärker denn je einem ſchrankenloſen Genußleben und anderen gröberen oder feineren Zerſtreuungen hingeben. Andere werden nach anderen Mitteln greifen, um das Kriegserleben und die revolutionäre Erſchütterung innerlich beiſeite zu ſchieben und allmählich aus der Erinnerung ganz zu „verdrängen". Ein geringſter Teil der Betroffenen hingegen, der wachſamſte, gewiſſensſchärfſte, verantwortungsvollſte, wird auf gewalttätige und kriegeriſche Ereigniſſe mit einer geſteigerten Strenge gegen ſich ſelbſt und geſteigerter Demut gegenüber den Menſchen antworten. Der ganze Exzeß von Macht und Gewalt erzeugt in ihnen eine äußerſt entgegengeſetzte Haltung, nämlich die vollkommene Friedfertigkeit und innere Einkehr, ſo wie eben die Menſchen des frühen Mittelalters ſich dem Chriſtentum in die Arme warfen.

Man fand in den Septembertagen von 1920 ein kleines Häuflein jugendlicher Menſchen an einem abgelegenen Ort Heſſens beiſammen. Sie alle, die ſich dort verſammelt hatten, ein größerer Trupp Freideutſcher, nicht wenige Vertreter der proletariſchen Jugend und Abgeſandte der öſterreichiſchen, Schweizer und holländiſchen Jugendbewegung hatten zur gemeinſamen Grundvorausſetzung ihres Denkens und Wollens das Hingegebenſein an überperſönliche, altruiſtiſche Probleme, das ſich in einem radikalen Pazifismus und einem ſtarken Gefühl ſozialer Verpflichtung bekundete. Die eine Frage der ſozialen Gerechtigkeit, der Herbeiführung der klaſſenloſen Geſellſchaft war es im Grunde, um die alle Reden und Gedankenkämpfe kreiſten. Die Themaſtellung nun der Woche barg leider Konflikte und Kompromiſſe in ſich, wenn ſie auch der jüngſten Entwicklung der Bewegung Rechnung trug. Daher ſtanden die beiden Männer, die man zu Sprechern der Woche erwählt hatte, Karl Nötzel und Graf Hermann Keyſerling, nicht im Mittelpunkt der Verhandlungen. Von dem einen erſtrebte man Kunde über Rußland, deſſen ſphinxhaftes Volkstum Erhabenes und Niedriges in ſich vereinigt und Erfüllung der kühnſten menſchlichen Ziele verheißt und zugleich den größten Tiefſtand menſchlicher Geſittung aufweiſt. Die Aufnahmebereitſchaft für alle Ideologien und Schöpfungen öſtlichen Geiſtes nicht nur, ſondern überhaupt für die Offenbarungen

und Denkinhalte der nichteuropäiſchen Völker kennzeichnet ſchon ſeit mehreren Jahren die Stimmung weiter Kreiſe der Jugendbewegung. Die allgemein europäiſche Kulturmüdigkeit wird ihrerſeits ſolche geiſtigen Beſtrebungen naturgemäß fördern und ſie gerade in Deutſchland beſtärken, das, einſt das Imperium mit den pangermaniſchen Träumen, heute der Prügeljunge Europas geworden iſt. Dies die eine, die pſychologiſch-materialiſtiſche Komponente dieſer politiſch-ethiſchen Einſtellung. Es iſt aber offenbar, daß aus ihr allein die wahrhaft kosmopolitiſche Geſinnung der Freideutſchen nicht erſchöpfend gedeutet werden kann.

Karl Nötzel nun, der ſeine einzigartige Kenntnis des ruſſiſchen Volkes bereits in zwei bedeutenden Schriften niedergelegt hat, ſprach von der ruſſiſchen Seele, ihrer eigentümlichen Struktur und unvergleichbaren inneren Gegenſätzlichkeit. Und wenn Neutralität in der Geſchichtsbetrachtung keine kraftloſe Unentſchiedenheit und Weſenloſigkeit iſt, ſondern die mühſam errungene Schau des Philoſophen, dann mußte die ſeltene Verbindung von wiſſenſchaftlicher Echtheit und perſönlichſter Wärme dem Vortragenden lernbereite Jünger werben. Anders die Haltung des Balten Hermann Keyſerling, der ein paarmal kurz den Extrakt ſeiner Eindrücke und Beobachtungen von mitteleuropäiſchen Menſchen gab. Die vollkommen univerſal eingeſtellte, überlegene Weltanſchauungsweiſe, die dieſer reiſende Philoſoph als gleichſam unbeteiligter Beobachter in einer mehr geiſtreich-aſſoziativen als ſyſtematiſchen Vortragsform auf Menſchen und Weltgeſchehen anwandte, konnte bei den ganz von Gegenwartsnöten erfüllten, nach raſchen Löſungen ſuchenden Freideutſchen kein beſonders ſtarkes Echo finden. Dieſe bewegten Menſchen aus der Jugendbewegung ſträuben ſich dagegen, durch einen Hiſtoriker eingeordnet zu werden. Sie haben dunkle Abwehrgefühle gegen die alles „erklärende", bloß analytiſche Betrachtungsweiſe und ſie beſitzen einen ſicheren Inſtinkt dafür, daß Wiſſen müde macht. Da man aus Wiſſenſchaft überhaupt und Einſicht im beſonderen nicht handeln kann, lehnen ſie infolge ihres Ethos, als auch aus jugendlicher Ungebrochenheit, den ſonſt vorbehaltlos bewunderten Nur-Logos des Denkers ab.

In dieſen paſſiven Haufen der hörbereiten, frommen Freideutſchen warf ein kommuniſtiſcher Stoßtrupp ſeine Handgranaten. Sozialiſt zu ſein iſt nun zwar für die Menſchen der Jugendbewegung ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung. Doch hat ihr Sozialismus mit dem der Parteien ſo wenig etwas zu tun, wie ihre Religioſität mit dem Kirchenglauben. Was ihnen hier nun entgegengeſchleudert wurde von geübten und erfahrenen Parteiſtrategen, war zunächſt bezwingend: daß nämlich alle Bemühungen um den Sieg des Geiſtes und der Gerechtigkeit lächerlich, wenn nicht unmoraliſch erſcheinen, angeſichts von Kohlen- und Kartoffelnot und der ganzen Wirtſchaftskriſe — daß es jetzt ſehr wenig

darauf ankomme, vollkommen einſichtig und vollkommen weiſe zu ſein, ſondern entſchloſſen zu handeln, um dem wirtſchaftlichen Bankrott Deutſchlands vorzubeugen. So hatten die Kommuniſten den Vorſprung einer verhältnismäßig großen, wenn auch nicht unanfechtbaren volkswirtſchaftlichen Erfahrenheit. Und ſie wußten ihn auszunutzen, indem ſie die ergeben harrende philoſophiſch-geſtimmte Menge zunächſt dem Trommelfeuer einer Belehrung über das Weſen des Mehrwertes, alsdann über die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung ausſetzten, um nach dieſen vorbereitenden Aktionen am fünften Tage zur entſcheidenden Kampfhandlung auszuholen. Doch von dem hiſtoriſchen Verlauf der Tagung wird ſpäter zu berichten ſein.

Es iſt eigentümlich, daß die Vertreter der ſozialiſtiſchen Weltanſchauung die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung immer nur auf die Gegenſeite, niemals auf ſich ſelbſt anwenden. So ignorierten die in Hofgeismar anweſenden Kommuniſten die Ausführungen Karl Nötzels mit einem Hochmut, der gerade ihnen ſchlecht anſtand. Hier wurde in glänzender und erſchöpfender Anwendung der hiſtoriſch-materialiſtiſchen Methode dargetan, daß das Phänomen des Bolſchewismus bedingt ſei durch die ganz beſondere Entwicklung des ruſſiſchen Volkes, ſeine ſozialen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe, daß er ein reines Produkt von „Raſſe, Milieu und Klima“ ſei: grandios, erhaben und ſchrecklich wie die ruſſiſche Seele ſelbſt — bedeutungslos für den Weſten. Dieſen Schluß hüteten ſie ſich aber wohlweislich zu ziehen. Denn, gewohnt, die revolutionäre Ideologie und die revolutionären Führer aus Rußland zu beziehen, würde der Kommuniſt ſich ſelber aufgeben, wenn er die ökonomiſche und ſoziologiſche Betrachtungsweiſe nicht nur gegenüber der Bourgeoiſie, ſondern auch im eigenen Falle handhabte. Und hier liegt wohl einer der Gründe, daß der poſitive freideutſche Stamm am Ende ſich von dem Geiſtesimperialismus der Moskauer abwandte, trotz der unbeſtreitbaren Richtigkeit vieler ihrer Deduktionen. Die Freideutſchen, die ſich eben erſt von den Normen und Konventionen der bürgerlichen Welt befreit haben, ſcheuten ſich, ſich ſogleich wieder einer neuen Klaſſenideologie zu unterwerfen und die Weltanſchauung des Bürgers mit der des Proletariers zu vertauſchen. Denn, wenn der ſozialiſtiſche Theoretiker die Klaſſenbedingtheit aller geſellſchaftlichen Denkinhalte zu beweiſen vermag, ſo unterſchlägt er, daß eben auch ſeine Ideologie, gemäß der von ihm angewandten Methode, klaſſenbedingt ſein muß. Wohl bleibt das Endziel des Sozialismus Klaſſenloſigkeit, aber das Vorziel iſt Herrſchaft eines neuen, eben des vierten Standes, der zunächſt nicht etwa die abſolute, reine Wiſſenſchaft und Ethik hervorbringen, ſondern die Glaubensſätze des Proletariers an die Stelle ſetzen wird.

Nach der ſozialiſtiſchen Lehre unterliegen alle Weltanſchauungen, alle geiſtigen und ethiſchen Forderungen der verſchiedenen Zeitalter einer

zwangsläufigen Anpassung an die jeweilige Wirtschaftsverfassung. Diesem psycho-ökonomischen Parallelismus entspringt eine unentrinnbare Gesetzmäßigkeit, nach der die Schicksale der Völker und Klassen sich gleichsam „von selbst" erfüllen. Obgleich nun die Führer des Proletariats angesichts dieser fatalistischen Schicksalssicherheit eigentlich überflüssig sein müßten, messen sie sich die Rolle von Vollstreckern des Weltwillens zu. Aber gerade die in der ökonomischen Geschichtsauffassung enthaltene neue Prädestinationslehre verleiht ihnen jene großartige skrupellose Unbeirrtheit, jene fanatische Gläubigkeit, wodurch die kommunistische Partei sich zeitweise auf die Höhe eines Jesuitenordens erhebt. Auch dieser hatte ja für seine Jünger eine eigene Moral, die die Mittel im Dienste des Korps heiligt und die vor allem die Proselytenmacherei zur Pflicht macht. Nicht zum geringsten verdankte die kommunistische Minderheit auf der Hofgeismarer Tagung ihre Stoßkraft jenem Statut der dritten Internationale, das vorschreibt, „wo mehrere Kommunisten zusammen sind, bilden sie eine Fraktion".

Gegenüber dem allen erwiesen sich die Freideutschen als erschreckend unproduktiv, oder doch als „politik- und geistfrei", wie die kommunistische Führerin treffend bemerkte. Weder waren sie fähig, die, wenn auch starre Größe und die blinde beneidenswerte Einseitigkeit der Kommunisten und ihrer Moral zu durchschauen, noch auch taktisch deren Kampfprinzip zu begegnen, das deshalb so durchaus erfolgreich war, weil es bei diesen Menschen zum Lebensprinzip erhoben scheint. So vermochte sich gegenüber dem immer angriffsbereiten pausenlos kämpfenden Revolutionären die harmonische schöne Menschenrasse der Freideutschen nirgends kraftvoll und wirkungssicher durchzusetzen. Auch konnte sie nicht einmal einen zulänglichen Sprecher aufbringen, der den glänzenden Darlegungen des hochbegabten kommunistischen Führers gewachsen gewesen wäre. Dabei forderte die streng schulmäßige Darstellung der materialistischen Geschichtstheorie, besonders auch die behauptete Möglichkeit einer historischen Prophezeiung zu einer ebenso wissenschaftlichen Kritik geradezu heraus. Es bleibt daher beschämend und bezeichnend zugleich, daß nicht die „geistigen Sozialisten", sondern die Proletarier im weiteren Verlaufe die Widerlegung des Zwangskommunismus unternahmen. Vertreter der anarchistisch-proletarischen Jugend waren es, die flammend und ehrlich, wenn auch mit höchst unzulänglichen intellektuellen Mitteln erklärten, daß sie nicht willens seien, den alten Militarismus und seine zusammengebrochene Vabanquepolitik zu vertauschen mit dem Generalstab der Parteidoktrinäre, der die zu erlösenden Menschenmassen einsetzen zu können glaubt, gleich den Soldatenmassen im blutigen Kriegsspiel. Sie hätten allerdings, um überzeugend zu sein, das kommunistische System in seinen absurden Konsequenzen kennzeichnen und zeigen müssen, daß gerade in der Wirtschaft

der Militarismus unhaltbar iſt. (Vergleiche die „Mobiliſierung der Arbeitskraft“ in Rußland mit der Hilfsdienſtpflicht im kriegeriſchen Deutſchland.) Es iſt ein im marxiſtiſchen Sinne utopiſcher Verſuch, ein tragiſch oder auch lächerlich unpſychologiſcher, nämlich mechaniſches und nicht organiſches Unternehmen, eine Geſellſchaft ohne Menſchen aufbauen zu wollen. Ohne die willensfreie Mitwirkung aller Schaffenden mindeſtens in Form der Rätedemokratie, die Sowjetrußland ſo gründlich vernichtet hat, bevor ſie ſich noch recht entfalten konnte, iſt die komplizierte Maſchine der arbeitsteiligen Wirtſchaftsordnuug nicht in Gang zu halten; und ohne Rückhalt in einer produktiven Wirtſchaft wird eine Geſellſchaft lebensunfähig, mag ſie auch durch das ſtärkſte Machtſyſtem geſichert ſein.

Es iſt die immer wiederkehrende Tragik dieſer Jugend, daß ſie den Amboß abgibt für die Schläge, mit denen andere bedeutende, aber außenſtehende politiſche Menſchen ſie bearbeiten und gewinnen wollen. Aber vielleicht beſteht gerade in dieſem Reagieren auf Anſtöße von außen her, in dieſem unbeirrbaren Soſein der eigentümliche Wert und die unerſetzliche Bedeutung dieſer Jugendbewegung. Im ganzen aber bot Hofgeismar dasſelbe Bild wie Jena 1919. Wiederum ermangelte ſie der eigenen Führer. Dieſe große Armut enthüllte am deutlichſten jene öffentliche Disputation zwiſchen dem Genoſſen Heinrich und Schultz-Hencke, die den Höhepunkt der Tagung bildete. Jener: ein ſtrenger Dialektiker, Vollblutjude, Ahasver, bewußt zyniſch und nihiliſtiſch (aus Religion) ganz erfüllt von der Miſſion, zu der ſeine Raſſe beſtimmt iſt: Dynamit der Weltkultur zu ſein. Der andere: aalglatt, ein Meiſter im Florettfechten, genial-analytiſch, ohne Eros, diaboliſch — und auch er ein völlig unfreideutſcher Typus. Und die Parteigenoſſen des Heinrich ſtellten nun am nächſten Tage die Verſammlung vor eine unerwartete Entſcheidung, wodurch der große Krach entfeſſelt wurde. Sie unternahmen nämlich eine geſchickt angelegte Sprengungsaktion, die einen Keil in die Gemeinſchaft treiben ſollte, um ein Rechts oder Links zu erzwingen. Die offiziell abgegebene Erklärung forderte von den Verſammelten nicht mehr und nicht minder als das Eingeſtändnis, die Freideutſche Jugend ſei geiſtig und moraliſch minderwertig, gleichſam ein Lemurenvolk, ein „Sumpf“ der Lauen und Trägen. Gegenüber dieſen Moskauer Bedingungen — einer lächerlich-ernſthaften Kopie ihres allerdings genialen Vorbildes — erwachte nun doch der Stolz der Betroffenen, ſoweit dieſe Maſochiſten überhaupt Stolz haben können. Aber unvermögend, die Provokation geſchickt zu parieren, antworteten ſie in ihrer Hilfloſigkeit zunächſt mit einer Sezeſſion, und da dies erfolglos blieb, ſchließlich mit der Aufforderung an die Kommuniſten, die Tagung zu verlaſſen. Dem Eingreifen einiger mutiger Freiſchärler, die gegen die Majoriſierung der Kommuniſten proteſtiert hatten, gelang

es dann, eine Wiedervereinigung beider Gruppen herbeizuführen, nachdem Alma de l'Aigles, die einzige Vertreterin der Jungdeutſchen, einen Vortrag über das jungdeutſche Wirtſchaftsprogramm, an dem auch die kommuniſtiſche Gruppe teilnahm, gewiſſermaßen als Neubeginn halten konnte. Die Folge nun des Krachens war gerade eine äußerſt fruchtbare und nun erſt reibungsloſe Zuſammenarbeit der beiden Parteien. Das, was in zwölfter Stunde die Menſchen einte, war, was man ſchlicht Liebe nennen darf. So und nur ſo konnte zuletzt doch noch die „Einheitsfront der Jugend" verwirklicht werden, über die man zu Anfang nichtig und nutzlos debattiert hatte. Karl Bittel, ein Hauptvertreter der Kommuniſten, ein Freideutſcher im beſten Sinne des Wortes, übernahm für die letzten Ausſprachen die Führung. Auch darin liegt ein merkwürdiger Witz voll geſchichtlicher Dialektik. Am Tage vorher hatte Bittel bereits über das Wirtſchaftsſyſtem Sowjetrußlands in ausgezeichneter, wiſſenſchaftlich gründlicher Weiſe geſprochen, wenn auch nicht ohne die konventionell gewordene Anſage des Weltunterganges.

In der anmaßenden Urteilsbegründung der Radikalen war doch ein Stück objektiver hiſtoriſcher Wahrheit enthalten. Denn die Freideutſchen, die Einberufer und Veranſtalter der Tagung, waren Wachs in den Händen jener geſchickten Regiſſeure, und die Leitung entglitt ihnen ſchon am erſten Tage. Sie ſind und bleiben die unleugbar wertvollere, inſtinktſichere Menſchenart, ſind trotz ihrer ſcheinbar ſo weltfremden Hortus-conclusus-Philoſophie in Wahrheit die Wirklichkeitsnäheren, die Wiſſenderen — aber ſie erwieſen ſich gegenüber den klugen Errechnern der Weltrevolution als geiſtig und politiſch durchaus unterlegen.

Trotzdem iſt der Vorwurf der Kommuniſten, dieſe Jugend ſei weder rot noch weiß, ſei weder für noch gegen die Weltrevolution, der oberflächlichſte und haltloſeſte, den man ihr machen kann. Und wenn ſie die Lehre verfechten, die die Abhängigkeit der politiſchen Geſinnung und der ſittlichen Überzeugungen von den jeweiligen wirtſchaftlichen Verhältniſſen behauptet, die alſo ethiſche Motive mehr oder weniger ausſchaltet, dann müßten dieſe materialiſtiſchen Theoretiker gerade moraliſche Mißbilligungen durchaus vermeiden. Denn wie für den Großagrarier die konſervative Geſinnung gemäß ſeiner Klaſſenlage nur logiſch und natürlich iſt, ſo kann man der Jugendbewegung ihre Mittelſtellung zwiſchen rechts und links nicht vorwerfen. Die Menſchen, aus denen ſie ſich zuſammenſetzt, ſtammen ja einmal nicht aus den bevorrechtigten und begüterten Schichten der Bourgeoiſie, haben daher durchaus kein Intereſſe an der Erhaltung der beſtehenden Ordnung; aber ſie gehören auch ebenſowenig dem Proletariat an, und ſind daher frei von der Leidenſchaft derer, die zufolge ihrer Not nicht warten können.

Daher bezeichnete man die freideutſche Jugend auf der Tagung nicht

unrichtig als den erſten Anſatz zu einer klaſſenloſen Geſellſchaft. Es muß aber leider feſtgeſtellt werden, daß die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung auch hier wieder zu Recht beſteht. Denn gerade dieſe Art Klaſſenloſigkeit iſt zunächſt nicht das Produkt ihrer hochherzigen Geſinnung, ſondern nur der Ausdruck eben ihrer Klaſſenlage. Die deutſche Jugendbewegung — es wurde dies bisher verkannt — iſt durchaus kleinbürgerlichen Urſprungs. Sie, die für die Sache des Proletariats eintreten, die ſo gerecht, ſo verblüffend ſachlich und neutral ſind, wie eben die Menſchen in Hofgeismar und damals in Jena, ſie alle können ſich den Sozialismus leiſten, weil ſie weder Beſitz noch Erbe, noch Rang und ſoziale Stellung zu verlieren haben. Wären dieſe Menſchen mit ihrem Eifer für die gerechte Wirtſchaftsordnung, mit ihrer paziſiſtiſchen, übernationalen Geſinnung, Kinder aus reichen Häuſern, Söhne von Offizieren und hohen Beamten, ſo wäre die deutſche Jugendbewegung vielleicht ein ſchönes Zeichen eines anbrechenden Zeitalters, die Hoffnung des künftigen Europa. Aber wie ihre geſellſchaftliche Zuſammenſetzung iſt, handelt ſie zwar nicht für ihre eigene Wohlfahrt (wie der Proletarier, für den der Sozialismus eine Exiſtenzfrage iſt), aber auch nicht gegen ihr Klaſſenintereſſe, wie wenn ein Teilnehmer der Großbourgeoiſie ſich als Revolutionär bekennt. Gerade dieſe materialiſtiſche Erklärung aber ermöglicht nun überhaupt eine richtige Wertung und gibt erſt den reinen ethiſchen Maßſtab, den man nicht immer verlieren ſollte. Denn wenn ein Regierungspräſident mit Adelsüberlieferung Demokrat wird, oder ein ordentlicher Univerſitätsprofeſſor ſich der mehrheitsſozialiſtiſchen Partei anſchließt, ſo wiegen dieſe Entſcheidungen unendlich viel ſchwerer und ſind vielleicht weit revolutionärer, als wenn ein noch ſo reiner, aber beſitz- und rangloſer Menſch vom Schlage der Freideutſchen für die Diktatur des Proletariats eintritt.

Um alſo den Schluß zu ziehen und zugleich den Ausgangspunkt wieder zu erreichen: die Lehre vom materiellen Untergrund *aller* Dinge erklärt die freideutſche Ideologie reſtlos als die notwendige Geſinnung des nichtproletariſchen, aber beſitzloſen Menſchen, als ſeine Reaktion auf vier Jahre Weltkrieg. Der ſcheinbar ſo eigenſtändige Gedankenkreis der Jugendbewegung und ihrer ganzen ſittlichen Überzeugungen erſchöpft ſich in einem Negativum zu der Mentalität von 1914: Staatsgewalt, Machtwille, Nationalegoismus, Imperialismus mitſamt der Selbſtüberſchätzung und dem Hochmut der Deutſchen von 1914 ſind ihr die böſen Prinzipien ſchlechthin geworden. Alle ihre poſitiven Ideale ſind füglich nichts als die Korrelate zu dieſen Werten (oder Unwerten). So erſcheint der ganze freideutſche Denkinhalt als die zeitgemäße Weltanſchauung der kleinbürgerlichen Jugend eines beſiegten Landes. Was aber nicht erklärt werden kann, auch durch die ſcharfſinnigſte pſychologiſche Auflöſung nicht — und die pſychologiſche Me-

thode bleibt nur eine verfeinerte materialistische — ist der Umstand, daß nur diese kleine Gruppe innerhalb ihres Volkes, die sich von aller anderen Jugend wie von früheren Jugendgenerationen deutlich abhebt, so und nicht anders wurde. Die letzten Antriebe und die letzten Entscheidungen der Menschen bleiben unableitbar. Beweisen kann die materialistische Geschichtsauffassung nie, warum diese zwischen den Ständen stehenden Menschen sich jenen überpersönlichen und altruistischen Forderungen hingeben, während doch der sozio-ökonomische Normalmensch nach dem Paradigma der marxistischen Geschichtslehre in erster Linie nach den Vorteilen und Interessen des eigenen Ichs oder seiner Klasse handelt. Erweist sich so an der freideutschen Jugend die Berechtigung einer ökonomischen Deutung der gesellschaftlichen Erscheinungen, so auch ihre Grenzen.

Die Hofgeismarer Tagung bot äußerlich das Bild einer platonischen Akademie. Einzelne Gruppen wandelten auf den Wegen eines abgelegenen Parkes. Nur war es eine hinreichend plebejische Rasse, die da vor dem Empireschlößchen ihre Verhandlungen führte. Aber verglichen mit der gesamten deutschen Jugend und auch mit der des Auslandes, stellt diese Gruppe von Hofgeismar — es war der Kerntrupp vom Solling 1917 und von Jena 1919 — das Gewissen Europas dar. Dies werden sogar die Abgesandten der ausländischen Jugendbewegung, von der mehrere höchst sympathische Vertreter an der Woche teilnahmen, zugeben. Selbstverständlich ist man hier nicht antinational. In Hofgeismar dagegen konnte nicht einmal die Gruppe der Deutsch-österreicher gebührend zu Worte kommen. Daß man nach einem verlorenen Kriege nicht chauvinistisch, aber noch weniger antinational sein darf, ist eine Angelegenheit der äußeren Haltung und des Taktes, der durch keinen Geist und keine sittliche Unbedingtheit ersetzt werden kann. Sie eben ist es, die den Begriff des Gentleman ausmacht, der allerdings einen polaren Gegensatz zu dem Menschentypus in der Jugendbewegung bezeichnet.

Für die Lebensstimmung der freideutschen Jugend ist am aufschlußreichsten das nicht ausgesprochene, geheime Wohlgefallen, mit dem man den Berichten lauschte, die Nötzel von dem ethischen Radikalismus der russischen intellektuellen Jugend und ihrer beispiellosen Hingabefähigkeit an die soziale Not des Volkes gab. Und im betonten Gegensatz zu den nationalen Jugendbewegungen in den Westländern — eine Jugendbewegung in Frankreich ist schon ein Widerspruch, wie ein gotischer Dom in Amerika — empfand man gerade diese russischen revolutionären Studenten und Schüler als „irgendwie" wesensverwandt. Wenn auch bei den Freideutschen das Bewußtsein von der eigenen Mitschuld am Elend der Armen lebt und jener extreme Altruismus, den das Tolstoische Christentum fordert, Gehör finden kann, so zeugt dies von

ſittlichem Anſtand, iſt aber dennoch eine Fehlleiſtung. Denn ſie ſind in einem glücklicheren Lande geboren, wo die Gegenſätze zwiſchen dem abſolutiſtiſchen Regime und einer unmündigen dumpfen Maſſe, zwiſchen der Klaſſe der Beſitzenden und den Elenden niemals in der Schärfe und Ungeheuerlichkeit beſtanden haben. Wir können wohl Ehrfurcht und Bewunderung haben für die ruſſiſche Seele, doch bleibt ſie uns letztlich ſo fremd, wie die Chinas oder etwa der Antike.

In dieſer geiſtigen Grundeinſtellung, der ehrlichen Bewunderung ruſſiſchen Geiſtes, begegnen ſie ſich mit den Kommuniſten wieder. Auch nähren beide die geheime Sehnſucht, daß ein großer Imperator komme, der ihnen die eigene Willensentſcheidung abnimmt — wenn es kein Napoleon ſein kann, dann doch wenigſtens ein Lenin. Die einen aus Demut und Opferbereitſchaft — aus Maſochismus; die anderen aus Rache und Machttrieb — aus Sadismus. Aber die kommuniſtiſche Internationale und ihr Syſtem, würdig dem des Ludendorff, enthüllt hier wie überall ſeine größte Schwäche in dem unfaßbaren Mangel an Menſchenkenntnis, wenn ſie glaubt, dieſe abſeitsſtehenden Menſchen mit den unberührten Geſichtern in den Bürgerkrieg einſetzen zu können.

Carl Spitteler
Unſer Schweizer Standpunkt*

Vorbemerkung. Nichts iſt überflüſſiger, als den alten Streit, ob der Schweizer Dichter Carl Spitteler durch ſein Verhalten während des Weltkrieges ſich undankbar gegenüber Deutſchland gezeigt habe, wieder aufwärmen zu wollen. Was nötig iſt, iſt nur allein eine Gelegenheit zur Selbſtreviſion des Urteils über ihn, frei von jeder Kriegspſychoſe. Darum wird ſein „berüchtigter" Vortrag hier vollſtändig in getreuem Wortlaut zum Abdruck gebracht und gelangt damit nach ſechs Jahren zur allgemeinen, erſtmaligen, öffentlichen Kenntnis in Deutſchland.

Warum iſt das nötig? Weil es deutſche Art iſt, gerecht zu ſein und freimütig einzugeſtehen, falls man ſich geirrt hat. Weil Spitteler auf Grund eines einzigen Satzes noch heute als Nobelpreisträger von Deutſchland in Acht und Bann getan iſt. Den Satz des Anſtoßes über das Einrücken in Belgien kennt Deutſchland, aber es kennt nicht die anderen Worte, die danebenſtehen. Darum weiß es auch nicht, daß *all die Meldungen von angeblichen weiteren ungünſtigen Ausſprüchen Spittelers über Deutſchland Geburten der Kriegspſychoſe waren.* Spitteler hat mir noch neuerdings auf das beſtimmteſte erklärt, daß er während des ganzen Krieges nichts Ungünſtiges über Deutſchland geſagt habe, und wer ihn perſönlich kennt, weiß auch, wie fern ſeinem Weſen Verunglimpfungen liegen. Er iſt ein vornehmer, gütiger Menſch, der abgeklärt über das Treiben der Menſchen lächeln kann, weil ſich ſein Leiden im Schaffen auslöſt.

* Vortrag, gehalten in der Neuen Helvetiſchen Geſellſchaft in Zürich am 14. Dezember 1914. Die Einzelausgabe dieſes Vortrages iſt im Verlag Raſcher & Cie., Zürich, erſchienen.

Spitteler iſt Schweizer und zugleich Dichter, aber kein Politiker. Nur wenn man ſich das klarmacht, verſteht man die Schärfe und zugleich Bildlichkeit ſeiner Formulierung des berüchtigten Vergleiches mit dem Mörder und Einbrecher. Ich betone ausdrücklich, ich mißbillige auch heute noch dieſe klobige ſchweizeriſche Einſeitigkeit, aber ich rechte nicht mit ihr, weil mir deutlich bewußt iſt, Deutſchlands Schuld liegt auf ganz anderem Gebiete. Über den plumpen Verſuch der Entente, Deutſchland die Kriegsſchuld aufzuhängen, lächelt jeder Einſichtige. Schon ſeit 1912 lagerte die Kriegswolke über Europa, die ſich 1914 entlud. Als Deutſchland Ende 1913 noch mit äußerſter Anſtrengung in Petersburg die Kriegsgefahr bannte, war ſich ſeine Diplomatie bewußt, daß es das nächſte Mal nicht mehr gelingen würde. Alle Völker rüſteten, die Franzoſen und Engländer ſprachen längſt offen von einer Teilung Deutſchlands, Frankreich war bereits im Mai für einen bevorſtehenden Krieg gerüſteter als Deutſchland. Darum löſte Deutſchland ſchnell den gordiſchen Knoten, der die europäiſchen Hinterhältigkeiten zuſammenband, indem es losſchlug. Ganz Europa war imperialiſtiſch geſtimmt, auch Frankreich, England, Rußland, Italien, bis zu Serbien und Rumänien. Spitteler hat recht, alle Staaten führen Raubtiere im Wappen.

Aber daß wir Deutſche heute ein gutes Gewiſſen haben können, zeigt die Entartung des franzöſiſchen Imperialismus nach dem Kriege. Mit dieſer Art des Imperialismus hat deutſches Weſen nichts zu tun. Deutſch ſein, heißt jedem das Recht auf eigene Entwicklung zuzugeſtehen. — Unſere Schuld liegt auf einem anderen Gebiete, wir hatten keine Idee, für die wir über unſer nationales Empfinden hinaus kämpften, wir hatten uns wider unſere Natur als ganzes Volk in die materialiſtiſche Erweichung Europas mit hineinziehen laſſen. — Unſere Aufgabe iſt aber, wie es einſt Maeterlinck ausdrückte, Europas Gewiſſen zu ſein.

Wir ſind trotz unſerem tragiſchen Schickſal des Erliegens noch mitten in einem materialiſtiſchen Zerſetzungsprozeß. Die Menge hofft auf den großen Führer, der den Neuaufbau in die Hand nimmt, ſtatt daß ein jeder ſelbſt anfängt, ſein Leben auf das Weſen alles Seins, den religiöſen Geiſt, zu ſtimmen. Einer, der ſchon Jahrzehnte vor dem Kriege mit ſeiner inneren Auseinanderſetzung gegenüber dem Materialismus in ſich ſelbſt einſetzte, war Spitteler. Er ſprach in der Zeit des literariſchen Naturalismus bereits von der Muſe als ſeiner „geſtrengen Herrin".

Sollte Deutſchland jetzt, wo es „Vorerleber" braucht, nicht nötig haben, auf Spitteler zu hören?

Es iſt an der Zeit, daß ganz Deutſchland Spittelers Führeramt anerkennt. Die neue Jugend hat es bereits getan. E. D.

So ungern als möglich trete ich aus meiner Einſamkeit in die Öffentlichkeit, um vor Ihnen über ein Thema zu ſprechen, das mich ſcheinbar nichts angeht. Es würde mich auch in der Tat nichts angehen, wenn alles ſo wäre, wie es ſein ſollte. Da es aber nicht der Fall iſt, erfülle ich meine Bürgerpflicht, indem ich verſuche, ob vielleicht das Wort eines beſcheidenen Privatmannes dazu beitragen kann, einem unerquicklichen und nicht unbedenklichen Zuſtand entgegenzuwirken. Wir haben es dazu kommen laſſen, daß anläßlich des Krieges zwiſchen dem Deutſch ſprechenden und dem Franzöſiſch ſprechenden Landesteil ein Stimmungsgegenſatz entſtanden iſt. Dieſen Gegenſatz leicht zu nehmen, gelingt mir nicht. Es tröſtet mich nicht, daß man mir ſagt: „Im Kriegsfall würden wir trotzdem wie ein Mann zuſammenſtehen." Das Wörtchen „trotzdem" iſt ein ſchlechtes Bindewort. Sollen wir

vielleicht einen Krieg herbeiwünſchen, um uns unſerer Zuſammengehörigkeit deutlicher bewußt zu werden? Das wäre ein etwas teures Lehrgeld. Wir können es billiger haben. Und ſchöner und ſchmerzloſer. Ich kann jedenfalls in einer Entfremdung nichts Erſprießliches erblicken, vielmehr das Gegenteil. Oder wollen wir, wie das etwa Ausländer tun, die Stimmungsäußerungen unſerer anderſprachigen Eidgenoſſen einfach außer acht laſſen, weil ſie in der Minorität ſind? „Abgeſehen von dem Bruchteil der franzöſiſchen Schweiz, die ganz in franzöſiſchem Fahrwaſſer ſchwimmt . . .“ In der Schweiz ſehen wir von niemand ab. Wäre die Minorität noch zehnmal minder, ſo würde ſie uns dennoch wichtig wägen. Es gibt in der Schweiz auch keine Bruchteile. Daß aber die franzöſiſche Schweiz „ganz in franzöſiſchem Fahrwaſſer“ ſchwimme, iſt ein unverdienter Vorwurf. Sie ſchwimmt ſo gut wie die deutſche Schweiz in helvetiſchem Fahrwaſſer. Das hat ſie oft genug mit aller Deutlichkeit bewieſen. Verbittet ſie ſich doch ſogar den Namen „franzöſiſche“ Schweiz. Alſo ich glaube, wir ſollen uns um das Verhältnis zu unſeren Franzöſiſch ſprechenden Eidgenoſſen freilich kümmern und das Mißverhältnis ſoll uns bekümmern.

Ja, was iſt denn eigentlich vorgefallen?

Nichts iſt vorgefallen. Man hat ſich einfach gehen laſſen. Wenn aber zwei nach verſchiedener Richtung ſich gehen laſſen, ſo kommen ſie eben auseinander, Entſchuldigung liegt vor. Sie heißt: Überraſchung. Wie auf den übrigen Gebieten, ſo hat auch in unſerm Gemüts- und Geiſtesleben die Plötzlichkeit des Kriegsausbruches gleich einer Bombe eingeſchlagen. Die Vernunft verlor die Zügel, Sympathie und Antipathie gingen durch und liefen mit einem davon. Und der nachkeuchende Verſtand mit ſeiner ſchwachen Stimme vermochte das Gefährt nicht aufzuhalten. Beobachte ich übrigens richtig, ſo iſt der Verſtand ſchließlich doch angekommen. Wir ſind jetzt, wie ich glaube und hoffe, in der Stimmung der Umkehr und Einkehr. Damit iſt die Hauptſache gewonnen, das Schlimmſte verhütet. Allein eine gewiſſe Meinungsverwirrung, eine gewiſſe Ratloſigkeit und Richtungsverlegenheit iſt noch vorhanden. Da hinein ein bißchen Ordnung zu ſtiften, iſt die Aufgabe der Stunde, mithin auch meine Aufgabe.

Vor allem müſſen wir uns klarmachen, was wir wollen. Wollen wir oder wollen wir nicht ein ſchweizeriſcher Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politiſche Einheit darſtellt? Wenn nein, wenn jeder ſich dahin mag treiben laſſen, wohin ihn ſeine Privatneigung ſchiebt und wohin er von außen gezogen wird, dann habe ich Ihnen nichts zu ſagen. Dann laſſe man's meinetwegen laufen, wie es geht und ſchlottert und lottert. Wenn aber ja, dann müſſen wir inne werden, daß die Landesgrenzen auch für die politiſchen Gefühle Marklinien bedeuten. Alle, die jenſeits der Landesgrenze wohnen, ſind unſere Nach-

barn, und bis auf weiteres liebe Nachbarn; alle, die diesſeits wohnen, ſind mehr als Nachbarn, nämlich unſere Brüder. Der Unterſchied zwiſchen Nachbar und Bruder aber iſt ein ungeheurer. Auch der beſte Nachbar kann unter Umſtänden mit Kanonen auf uns ſchießen, während der Bruder in der Schlacht auf unſerer Seite kämpft. Ein größerer Unterſchied läßt ſich gar nicht denken.

Wir werden etwa freundnachbarſchaftlich ermahnt, die politiſchen Grenzen nicht ſo ſtark mit dem Gefühl zu betonen. Wenn wir dieſer Ermahnung nachgäben, ſo würde folgendes entſtehen: An Stelle der überbrückten Grenzen nach außen würden ſich Grenzen innerhalb unſeres Landes bilden, eine Kluft zwiſchen der Weſtſchweiz und Südſchweiz und der Oſtſchweiz. Ich denke, wir halten es lieber mit den bisherigen Grenzen. Nein, wir müſſen uns bewußt werden, daß der politiſche Bruder uns näher ſteht als der beſte Nachbar und Raſſenverwandte. Dieſes Bewußtſein zu ſtärken, iſt unſere patriotiſche Pflicht. Keine leichte Pflicht. Wir ſollen einig fühlen, ohne einheitlich zu ſein. Wir haben nicht dasſelbe Blut, nicht dieſelbe Sprache, wir haben kein die Gegenſätze vermittelndes Fürſtenhaus, nicht einmal eine eigentliche Hauptſtadt. Das alles ſind, darüber dürfen wir uns nicht täuſchen, Elemente der politiſchen Schwäche. Und nun ſuchen wir nach einem gemeinſamen Symbol, das die Elemente der Schwäche überwinde. Dieſes Symbol beſitzen wir glücklicherweiſe. Ich brauche es Ihnen nicht zu nennen: die eidgenöſſiſche Fahne. Es gilt alſo, näher als bisher um die eidgenöſſiſche Fahne zuſammenzurücken und dementſprechend denen gegenüber, die zu einer andern Fahne ſchwören, auf die richtige Diſtanz abzurücken; konzentriſch zu fühlen ſtatt exzentriſch.

Ohne Zweifel wäre es nun für uns Neutrale das einzig Richtige, nach allen Seiten hin die nämliche Diſtanz zu halten. Das iſt ja auch die Meinung jedes Schweizers. Aber das iſt leichter geſagt als getan. Unwillkürlich rücken wir nach einer Richtung näher zu dem Nachbarn, nach anderer Richtung weiter von ihm weg, als unſere Neutralität es erlaubt.

Den Weſtſchweizern droht die Verſuchung, ſich zu nahe an Frankreich zu geſellen, bei uns iſt es umgekehrt. Sowohl hier wie dort iſt Mahnung, Warnung und Korrektur nötig. Die Korrektur aber muß in jedem Landesteil von ſich aus, von innen heraus geſchehen. Wir dürfen nicht dem Bruder ſeine Fehler vorhalten; das führt nur dazu, daß er uns mit unſern Fehlern bedient, am liebſten mit Zinſen. Wir müſſen es daher unſern welſchen Eidgenoſſen vertrauensvoll anheimſtellen, aus ihren eigenen Reihen die nötigen Ermahnungen laut werden zu laſſen, und uns einzig mit uns ſelber befaſſen.

Das Diſtanzgewinnen iſt für den Deutſchſchweizer ganz beſonders ſchwierig. Noch enger als der Weſtſchweizer mit Frankreich iſt der

Deutſchſchweizer mit Deutſchland auf ſämtlichen Kulturgebieten verbunden. Nehmen wir unter anderm die Kunſt und Literatur. In wahrhaft großherziger Weiſe hat Deutſchland unſere Meiſter aufgenommen, ihnen den Lorbeer gezollt, ohne einen Schatten von Neid und Eiferſucht, ja ſogar dieſen und jenen über die Heimiſchen erhoben. Unzählige Bande von geſchäftlichen Wechſelbeziehungen, von geiſtigem Einverſtändnis, von Freundſchaft haben ſich gebildet, ein ſchönes Eintrachtsverhältnis, das uns während der langen Friedenszeit gänzlich vergeſſen ließ, daß zwiſchen Deutſchland und der Deutſchen Schweiz etwas wie eine Grenze ſteht.

Wollen Sie mich als Beiſpiel und Rebus annehmen? Ich glaube, mancher von ihnen kann mir nachfühlen. Es gab in meinem Leben eine Periode, die Periode der edlen Jugendtorheiten, da ich über den Rhein nach dem unbekannten, ſagenhaften Deutſchland ſehnſüchtig wie nach einem Märchenlande hinüberblickte, wo die Träume ſich verwirklichen, wo die Geſtalten der Poeſie verkörpert im hellen Sonnenſchein herumwandeln: die edlen treuherzigen Jünglinge der Romantiker, die ſinnigen Jungfrauen des Volksliedes, wo die Leute im täglichen Leben ähnlich reden, wie unſere Klaſſiker ſchrieben, wo Berg und Tal, Hain und Quell uns mit Heimataugen grüßen. Das waren freilich naive kindliche Vorſtellungen. Aber heute, wo ich längſt weder naiv noch kindlich mehr bin: heute blüht mir Sympathie und Zuſtimmung wie ein Frühling aus Deutſchland entgegen, unabſehbar, unerſchöpflich. Aus den entfernteſten Gauen erwachſen mir Freunde, zu Hunderten, zu Tauſenden. Erſcheine ich zur Seltenheit dort perſönlich, ſo treffe ich auf gutartige, liebenswürdige, wohlwollende, zuvorkommende Menſchen, deren Gefühls- und Ausdrucksweiſe ich unmittelbar verſtehe. Scheide ich von ihnen, ſo nehme ich ſchöne Erinnerungen mit heim und hinterlaſſe meinen warmen Dank.

Meine franzöſiſchen Freunde dagegen kann ich an den Fingern der linken Hand abzählen, ich brauche nicht einmal den Daumen dazu und den kleinen Finger auch nicht. Und die übrigen drei kann ich einbiegen. In Frankreich reiſe ich als ein einſamer Niemand, umgeben von kalter mißtrauiſcher Fremde.

„Nun ja!“ Ja inwiefern „nun alſo“?

Meine politiſche Überzeugung meinen privaten, perſönlichen Freundſchaftsbeziehungen nachwerfen? Aus individuellen Beweggründen einer fremden Fahne, dem Symbol einer fremden Politik, mit offenen Armen jubelnd entgegenfliegen? Oder nimmt etwa jemand daran Anſtoß, daß ein Deutſchſchweizer die Fahne des Deutſchen Kaiſerreiches eine fremde Fahne nennt?

Sagen Sie mir doch, warum ſtehen eigentlich unſere Truppen an der Grenze? Und warum ſtehen ſie an allen Grenzen, auch an der deut-

ſchen? Offenbar, weil wir keinem einzigen unſerer Nachbarn unter allen Umſtänden trauen. Warum aber trauen wir ihnen nicht? Und warum wird das Mißtrauen von unſern Nachbarn nicht als beleidigend empfunden, ſondern als berechtigt anerkannt? Deshalb, weil eingeſtandenermaßen politiſche Staatengebiete keine ſentimentalen und keine moraliſchen Mächte ſind, ſondern Gewaltmächte. Nicht umſonſt führen die Staaten mit Vorliebe ein Raubtier im Wappen. In der Tat läßt ſich die ganze Weisheit der Weltgeſchichte in einem einzigen Satz zuſammenfaſſen: Jeder Staat raubt, ſo viel er kann. Punktum. Mit Verdauungspauſen und Ohnmachtsanfällen, welche man „Frieden" nennt. Die Lenker der Staaten aber handeln ſo, wie ein Vormund handeln würde, der vor lauter Gewiſſenhaftigkeit alles und jedes für erlaubt hielte, was ſeinem Mündel Vorteil bringt, keine Freveltat ausgeſchloſſen. Und zwar je genialer ein Staatsmann, deſto ruchloſer. (Bitte, dieſen Satz nicht umkehren.) Unter ſolchen Gewiſſensverhältniſſen wäre Empfindlichkeit gegen Mißtrauen allerdings übel angebracht.

Während nun andere Staaten ſich durch Diplomatie, Übereinkommen und Bündniſſe einigermaßen vorſehen, geht uns der Schutz der Rückverſicherung ab. Wir treiben ja keine hohe auswärtige Politik. Hoffentlich! Denn der Tag, an dem wir ein Bündnis abſchlöſſen oder ſonſtwie mit dem Auslande Heimlichkeiten mächelten, wäre der Anfang vom Ende der Schweiz. Wir leben mithin politiſch im Dunkeln, beſtenfalls im Halbdunkel. In Kriegszeiten, wo wir Gefahr wittern, befinden wir uns in der Lage des Bauern, der im Wald ein Wildſchwein grunzen hört, ohne zu wiſſen, kommt es, wann kommt es, und woher kommt es. Aus dieſem Grunde ſtellen wir unſere Truppen rings um den ganzen Waldſaum. Und daß nur ja niemand ſich auf die Freundſchaft verlaſſe, die zwiſchen uns und einem Nachbarvolke in Friedenszeiten waltet. Dergleichen kommt an den leitenden Stellen gar nicht in Betracht. Das ſind Harmloſigkeiten des Zivil. Durch die militäriſche Diſziplin haben heutzutage die Regierungen, zumal die mit den Scheinparlamenten, ihre Untertanen feſt in der Hand, ſamt deren Köpfen und Herzen, und mit den eigenmächtigen Völkerverbrüderungen iſt es aus. Oder können ſie ſich ein Armeekorps vorſtellen, das uns zuliebe den Gehorſam verweigerte: „Gegen die Schweizer marſchieren wir nicht. Denn das ſind Freunde." Vor dem militäriſchen Kommandoruf und dem patriotiſchen Klang der Kriegstrompete verſtummen alle andern Töne, auch die Stimme der Freundſchaft.

Darum ſage jetzt ich: „Nun alſo!" Damit meine ich:

Bei aller herzlichen Freundſchaft, die uns im Privatleben mit Tauſenden von deutſchen Untertanen verbindet, bei aller Solidarität, die wir mit dem deutſchen Geiſtesleben pietätvoll verſpüren, bei aller Trau-

lichkeit, die uns aus der gemeinſamen Sprache heimatlich anmutet, dürfen wir dem politiſchen Deutſchland, dem deutſchen Kaiſerreich gegenüber keine andere Stellung einnehmen als gegenüber jedem andern Staate: die Stellung der neutralen Zurückhaltung in freundnachbarlicher Diſtanz diesſeits der Grenze.

Die nötige Zurückhaltung gegenüber dem deutſchen Nachbar, die uns ohnehin ſchwer fällt, wird uns überdies noch durch mehr oder minder wohlmeinenden Zuſpruch erſchwert. Zunächſt der bekannte Appell im Namen der Raſſen-, Kultur- und Sprachverwandtſchaft. Dieſe müßte ja, ſo wird uns bedeutet, von ſelber zur freudigen Parteinahme mit der deutſchen Sache in dieſem Kriege führen. Als ob es ſich da um Philologie handelte! Als ob nicht ſämtliche Kanonen aller Völker das nämliche greuliche Volapük redeten! Als ob nicht gerade dieſer Krieg die Inferiorität aller Nationalverbände gegenüber dem Staatsverbande predigte! Als ob es eine ausgemachte Sache wäre, daß die Kulturwerte eines Volkes mit ſeiner politiſchen Machtſtellung ſteigen und fallen! — Dann das gefährliche Ziſcheln einer böſen Verſuchung, die uns im Namen der Freundſchaft und des Dankes verführen möchte, etwas zu tun, was ſelbſt die beſte Freundſchaft und der wärmſte Dank zu tun weder verpflichtet noch erlaubt: auf unſere Begriffe von Wahr und Unwahr zu verzichten, jemand zuliebe unſere Überzeugungen von Recht und Unrecht zu fälſchen. — Noch etwas Böſes und Gefährliches: Der Parteinahme winkt unmäßiger Lohn, der Unparteilichkeit drohen vernichtende Strafen. Mit elenden ſechs Zeilen unbedingter Parteinahme kann ſich heute jeder, der da mag, in Deutſchland Ruhm, Ehre, Beliebtheit und andere ſchmackhafte Leckerbiſſen mühelos holen. Er braucht bloß hinzugehen, ſich zu bücken und es aufzuheben. Mit einer einzigen Zeile kann einer ſeinen guten Ruf und ſein Anſehen verwirken. Es braucht nicht einmal eine unbeſonnene oder verſehentliche Zeile zu ſein. Ein mannhafter, wahrhaftiger Ausſpruch tun denſelben Dienſt. Wir müſſen uns eben die Tatſache vor Augen halten, daß im Grunde kein Angehöriger einer kriegführenden Nation eine neutrale Geſinnung als berechtigt empfindet. Er kann das mit dem Verſtande, wenn er ihn gewaltig anſtrengt, aber er kann es nicht mit dem Herzen. Wir wirken auf ihn wie der Gleichgültige in einem Trauerhauſe. Nun ſind wir zwar nicht gleichgültig. Ich rufe Ihrer aller Gefühle zu Zeugen an, daß wir nicht gleichgültig ſind. Allein da wir uns nicht rühren, ſcheinen wir gleichgültig. Darum erregt ſchon unſer bloßes Daſein Anſtoß. Anfänglich wirkt es unangenehm befremdend, allmählich die Ungeduld reizend, ſchließlich widerwärtig, verletzend und beleidigend. Vollends ein nicht zuſtimmendes Wort! ein unabhängiges Urteil! Der patriotiſch Beteiligte iſt ja von dem guten Recht ſeiner Sache heilig überzeugt und ebenſo heilig von dem ſchurkiſchen Charakter der Feinde. Alles in

ihm, was nicht ſchmerzt, was nicht hofft und bangt, was nicht weint und trauert, knirſcht Empörung. Und nun kommt einer, der ſich neutral nennt, und nimmt wahrhaftig für den Schurken Partei! Denn ein gerechtes Urteil wird ja als Parteinahme für den Feind empfunden. Und kein Verdienſt, kein Anſehen, kein Name ſchützt vor der Verdammnis. Im Gegenteil. Dann erſt recht. Denn dann wird einem neben Untreue und Verrat noch Undank vorgeworfen. Wie im Felde nach den Offizieren, zielt man in den Schreibſtuben nach den berühmten Leuten. Bald gibt es ihrer keinen mehr, der nicht ſchon verketzert und aus irgendeinem Tempel feierlich ausgeſchloſſen worden wäre. Man wird ganz konfus. Man weiß nicht mehr, gereicht man der Menſchheit zur Zierde oder gehört man zum Auswurf. Wie aber können wir ſo gefährlichen Drohungen begegnen? Wer ſchweigen darf, preiſe ſich glücklich, daß er's darf, und ſchweige. Wer es nicht darf, der halte es mit dem Sprichwort: Tue was du ſollſt und kümmere dich nicht um die Folgen. Um unſere neutralen Seelen zu retten, kommen uns ferner Propagandaſchriften ins Haus geflogen. Meiſt überlaut geſchrieben, öfters im Kommandoton, mitunter geradezu furibund. Und je gelehrter, deſto rabiater. Dergleichen verfehlt das Ziel. Es wirkt wenig einladend, wenn man beim Leſen den Eindruck erhält, die Herren Verfaſſer möchten einen am liebſten auffreſſen. Haben denn die Herren die Fühlhörner verloren, daß ſie nicht mehr ſpüren, wie man zu andern Völkern ſpricht und nicht ſpricht? Allen ſolchen Zumutungen gegenüber appellieren wir von dem wild gewordenen Freund an den normalen: friedlich-freundlichen, den wir nach Kriegsſchluß wiederzufinden hoffen, wie überhaupt den geſamten früheren ſchönen, traulichen, unbefangenen Geiſtesverkehr.

Einer entgegengeſetzten Verſuchung hat ſich unſer Landesteil leider nicht genügend zu entziehen gewußt, einer unfreundlichen Geſinnung gegen Frankreich. Ich habe wiederholt aus dem Munde von Franzoſen die ſchmerzlich überraſchte Frage vernommen: „Was haben wir denn den Schweizern zuleide getan?" Wirklich, ich weiß nicht, was ſie uns zuleide getan haben. Wiſſen Sie's? Oder hätten wir einen vernünftigen Grund, Frankreich beſonders zu mißtrauen? mehr zu mißtrauen als jedem andern Nachbarn? Ich kenne keinen. Es handelte ſich auch bei der unfreundlichen Geſinnung keineswegs um vernünftige Gründe patriotiſcher Art, ſondern um inſtinktive Gefühle. Die Äußerungen der inſtinktiven Gefühle aber waren mitunter ſo, daß ich in den erſten Wochen des Auguſt den Wunſch ſeufzte, es möchte neben den milden Feldpredigten einmal ein kräftiger politiſcher Redner unſern Leuten mit Ruß und Salz die Grundſätze der Neutralität einprägen. Nun, das Preßbureau unſeres Armeeſtabes hat ja jetzt das Wort. Und da doch ſo viel von Verwandtſchaft die Rede iſt, ſind wir denn mit den

Franzoſen nicht ebenfalls verwandt? Die Gemeinſamkeit der politiſchen Ideale, die Gleichheit der Staatsformen, die Ähnlichkeit der geſellſchaftlichen Zuſtände, iſt das nicht auch eine Verwandtſchaft? Die Namen „Republik", „Demokratie", Freiheit, Duldſamkeit uſw., bedeuten dieſe einem Schweizer etwas Nebenſächliches? Es gab eine Zeit — ich habe ſie erlebt —, da galten dieſe Namen in Europa alles. Heute werden ſie nahezu als Null behandelt. Alles war zu viel. Null iſt zu wenig. Jedenfalls verachten, nicht wahr? wollen wir Schweizer deswegen die Franzoſen nicht, weil ihnen die Kaiſer, Könige und Kronprinzen gebrechen? Es ſah nämlich faſt ein bißchen danach aus.

Die richtige neutrale Einſtellung zu den übrigen Staaten wäre für uns Deutſchſchweizer eigentlich leicht, da hier die Verſuchungen zur Parteilichkeit wegfallen. Ja! wenn wir nur immer auch als Schweizer fühlten und urteilten! Wenn wir nicht mit fremden Köpfen dächten und mit fremden Zungen ſprächen! Wenn wir uns nicht unſere Meinung vom Auslande ſuggerieren ließen! Die tauſend und aber tauſend geiſtigen Einflüſſe, die tagtäglich von Deutſchland her gleich einem ſegensreichen Nilſtrom unſere Gauen befruchtend überſchwemmen, ſind in Kriegszeiten nur filtriert zu genießen. Eine kriegeriſche Preſſe iſt überhaupt keine erhebende Literatur. Wie Großes auch ſonſt der patriotiſche Rauſch zeitigen möge, auf das Sprachzentrum wirkt er entſchieden ungünſtig. Iſt es überhaupt unumgänglich nötig, die blutigen Wunden, die ein Krieg ſchlägt, noch mit Tinte zu vergiften? Jedenfalls hat, wer für ſein Vaterland ſtirbt, die edlere Rolle, als der für ſein Vaterland ſchimpft. Ich ſage das nicht im Sinne eines Urteils und meine es durchaus nicht überlegen. Wir würden es ja im Kriegsfall nicht anders machen. Ich ſage es bloß als Warnung. Die Feinde des Deutſchen Reiches ſind nicht zugleich unſere Feinde. Wir dürfen uns daher von dem gleichſprachigen Nachbarn, weil wir ſeine Zeitungen leſen, nicht ſeine kriegeriſchen Schlagworte und Tagesbefehle, ſeine patriotiſchen Sophismen, Urteilskunſtſtücke und Begriffsverrenkungen in unſer Heft diktieren laſſen. Und wir haben die Feinde des Deutſchen Reiches, die nicht unſere Feinde ſind, nicht nach der Maske zu beurteilen, die ihnen der Haß und der Zorn aufgeſetzt, ſondern nach ihrem wirklichen Geſicht. Mit andern Worten: Wir ſind als Neutrale den übrigen Völkern die nämliche Gerechtigkeit des Urteils ſchuldig, die wir den Deutſchen gewähren, deren Bild wir uns ja auch nicht in der franzöſiſchen Verzerrung aufnötigen laſſen.

Werfen wir doch einmal auf die Feinde des Deutſchen Reiches einen flüchtigen Blick aus dem eigenen Geſichtswinkel, ohne Brille.

Gegen die Engländer richten, wie Sie wiſſen, die Deutſchen gegenwärtig einen ganz beſondern Haß. Zu dieſem ganz beſondern Haß haben ſie ganz beſondere Gründe, die wir nicht haben. Im Gegenteil. Wir ſind den Engländern zu ganz beſonderem Dank verpflichtet. Denn mehr

als einmal hat uns England in großer Gefahr ſchützend beigeſtanden. England iſt zwar nicht der einzige, aber der zuverläſſigſte Freund der Schweiz. Und wenn man mir entgegenhält „Eitel Egoismus", ſo bitte ich um mehr ſolcher Egoiſten, die uns in der Not beiſtehen. Da täte verſtärkter Geſchichtsunterricht gut. Es muß ja nicht immer nur Sempach oder Morgarten ſein, der Sonderbundskrieg und der Neuenburger Handel gehören ebenfalls zur Schweizer Geſchichte. Einſtweilen erachte ich es für eine der nächſten Aufgaben der Schweizer Preſſe, mit dem aufgeleſenen Gerede von Englands Hinterliſt, das unſer Volk durchſeucht, endlich aufzuräumen. Für Italien im Gegenteil fließt drüben vorderhand lauter Milch und Honig. Falls etwa eines Frühlingstages die Milch plötzlich ſauer werden ſollte, brauchen wir dann nicht mitzugären. Wir führen mit Italien ein eigenes Konto. Bis dato lautet die Bilanz erfreulich. Von Frankreich haben wir bereits geſprochen. Kann ein weſteuropäiſcher Chriſtenmenſch ſeiner Bildung nicht froh werden, ohne vor Rußland einen Kulturſchauder zu bekunden? Ich will mich nicht auf meine eigenen Beobachtungen berufen, der ich doch acht Jahre lang in Rußland gelebt habe. Ich verweiſe auf das Zeugnis der Deutſchen. Mit denſelben Ruſſen, die uns heute ſo aſiatiſch geſchildert werden, die teufliſchen Koſaken inbegriffen, hat ja Preußen nahezu ein Jahrhundert lang in minniglichem Ehebunde geſchwelgt. Und wenn das Bündnis morgen wieder erhältlich wäre ... Und dann verglichen mit den Türken und Bulgaren, den Kroaten, Slowaken uſw.!

Von dem Wert und von der Lebensberechtigung kleiner Nationen und Staaten haben wir Schweizer bekanntlich andere Begriffe. Für uns ſind die Serben keine „Bande", ſondern ein Volk. Und zwar ein ſo lebensberechtigtes und achtungswürdiges Volk wie irgendein anderes. Die Serben haben eine ruhmvolle, heroiſche Vergangenheit. Ihre Volkspoeſie iſt an Schönheit jeder andern ebenbürtig, ihre Heldenpoeſie ſogar überbürtig. Denn ſo herrliche epiſche Geſänge wie die ſerbiſchen hat ſeit Homers Zeiten keine andere Nation hervorgebracht. Unſere Schweizer Ärzte und Krankenwärter, die aus dem Balkankriege zurückkehrten, haben uns von den Serben im Tone der Sympathie und des Lobes erzählt. Aus ſolchen Zeugniſſen haben wir uns unſere Meinung zu bilden, nicht aus der in Leidenſchaft befangenen Kriegspreſſe.

Belgien geht uns Schweizer an ſich nichts, dagegen durch ſein Schickſal außerordentlich viel an. Daß Belgien Unrecht widerfahren iſt, hat der Täter urſprünglich freimütig zugeſtanden. Nachträglich, um weißer auszuſehen, ſchwärzte Kain den Abel. Ich halte den Dokumentenfiſchzug in den Taſchen des zuckenden Opfers für einen ſeeliſchen Stilfehler. Das Opfer erwürgen, war reichlich genug. Es noch verläſtern, iſt zu viel. Ein Schweizer aber, der die Verläſterung der unglücklichen Belgier mitmachte, würde neben einer Schamloſigkeit eine Gedankenloſigkeit

begehen. Denn genau ſo werden auch gegen uns Schuldbeweislein zum Vorſchein kriechen, wenn man uns einmal ans Leben will. Zur Kriegsmunition zählt eben leider auch der Geifer.

Was endlich die Mitentrüſtung über die düſtern Hilfsvölker betrifft: Im Duell allerdings unterſcheiden wir fair und unfair. Allein ein Krieg iſt nicht eine militäriſche Menſur, wie etwa höhere Berufsoffiziere geneigt ſind zu glauben, ſondern ein bitterer Kampf um das Leben einer Nation. Wo es ſich aber um Tod und Leben handelt, wird von jedermann jeder Helfer willkommen geheißen ohne Anſehen der Perſon und der Haut. Wenn ein Einbrecher Sie mit dem Meſſer bedroht, ſo rufen Sie unbedenklich Ihren Haushund zu Hilfe. Und wenn Ihnen der Einbrecher adelig kommen wollte: „Schämen Sie ſich nicht, ein unvernünftiges, vierfüßiges Tier gegen einen Mitmenſchen zu benutzen?“ ſo würden Sie ihm wahrſcheinlich antworten: „Dein Meſſer hindert mich am Schämen“.

Und jetzt die Hauptſache: Unſer Verhältnis zur franzöſiſchen Schweiz. Ich wiederhole: wir hoffen und erwarten, daß dort zum Frommen der Eintracht und zur Wahrung der Gerechtigkeit und der Neutralität eine ähnliche eidgenöſſiſche Kopfklärung geſchehe, wie wir ſie bei uns anſtreben. Eins iſt ſicher. Wir müſſen uns enger zuſammenſchließen. Dafür müſſen wir uns beſſer verſtehen. Um uns aber beſſer verſtehen zu können, müſſen wir einander vor allem näher kennenlernen. Wie ſteht es mit unſerer Kenntnis der franzöſiſchen Schweiz? und ihrer Literatur und Preſſe? Die Antwort darauf möge ſich jeder ſelbſt geben. Man hat immer von neuem das Heil in dreiſprachigen Zeitſchriften geſucht. Einverſtanden. Nur kommt es nicht bloß darauf an, was geſchrieben, ſondern auch was geleſen wird. Ich möchte etwas anderes befürworten: unſere deutſchſchweizeriſchen Zeitungen ſollten, meine ich, ab und zu ihren Leſern ausgewählte Aufſätze aus franzöſiſch-ſchweizeriſchen Zeitungen in der Überſetzung mitteilen. Sie wären es wohl wert. Der andersartige Gedankeninhalt kann uns etwa zur Ergänzung und Erfriſchung dienen. Wir waren gar zu ängſtlich vorſichtlich, nach der einen Richtung. Ein Aufſatz wie „Le sort de la Belgique“ von Wagnière hätte auch uns angeſtanden. Der Stil, ich wage es auszuſprechen, iſt oft geradezu vorbildlich. Ich habe in den letzten Wochen zufällig ein paarmal das „Journal de Genève“ zu Geſicht bekommen, das ich vorher kaum dem Namen nach kannte, alles in allem nicht mehr als ſechs Nummern. In dieſen ſechs Nummern nun traf ich viermal je einen Leitartikel, deſſen literariſche Eigenſchaften mir bewunderndes Staunen abnötigten. Artikel von Wagnière, von Seippel, von Bonnard. Kurz, von Zeit zu Zeit ein Tröpflein Welſch in unſere ernſte Sachlichkeit könnte nichts ſchaden.

Zum Schluß eine Verhaltungsregel, die gegenüber ſämtlichen fremden

Mächten gleichmäßig Anwendung findet: die Beſcheidenheit. Mit der Beſcheidenheit ſtatten wir den Großmächten den Höflichkeitsdank dafür ab, daß ſie uns von ihren blutigen Händeln dispenſieren. Mit der Beſcheidenheit zollen wir dem todwunden Europa den Tribut, der dem Schmerz gebührt: die Ehrerbietung. Mit der Beſcheidenheit endlich entſchuldigen wir uns. „Entſchuldigung? Wofür?“ Wer jemals an einem Krankenbett geſtanden, weiß wofür. Für einen fühlenden Menſchen bedarf es der Entſchuldigung, daß er ſich des Wohlbefindens erfreut, während andere leiden. Vor allem nur ja keine Überlegenheitstöne! Keine Abkanzeleien! Daß wir als Unbeteiligte manches klarer ſehen, richtiger beurteilen als die in Kampfleidenſchaft Befangenen, verſteht ſich von ſelber. Das iſt ein Vorteil der Stellung, nicht ein geiſtiger Vorzug. Ernſte Behandlung erſchütternder Ereigniſſe ſollte ſich eigentlich von ſelber einſtellen, eine leidenſchaftlich heftige, wüſte Sprache ſich von ſelber verbieten. Es hört ſich nicht ſchön an, wenn irgendein Winkelblättchen aus der Sicherheit unſerer Unverletzlichkeit heraus einen europäiſchen Großſtaat im Wirtshausſtil anpöbelt, als handelte es ſich um eine idylliſche Stadtratswahl. Wenn da die Zenſur mit einem Maulkorb beiſpringt, tut ſie ein Werk des Anſtandes. Die Tonart des Jubels und des Hohnes ſollte bei uns unter keinen Umſtänden laut werden. Der Hohn iſt an ſich eine rohe Gemütserſcheinung, wie er denn in den Reihen der Armeen kaum vorkommt. Einzig der Grimm entſchuldigt den Hohn. Dieſe Entſchuldigung geht uns ab. Den Jubel über eine triumphierende Nachricht mögen ſich die Volksgenoſſen des Siegers erlauben, im Gefühl der Erlöſung aus peinlicher Spannung. Wir bedürfen der Entſpannung nicht. Beides: Hohn und Jubel ſind die denkbar lauteſten Äußerungen der Parteilichkeit, ſchon darum auf neutralem Gebiet verwerflich. Überdies ſäen ſie Zwietracht. Wenn zwei vor einer Siegesmeldung ſtehen und der eine darüber triumphiert, der andere darüber trauert, ſo ſchöpft der, der trauert, gegen den, der triumphiert, einen innigen, gründlichen Haß. Ich hatte lange gemeint, der Hohn wäre das Schlimmſte. Es gibt aber etwas noch Schlimmeres: die boshaft kichernde Schadenfreude, die ſich gelegentlich in hämiſchen redaktionellen Zwiſchenbemerkungen und Ausrufen Luft macht. Es gibt Stoßgebete und Stoßſeufzer. Das ſind Stoßrülpſer. Auch der übliche Spott über die lügenhaften Schlachtberichte enthält eigentlich eine Überhebung. Wer lügt in den Schlachtberichten? Nicht dieſe oder jene Nation, ſondern jeweilen der Geſchlagene. Der Sieger hat es leicht, bei der Wahrheit zu bleiben. Daß aber der Geſchlagene klar und deutlich mit lauter Stimme ſeine Niederlage in ganzem Umfange ankündige, darf man billigerweiſe nicht fordern. Denn das geht über Menſchenkraft. Auch wir die Spötter, würden es nicht können.

Und da wir doch einmal von Beſcheidenheit ſprechen, eine ſchüchterne

Bitte: Die patriotiſchen Phantaſien von einer vorbildlichen (oder ſchiedsrichterlichen) Miſſion der Schweiz bitte möglichſt leiſe. Ehe wir anderen Völkern zum Vorbild dienen könnten, müßten wir erſt unſere eigenen Aufgaben muſtergültig löſen. Mir ſcheint aber, das jüngſte Einigkeitsexamen haben wir nicht gerade ſehr glänzend beſtanden.

Die richtige Haltung zu bewahren, iſt nicht ſo mühſam, wie ſich's anhört, wenn man's logiſch auseinanderlegt. Ja! wenn man's im Kopf behalten müßte! Aber man braucht es gar nicht im Kopf zu behalten, man kann es aus dem Herzen ſchöpfen. Wenn ein Leichenzug vorübergeht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuſchauer im Theater vor einem Trauerſpiel, was fühlen Sie da? Erſchütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie ſich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernſtem Schweigen. Nicht wahr, das brauchen Sie nicht erſt zu lernen? Nun wohl: eine Ausnahmegunſt des Schickſals hat uns geſtattet, bei dem fürchterlichen Trauerſpiel, das ſich gegenwärtig in Europa abwickelt, im Zuſchauerraum zu ſitzen. Auf der Szene herrſcht die Trauer, hinter der Szene der Mord. Wohin Sie mit dem Herzen horchen, ſei es nach links ſei es nach rechts, hören Sie den Jammer ſchluchzen, und die jammernden Schluchzer tönen in allen Nationen gleich, da gibt es keinen Unterſchied der Sprache. Wohlan, füllen wir angeſichts dieſer Unſumme von internationalem Leid unſere Herzen mit ſchweigender Ergriffenheit und unſere Seelen mit Andacht, und vor allem nehmen wir den Hut ab.

Dann ſtehen wir auf dem richtigen neutralen, dem Schweizer Standpunkt.

Hermann Häfker / Kloakenbruch*

Sie ſchildern, Herr Richard, mit vielen Beiſpielen, daß die Preisfreigabe nicht ein Sinken, ſondern ein — und zwar vielfach phantaſtiſches — Steigen der Unternehmergewinne und der Preiſe und damit die weitere Verzerrung unſerer Volkswirtſchaft zur Folge hat. Ihre Darſtellung iſt phraſenlos ehrlich. Ihr Gerechtigkeitsgefühl iſt offenbar. Aber wo Sie zur Beurteilung der Verhältniſſe und zu Beſſerungsvorſchlägen übergehen, verläßt Sie das Denken, die Gerechtigkeit und die Ehrlichkeit. Bitte, nehmen Sie mir das nicht übel. Man hat früher geheuchelt, daß Ehrlichkeit und Gerechtigkeit Eigenſchaften jedes bürgerlich zu achtenden Menſchen, jedes Nichtverbrechers, und Denken die Fähigkeit jedes nicht Geiſteskranken ſein müſſe, woraus dann jede Bezweiflung dieſer Eigenſchaften einen „beleidigenden" Sinn

* Eine Erwiderung an Felix Richard („Sintflut", Oktoberheft der „Tat", S. 481 ff.).

bekommt. Dieſe „ſittliche“ Auffaſſung iſt aber ſelber unſittlich. Denkfähigkeit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit ſetzen weſentliche Kenntniſſe und die Schulung in der Verarbeitung dieſer Kenntniſſe voraus. Dieſe weſentlichen Kenntniſſe und dieſe Schulung ſind aber uns allen, in der Volksſchule ſowohl wie auf der Univerſität und in der Literatur, unterſchlagen worden. Wir müſſen ſie uns daher in mühſamer Selbſt- und gegenſeitiger Kritik nachholen. Der Wille zur Ehrlichkeit und die Fähigkeit zu ihr ſind unbezweifelbare allgemeinmenſchliche Eigenſchaften. Aber Wille und Anlage zu Denken, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit ſind noch nicht Ehrlichkeit und Gerechtigkeit ſelbſt.

Ihre Beurteilung der Sachlage läuft darauf hinaus, daß, da auf freiwillige Preisbeſchränkung kein Verlaß iſt, eine erhöhte künſtliche Preisbeſchränkung eintreten müſſe. Das Mittel dazu ſeien Preisprüfungskörperſchaften, deren Tätigkeit ſich auf alle Fabrikate und Waren in jedem Wertzuſtand von ihrem Ausgangspunkt an erſtrecken ſoll. Sie ſchließen mit den zwei Möglichkeiten: „Aufſtieg oder Bolſchewismus“ und ſehen alſo in Ihrem Vorſchlag ein Zubehör des „Aufſtiegs“. Bitte erwägen Sie dagegen die nachfolgenden Gedanken.

I

Es blieb der Geiſtesverfaſſung der heute „herrſchenden“ Kreiſe vorbehalten, die Forderung der Preisfreigabe damit zu begründen und zu bewilligen, daß ſie eine Preisſenkung zur Folge haben würde. Dieſen Blödſinn hätte in normalen Zeiten ſelbſt Karlchen Mießnick belächelt; jetzt werden wir ihn wahrhaftig im Deutſchen Revolutionsmuſeum neben Wilſons auf 14 Punkten balancierendem Weltfrieden und einigen anderen mechaniſchen Jahrmarktswundern leibhaftig beſtaunen. Der Wahnwitz iſt um ſo unglaublicher, als ſelbſt die Vertreter dieſer Verulkung niemals irgendeinen anderen Grund dafür angeführt haben, als die Gutmütigkeit, das „freiwillige Entgegenkommen“ und die „ſittliche Einſicht“ der Erzeuger. Nein doch: der Wahnwitz iſt noch größer. Sie haben ſogar die Wirkung der „freien Konkurrenz“ ins Feld geführt.

Ich habe im Gegenſatz dazu — die Ichform iſt hier die ſtiliſtiſch einfachſte — in großen Arbeiter-, Bauern- und kaufmänniſchen Verſammlungen die Preisfreigabe mit dem ausdrücklichen Hinweis befürwortet, daß ſie unmittelbar ein ungeheures Anſteigen der Preiſe, nämlich bis zum Valutaausgleich und darüber hinaus, zur Folge haben würde. Ich habe die Forderung damit begründet, daß gerade dieſes Preisſteigen zur Weltmarkthöhe der erſte Schritt zur Geſundung unſerer Volkswirtſchaft (nicht unſerer „Valuta“!) ſei, und daß die künſtliche Niederhaltung der Preiſe nichts als ein ungeheurer Betrug und ein fieberhaftes Staatsſchiebertum ſei. Ich habe gleichzeitig — davon unter 2! — gezeigt, daß die Preisfreigabe ſelbſtverſtändlich nur gleichzeitig

mit dem Gegengift einzugeben ſei, und habe auch dieſes angegeben. Merkwürdigerweiſe ohne in dieſen ſämtlichen Ausführungen auch nur einen einzigen Widerſpruch, dagegen den lebhafteſten „Beifall“ in ſämtlichen Arbeiter- und Arbeitsloſen-, Bund der Landwirte- und partei-„nationalen“ Verſammlungen zu erhalten.

Zur Begründung:

Wenn man Preiſe „feſtſetzen“ will, ſo muß man einen Maßſtab dazu haben. Den Maßſtab kann man aber nicht ſelber feſtſetzen, ſondern er iſt eine elementare Größe, mag er auch letzten Endes aus Milliarden menſchlichen Willkürlichkeiten zu einer für jeden Einzelnen unangreifbaren Unwillkür zuſammenlaufen. Worauf dieſer Maßſtab beruht, iſt ein verwickelter weltwirtſchaftlicher Gegenſtand, aber bald dieſer, bald jener Grundzug tritt beſonders klar und maßgebend zutage. Gegenwärtig iſt es die „Valuta“, das heißt die jeweilige Kaufkraft der Mark auf dem Weltmarkte. Auch ſie wird nicht durch ein einfaches Wertverhältnis von Mark und Frank oder Dollar beſtimmt, ſondern durch viele Umſtände; auch iſt ſie weder zeitlich noch räumlich feſt; aber ſie wird täglich ungefähr durch den Börſenausweis ertaſtet. Soweit ſie vom Warenwert des Geldes ſelbſt abhängt, wird ſie weſentlich durch die Golddeckung — die vermutete wirkliche und die vermutlich zu erwartende, das „Vertrauen“ — beſtimmt. Die künſtliche Preisniederhaltung im Inlande wird weſentlich durch erhöhte Reichs- und Gemeindenpapierfälſchung und damit durch ſtändige Valutaverſchlechterung bewirkt. Dies nebenbei.

Der wirkliche Preis iſt aber immer noch das Parallelogramm der Kräfte „Angebot und Nachfrage“. Die aus dem Bedarf hervorgehende Nachfrage begrenzt den Preis nach oben hin, d. h. kein Anbieter erhält mehr für ſeine Ware als der, der den dringendſten Bedarf dafür hat, dafür bieten kann; das Angebot ſaugt den Preis herunter, d. h. je mehr von der betreffenden Ware für den Handel greifbar iſt, deſto mehr iſt der Anbieter an den Mindeſtpreis gebunden, bei dem er wirtſchaftlich zu ſeinem Rechte kommt. (An die Wirkung der Ringbildung und die Verſchönerung der Preisfreigabeſpekulation durch dieſe ſei nur nebenbei erinnert.) Die Auswirkung dieſer beiden Kräfte wird durch den Verkehrsſtand beſtimmt, d. h. ſie ſind nur ſo weit wirkſam, wie die Verkehrsfähigkeit der Ware reicht.

Nun muß ſich der Herr Leſer wirklich an eine Neuigkeit gewöhnen: wir ſtehen im Zeichen des Weltverkehrs. Eines örtlich und zeitlich mit vielen Hemmungen und Unregelmäßigkeiten kämpfenden, im Durchſchnitt aber völlig unverletzten, ja vermehrten Weltverkehrs. Das bedeutet, daß das Parallelogramm von Weltangebot und Weltnachfrage unvermindert in Kraft iſt. Jeder Verſuch, dieſer Weltnaturgewalt einen künſtlichen Preiserniedrigungsmechanismus entgegenzuſetzen, iſt

Schilda, der Erfolg Selbſtbetrug und Selbſtzerſetzung. Die Urſache (wie auch Richard ſehr richtig fühlt): das Herrſch- oder vielmehr Schmarotzerbedürfnis einer Parteiregierung und ihres Schiebergefolges.

Beiſpiele: In Bayern werden Eier zu M 2.— aufgekauft, für ein paar Centimes in der Schweiz verkauft, die Centimes in Deutſchland wieder für M 10.— eingelöſt. Gewinn an einem Ei: M 8.—*.

Oder: Ich verkaufe ein Haus, das im Frieden M 20000 gekoſtet hat, für M 40000 an eine Holländerin. Was hat ſie dafür bezahlt? Noch keine M 2000! Bekomme ich für das Geld kein Haus wieder (z. B. Waiſenkinder bei Erbſchaftsauseinanderſetzung), ſo bin ich dank der vaterländiſchen Preispolitik ein obdachloſer Bettler und eine Laſt der öffentlichen Fürſorge geworden, habe aber trotzdem die Ehre, einige M 1000.— Wertzuwachsſteuer zu bezahlen!

Oder: Automobile, Haare, Lebensmittel, Maſchinen uſw. uſw., alles, was wir zum Aufbau der Volkswirtſchaft, zur Erzeugung unſerer Notdurft nötig hätten, wandert in ununterbrochenem Strome ins Ausland, weil dort die preiserhöhende Nachfrage größer iſt. Im Inlande ſinkt ſie ſtändig — infolge der ſtändigen Preisentwertung der auf den Inlandsabſatz angewieſenen Erzeugniſſe des größten Teils der Arbeitenden.

Mit anderen Worten: die Preisniedrighaltung iſt nichts als der Betrug der Maſſen und die Atemluft des Schiebertums. Wollen wir eine ehrliche Lebensluft bekommen, ſo müſſen wir wiſſen und fühlen und betätigen, was unſere Mark wirklich iſt. Das kann ſelbſt für den Klügſten erſt zum Vorſchein kommen, wenn die Preisfeſtſetzung völlig freigegeben wird. Die Folge iſt natürlich ein ſprungweiſes Heranſchnellen der Inlandspreiſe an die Weltpreiſe, und, kraft eines allgemeinen Geſetzes, darüber hinaus. Nach einigen Schwankungen aber wird der Weltmarktpreis zur oberſten Grenze: wenn die Nachfrage vom Ausland infolge Verſchwinden des Valutagewinns nachläßt, tritt der Inlandsumſatz nach dem Geſetze des geringſten Widerſtandes wieder in ſeine Rechte.

Ja, ſagt wahrſcheinlich Herr Richard, aber bis dahin werden, zumal infolge der plötzlichen Erſchütterung, unzählige „Exiſtenzen" zugrunde gegangen ſein, und es wäre doch jedenfalls wünſchenswerter, dieſen Preisaufgang durch freiwillige Beſchränkung aufzuhalten oder doch wenigſtens in einen beherrſchbaren Fortgang überzuleiten. Aber abgeſehen davon, daß man nicht immer „Exiſtenzen" mit „Exiſtenzformen" verwechſeln ſollte, und es gar kein Unglück wäre, wenn Menſchen, die aus ungeſunden Exiſtenzformen verſchwinden, in geſunden vergnügt wieder auftauchen würden, und eine ſchädliche Wirkung des Preishochgangs wohl für Kühe oder Holzkegel, aber nicht für einſtellungsfähige Menſchen in Frage käme — abgeſehen davon iſt auch eine nicht nur

* Ging ungefähr Februar 1919 durch die Preſſe.

ſcheinbare, ſondern wirkliche Aufhaltung der Entwicklung willkürlich unmöglich. Warum?

Nun, der Landmann, der für ſeine Kartoffeln einen niedrigeren Preis als den erreichbaren anſetzen wollte, müßte doch auch dafür einen Maßſtab haben — einen anderen alſo, als den auf dem Markt ſelbſttätig ſich anzeigenden. Welcher Maßſtab ſollte das ſein? Ich wüßte (abgeſehen von Wohltätigkeitsverſuchen!) nur einen: den eigenen Bedarf. Der Landmann, der Handwerker, der Induſtrielle, der Lehrer, der Arbeiter, der Aktionär und der Rentner, ſie alle könnten ſich fragen: wieviel brauche ich, um ſelbſt leben zu können? Dieſer Betrag, in Geld umgerechnet, muß den Preis meiner im ſelben Zeitraum erzeugten Ware anzeigen; alles darüber hinaus verabſcheue ich als Wucher.

Gut. Dann, Herr Richard, ſtellen Sie bitte einmal feſt, wieviel Sie oder irgend jemand vorausſichtlich „bedarf". Zunächſt: welche Friſt ziehen Sie in Berechnung? Und welche Anſprüche halten Sie für erlaubt? Wagen Sie es, auch an Ihre Zukunft zu denken, Ihre Alters- oder Unfallgebrechlichkeit? Wenn Sie ſechs Kinder haben, dürfen Sie ſich dann mehr berechnen, als wenn Sie Junggeſelle ſind? Sind Erholungsreiſen, Bücher, gute Kleidung, Hausreparaturen, Erſatz abgenutzter Geräte und Maſchinen, iſt für den Arbeiter verbeſſerte, alſo um das fünffache erhöhte Lebenshaltung berechtigtes Bedürfnis? Herr Avenarius, der unermüdliche Schöngeiſt von Blaſewitz, hat ja zu ſeinen vielen Gründungen einen „Bund der Erneuerung" gefügt, zu deſſen Zielen „... freiwilliger Verzicht auf allen für das geiſtige Leben ſchädlichen und für das körperliche Leben unwichtigen Verbrauch ..." gehört. Wie ſchön wäre es, wenn Herr Avenarius einmal die Antwort übernähme auf die Frage, für wen, abgeſehen von den Kriegs- und Revolutionsgewinnlern (zu deren Sammlung ich ihm Glück wünſche), heute überhaupt noch ein „Verzicht" auf irgend etwas mit Geld erreichbares in Frage käme, und welchen Gewinnpoſten er ſich davon für die Volkswirtſchaft verſpräche? Die Millionenmehrheit des deutſchen Volkes hat auf nichts zu verzichten, ſondern hat Rieſenrechnungen an das Daſein aufzuſtellen, und hat nicht die geringſte Veranlaſſung, auf eine Bezahlung dieſer Rechnungen zu verzichten, weil die „anderen" (d. h. die Forderer ſelbſt da, wo ſie ihre eigenen Schuldner ſind), zu dumm ſind oder zu dumm tun, um den überaus einfachen Weg zur Erledigung ihrer Schulden zugleich mit ihren Anſprüchen im glänzendſten Ausmaß zu erfüllen.

Aber abgeſehen von den Magen- und Gemütsbedürfniſſen — der Landmann, der heute ſeinen Hafer zu M 400.— verkauft, um dem kleinen Nachbarn oder dem hungernden Proletarier in der Stadt zu helfen, weiß nicht, ob er ihn nicht im nächſten Monat mit M 1200.— wiederkaufen muß. Über ihm wie über jedem Erzeuger ſteht nicht nur die

Gefahr, ſelber zu leiden, ſondern auch als Erzeuger und damit als Helfer der anderen auszuſcheiden, wenn er auf genügende Rücklagen verzichtet. Politik und Wirtſchaft bauen ſich nicht auf Wohltätigkeit und Edelmut auf, ſondern auf Zweckmäßigkeit im Rahmen der vom Einzelnen zu beherrſchenden Folgen. Denn aller perſönliche gute Wille verbürgen dem „Opferer" nicht, daß auch die andern dieſen guten Willen bewähren, womit erſt der Wille wirklich „gut" wäre; alle perſönliche Preisniederhaltung verbürgt nicht das Wiederaufſtehen der deutſchen Arbeit, die Geſundung der deutſchen Geld- und Schuldenwirtſchaft, die Beſtändigkeit wirtſchaftlicher und politiſcher Verhältniſſe, die Ehrlichkeit und geiſtige Geſundheit der Führer und Macher. So wenig er ſein Geld eſſen kann, ſo beſtimmt er damit rechnen muß, daß es an Kaufkraft beſtändig verliert, bis es zum Tapetenpapier wird, um ſo mehr muß er darauf ausgehen, ſoviel wie möglich davon anzuhäufen, um zuletzt für 1000 M wenigſtens noch ein Brot kaufen zu können, wenn andere zu verhungern angefangen haben.

Das iſt das Geſetz der kapitaliſtiſchen Wirtſchaftsordnung und ihre Sittlichkeit, daß der Einzelne — und um ſo mehr, je zerrütteter die Zeiten ſind — ſoviel wie möglich Mehrwert aufhäufen muß, denn nur der Mehrwert, der Vorſprung vor den andern iſt überhaupt Wert. Wie gegen jedes Geſetz, kann ſich der Einzelne auch gegen dieſes aufbäumen — aus Berechnung, aus Dummheit, aus Furcht vor Drohungen (dieſe und nichts anderes ſind das Bewegende in der heutigen Preisbettelbewegung), aus Heldentum, aus Religion — aber dann wird er, wenn er ehrlich iſt, die Folgerung ziehen müſſen, das Geſetz da zu entwurzeln, wo es lebt: in der Wirtſchaftsordnung ſelbſt. Solange ſie beſteht, iſt ihre Verbeſſerung jene „bürgerliche Ideologie", die „Menſchen zu Engeln machen" möchte, um das Paradies des Schiebertums durch gottſelige Entſagung zu erhalten. Auf Wohltätigkeit und Entſagung iſt das Daſein eines Volkes nicht aufzubauen, ſondern im Gegenteil auf die bedingungsloſe Selbſtſucht denkender, reifer Menſchen.

Aber Richard will die Vernunftwidrigkeit vernünftig machen, indem er ſie zum Zwang, zum Schickſal macht. Das Schickſal ſoll die Preisprüfungskörperſchaft ſein. Nicht die heutige, im Stil der Schmierenkomödie, ſondern eine verflucht ernſte. Ihr ſollen die beſten, geſchäftlich mit allen Hunden gehetzten, kritiſch unbeſtechlichen Köpfe angehören; dazu die Betriebsräte ſelbſt uſw. Herr Richard, woher kommen dieſe Menſchen, woher ihre widernatürliche Weltfremdheit bei unheimlichem Wiſſen und übermenſchlicher Gedankenleſerkunſt, woher ihre Zeit, woher die Mittel, dies neue Millionenheer zu bezahlen — beſſer als das Unternehmertum ſie ſelber bezahlen kann? Nur eine ſo ehrliche Antwort, wie Ihr Aufſatz ſelber iſt, und wir ſind ein Stück weiter in der Löſung der Frage gekommen!

2

Die gedanklich einfachſte Löſung wäre der ſofortige bewußte Übergang in eine nicht kapitaliſtiſche Wirtſchaftsform. Aber die iſt in den Hirnen nicht vorbereitet, und wenn ſie es wäre, ſo würde ſie vielleicht ebenfalls Zwiſchenformen benötigen. Eine Umſtellung ſtatt eines Umſturzes. Vorläufig will man ja nicht, es brennt noch nicht genug; man will es alſo kapitaliſtiſch probieren.

Auch gut. Die Gemeinwirtſchaft iſt ein Übergang, der am Anfang auf dem Geleiſe der Weltgeldwirtſchaft noch ein gut Stück weiter läuft. Der Kapitalismus, heute zu Ende gedacht, und folgerichtig durchgeführt, iſt ſchon „Kommunismus"! Wie ſähe denn dies Zuendedenken aus?

Nun, zunächſt doch wohl mal ein furchtloſes Wiedereinfügen der deutſchen Volkswirtſchaft in die Weltwirtſchaft. Alſo: Freigabe der Preiſe und des Güterverkehrs im In- und Ausland auf der Grundlage des Weltmarktpreiſes. Folge: ein ſprunghaftes Anſpringen der Preiſe um das Zehnfache und mehr. (Der Beweis, daß dies auch das Mittel iſt, übergeſprungene Preiſe auf die natürliche Höhe zurückzuzwingen, iſt im vorigen ſchon enthalten.)

Mit dem Steigen der Preiſe iſt der Vorgang aber noch nicht erledigt, und es kommt nun darauf an, die Bewegung nicht an dieſem Punkte in erneutes Stocken geraten zu laſſen. Wenn die Preiſe ſteigen, müſſen auch die Löhne ſteigen, die ja nichts ſind als Preiſe von der anderen Seite geſehen. Ohne Vernunft würde alſo das Steigen der Preiſe eine Entfachung ungeheuerlicher Lohnkämpfe bedeuten, die alles zu Gewinnende in Frage ſtellen würden, weil ſie eine furchtbare Ableitung der Erzeugungskräfte auf ein gänzlich unfruchtbares Gebiet bedeuten würden. Die deutſche Volkswirtſchaft würde ein Feld wahnwitzigen Wettlaufs um den Vorteil zwiſchen Lohngebern und Lohnnehmern werden.

Das Mittel dagegen iſt einfach: An Stelle der feſten Lohnzahlung (einſchließlich aller anderen Entgeltungen, wie Arbeitsloſenunterſtützung, Altersrenten uſw.) tritt der „Gleitende Lohn". Ob mit oder ohne Abſtufungen nach „Leiſtungen" iſt vorläufig gleichgültig. Der feſte Punkt der Volkswirtſchaft wird: alle Entgeltungen folgen ſelbſttätig von Woche zu Woche der auf wiſſenſchaftlicher Grundlage nach Maßgabe des jeweils verfügbaren Gütervorrats feſtzuſtellenden für alle dem Grunde nach gleichen Höhe der jeweiligen Lebensunterhaltungskoſten.

Im Augenblick dieſer Tat tritt die innere Beruhigung der deutſchen Volkswirtſchaft ein. Ob die Preiſe hoch oder niedrig lauten, iſt völlig gleichgültig geworden, da ſie durch die Einnahmen ſelbſttätig gedeckt

werden. Alle auf dem Beweggrund des Vorteils vor den Volksgenoſſen beruhende Preisſchwankung fällt aus. Die Volkswirtſchaft iſt nicht mehr eine Auseinanderſetzung mit den im Volke wütenden Kampf-, Übervorteilungs- und Ausbeutungsbeſtrebungen, ſondern nur noch eine Auseinanderſetzung der deutſchen wirtſchaftlichen Kraft mit der des Auslandes. Dieſem Auslande tritt aber die deutſche Volkswirtſchaft nicht mehr als ein Chaos von Millionen einander widerſtreitenden Kräften gegenüber, ſondern als eine einheitliche, ungeheure, weltzwingende Macht.

3

Nicht, um es zu unterſchlagen, ſondern um die Auseinanderſetzung nicht zu ſehr zu zerſtreuen, mache ich nur einen kurzen Hinweis auf die weiteren Folgen, die dem Stichwort folgen würden. Mit der Grundmaßregel „Preisfreigabe und Gleitlohn" wäre eine unaufhaltſame Weiterentwicklung eingeleitet, deren Sinn nichts anderes wäre als: „Gemeinwirtſchaft". Mit dem Aufhören des Gewinnwettlaufs im Innern fiele der Sinn unſerer Geldwirtſchaft im Innern, reine Bedarfswirtſchaft würde ſie innerhalb der nun in Erſcheinung tretenden ſeeliſchen Grenzen weiter und weiter verdrängen. Mit der Bedarfsſicherung fiele die private Erſatz- (Geld-) Aufſpeicherungswirtſchaft. Mit der Ausſchaltung der Übervorteilungsmöglichkeit fiele das Angſtgeſpenſt der „Zentraliſation" in jedem Sinne: der Verbündungsgedanke träte an die Stelle, und mit ihm ſein Wertinhalt: die menſchliſche Selbſtbeſtimmung und Selbſtverantwortung aller. Mit dem Geldnebel fiele der Schleier vom Weſen des volkswirtſchaftlichen Gutes: die Arbeit würde von allen wieder als die einzige Quelle aller Werte das einzige volkswirtſchaftliche Gut erkannt.

Mit der Bedarfswirtſchaft fiele die Schuldenwirtſchaft: das Papiergeſpenſt der Hunderte von Milliardenſchulden, die auf deutſch nichts anderes heißen als: wir haben für Milliardenwerte Vorräte gehabt, die Vorräte ſind verbraucht, wir haben keine andere Sorge als die, die die fröhliche Sorge des Menſchengeſchlechtes von jeher war: ſie neu zu ſchaffen.

Mit der deutſchen Wirtſchaftseinheit wäre der Anfangskriſtall der Weltwirtſchaftseinheit geworfen. Die Übermacht der deutſchen Wirtſchaftsform zwänge die anderen Völker zur Umſchmelzung ihrer eigenen. Die vielberufene Weltrevolution wäre eingeleitet durch das einzige, was ſie einleiten kann, die vorbildliche und überzeugende Tat. Vorläufig wäre die deutſche Weltmacht verzehnfacht wiederhergeſtellt; unſere Verpflichtungen gegen das Ausland wären ein Kinderſpiel geworden.

Wir würden mit einem Male wieder entdecken, daß die Sonne ſcheint, und daß die Felder Korn tragen, wie ſie es immer getan haben.

4

Herr Richard aber wird lächeln, vielleicht milde, vielleicht ingrimmig. Es wird ihm aber gar nichts helfen, milde oder ingrimmig von Utopien oder Ideologien zu murmeln. Für ſolche Phraſen iſt auch er zu ehrlich. Er hat vielmehr zu beweiſen:

1. Es geht beſſer, es geht überhaupt nach ſeinem (Richards) Rezept;
2. was ich oben ausgeführt habe, iſt Unſinn. Es genügt zum Beweis eine einzige Unrichtigkeit in der Kette meiner Darlegungen;
3. es ginge ſchon, aber es geht nicht. Nämlich: gedanklich iſt alles richtig, aber die Hirne ſind nicht dazu eingeſchult;
4. alſo muß man das Richtige falſch und das Falſche richtig nennen, und alle Kraft für das Falſche und gegen das Richtige einſetzen. Das Ergebnis wird ein erträgliches ſein, nämlich ...

Punkt 1 und 2 beſtreite ich bis zum Gegenbeweis. Punkt 3 iſt richtig, aber leicht umzuwandeln: ſetzen wir an Stelle von „es geht nicht" „es wird aber gehen". Wenn wir nämlich 4. beharrlich und mit unverſchämter Lautheit das Richtige richtig und das Falſche falſch nennen, für das Richtige ſelbſt mit ausſichtsloſer Stimmenminderheit und Vereinſamung eintreten und das Falſche ebenſo um jeden Preis bekämpfen. „Geht" es dann auch nicht, ſo ſind wir wenigſtens nicht ſchuld daran.

Das nenne ich „das Opfer der Führerſchaft" bringen und das Würfelſpiel „Aufſtieg oder Bolſchewismus" wagen. Das aber, was Herr Richard „Sintflut" nennt, dieſer Zuſammenbruch alles Denkens und Wollens vor toten Umwelterſcheinungen, nenne ich Kloakenbruch: das ſtinkende Sichergießen des jauchehaft zerſetzten Denkvermögens eines betrogenen und betrügeriſchen Geſchlechts. Nur wünſche ich, mein Schickſal nicht an deſſen „Glück" und Hirnerweichung zu ketten.

Anhang:

„Forderungen der Bremer Erwerbsloſen"

An Arbeiter und Bürger, alle erwerbstätigen Volksgenoſſen Bremens und ganz Deutſchland!

Januar 1920

1. Die Erwerbsloſenhilfe iſt eine Angelegenheit des ganzen Volkes und nur im einheitlichen Vorgehen mit dieſem zu löſen.
2. Die von vollem oder teilweiſem Erwerbsmangel betroffenen Perſonen ſind nicht ſchuld daran, ſondern Schuld iſt allein die Geſamtheit, die den Weg zur werteſchaffenden Arbeit nicht freigeben will und lieber die ganze Volkswirtſchaft dem Schiebertum und dem Bankrott preisgibt, als auf die Vorrechte der Schieber und Ausbeuter verzichtet.
3. Pflichtmäßige Arbeit kann nur gefordert werden, wenn die Arbeit

nach den Forderungen der Arbeitswiſſenſchaft organiſiert iſt oder wenigſtens dieſe Organiſation in Angriff genommen wird und den Arbeitern der volle Ertrag ihrer Arbeit gleichmäßig nach Bedarf ohne Unterſchied von ſog. Arbeitnehmern und Arbeitgebern unter Ausſchluß von Ausbeutung und Herrentum geſichert iſt.

4. Die Feſtſtellung des Grades der Arbeitsfähigkeit ſoll von einem von den Erwerbsloſen anerkannten Ausſchuß arbeitswiſſenſchaftlich geſchulter Fachleute unter Zuziehung von Vertrauensleuten der Erwerbsloſen unabhängig von Arbeitgeberintereſſen in öffentlichem Verfahren feſtgeſetzt werden.
5. Betriebe, in denen die Arbeit in dieſem Sinne gehandhabt wird, müſſen als vollwertig gelten, auch ſolange ihr Ertrag den Beteiligten noch nicht den Lebensbedarf ſichert.
6. Solange die Geſellſchaft nicht Arbeit zu vollem Ertrage beſchaffen kann, iſt ſie verpflichtet, auf kapitaliſtiſchem Wege, d. h. auf Koſten der Arbeitgeber oder des Staates, allen, gleichviel ob Erwerbenden oder Erwerbsloſen, den gleichen Anteil an den für den Lebensbedarf verfügbaren Gütern zu ſichern.
7. Es muß daher gefordert werden, daß alle Löhne ſowohl wie Unterſtützungen nicht nach einem feſten Satze, ſondern in ſtändiger Bewegung je nach den ſtatiſtiſch feſtzuſtellenden Lebensunterhaltskoſten berechnet werden.
8. Die Erwerbsloſenunterſtützung ſoll gleich dem Betrag der jeweiligen Koſten des Lebensunterhaltes abzüglich des tatſächlichen Erwerbes des Bedürftigen und der von ihm abhängigen Perſonen berechnet werden.
9. Lebensmittel, Heizſtoffe und Kleidung ſollen für das Staatsgebiet Bremen gemeinſchaftlich in Natur an alle gleichmäßig nach Bedarf unter Verrechnung der Löhne und Unterſtützungen verteilt werden.
10. Hierauf ſoll die Freigabe der Preisbildung für alle Waren entſprechend dem Weltmarktwerte der Mark zwecks Ausſchaltung des Schiebertums und Valutaausgleichs erfolgen.
11. Die Erwerbsloſenunterſtützung ſoll für Männer und Frauen gleich und nach der Zahl der Familienmitglieder dem Bedarf entſprechend abgeſtuft werden.
12. Der Staat ſoll gemeinwirtſchaftlich-genoſſenſchaftliche Arbeitsunternehmungen auf arbeitswiſſenſchaftlicher Grundlage durch unentgeltliche Beſchaffung der nötigen Kulturflächen, Räume, Werkzeuge, Maſchinen, Rohſtoffe und Betriebsmittel fördern ſowie ſeine Anſtalten und Einrichtungen und die von den Beteiligten ſelbſt zu ſchaffenden Einrichtungen, Schulen und Lehrkräfte in den Dienſt der Sache ſtellen und entſprechend ausſtatten.

13. Als Norm für die heutige Erwerbsloſenunterſtützung iſt für die augenblicklichen Verhältniſſe (Januar 1920) für völlig Erwerbsloſe zu fordern (nach Silbergleit, Statiſt. Amt Berlin und Stadt Solingen):

Familie von 4 Perſonen, davon 2 Kinder:

tägliche Lebensmittel	M 22.—
ſonſtige Ausgaben	M 3.30
	M 25.30

hiernach zu berechnen:

erſte erwerbsloſe Perſon	1/2	= M 12.65
jede weitere Perſon	1/4	= M 6.35
Kinder je	1/8	= M 3.15

14. Für die Erfüllung dieſer Forderungen der Bremer Erwerbsloſen und Arbeiter iſt nur der Staat Bremen verantwortlich. Doch ſollen alle Erwerbsloſen und Lohnkämpfer in Deutſchland zur Erhebung der gleichen Forderungen und Solidarität mit den Bremer Arbeitsloſen aufgefordert werden. Auch ſollen alle wirtſchaftlichen und politiſchen Körperſchaften des arbeitenden Volkes und ihre Preſſe dafür eintreten und Aufklärung darüber verbreiten.

Schlußwort von Felix Richard

Ihre Forderung, Herr Häfker, daß die durch die Preisfreigabe herbeigeführte Steigerung unſerer Preiſe bis zum Valutaausgleich und darüber hinaus uns Rettung bringen kann, iſt bereits durch die Wirklichkeit überholt, denn, wie auch in meinem Artikel „Sintflut" näher ausgeführt, ſind dieſe ſchon über den Weltmarktpreis hinausgeklettert. Wir ſind in vielen Artikeln heute auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrenzfähig. Das iſt ganz natürlich, wenn man die Preisſteigerung ſeit 1914 bei uns und in anderen Ländern vergleicht. Die Kleinhandelspreiſe waren Mitte 1920, verglichen mit 1914, höher als bei uns:

	in England	bei uns
für Nahrung etwa	162 Proz.	995 Proz.
„ Kleidung etwa	330 „	1240 „
„ Wohnung etwa	15—20 „	20 „
„ Kohle	135 „	1560 „
„ Glas	85 „	780 „

Daß wir überhaupt auf dem Weltmarkt noch mitreden können, verdanken wir, ſo eigenartig es klingen mag, einzig und allein unſerer ſchlechten Valuta. Und dieſe enorme Steigerung wollen Sie noch ins Ungemeſſene fortſetzen und erhoffen davon Beſſerung? Das wird ſogar Ihnen bei ruhiger Überlegung abſurd vorkommen. Sie laſſen ſich durch den Beifall in den Verſammlungen der Arbeiter und Arbeitsloſen,

des Bundes der Landwirte und der Parteinationalen betören. Darf ich dieſen Beifall auf ſeine wirklichen Urſachen zurückführen? Sie geben als weiteres Allheilmittel die gleitenden Löhne und Gehälter. Der Arbeiter und Arbeitsloſe hört nur dieſe Botſchaft, während ſich die anderen Klaſſen an den noch höheren Preiſen begeiſtern. Letztere haben allen Grund, die prachtvolle Begründung, die Sie ihnen für ihren Preiswucher geben, zu bejubeln. Für Sie gibt es nur zwei Schichten: werktätige Bevölkerung, wozu Sie vielleicht noch die Beamten und Penſionsempfänger rechnen, und Unternehmer. Für dieſe wollen Sie ſorgen, ohne zu bedenken, welch ungeheures weiteres Elend Ihr Syſtem für alle übrigen bedeuten würde, welche bei der gleitenden Entlohnung und Preisſteigerung der eigenen Erzeugniſſe leer ausgehen. Beiſpielsweiſe die kleinen Rentner. Haben dieſe kein Recht zum Leben? Und wie denken Sie ſich die Kalkulation des Fabrikanten und Kaufmanns bei einer wöchentlichen Feſtſetzung der Höhe der Löhne und Gehälter? Oder nehmen Sie an, daß dann die Gewinne derart ſein werden, daß ein Mehr oder Weniger der Löhne und Gehälter keine Rolle mehr ſpielt? Und wie wollen Sie den Sinn des Unternehmertums ändern, welches ſich jetzt ſchon jeder geringfügigen Lohnerhöhung widerſetzt und von Abbau ſpricht? Hat doch kürzlich ſogar ein Sozialdemokrat allen Ernſtes den Vorſchlag gemacht, die Finanznot durch Herabſetzung aller Beamtengehälter um 50 Proz. zu beheben. Aber ſelbſt wenn Ihre Theorien — ich bitte dies nicht als Phraſe zu betrachten — durchführbar wären, ſo vermiſſe ich doch in Ihren Ausführungen die geringſte Andeutung, wie Sie ſich den Übergang denken. Und ohne Übergang, das werden Sie ſelbſt zugeben, laſſen ſich Ihre Pläne keinesfalls verwirklichen. Deshalb ſollten Sie die Vorſchläge, die ſich aus meinen kritiſchen Betrachtungen in meinem Artikel „Sintflut" von ſelbſt ergeben, nicht ohne weiteres mit einer Handbewegung abtun, ſondern verſuchen, den ihnen fehlenden Übergang darin zu finden. Daß ſelbſt bei Durchführung meiner Vorſchläge die Entwicklung nicht in dem von Ihnen geſchilderten Paradieſe enden wird, bleibt trotzdem meine Überzeugung.

Deutſchland iſt ein Trümmerhaufen. Haben Sie ſchon einmal beim Aufräumen einer Brandſtätte zugeſehen? Je ſchlimmer das Chaos, je ſyſtematiſcher müſſen die Aufräumungsarbeiten und der Wiederaufbau unter Verwendung der etwa vorhandenen Trümmer erfolgen. Die Löſung der Finanzfrage, die Ausſchaltung des Schieber- und Wuchertums, der Preisabbau und der Ausbau der Rechte der Arbeitnehmer ſind zunächſt das Dringendſte für Deutſchland. Ich fordere zur Linderung der Finanznot und als gerechten Ausgleich für die ſteuerlich bis zum letzten Pfennig herangezogenen Feſtbeſoldeten die ſteuerliche Erfaſſung aller Gewinne von Induſtrie, Handel und Landwirtſchaft durch Bücherkontrolle beamteter Reviſoren und erfahrungsgemäß zu beſtimmende

Umlagen auf die bewirtſchafteten Flächen, ſowie Beſchränkung der Dividenden der Erwerbsgeſellſchaften und Wegſteuerung aller Uebergewinne. Ich fordere zur Ausſchaltung des Schieber- und Wuchertums Anmeldung der Gewerbezweige und entſprechende Kontrolle der Verſandpapiere und Warenſendungen. Ich fordere als Mittel zum Preisabbau das Verbot aller Preisfeſtſetzungen durch Syndikate und Verbände und Mitwirkung der ſinngemäß erweiterten Betriebsräte bei der Kalkulation aller Waren. Wohlverſtanden durch die Betriebsräte, alſo Angeſtelltenvertretungen, und nicht, wie Sie fälſchlicherweiſe aus meinen unzweideutigen Worten herausleſen, durch Neuſchaffung außerhalb ſtehender Körperſchaften, die doch ihren Zweck verfehlen würden. Je größer und alſo auch einflußreicher für den Markt ein Betrieb, um ſo geeignetere Kräfte wird er für dieſen Zweck zur Verfügung haben. Das bedeutet aber von ſelbſt einen Schritt weiter auf dem nicht mehr zu umgehenden Wege, den Arbeitnehmern ein Mitbeſtimmungsrecht nicht nur auf ſozialpolitiſchem Gebiet und in Fragen des Arbeitsverhältniſſes, ſondern auch in wirtſchaftlichen und wirtſchaftspolitiſchen Fragen einzuräumen.

Und wegen dieſer Forderungen verläßt mich das Denken? Vielleicht weil ſie nicht ſo weitgehend ſind, wie die Ihrigen? Ganz abgeſehen davon, daß ſie nur der Anfang und nicht das Ende der Entwicklung ſein ſollen, betrachte ich gerade dieſes ſchrittweiſe Vorgehen bei der Umſtellung eines Millionenvolkes auf eine neue Gedankenwelt als den größten Vorteil.

Ich bitte, meine vorſtehenden Ausführungen keineswegs als erſchöpfend zu betrachten, da mich der zur Verfügung ſtehende Raum zu betrüblicher Kürze zwingt. Scheiden ſich unſere Meinungen, ſo wollen wir uns doch darüber klar ſein, daß jede Neuerung, mag ſie ausgehen von wem ſie will, auf den hartnäckigen Widerſtand der jetzigen Führer unſeres Volkes ſtoßen wird. Ehe eine Reform beginnen kann, müſſen ſie das Feld geräumt haben. Doch darüber an anderer Stelle dieſes Heftes!

Umſchau

Herkules, der Stallreiniger Der Univerſitätsprofeſſor J. Plenge in Münſter, mit dem ich mich ſchon im vorigen Heft beſchäftigen mußte, mimt fortgeſetzt die Rolle des Herkules weiter, der den Augiasſtall der „Verblüherung“ reinigt. Es wäre eine helle Freude, wenn jetzt in Deutſchland gerade ein Mann, der berufsmäßig die Jugend zu lehren hat, als reinigender Herkules gegen die Zerſetzungserſcheinungen, die von der älteren Generation auf ſie übergingen, aufträte, aber Gott bewahre das deutſche Volk vor Pſeudo-Herkuleſſen,

halb Hausknecht halb alte Tante. Wollte ich mich Herrn Plenges Ton bedienen, ſo würde ich ſagen, ſolche Zwittergebilde ſind eine wahre „Affenſchande“ in jetziger Zeit, wo wir Männer und keine aufgeblaſenen Pſeudos brauchen. Aber die Würde der geiſtigen Berufe hat den unflätigen Schimpfton mittelalterlicher Gelehrtenpamphlete nun ſeit vier Jahrhunderten überwunden, und ich überlaſſe gern Herrn Plenge den Ruhm, ihn wieder aufzuwecken.

Den „Hausknechtſtil“ verrät jede Zeile der Polemik ſeines „Antiblüher“. Ich führe aufs Geradewohl ein paar Zeilen als Stilblüte an:

„Aber nun ſehe ich den Affen (d. h. Blüher!) grinſen und höre ihn kreiſchend triumphieren: Das alles iſt ja die Praxis für mich. Ich kenne Onanie uſw. praktiſch. Und aus dieſer praktiſchen Kenntnis kann ich behaupten, daß erſt aus ſolcher Praxis ein echter männlicher Männerbund beſteht.

Bleib in der Ecke, Affe. Die Praxis kann man dir vergeben. Freue dich ihrer, wenn du magſt. Aber man kann die Tatſachen prüfen, die du uns vorſetzt, und dich durch deine eigenen Beweiſe widerlegen.“

Das geiſtige Niveau der „Tante“ verrät ſich erheiternd in folgendem Brief: „Münſter i. W., 1. Nov. 1920. Kurz bevor Ihr Brief vom 26. 10. hier eintraf, wurde mir die Geſchichte von dem bei Ihnen gefeierten Sympoſion erzählt. ‚Blüher als Plato, Eugen Diederichs als Agathon.‘ Sie wiſſen, Agathon war ein ſchöner Dichterjüngling. Sie ſind ein alter Mann, bei dem eine ſolche Aufmachung mehr als peinlich berühren würde, auch wenn es ſich bei dieſer Art Komödie nicht um den durch meine Schrift gekennzeichneten Blüher handelte. So fehlen überhaupt die Worte zur Kennzeichnung des Vorganges.

Sie wiſſen, in welchem Maße Sie ſich, ich will ſagen in vorübergehender Verwirrung Ihres ſittlichen Urteils, für Blüher eingeſetzt haben, und Ihre eigene geſchäftliche Reklame für Blüher iſt Ihnen ja auch bekannt. Sie brauchen ſie nur einmal abzudrucken, um meine ganzen Ausführungen für die geſamte Öffentlichkeit von neuem aufs Beſte zu beweiſen. Ich werde gegebenenfalls auf der Erörterung der geſamten Reklame beſtehen. (Ich auch. E. D.!)

Sittliche Umkehr iſt notwendig. Wenn Sie Ihren Fehlgriff öffentlich ehrlich anerkennen, können Sie den Schaden, den Sie, wie ich hoffe, unabſichtlich angerichtet haben, zu einem Teil wieder gut machen. Die Ausgabe des 3. Tauſend meines ‚Antiblüher‘ ſteht bevor. Wenn ich im Vorwort mitteilen kann, daß Sie Ihre Blüherſchriften mit entſprechender Erklärung aus dem Buchhandel zurückziehen, und den Reſtbeſtand vernichten laſſen, wäre das Anſehen Ihres Verlages gerettet. Drahten Sie mir alſo umgehend den entſprechenden Entſchluß, weil es ſonſt zu ſpät wird. Ein ſolcher Beweis ehrlichen Bedauerns würde überall mit Befriedigung aufgenommen werden.

Ich kann Ihnen leider nicht verhehlen, daß in den mir zugegangenen Briefen das äußerſte Erſtaunen darüber zum Ausdruck kommt, daß Sie an den Blüherſchriften verdienen mögen und daß mir in dieſem Sinne die herzliche Genugtuung ausgeſprochen wird, daß Sie ‚an den Pranger geſtellt ſind‘. Sie erſehen, wie die Lage ſteht und auf weſſen Seite das gebildete Deutſchland bei einer weiteren öffentlichen Erörterung zu finden ſein wird. Sie wiſſen auch, was das für Sie bedeutet.“

Ich verzichte darauf, noch andere Briefe von ähnlicher Geiſteshöhe abzudrucken. Die Leſer werden aber verſtehen, daß ich auf dieſe plumpen Anmaßungen hin deut-

lich werden muß, aber um zu „plengen“ reicht es bei mir nicht. (Das Wort „plengen“ iſt dem öfters von Plenge gebrauchten Wort „blühern“ nachgebildet, nichts iſt einfacher, als auf dieſe Weiſe Geiſt zu zeigen.)

Ein Schaf ſieht die Blumen nur vom Standpunkt des Freſſens an, es begreift nicht ihre Schönheit. So begreifen auch Gelehrte, die in Theorien und Syſtemen leben, natürlich nicht den Sinn von Komödien. Daher ſieht Herr Plenge in der ſcherzhaften Form einer philoſophiſchen Debatte etwas Frevleriſches und merkt nicht einmal, daß er mit ſeiner Vorſtellung von mir als „Agathon“ nicht mich, ſondern ſich ſelbſt lächerlich macht. Er ſcheint überhaupt keine Ahnung zu haben, daß ſchon zu Klaſſikerzeiten in Jena ſo etwas wie griechiſcher Geiſt lebte.

Die „Tantenhaftigkeit“ zeigt aber ihr wahres Geſicht — das Geſicht des unduldſamen Fanatikers — vom Schlage mittelalterlicher Ketzerrichter in der Zumutung an mich, die Werke Blühers zu vernichten und öffentlich pater peccavi zu ſagen. Bald möchte man glauben, dieſe Vorſchläge ſind eine taktiſche Finte, damit dann der ſchlaue Bauer, der dahinter ſteht, mit meiner natürlich ablehnenden Antwort hauſieren geht und aus meinen Worten Waffen ſchmiedet. Man weiß ja heutzutage nicht, wo alle Politiker lügen, ob der Politiker Plenge nicht ſeine Einfalt vortäuſcht. Aber ſie kann auch echt ſein.

Freilich, als Mann der Wiſſenſchaft müßte er ſich fragen: Woher weiß der Verfaſſer der Schmähſchrift denn, was Eugen Diederichs bei Übernahme Blühерſcher Werke gedacht hat? Mit welchem Rechte legt jener ihm ſeine eigenen Gedanken unter? Plenge ſtellt mich an den „Pranger“, weil ich mit Blüher hätte geſchäftlich verdienen wollen. O heilige Beſchränktheit der wiſſenſchaftlichen Erkenntnis, ſeit wann verlangt denn ſelbſt der geſinnungsſtrengſte Sozialismus, daß die Arbeit ohne Lohn ſein ſoll? Schreibt Plenge denn ſeine Bücher ohne Honorar oder verzichtet er auf ſeine Vorleſungsgelder? Hat er aber für ſein Pamphlet Honorar von ſeinem Verleger erhalten, dann iſt er kein naiver Verleumder mehr, ſondern ein „*erwerbsmäßiger Verleumder*“.

Das feinſte aber an Ehrenplenge iſt, daß er nicht einſieht, daß er für den Vorwurf, daß ich eine gewiſſenloſe Propaganda getrieben habe, Beweiſe liefern muß. Einfach — er kann es ja nicht. Ich ſetze dem Gewäſch ſämtlicher Plengeſcher Briefe an mich meine eigenen Worte entgegen, mit denen ich die „Erotik“ anzeigte. Sie atmen hoffentlich einen anderen Geiſt:

Ein Werk der letzten Erkenntniſſe!

„Wir ſtehen erſt am Beginn einer Epoche, die die Geſetze des Lebens, die den Aufbau der menſchlichen Seele zu enträtſeln verſucht. Einen kühnen Schritt ins unbekannte Land der ſchöpferiſchen Seele tut Hans Blüher. Er löſt den Ethos der menſchlichen Geſellſchaft bis dahin auf, wo es nicht mehr weitergeht. Denn der Eros bringt Chaos und bedarf des Logos. Nur der männliche Geiſt kann Erlöſer ſein.“

Im übrigen habe ich mich nur darauf beſchränkt, in üblicher Weiſe bei den Anzeigen der Bücher einige Kritiken abzudrucken. Ich drucke die zitierten Kritiken nochmals auf einer Anzeigenſeite dieſes Heftes ab.

Mit Herrn Plenge mich noch mehr zu befaſſen, möchte ich meinen Leſern erſparen. Möge er ſich weiter zu einer Leuchte der Wiſſenſchaft entwickeln.

Eugen Diederichs

Philoſophie der Liebe

Der den Leſern der Tat wohlbekannte Dichter und Schriftſteller Rudolf von Delius* hat kürzlich ein Büchlein unter dieſem Titel erſcheinen laſſen, das durch ſeinen Titel etwas zuviel verſpricht, es hieße wohl beſſer „Diätetik der Sinnlichkeit“. Es wendet ſich an diejenigen, die an einer Verkrampfung ihres Sinnenlebens durch äußere Moral leiden, es ſteht auf dem Standpunkt, daß alles Natürliche auch ſchön ſei und führt darum Pindars Zuruf an die Hetären in Korinth als Motto:

Euch iſt es nicht verboten, ihr Kinder,
in lieblichen Betten von ſüßer Stunde
Früchte zu pflücken;
Wenn es notwendig, iſt alles ſchön.

So kommt von Delius von naturwiſſenſchaftlicher Grundlage her zu einer Bejahung und Kultivierung aller Sinnlichkeit, deren letztes Endziel ihm Harmonie von Körper und Geiſt in griechiſchem Sinne iſt. Nicht etwa, daß der Trieb Tyrann werde. Darum ſind ihm drei Punkte weſentlich: innere Ordnung im Menſchen, ſeeliſche Reinlichkeit und Heiterkeit, alle drei gegründet auf der nach Selbſtvollendung ſtrebenden Perſönlichkeit. Sein Buch wendet ſich nicht an die Maſſe, ſondern an die Einzelnen.

Eine Philoſophie der Liebe iſt das Büchlein aber ſchon deswegen nicht, weil alles was Schickſal und Tragik im Eros iſt, unter den Tiſch fällt. Für von Delius iſt Liebe kultivierter Genuß, ihr Begriff iſt bei ihm zu ſehr auf die Materie des Seins bezogen, darum führt er den Leſer nicht zum geiſtig ſchöpferiſchen Leben für die Gemeinſchaft. Es fehlt ſeinem Begriff der Liebe letzten Endes der zeugende Eros des ſich verſchenkenmüſſenden Menſchen.

Der Eros verlangt den Rhythmus von Bindung und Auflöſung, das iſt ſeine Tragik, und ſein letztes Ziel für den Menſchen iſt vielleicht, in der „Freundſchaft“ über das Geſchlecht hinauszukommen. Man kann es im Leben beobachten, wie die Künſtler, die von Frauen allzu abhängig ſind und ſie als Stimulans zu ihrem Schaffen brauchen, nie das Höchſte in der Kunſt erreichen. Für den großen Künſtler ſind immer Zeiten innerer Fremdheit gegenüber der Frau nötig, um die Bindung zu eigenem inneren Geſetz aufrechtzuerhalten, zu dem Geſetz ſeiner ſeeliſchen Sphäre. Vielleicht gehört es auch zur Tragik des ſchöpferiſchen Lebens, daß Schwankungen im Eros dazu gehören, Schwankungen, die nicht den reinen Trieb zum Anlaß haben, ſondern die Emanationen Gottes ſind. Vielleicht kommen alle Löſungen des Eros zur letzten und freieſten Bindung in „dem Heiligen“, dem, was Nietzſche „Jenſeits von Gut und Böſe“ nennt, und das trotzdem nicht chaotiſche Willkür iſt.

Philoſophie iſt ſtets ein Notbau, der ſich über innerer Zerriſſenheit wölbt, man ſucht den Sinn des Lebens über ſich, man baut die gedankliche Einheit über der eigenen ſchmerzlich empfundenen Zerriſſenheit. Vielleicht war auch das Harmonieideal der griechiſchen Kunſt ein Notbau, den ſich die griechiſche Seele über ihre zwieſpältige orientaliſch-europäiſche Seele ſchuf, und in Wirklichkeit war die griechiſche Volksſeele launenhaft chaotiſch. Vielleicht ſteht die Harmonie von Körper und Geiſt erſt am Ausgang des Lebens, wo die Schaffenskraft ſich ins Schauen wandelt, und alles Harmoniebegehren zwiſchen Körper und Geiſt endet nur in zur Unlänglichkeit verdammten Verſuchen, damit wir nach letzten Erkenntniſſen ſtreben.

Die letzte Erfüllung der Gemeinſamkeit, den letzten Ausgleich von Wille und Sehnſucht ſchenkt dem Menſchen aber ſicherlich nur der Tod. Darum preiſt S. Franziskus in ſeinem Sonnengeſang ihn als „Bruder“.

Eugen Diederichs

* Rudolf von Delius, Philoſophie der Liebe. Verlag C. Reichl in Darmſtadt.

Selbſtloſe Brüderlichkeit

Noch ein Wort zu Muck Lamberty und der neuen Schar

Seit dem Erſcheinen Muck-Lambertys mit ſeiner neuen Schar iſt überall dort, wohin er kam, nachgerade genug über ihn geſprochen, geſchrieben und geſtritten worden „für oder gegen Muck".

Man hat der Bewegung einen politiſchen Hintergrund gegeben. Die Deutſchnationale Partei wittert gefährliche Bolſchewiſten dahinter. Die Linksſtehenden aber fürchten die Entziehung ihrer Jugend aus der Parteipolitik und begegnen ihm mit gleichem Mißtrauen.

„Iſt es richtig in unſerer bedrängten Zeit, das Volk in ſingende, tanzende Städte zu verwandeln? Sind das nicht Akte der Verzweiflung, mittelalterliche Tanzepidemien aus religiöſer Ekſtaſe?"

„Können wir wahrhaft annehmen, die Welt von Werkſtätten aus durch einen Drechſler zu reformieren?"

„Iſt es richtig, gegen Modetorheiten ſich zu empören und ſelbſt Wild-Weſt-Aufzug — nackte Knie, langes Haar, bunte Kittel — zu einer Mode ſtempeln, die nun von ſo vielen nur um des neuen Reizes wegen nachgeahmt werden?"

„Revolution der Seele" iſt Schlagwort geworden. Es iſt unproduktives Leben, was Muck predigt, damit betören wir uns in dem Zeitalter des Verſailler Vertrages. Der Nationalökonom, der Volksfreund aber will nicht Kirchenweihſtimmung, ſondern Aufſtieg. Da aber verſagt Muck. Die ſuchende Seele kommt nicht auf ihr Recht. Kapuzinaden aus Wallenſteins Lager ſind ſeine Predigten."

„Es bedarf keiner neuen Schar, um den Kindern (ſie ſind die einzigen, die fragelos und kritiklos ihm überall zujubeln) leuchtende Augen zu verſchaffen. Ein ehrlicher Clown würde dieſelbe Wirkung hervorbringen."

Unter den Freideutſchen und Wandervögeln, zu denen Muck zählt, oder zählte, ſteht ihm ein großer Teil als Feind gegenüber, die ihn mit Hilfe ſeiner menſchlichen Schwächen und Unzulänglichkeiten verkleinern möchten, ihn als Verführer der Jugend und Nichtführer bekämpfen.

Mehr und mehr aber taucht die Frage auf, „leiſtet Muck, was er verſpricht, iſt er der ungeheueren Verantwortung, die mehr und mehr auf ihn ſinkt, bewußt und gewachſen?"

Unter Kritikern, Gelehrten und Künſtlern, unter dem Proletariat ſowohl wie dem Bürgertum ſind der Worte und Fragen viel getauſcht worden. Man hat ihn herausgeworfen, die Polizei auf ihn gehetzt, hat ihn verbannt und landesverwieſen. Das alles aber hat den geheimnisvollen Nimbus, der über der Schar liegt, nur verſtärkt und Muck ſelbſt zu dem Mittelpunkt und Helden einer neuen Jugendbewegung gemacht.

Und man hat ihm auf der anderen Seite die Kirchen geöffnet, Tauſende mußten vor den Toren umkehren, da ſelbſt die größte Kirche die Menge nicht faſſen konnte. Man hat nicht unterlaſſen können, immer wieder einmal die Parallele mit Jeſus von Nazareth zu ziehen, wenn die Menſchen zu Tauſenden ihm das Geleit bis vor die Tore der Stadt gaben, um ihm noch einmal zum Dank die Hand zu reichen. Er ſelbſt ſprach von ſich wie ein Johannes der Täufer.

„Ich bin nicht den Menſchen verantwortlich, ſondern dem, der mich geſandt hat. Ich komme im Namen Gottes und bereite nur einem die Wege, der nach mir kommt. Und wenn wir euch heute mit unſerm Horn auf den Märkten und Plätzen zuſammenrufen und lärmen, ſo tun wir es, weil ihr den leiſen Rufen noch nicht folgt, erſt

lebendig werden müßt und euch zuſammentun. Seid ihr erſt wach, brauche ich kein Horn mehr. Es kommt dann vielleicht einer, der euch in der Stille ſtärker vereint und mich ablöſt."

Er ſelbſt nennt ſich — „ein Zeichen, dem widerſprochen werden wird" — und ihm iſt widerſprochen worden. Und neben der Überſchätzung und glühenden Begeiſterung der einen Seite ſteht der kritiſche Widerſpruch oder die unbedingte Ablehnung der anderen Seite.

Es iſt das Schickſal jedes Propheten, jedes Reformators, daß er gerichtet wird. Und es iſt das Schickſal jedes religiöſen Menſchen, daß er eines Tages gekreuzigt oder zum Narren geſtempelt, falls er nicht früher an ſeinem eigenen Wollen und Erleben zuſammenbricht, oder im Wahne endet.

Und doch iſt gerade das, was immer wieder über ihn aus der Sucht, zu beſprechen, zu kritiſieren, zu verkleinern, hervorgeſucht, getadelt, gelobt oder befürchtet wird, ſo unweſentlich zu dem letzten und tiefſten Sinne deſſen, was die neue Schar und ihr Führer Muck Lamberty iſt und uns lehren kann.

Laßt ihn da und dort verſagen. Es kommt kein Menſch über ſeine eigene Grenze hinaus, und wenn die Grenze dieſes Mannes zu ſchnell erreicht iſt, ſo kommt es nur darauf an, daß er die Erkenntnis deſſen hat, und zur rechten Zeit von einem anderen, der über ihn hinausreicht, abgelöſt wird, und daß dieſer ſeine Arbeit weiter hinauf führt und fortleitet.

Laßt ihn auch ruhig der menſchlichen Fehler und Unzulänglichkeiten voll ſein. Wißt ihr denn, ob der Wille dieſes Menſchen nicht rein, von ehrlicher Glut und von Herzblut durchdrängt, was allein es vermochte, ihn ſo zu tragen, wie es geſchah.

Laßt ihn in vielem über die Stränge ſchlagen, radikal ſein, ins Extrem fallen. Jede neue Bewegung, jedweder Verſuch braucht ſeine Zeit, bis er ſich ausgependelt hat.

Und die Belebung der Volkstänze, der volkstümlichen Feſtesfreudigkeit, um auf dieſer Baſis in einer Zeit des Zuſammenbruches, des inneren politiſchen Haders eine Volksgemeinſchaft über und jenſeits der Parteien herbeizuführen, iſt gewiß anzuerkennen und ſehr erfreulich (ſie wird zwar noch lange bezweifelt und beſtritten werden), iſt aber nicht der Kern der Bewegung, der uns viel mehr zu denken geben müßte und weniger beachtet wird. Er liegt in der Gemeinſchaft der neuen Schar ſelbſt und iſt ihre ſelbſtloſe Brüderlichkeit.

Auf der Kronacher Pfingſttagung fand ſich nach zweimaligen vergeblichen leidenſchaftlichen Aufrufen Mucks, die Menſchen aufzurütteln und der Not der Zeit abzuhelfen, zögernd ein ſehr kleines Häuflein auf ſeine Seite. Und dieſe wenigen ſtanden mehr aus Freundſchaft zu dem Mann, den ſie mit all ſeinen Licht- und Schattenſeiten kannten. Es war ihnen klar, daß er allein ſcheitern würde, ohne eine Stütze im Rücken zu haben. Das dieſe wenigen Menſchen dann all ihr Hab und Gut zuſammentaten und von da ab ſtreng kommuniſtiſch lebten, jedem eigenen Wollen und Wünſchen entſagend — iſt oft genug berichtet.

Dieſe kleine Schar wuchs von Ort zu Ort. Sie wuchs nicht nur äußerlich an Zahl, ſie wuchs innerlich zu einer Gemeinſchaft, zu einer Welt- und Lebensanſchauung, einer Verbrüderung, die eine innere Frucht ihrer Tat nach außen wurde.

Niemand glaubt wohl, daß das tägliche, oft enge, beſchränkte, entbehrungsreiche Zuſammenleben, ein ſteter ekſtatiſcher Singſang iſt, ſondern ahnt, daß das vielmehr ununterbrochene Gefahren und Disharmonien mit ſich bringt, die neben allem Wirken

nach außen immer wieder unter ſich in Liebe und Verſtehen um der Idee willen überwunden werden müſſen. Daß mit dieſen Klippen ſich dennoch eine immer ſtärker werdende Gemeinſchaft herausgebildet hat, die unter völliger Ablehnung alles äußerlich Schlechten und Unnötigen eine franziskaniſche freiwillige Armut auf ſich nahm und durchführte, erſcheint mir der entſcheidendſte Wert der neuen Schar.

Wer einmal ſelbſt in dieſer Schar gelebt und auf den Things dabei war, die abſeits von den Menſchen, ganz unter ſich geſchloſſen als eine Art Kirche und Gerichtstag über ſich und das eigene Tun abgehalten werden, erlebt in ihr eine Religion — oder den Willen zu einer Religion.

Wenn Muck irrt, wenn ſeine Bewegung Auswüchſe zeitigt, wenn ſeine Predigten Mängel in ſich tragen und „undiſzipliniert“ ſind, ſo ſoll man ihn dafür nicht verantwortlich machen, es kommt ihm aber aus tiefſter Seele und iſt ihm bitter ernſt, und die neue Schar iſt von einem Glauben getragen, von einer Idee durchdrungen, und ſie hat dies mit Opferkraft und Strenge gegen ſich ſelbſt durchgeführt, ſie iſt ein heiliger Kreuzzug für dieſen Glauben geweſen. Der Wert einer Tat aber ſollte in größerer Weite zuerſt viel ſtärker nach dieſem Glaubenseinſatz gerichtet werden, denn er allein wird letzten Endes ihren Ewigkeitswert entſcheiden. So iſt auch dieſe ganze Bewegung rein religiös, aus unſerem nationalen Elend heraus entſtanden und ein typiſches Zeichen unſerer Zeit.

Man ſpricht und erhofft ſo viel von einer „nahenden religiöſen Zeit“. Man ſieht ihre Anzeichen in allen den vielen Propheten, die heute überall aufſtehen und Macht und Einfluß gewinnen. Man hofft auf einen neuen Meſſias. Ein ungeheurer Bruch geht durch unſer geſamtes Kulturleben. Deutſchland iſt in unglaubliche Parteipolitik zerfallen, die jede freie Menſchlichkeit zu beengen droht. Die ſogar immer ſtärker ſich in unſere Literatur und Kunſt hineindrängt. Man diskutiert, ſchreibt, rät, ſchlägt vor, und kommt nicht über den Abgrund hinweg.

Kann uns aus all dem der religiöſe Menſch befreien, der uns zuſammenſchweißt zu neuen größeren Geſichtspunkten? Der nicht wie eine Ekſtaſe- oder Gewaltdiktatur einer Partei, ſondern wie ein ungeheurer Läuterungsbrand über alles jetzt Vorhandene kommt. Die Worte: „Brüder, Menſchenliebe, Gott“ ſind ſo viel hin und her gezogen und entheiligt worden, ohne neues Leben ſchaffen zu können.

Die Aufgaben des Kommunismus, in dem die höchſte Form des Chriſtentums liegen ſoll, ruhen faſt ausſchließlich in den Händen junger Menſchen, Idealiſten oder Fanatiker, die noch ohne eine feſte Weltanſchauung hinter ſich, eine Staatsordnung mit Gewalt und Diktatur einzuſetzen ſtreben — was wohl kaum Dauer oder Segen haben kann. Denn, läßt ſich eine Maſſe zu einer Gemeinſchaftsform zwingen? So wird der Kommunismus zunächſt nur Aufgabe von Freundeskreiſen bleiben und da als Vorbild vorgelebt werden. Es ſcheitert ſchon da oft genug. So manche Siedlung und Genoſſenſchaft iſt aus Künſtlerkreiſen, Freideutſchen und Wandervögeln in den letzten Jahren entſtanden und brach an der Unfähigkeit und Ohnmacht der Menſchen zuſammen. Helfen wir alſo zuerſt den Menſchen, dann wird er die Verhältniſſe zwingen. „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut.“

Und an dieſe Menſchen wendet ſich Muck-Lamberty in erſter Linie. Ihnen lebt er mit ſeiner neuen Schar ein Stück Leben vor, das nicht nachgemacht zu werden braucht, aber aus dem jeder einen inneren Vorteil und Gewinn haben kann, wenn er verſteht, für ſich umzuwerten.

Die neue Schar lebt heute mit ihrem Führer auf einer Burg in Thüringen und

iſt dabei, Werkſtätten einzurichten. In größter Einfachheit, bei eiſiger Kälte und Entbehrung arbeiten ſie unermüdlich und kämpfen ſich durch. In ihren Geſichtern liegt weder der Zug romantiſchen Träumertums, noch der ſchwärmeriſcher Fanatiker, ſondern die Spuren harter Entbehrungen, geiſtiger und körperlicher Verausgabung und ein bitterer herber Ernſt. Man macht ihr das Leben, weiß Gott, nicht leicht. Und wenn dieſer Mann, an dem heute unzählige Menſchen in Liebe und Dankbarkeit hängen, da er ihnen irgendwie einen Weg zeigte — (ich denke jetzt nicht an die hyſteriſchen Mädchen und ſchwärmeriſchen Jungens, die unter ſeinem Bann ſtehen, ſondern ich weiß vernünftige und geſunde Menſchen genug, denen das Erleben „Neue Schar" ein wichtiger Punkt ihres Lebens bedeutet) — wenn dieſer Mann augenblicklich ſchier am Rande ſeiner Leiſtungsfähigkeit ſteht, nützt man dies aus und ſagt: „Muck verſagt". So mache man ſich aber auch klar, daß man dieſen Muck um der widerlichſten alltäglichſten Kleinigkeiten halber Schwierigkeiten macht und ihn an den widerſinnigſten Sachen beſchuldigt — ſogar an dem Mord im Hauſe des Admiral Scheer — die Kahlaer Arbeiter beſchuldigen ihn aber, daß er auch in ſeiner Burg Munition anfertige.

Ich bin tief erſchüttert in den letzten Novembertagen von der Schar gegangen. Ich hatte ſie nach vierteljährlicher Abweſenheit aufgeſucht. Und einer meiner Begleiter, mit dem ich am Abend zur Bahn herunterging, ſagte ebenfalls tief bewegt: „Der Mann iſt heute ein gehetztes Wild". —

Ob all die Kleinigkeit, mit der man ihn belaſtet, der unermüdlich harte Kampf ſeine Kräfte bricht, ob dieſes Sturmbataillon ſich nun zu einer braven Handwerkerſiedlung verbürgerlicht, oder durch einen neuen ſtarken Anlaß wieder zu dieſem heiligen Kreuzzug der Liebe erhebt, läßt ſich heute noch nicht ſagen.

So oder ſo wird ſie ihre Gefahren, Epigonentum oder leere Form zu werden, in ſich tragen. Wie die Wandervogelbewegung heute reichlich unproduktiv verſandet und teils in einen gut bürgerlichen Sonntagnachmittagswanderungsverein oder übertrieben romantiſches Vagabundentum einläuft, droht die Freideutſche Jugend in ebenſolch unproduktiver Seelenmeierei zu verſinken. Auch dieſes Gemeinſchaftsleben, wie die neue Schar es vorlebt, und ihre Verſuche der Volksgemeinſchaft können ſcheitern und verflachen.

Es machen ſich ſchon heute Stimmen genug laut unter den Jüngſten, die aus jeder Form von ſtrenger Berufsarbeit herausſtreben und als eine „neue Schar" das Volk beglücken möchten, die Feſtesfreudigkeit, Tanz und Geſang in den Mittelpunkt legen, die die Kinder bereits mit ihrer Hingabe und Pflege überfüttern. Das iſt bedauerlich und heißt den Wert der Sache ganz verkennen. Wir können auch nicht alle jede vorhandene Form zerbrechen und uns von heute auf morgen in Gemeinſchaften zuſammentun; das wäre gedankenloſes Nachahmen. Es muß bei allen dieſen Verſuchen immer die klare und geſunde Einſicht walten, ob eine poſitive Arbeit dabei geleiſtet wird. Aber wir können alle aus der Hingabe und Lauterkeit, mit der die neue Schar ihren Glauben lebt, lernen. Wir können ihre ſelbſtloſe Brüderlichkeit in jedwedes Leben hineinnehmen und dabei uns und den Menſchen dienen, auch wenn ſich dieſe ſelbſtloſe Brüderlichkeit und der Gemeinſchaftskommunismus in einer gänzlich anderen Form nach außen zeigt, und nichts mehr mit Mucks Spuren zu tun hat. Wir wollen der neuen Schar dankbar ſein, wenn ſie uns dazu verhalf, und dieſen Dank ihr abzutragen heißt, das von ihr Vorgelebte vereignen und umwerten in das eigene Daſein.

Liſa Tetzner

Über das Quäkertum*

Ich will im folgenden den Verſuch machen, nicht nur meine allgemeinen Eindrücke meiner engliſchen Reiſe, die ich mit noch einigen anderen jüngeren Deutſchen auf Einladung der jungen Quäker nach England machen konnte, zu ſchildern, ſondern das innere Verhältnis unſerer eigenen deutſchen Jugendbewegung zu den hauptſächlich ánglo-ſächſiſchen jungen „Freunden“ zu klären. Ich möchte das mit vollſter Offenheit und Freiheit tun, wie ſie allein der Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit, die Quäkertum und Freideutſchtum in ſich ſchließt, entſpricht. Die „Geſellſchaft der Freunde“ hat ſich von jeher durch ein hohes Maß von Selbſtkritik ausgezeichnet, ſo ſei es auch mir geſtattet, als deutſcher Freund dieſer Bewegung, unſere notwendig verſchiedene deutſche Stellung zu präziſieren. Es geſchieht aus dem Gefühl dieſer Verbundenheit und Mitverantwortung heraus.

Es war das erſtemal ſeit dem Kriege, daß Deutſche auf eine Tagung der „Jungen Freunde“ kamen. Die Aufnahme war ſo herzlich wie nur denkbar, die engliſche Gaſtfreundſchaft ſteigert ſich bei den Quäkern noch ins Warme und Nahe. Der Jubel, als wir der Verſammlung vorgeſtellt wurden, war unbeſchreiblich; minutenlang dröhnte die alte Halle, in der wir tagten. Wir lebten ganz unter ihnen mit rührender Freundlichkeit überreich bedacht, daß ich nur wünſchen möchte, daß wir auch bei unſeren Tagungen unſere ausländiſchen Geſinnungsfreunde ſo freundlich oder herzlich aufnehmen. Die Tagung fand auf dem Lande ſtatt. Etwa eine Stunde Bahnfahrt von London nach Nordweſten zu, inmitten einer lieblichen Gartenlandſchaft, leiſe bewegt mit üppigen Wieſen und hohen Laubwäldern, nicht ſo unähnlich unſerer ſchleswig-holſteiniſchen Landſchaft Angeln. Da war eine alte Quäkerſiedlung von der Zeit der früheren Quäker her, Jordans, wo eine Reihe berühmter alter Quäker unter denkbar einfachen Grabſteinen vor dem ſchlichten kleinen Meetinghaus eines Gartens begraben liegen, idylliſch ſtill, echt quäkeriſch, wie es früher war. Eine alte Holzhalle, wie eine rieſengroße Scheuer, nahm uns für die Vorträge und Diskuſſionen auf, auf dem alten Gebälk ließ es ſich gut ſitzen. Der ganze Stil der Tagung war einfach, klar, menſchlich. Wir ſchliefen zwar nicht ganz auf Wandervogelart auf Heu, aber doch auch ſehr einfach auf Feldbetten, in einer Holzhalle, die ſich die Arbeiter von Jordans für ihre Zuſammenkünfte gebaut hatten. Wir ſchliefen da zu etwa dreißig in guter Kameradſchaft; der Raum war immer ordentlich aufgeräumt und ſauber, jeder machte ſein Bett ſelbſt. Überhaupt dieſe Pünktlichkeit und Genauigkeit! Ja, da könnten wir allerdings viel lernen. Das Eſſen, das auch von der Jugend ſelbſt zubereitet wurde, war immer auf den Glockenſchlag auf dem Tiſch. Die Hilfe der anderen, die wir abwechſelnd mit herangezogen wurden, zum Bedienen und Geſchirraufwaſchen, klappte tadellos. Überhaupt in allem, was mit Organiſation zu tun hat, ſind uns, beſonders uns Freideutſchen, die jungen Engländer weit überlegen. Auf die Schattenſeite davon komme ich nachher noch. Bei uns wäre es ja völlig undenkbar, daß man eine noch ſo aufwühlende Ausſprache einfach abbricht, weil in zehn Minuten Eſſenszeit iſt. Das aber iſt in England ganz ſelbſtverſtändlich. Das Leben läuft noch ſo gut organiſiert normal ſeinen Gang und ſchlägt nicht ſo aus nach verſchiedenen Seiten wie bei uns.

Einfach wie Eſſen und Schlafraum war auch im allgemeinen die Kleidung, trotzdem ſich die heutigen Quäker ja von ihren Mitmenſchen nicht mehr durch eine beſondere

* Mein Beſuch der Tagung der Jungen Freunde (Quäker) in England (Ende Auguſt 1920).

Tracht unterſcheiden, wie das die erſten Quäker taten. Aber uns fiel doch ein größeres Maß von Schlichtheit bei den Quäkern im Unterſchied von anderen Engländern auf. Aber etwas, wie ein eigener Stil in der Kleidung, wie etwa beim Wandervogel, ſuchten wir vergebens dort. Allerdings einzelne, beſonders von den jungen Quäkern nähern ſich auch ſchon im Äußeren ſehr unſerer Art. Der offene Kragen beginnt auch dort heimiſch zu werden, und die kurzen Hoſen ſind natürlich weit verbreitet. Hier und da tauchen Wanderkittel auf, die Mädchen paktieren noch mehr mit der Konvention, aber auch da begegnen einem erfreulich ſelbſtändige Menſchen auch in ihrem Äußeren. Allein, wenn es auch in Deutſchland kein ſicheres Kennzeichen freideutſcher Geſinnung iſt, einen Schillerkragen und kurze Hoſen zu tragen, ſo zeigt noch viel weniger in England das Äußere die Weſensart. Aber im näheren Verkehr konnten wir manchen echten Menſchen kennenlernen, in dieſem bei den Quäkern üblichen brüderlichen Verkehr mit ſelbſtverſtändlichſter Kameradſchaft zwiſchen jungen Quäkern und Quäkerinnen.

Doch nun zur Hauptfrage:

Gibt es in England eine Jugendbewegung? Da muß ich nunmehr ſagen, in unſerem Sinne gewiß nicht. Ein Gegenſatz in nur annähernder Stärke wie bei uns zwiſchen Jugend und Alter wird dort nicht empfunden. Die jungen Quäker ſind meines Wiſſens wohl die einzigen jungen Menſchen in England, zu denen wir eine ganz unmittelbar lebendige Beziehung im Sinne der Jugendbewegung haben können. Aber ſelbſt die jungen Quäker empfinden ſich nicht eigentlich als „Jugend", kennen natürlich noch viel weniger eine Jugendkultur. Es ſind eben die jungen Quäker, die unter 40 Jahre alt ſind und die durch dieſe phyſiſche Tatſache natürlich andere Zeitanſchauungen in manchem haben als die ältere Generation. Und unter dieſen älteren Quäkern gibt es eine ſo große Anzahl prächtiger Menſchen, zudem iſt das Erziehungsſyſtem derart frei und die Beziehung der älteren zu den jüngeren derart lebendig und kameradſchaftlich, daß ich gar nicht einſehen kann, warum dieſe Quäkerjugend eine Jugendrevolution darſtellen ſollte. Im Gegenteil, nirgends ſpielt die Tradition, die gute alte Überlieferung aus der erſten Quäkerzeit eine größere Rolle als bei den jungen Quäkern. Immer wieder wird auf die alten Helden der Quäkergeſchichte hingewieſen, denen nachzueifern die jungen ſich bemühen, und, wie der Weltkrieg an den Helden der Kriegsdienſtverweigerer gezeigt hat, ſich bewährt haben. Es iſt ſchwer zu ſagen, wann ein ſolcher Anhalt an eine große geſchichtliche Vergangenheit anfängt, aus einem Leben fördernden Halt zu einem Ballaſt und Hemmſchuh zu werden. Aber die Gefahr iſt da und wird auch vom lebendigen und weitblickenden Quäker erkannt. Vielleicht leidet die Urſprünglichkeit des Empfindens unter der Macht der Tradition, die eigentlich dem Grundprinzip des Quäkertums, dem inneren Lichte, das den Einzelnen und die Gemeinſchaft führen kann, widerſpricht. Das Quäkertum iſt in George Fox als Proteſt gegen jede Gewohnheit, gegen jede Tradition und Konvention entſtanden. Dadurch, daß aus dieſen Prophetenleben wieder eine organiſierte religiöſe Gemeinſchaft entſtand, mußte das Feuer der erſten Liebe Schaden leiden. Es wurde wieder Geſchichte, und ich habe es deutlich in England empfunden und ausgeſprochen, daß uns junge ſuchende Deutſche dieſe 250 Jahre Geſchichte von der Geſellſchaft der Freunde trennen, daß wir uns aber um ſo verwandter fühlen mit dieſem erſten Quäkertum und auch mit allen denen, in denen das ſchöpferiſche göttliche Leben wieder ſtark und unmittelbar Geſtalt gewinnt. Gerade die Führung durch das in uns wohnende innere Licht, das wieder identifiziert wird mit dem „Chriſtus

in uns" ſpricht ſehr ſtark das aus, was viele von uns empfinden als ihres Lebens Grund, mögen ſie auch dafür andere Worte finden. Wollen wir alſo unſerem eigenen Gewiſſen und damit auch der Uridee des Quäkertums treu bleiben, oder ſagen wir lieber treu werden, ſo müſſen wir klar erkennen, was uns von der 250 Jahre alten „Geſellſchaft der Freunde" ſcheiden muß, bei aller Anerkennung ihrer hervorragenden Leiſtung wie bei aller Verbundenheit im letzten. Schon die Tatſache, daß es „geborene Quäker" gibt, iſt für unſer Empfinden ein Stein des Anſtoßes, denn zum Quäker, zur Nachfolge Jeſu, zum Heldentum des Friedens, dazu wird man berufen, erweckt, geſandt, in ſolchen tiefſten Lebensdingen kann es keine Familientradition geben, wo Kinder ohne weiteres hineinwachſen in das Erbgut der Väter. Ja, es ſammelt ſich in dieſen alten Quäkerfamilien ein gutes, adliges Erbe feiner Geſittung, edler Haltung, das ſehe ich ſehr wohl und bewundere es. Nur Quäkertum und Freideutſchtum in ihrer letzten Sendung können nicht auf Familientradition aufgebaut werden. Der Wind weht, wo er will. Ja, und dann bei uns wäre es unmöglich, daß faſt nur alte Menſchen reden, keine lebendige Menſchen zwar, aber alte. Wir könnten nicht mehr ſo Vortrag nach Vortrag über uns ergehen laſſen, ja ſelbſt die netten, harmloſen Ratheberwitze, wie ſie dem Engländer meiſterhaft liegen, finden hier noch ihr dankbares Publikum. Warum die jungen Quäker es nicht wagen, mehr aus ſich ſelbſt ihre Lebensrichtung zu entwickeln?

Die beiden Male, wo es uns Deutſche wirklich gepackt hat, da ſprachen zwei junge Quäker, ein junger Schotte und eine junge Amerikanerin, ganz aus ihrem Innerſten her, von Seele zu Seele, ohne Vortragsmanier. Die Ausſprachen wollten oft nicht ſo recht in Fluß kommen, und waren ſie im Gange, ſo kam man nicht recht vorwärts. Keine heftigen Gegenſätze prallten da aufeinander, wie zumeiſt bei uns. Aber auch keine tiefere Einigung, keine wirkliche Löſung im Letzten kam dadurch zuſtande. Wo keine Spannung iſt, kann auch keine Entſpannung kommen, wo keine Entzweiung iſt, wo die Gegenſätze nicht klar herausgearbeitet werden, kann auch keine Verſöhnung ſein. Man bleibt dann zu leicht auf der Oberfläche, während es doch in der Tiefe brodelt und gärt, und von der Tiefe her muß die Löſung kommen. Aber brodelt es denn in der Tiefe in England? Ich mußte mir dieſe Frage vorlegen, als ein lieber Mann, der es ſo gut mit mir meinte, mir ganz freundlich ſagte, daß die Deutſchen nur ihren fauſtiſchen Drang verlieren müßten. Ja, ahnt ihr denn nicht, liebe Freunde, daß dann unſere Flügelkraft beſchnitten, gelähmt wäre, da wir ja doch nie ſo „praktiſch" werden könnten, wie der angelſächſiſche Menſchentypus? Dies Philoſophiſche unſerer deutſchen Natur wird drüben immer nur von wenigen begriffen werden. Aber alles dies mit aller Entſchiedenheit zugegeben, möchte ich nun doch erklären, daß gerade unſerer Überlaſtung mit Problematik gegenüber die Verbindung mit dieſen ſchlicht menſchlichen, unreflektierten Quäkern ein ganz weſentliches Gut werden kann als Ausgleich und ſchließlich auch als Klärung des eigenen Weges. Denn dieſes Zufaſſen, dieſe Hingabe an das einfache Tun deſſen, was man glaubt, das iſt es, was wir ſo dringend in dieſer lauten wortreichen Zeit brauchen. Gewiß, die Idee iſt uns oft nicht tief genug fundiert, obwohl ſie menſchlich abſolut haltbar iſt, oft iſt auch der Geſichtskreis nicht weit genug, aber das eine ganz Große wollen wir nicht vergeſſen, daß da Menſchen ſind, die für dieſes Stück erkannte Idee reſtlos einſtehen, wie viele von ihnen es im Gefängnis im Kriege gezeigt haben. Und ſo gehen ſie nun an die große Aufgabe des ſozialen Neuaufbaues heran, zwar noch unſicher, noch nicht weit genug in ihrer Geſamtheit, aber wo ſie auch nur einen Zipfel

als gut erkannt haben, da fangen ſie an. Vor der ſozialen Frage, der Beſitzfrage, ihrer Stellung zum Proletariat, ſteht dieſe Jugend nun genau ſo, wie wir ſelbſt. Die ſoziale Kriſe iſt in England noch nicht ſo weit gediehen wie in Deutſchland, daher iſt auch die ſoziale Frage noch nicht entfernt ſo weit geklärt wie bei uns. Aber die Geiſter wachen auf. Manche ſagten entſchiedene, entſcheidende Worte. Manche weichen in Erziehungsoptimismus oder Individualismus vor der Forderung der Stunde, der ſozialen Umwälzung außen wie innen aus. Aber die Revolutionierung der Geiſter kommt dort ebenſo wie bei uns, auch dort werden ſich eine Anzahl innerlich revolutionärer junger Bürgerlicher zum vierten Stand, zum Proletariat, ſchlagen, und ich weiß, es werden nicht zuletzt junge Quäker ſein. Das wird uns auch mehr und mehr zuſammenführen. Doch ehe ich ſchließe, will ich doch eine Grundabweichung nicht unberührt laſſen. In der letzten Zeit iſt, ſicher weſentlich veranlaßt durch die Berührung mit Deutſchland, bei den engliſchen Freunden die Frage Bewegung und Organiſation viel diskutiert worden. Ich ſagte ſchon, wie alles in England, iſt auch viel vom Quäkertum organiſiert worden. Wir würden das in unſerem augenblicklichen Zuſtand nicht mitmachen können. Als wir uns von den Freunden in Jordans verabſchiedeten, bat ich ſie, ſie möchten es uns jungen Deutſchen nicht übelnehmen, daß wir ſo anarchiſtiſch ſeien. Und die tief blickenden Quäker haben ein gutes Verſtändnis dafür, daß wir nur in vollſter Freiheit unſere Sendung erfüllen können. Doch hat mir ein Wort, das ich hörte, Eindruck gemacht, wir ſollten uns auch nicht vor der Organiſation, wo ſie notwendig ſei, fürchten. Und ſo reichte ich den Freunden doch gern die Hand zum Bunde, als ſie mich baten, für Deutſchland in den internationalen Freundesrat einzutreten, der viel von der ganzen Welt umſpannt, und ich hoffe, daß noch ein zweiter außer mir die freideutſche Jugend als verwandte Bewegung wird vertreten können. Denn, trotz aller Verſchiedenheit unſeres Weges, wir gehören dennoch zuſammen und ſollen im allgemeinen Kampf um die Welterneuerung zuſammenſtehen, als Brüder eines Geiſtes, der ſich in den verſchiedenen Völkern höchſt verſchieden manifeſtiert.

Walther Koch

Vom Sinn des Menſchenballaſtes*

Der Kern des religiöſen Verhaltens zum Leben iſt das unerſchütterliche Vertrauen in den Sinn dieſes Lebens, darein, daß dies Leben, ſo wie es iſt, mit allem Leid und Unglück, allem Streben und Mißlingen, nichts Zufällig-Sinnloſes, ſondern Teil eines ewigen, wenn auch unſerem Verſtande unzugänglichen Planes iſt.

Bedeutet das, daß der religiöſe Menſch alſo tatlos alles nehmen und laſſen ſoll, wie es nun einmal iſt, wird dadurch Aktivität, menſchlicher Geſtaltungswille verneint? Zweifellos nicht. Gerade der religiöſe Menſch fühlt durch ſeine innere Verbundenheit die Kraft in ſich, um die Gegebenheiten des Daſeins zu durchdringen, ſie einzubeziehen in den Strom göttlichen Willens, der durch ihn ſich auswirkt. Alles Gegebene, er ſelbſt wie die Welt, iſt ihm zunächſt nur Material, aber Material, das als gotterſchaffen und göttlichen Zwecken dienſtbar, die heilige Bedeutung hat, den Gott und ſein Wirken ſichtbar zu machen. Und wem das Bild des Gottes in ſeiner fordernden Kraft erſchienen iſt, der iſt dadurch berufen, ihm zu dienen durch unabläſſigen Kampf gegen das Widerſtreben der Irdiſchkeit, gegen alles, was es davon

* Zu dem Aufſatz von Schildecker im Novemberheft der „Tat", S. 613.

abzieht, das göttliche Ziel zu verwirklichen. Durchaus aber iſt der Prophet Gefäß göttlichen Willens, ein Gefäß, in dem Gott ſelbſt noch mit dem „Fleiſche“, dem Widerſtreben, der Angſt und der Bequemlichkeit zu kämpfen hat.

Der Künder neuer Werte, der freilich immer auch ein Zerſtörer alter Tafeln ſein muß, hat dieſen Kampf auch in ſich ſelbſt zu führen. Und wenn der Prophet ſein Richteramt ausübt, wenn er die Wurfſchaufel handhabt und die Spreu vom Weizen ſondert, das Lebendige ſcheidet in ſolches, das Bauſtein ſein kann zum „Reiche Gottes“ und in ſolches, das verworfen und verneint wird, ſo geſchieht das nicht nach menſchlichen Maßſtäben, ſondern nach jener Gerechtigkeit, die ſoviel höher iſt denn menſchliche Schätzung wie der Himmel höher iſt als die Erde. Alſo nur von Gott aus, d. h. von dem unendlichen, religiöſer Ergriffenheit ſchaubaren, aber menſchlichem Verſtand unzugänglichen Ziel aus, kann es eine Scheidung der Menſchen geben nach nütz und unnütz.

Sobald aber wir Menſchen, mit menſchlicher Berechnung, nach unſeren Maßſtäben eine ſolche Scheidung treffen wollen, dann entſtehen ſolche Dinge, wie die Ausführungen über „Menſchliche Ballaſtexiſtenzen“ im Novemberheft der „Tat“. An ſich wäre es ja keineswegs nötig, zu ihnen beſonders Stellung zu nehmen. Sie richten ſich ſelbſt in ihrer erſchreckenden Dürre und inneren Verödung. Aber da ſie nicht einen Einzelfall darſtellen, ſondern prototypiſch ſind für viele Erſcheinungen unſerer aufgeklärten Zeit, ſo iſt es doch geboten, darauf einzugehen.

Max Weber ſagte („Wiſſenſchaft als Beruf“): „Der wiſſenſchaftliche Fortſchritt iſt ein Bruchteil, und zwar der wichtigſte Bruchteil jenes Intellektualiſierungsprozeſſes, dem wir ſeit Jahrtauſenden unterliegen, und zu dem heute üblicherweiſe in ſo außerordentlich negativer Art Stellung genommen wird.“ Ich bekenne zunächſt gern, daß auch ich zu denen gehöre, die derartig negativ Stellung zu dieſem angeblichen „Fortſchritt“ nehmen — beſonders, wenn ich ein derartiges Symptom der Rationaliſierung des Lebens vor Augen habe. Da wenden wir uns freilich lieber jenen andern Kraftſtrömen zu, die die eigentliche Kontinuität des Geiſtes ausmachen.

Denn auf allen Gebieten beobachten wir die Erſcheinung, daß der durch ſeine Entwurzelung vom eigentlichen Nährgrund hemmungslos gewordene Verſtand vom Diener des Lebens ſich zu deſſen Herrn aufſchwingen möchte. An alles Gewachſene und Gewordene tritt er mit derſelben ehrfurchtsloſen Unbeſcheidenheit heran, um nun die „rationellſte“ Form zu errechnen und dann zu machen. So geht es von der Rechtſchreibung, wo auf die Million und den Pfennig vorgerechnet wird, wieviel wir durch Weglaſſung aller unnötigen Buchſtaben und unrationellen Schreibweiſen erſparen können, über das Staatsleben, wo wir jetzt die abſolut beſte Verfaſſung erhalten haben (der Verſtand begreift nicht, warum ſie nicht funktionieren will; ſie iſt beweisbar die beſte, die freieſte), bis zur rationellen Regelung der Geburtenzahl und der Lebensberechtigungen überhaupt.

Der Menſch findet immer, was er ſucht. Er verrät ſich in dem, was er ſucht. Die Form der Frageſtellung iſt ein unbeſtechlicher Prüfſtein — für den Fragenden. Der Richter der „Ballaſtexiſtenzen“ iſt überzeugt, daß er es nicht verlernt hat, „den ſtaatlichen Organismus ... wie ein Ganzes mit eigenen Geſetzen und Rechten zu betrachten“ und wiederholt deshalb die Frage der beiden Wiſſenſchaftler, deren Schrift er anführt: „Iſt es vom Standpunkt der gegenwärtigen Staatsräſon vernünftig oder unvernünftig, menſchliche Ballaſtexiſtenzen mit weiterzuſchleppen oder zu beſeitigen?“

Es erhellt aus den Eingangsworten, daß es nicht die Abſicht ſein kann, grundſätzlich das Recht einer Gemeinſchaft zu beſtreiten, dem Ziele, dem ſie zuſtrebt, auch einzelne widerſtrebende Individuen zu opfern, ſei dies Widerſtreben körperlich, geiſtig oder moraliſch. Der moraliſch ſich dem Willen der Gemeinſchaft nicht Fügende wurde als Verbrecher von jeher beſtraft und im äußerſten Falle beſeitigt. In ſeinem „Weg zum Mythos“ ſagt Ernſt Michel: „Eine religiöſe Epoche hat, kraft ihrer geiſtigen Berufung, von der Ewigkeit das Recht, gegen peripheriſche Einflüſſe intolerant zu ſein.“ Der Scheiterhaufen, der den Ketzer verbrennt, kann notwendig ſein zur Geſtaltung des Domes, zur Verwirklichung der göttlichen Idee, die in der Gemeinſchaft ſich darſtellen will. So darf zielſtrebiges Gemeinſchaftsleben auch körperliche Ausleſe halten und hält ſie vor allem durch den Inſtinkt der Raſſe, der vor Verſchlechterung der Nachkommen bewahrt. Dieſem Inſtinkt durch Schärfung des Verantwortungsgefühls gegen die Nachkommen zu ſtärken, iſt Pflicht der Gemeinſchaft. Entſcheidend aber iſt, welches das Ziel iſt, dem ein Individuum geopfert wird, gleichviel, ob ſeine körperliche, geiſtige oder moraliſche Verfaſſung als Hemmung empfunden wird. Es fragt ſich, ob überhaupt ein ſolches Ziel als geglaubte Wirklichkeit vorhanden iſt. Und ſo wenig heute irgendeine Kirche vor der Ewigkeit das Recht hat, ihrem Dogma das Leben des Ketzers zum Opfer zu bringen, weil dieſem Dogma die Kraft des leibgewordenen Gotteswortes fehlt, ſo wenig hat eine vorhandene Staatsgemeinſchaft das Recht zu entſcheiden, welche der in ſie hineingeborenen Individuen das Recht zum Leben haben und welche nicht. Denn wo iſt das Ziel, das ſolche Opfer rechtfertigen könnte? Das dem Opfer den tröſtlichen Glauben gäbe, gerade durch ſeinen Tod dem auch ihm teueren Höheren zu dienen und den Opfernden das gute Gewiſſen zur Opferung? Erleben wir nicht umgekehrt, daß den heute Regierenden zwar nicht der Wille, aber die Kraft zur Regierung, zu Befehl und Strafe fehlt; nicht weil ſie nicht wüßten, was ſein ſoll, aber weil ihnen das gute Gewiſſen des Schaffenden fehlt, der ſeinem Ziele Widerſtrebendes opfern darf.

Welches iſt denn das Kriterium, nach dem die „Staatsräſon“, von der A. Schildecker ſpricht, einen Teil der Menſchen als abzuwerfenden Ballaſt und den anderen als wertvolles Gut bezeichnen ſoll? Die Ausführungen des Artikels zeigen es nur allzu deutlich. Maßnahmen, die „in den verfloſſenen Jahren des Wohlſtandes nicht dringend waren“, ſondern erſt heute, ſind ganz gewiß nicht unter dem Geſichtswinkel eines ewigen Zieles geſehen. Hier handelt es ſich um wirtſchaftliche Nützlichkeit, um das Erſparen von Koſten, um Häuſer und Pfleger, die nützlicher Arbeit entzogen werden durch das Daſein der Ballaſtexiſtenzen, der Siechen, Irren uſw. Der im Vollgefühl ſeiner wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit ſchwelgende Bürger kann eben jene Koſten nicht mehr vom Überfluß beſtreiten, er iſt genötigt, am Ende gar auf Wein und Zigarren zu verzichten, damit jene „Unnützen“ verſorgt werden können. Aber ahnt er etwas davon, welchen Sinn „Menſchenballaſt“ in einem höheren Zuſammenhang haben kann? Wie, wenn jene Unglücklichen z. B. nötig wären, um ihm das Gefühl der eigenen Überlegenheit zu verſchaffen, das er freilich auf dem Wege poſitiver Leiſtung zu erwerben unfähig wäre? Wenn das Unglück ſein müßte, damit er ſich glücklich fühle; das Laſter, damit er tugendhaft, das Unnütze, damit er ſich nützlich glaube? Wenn es der „Hölle“ bedürfte, damit die Guten ihren Ort als „Himmel“ empfinden?

Wir wollen nicht das Daſein des normalen, gut verdauenden Bürgers zum Mittel-

punkt machen, in bezug auf den die Erſcheinungen des Lebens ihren Sinn bekommen. Aber die naivſte Interpretation, die doch in allem Geſchehen den Finger Gottes ſieht, wie hoch ſteht ſie über dieſer Sorte „Staatsräſon", die ausrechnet, daß die Portionen kleiner werden, wenn Münder zu ernähren ſind, die keine Hände mehr zum Verdienen haben.

Wir verachten die engſtirnigen Exiſtenzen, die freilich nie in die Lage kommen, an irgend etwas im Leben zu zerbrechen, die aber ſcheinheilig die Augen verdrehen über den Selbſtmörder. Aber die chriſtliche Lehre von der Verwerflichkeit der Selbſttötung iſt denn doch auf einem Boden gewachſen, den man vom Standpunkt dieſer Nationaliſten aus nicht einmal ſieht, geſchweige bekämpfen darf. Wer ſo die Koſten der Pflege unheilbar Siecher vorrechnet, der hat kein ſittliches Recht, mit naſſen Augen von den Schmerzen Todgeweihter zu reden, die höchſtes Mitleid des Arztes abzukürzen berechtigt ſein müßte. Auch das Recht zum Mitleid muß verdient ſein!

Fluch aber jener Oberflächlichkeit, die alles gut nennt, was Geld einbringt und als Ballaſt abwerfen möchte, was Geld koſtet. Nein, ihr Herren, macht euch einmal an die Aufgabe, die eine hohe Schickung euch hier geſtellt hat. Übernehmt freudig, auf Koſten eigener Bequemlichkeit, die Sorge für jenen unglücklichen Menſchenballaſt; lernt erſt einmal kennen, welch poſitive Kraft im Verzicht ſteckt, wenn es nicht ein neidverzehrtes Nichthabenkönnen iſt, ſondern ein gewolltes Opfer — für andere. Vielleicht geht euch dann der Sinn dafür auf, welche Nährquelle edelſten Menſchentumes gerade das Daſein jenes „Ballaſtes" iſt, wieviel Liebe, Leidfähigkeit, Hingabe, Selbſtverleugnung, Menſchwerdung des Menſchen gerade daher kommt. Dann, nach langer tätiger Übung, nach der Läuterung gläubigſter Einfügung in den heiligen Strom des tiefſten Menſchenleidens, nach der letzten Erſchütterung vor der ewigen, nur durch Vertrauen löſbaren Frage: Warum ſolch Leid? — dann wollen wir uns prüfen, ob wir Kraft und Beruf in uns fühlen, Leid zu kürzen, krankes Leben zu tilgen, um geſundes zu fördern. Ph. Hördt

Zu den kommenden Wahlen

Als ſich in der U. S. P. nach den Enthüllungen Dittmanns über Sowjetrußland in der „Freiheit" der Beginn der Spaltung dieſer Partei bemerkbar zu machen begann, hielten die Mehrheitsſozialiſten ihrerſeits die Zeit gekommen, eine aktive Wiederbeteiligung an den Regierungsgeſchäften ins Auge zu faſſen. Die Meinungen darüber, wie dieſer Plan verwirklicht werden ſoll, ſind geteilt, denn während einige Führer bereit ſind, in die beſtehende Regierung einzutreten und alſo mit der Deutſchen Volkspartei zuſammen die Verantwortung zu übernehmen, ſpricht ſich eine andere Richtung ſehr ſcharf gegen dieſe Abſicht aus. Dieſe wollen den Sturz der gegenwärtigen Regierung herbeiführen, wollen Neuwahlen ausgeſchrieben wiſſen und zunächſt die Wähler darüber entſcheiden laſſen, ob ſich ſeit dem Juni 1920 deren Meinung über die politiſche Tätigkeit der Mehrheitsſozialiſten geändert hat. Alles in der ſtillen Hoffnung, daß die inzwiſchen fortgeſchrittene Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der ausſchließlich bürgerlichen Regierung das Fiasko der Mehrheitsſozialiſten in den erſten eineinhalb Jahren der Republik in Vergeſſenheit geraten ließ. Ferner erwartet man wohl den Übertritt derjenigen Elemente der U. S. P., welche mit dem Anſchluß der Unabhängigen an die 3. Moskauer Internationale nicht einverſtanden ſind oder glaubt wenigſtens, daß die gereinigte U. S. P. bereit ſei, in die Regierung einzutreten und daß der linke Flügel des Reichstages dann die erſehnte

rein ſozialiſtiſche Regierung bilden kann. Die Agitation in dieſer Richtung hat ſchon ſtark eingeſetzt, und abgeſehen von allem Vorangegangenen kann man ſchon aus dieſen erſten Äußerungen ermeſſen, daß uns auch dieſe Konſtellation nicht aus dem Elend der Gegenwart herausführen wird. Solange die Sozialdemokratie an ihren alten Führern trotz bewieſener Unfähigkeit feſthält, muß man wohl alle Hoffnung auf Rettung von dieſer Seite aufgeben.

Anderthalb Jahre haben ſie das republikaniſche Deutſchland regiert und vollkommen verſagt. Trotzdem finden ſie auch jetzt wieder den Mut, die Regierungsgewalt anzuſtreben.

Es ſind faſt ausnahmslos dieſelben Männer, welche bereits in dem im Jahre 1912 gewählten Reichstag, der bis zur Revolution amtierte, einen entſcheidenden Einfluß ausübten. Dieſer Reichstag hatte 110 ſozialdemokratiſche Abgeordnete, die zuſammen mit dem Zentrum die ſchwarz-rote Mehrheit bildeten und eine weitere Stärkung durch die Fortſchrittler und den linken Flügel der Nationalliberalen erfuhren. Die Macht dieſer Mehrheit wuchs im Laufe des Krieges, und am 19. Juli 1917 gab der Abgeordnete Scheidemann dieſer Tatſache in einer Rede (Stenographiſcher Bericht Seite 3577) folgenden Ausdruck: „Es gibt keinen Reichskanzler und es kann keinen geben, der nicht im Sinne unſerer (d. h. der Mehrheit) Entſchließungen handeln müßte.“ Und dieſe ſelbe Mehrheit beſaß nach der Revolution die Stirn unter vollkommener Außerachtlaſſung der eigenen großen Mitverantwortung, die Schuld an dem Zuſammenbruch einzig und allein den ausführenden Organen der kaiſerlichen Regierung zuzuſchieben und denſelben Perſönlichkeiten die Macht der Republik Deutſchland zu überantworten. Den kläglichen Mißerfolg ihrer weiteren Tätigkeit ſpüren wir alle am eigenen Leibe, ſo daß ich darüber keine Worte zu verlieren brauche. Und jetzt nachdem eine bürgerliche Regierung wenige Monate an der Spitze ſteht, die es freilich bis heute auch noch nicht vermocht hat, den unaufhaltſam fortſchreitenden Verfall Deutſchlands aufzuhalten, drängen ſich dieſelben ſozialdemokratiſchen Führer wieder nach der Regierung. Die Spekulation auf das kurze Gedächtnis des Volkes, welche bereits nach der Revolution ſo glänzend geglückt iſt, dürfte auch diesmal keine vergebliche ſein.

Die Optimiſten werden ſich wieder durch tönende Redensarten und leere Verſprechungen betören laſſen und voll neuer Hoffnung zur Wahlurne eilen, und die Peſſimiſten werden verzweifelt abſeits ſtehen, weil ſie jede Hoffnung aufgegeben haben. Der nie um einen Ausdruck verlegene Politiker nennt das dann „bedauerliche Wahlmüdigkeit“.

Ich hatte dieſer Tage Gelegenheit, einer erſten die Stimmung vorbereitenden Verſammlung der Mehrheitsſozialiſten beizuwohnen, in welcher es zwei hervorragende Führer unter dem Schlagwort „Vor der Kataſtrophe“ unternahmen, die gegenwärtige Regierung des Reiches einer Kritik zu unterziehen. Beide ſind Mitglieder des gegenwärtigen und der früheren Reichstage und einer iſt ſogar Doppelmandatar und Staatspräſident eines deutſchen Bundesſtaates. Ihre Kompetenz kann alſo nicht beſtritten werden. Neben rein kritiſchen Betrachtungen machten beide Redner einige Vorſchläge, die ſpäter in einer vorbereiteten Reſolution der Verſammlung an die Reichsregierung ihren Niederſchlag fanden. Das Gebotene bewegte ſich trotz allen anmaßenden Vortrages auf einem ſolch tiefen Niveau, daß man ſich wirklich fragen mußte, auf Grund welcher Leiſtungen und Kenntniſſe die beiden Redner den Anſpruch herleiten, als Führer des Volkes gewertet zu werden. Das Ganze war darauf ein-

geſtellt, eine urteilsloſe Maſſe durch nichtsſagende Schlagworte aufzureizen und ſie vergeſſen zu laſſen, daß die Sozialdemokratie vor und nach der Revolution gerade Gelegenheit genug gehabt hat, ihr Können zu beweiſen und dabei verſagt hat. Die ſozialdemokratiſche Pardeidiſziplin, welche in der Arbeiterbewegung ergraute Führer in falſchverſtandener Pietät auch jetzt noch an der Spitze läßt, obwohl ſie ſich der neuen Zeit keineswegs gewachſen gezeigt haben, fand auch in dieſer Verſammlung ihre für die Allgemeinheit überaus niederſchmetternde Beſtätigung.

Und nun gar der Kaſſeler Parteitag der Mehrheitsſozialiſten. Ich habe niemals große Hoffnungen gehabt, daß uns eine der dort verſammelten allererſten Parteikoryphäen die neue große Idee beſcheren würde, aber ein derartiges klägliches Ergebnis hatte wohl niemand erwartet. Alles ging glatt am Schnürchen einer ſorgfältigen Regie. Die Führer waren mit ſich und die Delegierten mit den Führern zufrieden. Kein Mißton ſtörte den Verlauf, kein neuer Gedanke wurde aufgeworfen, ſondern auf allen Seiten herrſchte eitel Freude über die ſchöne, die große und die tüchtige Sozialdemokratiſche Partei Deutſchland und ihre bedeutenden Führer. Der frühere Reichskanzler konnte ſogar ſagen, daß die jetzige Regierung ſchlecht mit dem von der früheren Regierung hinterlaſſenen Pfunde gewuchert habe und kein Widerſpruch erhob ſich gegen dieſe Behauptung, die ebenſo wahr wie unwahr iſt. Die jetzige Regierung hat zwar bis jetzt auch noch nichts geleiſtet, ſie hat aber auch kein Pfund vorgefunden, mit dem ſie hätte wuchern können. Die jetzt nach zwei Jahren Revolutionszeit endlich für dringend erachtete Reform des Erfurter Programms ſoll nun in Angriff genommen werden. Die Kommiſſion der „Sachverſtändigen“ iſt „gewählt“, welche das neue Produkt vorbereiten ſoll, und im Frühjahr nächſten Jahres wird es aus der Taufe gehoben. Es wird genau wie der Parteitag auf agitatoriſche Zwecke wohl eingeſtellt ſein und zum Blühen und Gedeihen der Partei — nicht etwa Deutſchlands — beitragen.

Für das hoffende Deutſchland brachte die Tagung keinen Lichtblick, aber die innere Geſchloſſenheit der S. P. D. ward der ſtaunenden Mitwelt bewieſen und den Führern bezeugt, daß man mit ihrer Tätigkeit zufrieden iſt. Sie können nichts dafür, wenn ſie auf ihren Poſten nichts leiſteten, ſondern die Schuld trifft ſtets die anderen: die Bürgerlichen, die Radikalen und wie bei Gericht den geheimnisvollen Fremden. Das Wort „Selbſterkenntnis“ iſt aus ihrem Lexikon geſtrichen und durch „Kritik“ erſetzt.

Das geht ſogar ſo weit, daß führende Regierungsmänner ihre „Enthüllungen“ der Tagespreſſe übergeben. Darauf, wer nun auf Grund dieſer Veröffentlichungen eine Änderung herbeiführen ſoll, nachdem die angeblich vom Volke beſtellten Staatspräſidenten, Reichskanzler, Miniſter, Räte, Abgeordnete uſw. dies nicht fertig gebracht haben, bleiben ſie die Antwort notgedrungen ſchuldig.

Es wäre dies alles zu ertragen, wenn es ſich um Einzelerſcheinungen handeln würde, doch iſt es bedauerlicherweiſe die Regel, und zwar nicht nur bei der ſozialdemokratiſchen Partei, ſondern auch bei den ſogenannten bürgerlichen Parteien.

Auch hier wird ſchon eifrig gerüſtet. Die Deutſchnationalen bekämpfen die Deutſche Volkspartei und finden durch deren gegenwärtige Beteiligung an der Regierung Fehrenbach genügend ſtichhaltige und erdichtete Angriffspunkte, und die Deutſche Volkspartei verteidigt ſich nach Lage der Sache ungemein ſchwächlich. Konſtruierte Erfolge bleiben eben durchſichtig und von geringer Wirkung. Aber in einem hat ſie recht: Es zeugt von wenig Verantwortungsgefühl, wenn die Deutſchnationalen jetzt die Zerklüftung des Volkes aus rein parteitaktiſchen Gründen noch weitertreiben

anſtatt die gemeinſamen Ziele der beiden Parteien in der Öffentlichkeit zu vertreten und die Gegenſätze hinter den Kuliſſen auszugleichen.

Die Partei iſt den alten Führern aber alles und der eigentliche Zweck der Partei iſt ihnen vollkommen aus den Augen geſchwunden. Für den Gewinn von ein paar Tauſend Stimmen kann das Vaterland in Trümmer gehen. Wenn man nur ſagen kann, daß die eigene Partei die meiſten bürgerlichen oder ſozialdemokratiſchen Stimmen auf ſich vereinigt hat, iſt man zufrieden. Daß man ſelbſt mit dieſen großen Volksſplittern nichts Poſitives anfangen kann, ſondern nur zur Oppoſition oder im beſten Falle zur beſcheidenen Mitwirkung an der Regierungsarbeit verurteilt iſt, ſpielt keine Rolle.

Im kommenden Frühjahr werden, wenn nicht alles trügt, die Neuwahlen ſtattfinden, und bis dahin werden den hoffenden Wählern die redigierten Parteiprogramme unterbreitet ſein. Sie umfaſſen alles und laſſen jede Auslegung zu. Die Hauptſache iſt, daß ſie den Diskuſſionsrednern die Möglichkeit geben, gegneriſchen Einwendungen durch den Hinweis zu begegnen: „Das ſteht ebenfalls in unſerem Parteiprogramm“. Verpflichtungen werden dadurch nicht übernommen, und nach der Wahl ſind die Programme vergeſſen oder finden günſtigſtenfalls die jeweils paſſende Deutung.

Es liegt auf der Hand, daß mit ſolchen Methoden die dringend notwendige Reorganiſation unſeres zerrütteten Staatsweſens nicht erreicht werden kann. Die gründliche Abkehr iſt aber unmöglich, ſolange die alten Parteiführer die Alleinherrſchaft beſitzen. Ihre Entfernung aus dem politiſchen Leben und Erſatz durch neue, fähige und durch keine ſtarre Parteidogmatik gefeſſelte Männer iſt deshalb die erſte Vorausſetzung des Aufſtieges. Es iſt ſicherlich nicht leicht, ſolche Männer zu finden, es hieße aber an der Zukunft unſeres Volkes verzweifeln, wenn man ihr Vorhandenſein in Zweifel ziehen wollte. Daß ſie ſich noch keine Geltung verſchaffen konnten, iſt die alleinige Schuld der jetzigen Parteiführer, welche keine neuen Talente neben ſich aufkommen laſſen. Hier kann nur Hilfe durch die Wähler ſelbſt werden, die bei Aufſtellung der Liſten die bisherigen Parteigrößen ausſchalten! Felix Richard

Der Anfang

Die Grundübel unſerer Zeit liegen nicht in den äußeren Formen und Einrichtungen, ſondern in der Geſinnung der Menſchen. Da allerdings ſucht ſie kein Parteiführer. Die richtige Diagnoſe iſt aber der erſte Schritt zur Heilung. Es muß darum erkannt werden, daß es nicht auf Geſetze, Verfaſſungen und Staatsformen ankommt, daß mit der noch ſo radikalen Umſtürzung all dieſer Dinge noch gar nichts erreicht iſt, wenn nicht die Beziehungen zwiſchen den Menſchen ſich wandeln. Revolution der Geſinnung, andere Einſtellung des Menſchen zum Menſchen, zu ſeiner Arbeit und zu den Produkten ſeiner Arbeit — das iſt der einzige Anſatzpunkt, der wirklich Zukunft verheißt. Denn hier wird nicht ein Mechanismus durch einen anderen erſetzt, nicht der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben — wie es eigentlich auch die ſogenannte deutſche Revolution tat, an der ſich aber damit nur folgerichtig die Geſinnung rächt, aus welcher ſie kam und der Anſatzpunkt, an dem ſie dieſer Geſinnung gemäß beginnen wollte mit der Verwirklichung ihres Programms.

Von unten auf, von den Menſchen her muß gebaut werden, das war die Grunderkenntnis, die aus Ernſt Michels „Aufruf an die Bauern“ ſprach, der im Auguſtheft der „Tat“ abgedruckt war. Dem Aufruf aber mußte die Tat folgen, ſollte echte Wirkung erzielt werden. Wer aber die Menſchen wirklich packen will, der muß ſie

da aufſuchen, wo ſie wirkliche Menſchengemeinſchaft und naturhafte Bindung noch konkret erleben: bei ihrer Arbeit. Aber da die Aufgabe ſchwer und der erſte Anfang, als die Abkehr vom Bisherigen, doppelt und dreifach ſchwer iſt, mußte für dieſen Anfang ein Gebiet geſucht werden, wo die Krankheit verhältnismäßig am wenigſten gehauſt hat und das naturhafte Zuſammenhangsverhältnis zwiſchen Menſchen, Arbeit und Boden noch am eheſten erhalten iſt: beim Bauerntum. Die Bauern zu gewinnen, ihre Geſinnung zu beeinfluſſen im Geiſte gemeinſamer Arbeit, brüderlicher Hilfe und Verantwortung, das war alſo das erſte Ziel. Ihm dient die ſeit Mitte September in Überlingen am Bodenſee erſcheinende von Dr. Ernſt Michel geleitete „Bauernzeitung".

Programm? Es geht nicht an, im üblichen Sinne von einem Programm zu reden, wo es im ganzen und vor allem auf eine Willensrichtung ankommt, auf eine neue Einſtellung des Fühlens und Wollens zu allen Erſcheinungen und Aufgaben des Lebens, vor allem des eigenen, konkreten Lebens an der und der Stelle, in der und der Aufgabe — wobei auch das Wort Beruf wieder ſeinen urſprünglichen ſchönen Sinn bekommt, nicht als die an ſich gleichgültige Gelegenheit des Geldverdienens, ſondern als die Aufgabe, zu der wir berufen ſind. Dieſe Aufgabe freilich darf man nicht hoffen, nach einem mehr oder weniger großen Aufwand von Agitation und Überredung in einigen Wochen gelöſt zu haben. Es handelt ſich nicht darum, einen einmaligen Beſchluß herbeizuführen, eine Abſtimmung, wie die Fiktion des parlamentariſch ſich auswirkenden „Volkswillens" es vorgibt. Es handelt ſich um viel Weſentlicheres, Tiefergehendes: Das beſſere Selbſt des Menſchen ſoll dem verödenden Einfluß des Profitſtrebens, der Kampf-ums-Daſein-Geſinnung entzogen und wieder auf wahrhaft menſchliche Ziele hingelenkt werden. Und dieſe Aufgabe kann nicht ſchnell gelöſt werden, ſie kann überhaupt nicht gelöſt werden im Sinne des Ein-für-alle-mal-Fertigwerdens, da das wahre Menſchenweſen uns immer aufgegeben bleibt.

Erſt daher gewinnen die äußeren Formen menſchlichen Zuſammenlebens tiefere Bedeutung, wenn ſie getragen ſind von dem erzieheriſchen Willen, nun ihrerſeits wieder dem Einzelnen die Aufgabe ſeines Menſchſeins zu erleichtern. Ebenſo wie die heutigen Formen unſeres Staats und Wirtſchaftslebens nicht nur Ausdruck, ſondern auch Erzeuger des Geiſtes der Selbſtſucht, der Profitgier und der Liebloſigkeit ſind, ſo ſollen die Geſellſchaftsformen der Zukunft dem Geiſte brüderlichen Füreinanders entſpringen und dann ihrerſeits den Menſchen helfen, das wahrhaft Menſchliche in ſich zur Entfaltung zu bringen. Darum tritt die „Bauernzeitung" ein: auf dem Gebiet der Wirtſchaft für genoſſenſchaftlichen Aufbau des Wirtſchaftslebens — gegen den zerſtörenden Kampf zwiſchen Unternehmer und Arbeiter, Produzent und Konſument, Stadt und Land. Auf dem Gebiet der Politik für organiſche, korporative Gliederung des Volkes — gegen den Schematismus der „Klaſſen" von links und rechts und gegen die atomiſtiſche Zerreißung des lebendigen Volkskörpers in die fiktiven, halt- und einflußloſen Maſſen der „Stimmberechtigten". Auf dem Gebiete der Verwaltung für weitgehende Selbſtverwaltung der lebendigen Zellen des Volkes — gegen ſchematiſchen und zentraliſtiſchen Bureaukratismus.

Der Weg iſt lang und ſchwer. Aber ſchon hat ſich eine treue Gemeinde um die „Bauernzeitung" geſchart, und ſie wird wachſen, je mehr die Not den Menſchen die Augen öffnet für die Erkenntnis, daß in ihnen ſelbſt die Urſache ihres Elendes liegt und daß darum nur jeder in ſich ſelbſt und durch gliedhafte Einordnung in die Gemeinſchaft den erſten Schritt zu einer beſſeren, menſchenwürdigeren Zukunft tun kann. Ph. Hördt

Organiſation der Siedlerſchule Worpswede

Unter Leitung von Leberecht Migge wird jetzt eine „Intenſive Siedlerſchule" als G. m. b. H. in Worpswede begründet. (Siehe das Septemberheft der Tat, S. 425.) Sie hat ſich folgende Form gegeben.

Geſellſchaftszweck: Gegenſtand des Unternehmens iſt: Führer heranzubilden, die befähigt ſind, möglichen chaotiſchen Daſeinszuſtänden unſeres Volkes entgegenzuwirken und eingetretene überwinden zu helfen.

Zu dieſem Zwecke gründet und unterhält die Geſellſchaft eine Arbeitsſchule für die zeitgemäße Ausbildung von Siedlungsſchülern und Siedlungstechnikern Zweitens erprobt ſie innerhalb des Schulbetriebes praktiſch und wiſſenſchaftlich die techniſchen Möglichkeiten zur Steigerung unſerer Bodenkultur im Hinblick auf die grundſätzliche Vermehrung und Sicherung der Volksernährung. Sie unternimmt drittens die praktiſche und wiſſenſchaftliche Förderung der beſonderen Bedingungen der Moorkultur im Hinblick auf die Beſiedlung von Moorgebieten.

Der Lehrplan: Er geht, auf Grund der negativen Erfahrungen der bisherigen Siedlungsbeſtrebungen, von der Vorausſetzung aus, daß die kommenden Zeiten dem Siedler und Kleinpächter nicht vielmehr als freies Land werden zur Verfügung ſtellen. Die Schulung geſchieht deshalb ausgeſprochen auf der Grundlage der Selbſthilfe durch tätige Teilnahme aller Schulgenoſſen am praktiſchen Aufbau von Siedlungen behelfsmäßiger Art.

Dieſer Arbeitsprozeß beginnt mit der eigenen Herſtellung der Unterkunft jeden Siedlerſchülers und Siedlungstechnikers mit dem örtlich vorhandenen Material. Es folgt der Bau von Brunnen und Waſſerleitungen, Kleintierſtallungen, von Geräteſchuppen, Werkſtatt und Kompoſtanlagen für die Selbſtverſorgung mit Dünger auf gleicher Grundlage. Die nächſte und wichtigſte Arbeit gilt der Vorbereitung der Bodenkultur durch Anlage von Entwäſſerungen, Bodenverbeſſerungen, Graben und Pflügen; des weiteren und insbeſondere durch Einbau techniſcher Einrichtungen zur Steigerung der Bodenkultur wie Schutz- und Fruchtwände, Treibkaſten, Behelfsgewächshäuſern, automatiſche Berieſelungen und Regenanlagen ſowie durch Anwendung von verfeinerten Geräten für die Bodenbeſtellung (Fräsmaſchinen uſw.). Solcherart iſt das Schulungsobjekt immer ein Werdendes, ein Bauwerk, der Siedlungsaufbau. Nacheinander, nach Zweckmäßigkeit auch parallel, werden als Lehrobjekt in Angriff genommen: die Siedlungen des Leiters und der Techniker, die Höfe und Ländereien, wie ſie mit der Zeit erworben oder gepachtet werden, aber auch die Siedlung von Siedlungsgemeinſchaften aller Art und an allen Orten. Die fertig intenſivierten Kulturobjekte dienen, abgeſehen vom Anſchauungsunterricht, als Überſchußbetriebe für die Unterhaltung der Siedlungsſchule.

Selbſtverſorgung: Als Lehrgegenſtand gilt auch die Einführung in die praktiſche Verwaltungswirtſchaft. Die Siedlerſchule in Funktion ſoll ſich ſelbſt erhalten, d. h. es werden jeweils nicht mehr Lehrer und Schüler angeſetzt, als ſich vom eigenen Land oder eigener Werkſtatt ernähren können. — Das weſentliche Mittel zur Selbſtverſorgung iſt, entſprechend den bodentechniſchen Zielen der Schule, die Gartenkultur, ergänzt durch Ackerbau und Siedlungshandwerk. Es werden nach feſten Produktionsplänen betrieben: Obſt- und Gemüſebau, Baumſchul- und Samenzucht, dann Geflügel-, Kleintier-, Fiſch- und Bienenzucht, ſchließlich Kartoffel-, Körner-, Zucker- und Hanfbau in möglichſt gartenmäßiger Form. — Für alle dieſe Produkte werden neben ſyſtematiſcher Vorratswirtſchaft (Erdhäuſer, Kühl-

und Lagerräume) einfache Verwertungseinrichtungen möglichſt ſelbſt gebaut wie: Gemüſe-, Obſt- und Kartoffeldörren, Obſt- und Krautkochereien und Keltereien, Fleiſch- und Fiſchkonſervierung u. a. m. — Die weitere Sicherung der Selbſtverſorgung der intenſiven Siedlungsſchule Worpswede obliegt ihrer unternehmenden Tätigkeit nach draußen: Sie führt einzelnen Siedlern, Siedlungsgenoſſenſchaften, Fabriken, Inſtituten auch Schulen, den Städten und Gemeinden alle ſelbſterfahrene Siedlungsdinge praktiſch vor, erteilt Ratſchläge und ſtellt Führer und Geräte für die Verwirklichung.

Mitgliedſchaft: Mitglied der Int. S. Sch. W. kann jeder werden, der fähig und willens iſt, ihre Verpflichtungen auf ſich zu nehmen. In erſter Linie werden Gärtner, Handwerker und Arbeiter, nach Möglichkeit auch Intellektuelle aufgenommen. Körperliche Arbeit wird von allen Mitgliedern der S. Schule gefordert. — Die Leiter und Techniker treten mit keinem anderen Anſpruch ein, als auf den Anteil an den gemeinſamen Produkten und Einkünften, der der Anzahl ihrer Verſorgungsberechtigten entſpricht. Soweit ſie verheiratet ſind haben ſie den Vorzug in ihrer Anſiedlung durch die Gemeinſchaft (G. m. b. H.). Ausnahmsweiſe kann der Anteil auch Entlohnung erſetzen. — Der Arbeitsſchüler verpflichtet ſich zu mindeſtens einjähriger Tätigkeit (Ausnahmen zugelaſſen), währenddeſſen er die notwendigſten Vorausſetzungen für die eigene Siedlung erfährt. In zwei- bis dreijähriger Mitarbeit kann er ſich zum Siedlungstechniker (Siedlungsführer) ausbilden laſſen. Während dieſer Zeit erhält er freie Unterkunft und Verpflegung.

Bei ſeinem Eintritt zahlt der A. S. 10 Anteile à M 100.— (Befreiung möglich) als Beitrag zum Betriebskapital, der nicht verzinſt wird und 5 Jahre unkündbar iſt. Körperlich Ungeſchulte zahlen 50 Anteile pro Jahr, die nicht zurückerſtattet werden. Verpflegen ſie ſich ſelbſt, entrichten ſie 10 Anteile bedingungslos. — Als Siedlungsfreund (ſtilles Mitglied) der Int. S. Sch. W.) wird jeder eingeſchrieben, der mindeſtens 10 Anteile a fonds perdu oder 100 auf 5 Jahre unverzinsliche und unkündbare Anteile zeichnet. Die Siedlungsfreunde haben das Vorrecht auf Belieferung durch die Überſchüſſe der Int. S. Sch. zum Selbſtkoſtenpreiſe. Beim vorzeitigen Austritt des Mitgliedes verfällt ſein Beitrag der S. Sch., ebenſo bei Ausſchluß auf Beſchluß der Gemeinſchaft (Siedlungstechniker und Arbeitsſchüler). Mit dem Tage ſeines Austrittes oder Ausſchluſſes verliert der Betreffende jedes Anrecht auf Behauſung und Beköſtigung durch die S. Sch., auch wenn ſonſtige Beſtimmungen dagegen ſtehen ſollten.

Vereinheitlichung in Kleidung und Hausrat

Walter Rathenau hat ſeit Jahren den Nachweis erbracht, daß Typen- und Normenbildung die Konzentrationsbewegung in Induſtrie und Handel fördert, alſo auch die Gelegenheit zur Maſſenerzeugung und damit zur Verbilligung der Gegenſtände des täglichen Bedarfs. Ihm und anderen, denen die Gemeinwirtſchaft über dem Produzentenintereſſe ſtand, ſind bei dem Verſuche, ihre Lehren in die Praxis umzuſetzen, aus Unternehmerkreiſen Widerſtände erwachſen. Begreiflich genug. Denn Konzentration der Betriebe, Typen- und Normenbildung, bedeutet Stillegung der unwirtſchaftlich arbeitenden Betriebe, bedeutet Verringerung ſelbſtändiger Unternehmerexiſtenzen, bedeutet Überſichtlichkeit der Betriebsführung und Koſtenberechnung, bedeutet ſonach Preisgabe mancher Fabrikgeheimniſſe. Den Unternehmern, wahrhaftig, konnte der Widerſtand gegen Rathenau nicht übelgenommen werden.

Anders dort, wo die Feindſeligkeit aus individualiſtiſch gerichteten Künſtlerkreiſen kam, aus dem Lager liberaler Äſtheten. Dort ſtanden die Verteidiger um der „Nuance willen“. Ihnen bedeutete Normen- und Typenbildung eine Vergewaltigung der künſtleriſchen Geſtaltungsfülle und Schöpferkraft und hiervor hatten ſie Angſt. Sie wußten zwar, daß z. B. auf dem Gebiete der Mode bei jeder Ausmuſterung ein Dritteil aller Stoffe zerſchnitten und verſchwendet werden, ſie wußten zwar, daß die Mehrzahl des Volkes es ſich nicht leiſten kann, preiswerte und zugleich haltbare Kleider zu tragen, weil unter dem Einfluß der Mode die Solidität der Herſtellung und zugleich die Billigkeit beeinträchtigt wird, ſie wußten, daß die Gegnerſchaft gegen das Einheitskleid, die Protegierung der Mode aus künſtleriſchem Belang, um der „Nouveauté“ und ihrer formalen Reize willen, Tauſende von Arbeitern, Zeichnern und Angeſtellten im jeweiligen Modewechſel brotlos macht. Aber was galten ihnen dieſe Schäden vor dem „äſthetiſchen Reiz?“

Nun iſt ein Wandel eingetreten. An die Spitze der Modegegner ſind Künſtlerkreiſe getreten. Der Deutſche Werkbund hat ſeine noch bis vor kurzem gepflegten Modeſympathien zurückgeſtellt; er iſt ins Lager der Modereformer, beinahe der Modegegner übergegangen. Durch Perſonalunion mit dem Bund „Zur Erneuerung wirtſchaftlicher Sitte und Verantwortung“ verbunden, hat er der Mode zugunſten des Einheitskleides die Fehde angeſagt. Es könnte ſomit ſein, daß ſelbſt die Künſtler erkannt haben, daß ohne den Weg über das Opfer zum Werk, vom Werk zur Gemeinſchaft, eine Wiedergeburt unſeres Volkes unmöglich iſt.

Typen- und Normenbildung aus kulturellem Belang iſt es auch, was die gemeinnützigen Hausratgeſellſchaften ſich zur Aufgabe machen. Aus der Verarmung Deutſchlands haben ſie die Folgerung gezogen. Sie treten in ihrer Monatsſchrift „Hausrat“ (Herausgeber: Dipl.-Ing. Erich Leyſer, Volkskunſtverlag, Berlin) für die Bereitſtellung und den Vertrieb geſchmacklich einwandfreier Typenmöbel durch Bild und Wort ein. Hier wird den Siedlern, Kriegsgetrauten, Neuvermählten, aber auch den Herſtellern und Händlern gezeigt, wie ſich das Heim mit einfachen Mitteln ſchön geſtalten läßt. Vorträge über künſtleriſche und Siedelungsfragen werden den Abonnenten geboten, unentgeltliche Führungen durch Kleinwohnungskolonien, Muſeen, Werkſtätten veranſtaltet.

Freilich: die von den gemeinnützigen Hausratgeſellſchaften angebotenen Möbel entſprechen vorerſt den Vorbildern der Sammlungen im „Hausrat“ noch nicht. Es ſcheint, als würden Rückſichten örtlicher Art, Rückſichten auf die beſtehenden Hausratgeſchäfte die Entſchiedenheit des Handelns verhindern. Doch gelingt ohne Härten keine Reform. Allzu lange ſchon haben die Gemeinden, haben auch die gemeinnützigen Verbände ſich in ihren kulturellen und ſozialen Verpflichtungen durch Rückſichten lokaler Art gebunden gefühlt. Sie müſſen endlich lernen und es ihren Lieferanten begreiflich machen, daß die Herſtellung und der Vertrieb der Güter ſich nach dem Bedarf zu richten hat und nicht umgekehrt. Jetzt, wenn irgendwann, iſt Gelegenheit geboten, das Erzieheriſche mit dem Nützlichen zu verbinden, aus der ſozialen Notwendigkeit eine kulturelle Tugend zu machen. Nur dann, wenn Gemeinde, Staat Genoſſenſchaft, Gewerkſchaft, das Gevatternweſen als kollektive Auftraggeber, ausſchalten, wenn ſie über die Intereſſenpolitik der Einzelnen das Allgemeinwohl ſtellen, wird die Gemeinwirtſchaft möglich werden. Kleinarbeit in erziehlichem Sinne iſt hierbei bedeutſamer als jede Theorie. Bruno Rauecker

Das geiſtige Leben im Oſten

Immer mehr dringt die Erkenntnis durch, daß unſer Volk nur von innen heraus geſunden kann. Die geiſtige Waffe iſt die einzige, die uns wieder aufwärts tragen wird. Wir müſſen ſie in rechter Art verwenden. Dann wird ſie unſeren Wiederaufbau ermöglichen.

Wir hören jetzt aus allen Gegenden Deutſchlands von dem Zuſammenſchluß der geiſtigen Arbeiter. Es liegt natürlich hierin die Gefahr, daß es zu einer Begründung von Vereinen und Vereinigungen kommt, die im Grunde das Gleiche wollen und doch aneinander vorbeiarbeiten. Darin liegt unbeſtreitbar eine große Gefahr. Auf der anderen Seite fördert unſere Zeit einen Zuſammenſchluß, der natürlich kein äußerer bleiben darf. Dann erſt iſt der Grund gelegt für eine fruchtbare Wirkſamkeit, die wirklich dem Wiedererwachen unſeres Vaterlandes dienen kann.

Der Oſten geht voran. Wir wiſſen es aus der Geſchichte, daß der Kampf der Meinungen und ein bedrohter Volksſtamm doppelt ſtarke Kräfte entwickelt. Das iſt im Oſten zweifellos der Fall. Um aber kurz das politiſche Gebiet zu ſtreifen, möchte ich aus meinen Erlebniſſen und Erfahrungen ſagen, daß ich nur ſelten eine gleiche nationale Schwungkraft gefunden habe wie hier, die auch den Mut hat, für ihre Auffaſſung einzutreten.

Mit der Begründung von Vereinigungen, Bünden uſw. geht die Entſtehung von Zeitungen und Zeitſchriften Hand in Hand. So könnte ich hier eine Reihe von Wochen- und Monatszeitſchriften anführen, die in den letzten Jahren und vor allen Dingen in der letzten Zeit im Oſten entſtanden ſind. Aber viele von ihnen haben nur eine kurze Lebensdauer. Auch die in Polen herausgegebenen Blätter ſind leider bald verſchwunden. Es würde hier zu weit führen, auf die einzelnen Schriften einzugehen Aber es iſt uns der Beweis gebracht, daß ein ſtarkes Wollen in dieſen Gebieten lebt.

In Danzig hat ſich vor etwa einem Jahre die „Zunft“ gebildet, die einen Zuſammenſchluß der Künſtler verſchiedener Gattungen in ſich vereinigt. Hier finden Muſiker, Dichter, Maler, Architekten, Bildhauer uſw., die oft aneinander vorbeiarbeiteten, einen gemeinſamen künſtleriſchen Wirkungskreis, der das Ziel vor ſich ſieht, deutſche Kunſt des Oſtens zu pflegen und zu fördern.

Nach kurzer Zeit ſtand die „Zunft“, die ihre Mitglieder nur auffordert, und deren Mitgliederzahl daher begrenzt iſt, auf feſtem Fuß. Das bewieſen nicht nur die Hausmuſikabende und künſtleriſchen Veranſtaltungen, ſondern auch die Übertragung der künſtleriſchen Darbietungen bei der Danziger Frühjahrsmeſſe. Danziger Maler und Komponiſten der „Zunft“ bewieſen ihr ernſtes Streben. Ich will hier nicht auf einzelne Veranſtaltungen und auf eine Nennung der Namen Wert legen, ſondern nur gleichzeitig darauf hinweiſen, daß die „Zunft“ auch auf die Art der Geſelligkeit und auf die Lebensgeſtaltung ihre Wirkungen ausüben will.

Es findet unter ihren Mitgliedern ein völlig ungezwungener Verkehr ſtatt, der keine offiziellen Beſuche und ähnliche zeitraubende Geſellſchaftsmoden kennt. Hier ſtehen ſich Menſch zu Menſch gegenüber, einer will den anderen fördern und das Zuſammenſein ſoll auch in irgendeiner Weiſe der Entwicklung der Perſönlichkeit dienen. So gab es im Winter einige Hausmuſikabende, in denen die Freunde der „Zunft“ den weiteren Freundes- und Bekanntenkreis dazu einluden, ſo daß man das Gefühl hatte, unter Menſchen zu ſein, die wirklich aus Liebe zur Kunſt der Einladung folgten. Es war jene innere Verbindung vorhanden, die feinere Schwingungen auslöſt und eine Atmoſphäre ſchafft, die eine Vertiefung von Künſtler und Hörer ermöglicht. Es kam

noch hinzu, daß diese Veranstaltungen in einem Raum stattfanden, in dem die Bilder der Maler der „Zunft" hingen. Um auch dem Gedanken der Vereinigung verschiedenster Künstlergattungen Ausdruck zu geben, kamen Musiker und Dichter gleichzeitig zur Geltung und von den Wänden grüßten die Maler der „Zunft". So war hier wie bei der Einweihung das Verbindende der Künste gezeigt.

In dem Hause eines der Zunftmitglieder fand ein Vorspielen einer Oper Kurt Adamis statt, zu der der Komponist die musikalischen Erläuterungen gab. Einige Zünftler lasen die verschiedenen Rollen vor. Auch hier wurde beschlossen, in dieser Oper die Kraft der Zunftmitglieder anzuspannen. Die Maler und Architekten beschäftigen sich mit dem Entwurf der Dekorationen und Gewänder, die Dichter geben da und dort noch Anregungen, so daß dieses Hand-in-Hand-Arbeiten auch der Förderung des Kunstwerkes dient.

Wenn wir auf die kurze Zeit des Bestehens der „Zunft" schauen, so kann man von einer erfreulichen und fruchtbaren Wirksamkeit sprechen, die auch hoffnungsvoll in die Zukunft weist. Die Begründung der „Zunft" hat manche Nachfolger gefunden, vor allen Dingen auch in Norddeutschland. Es muß also eine innere Notwendigkeit bestehen, um auf diese Weise trotz der Wahrheit des Wortes vom einsamen Schaffen der Künstler doch zu einer gewissen Gemeinsamkeit zu kommen.

Die Blätter der „Zunft" sind die „Ostdeutschen Monatshefte", die unter meiner Leitung in Danzig herausgegeben werden. Ich habe hier wieder den Gedanken aufgenommen, Sonderausgaben unter einheitlichen Gesichtspunkten zu bringen. Das gab auch der „Borkumer Kriegszeitung", die ich längere Zeit leitete, ihren besonderen Charakter. So erschien als Heft 3 der „Ostdeutschen Monatshefte" die Sonderausgabe „Die Freie Stadt Danzig", die überall starken Widerhall fand. Heft 5 war ein Königsbergheft, dem Sonderausgaben „Schlesien", „Marienburg", „Weichsel", „Philosophen", „Dichter des Ostens" u. a. folgen sollen.

Die Namen der Maler Pfuhle und Hellingrath sind zur Genüge bekannt, aber Ludwig Paetsch, Robert Jeuner und Otto Wolfgang Spieß haben eine erfreuliche künstlerische Förderung durch die „Zunft" erfahren. Von den Dichtern der „Zunft" sind manche in den „Ostdeutschen Monatsheften" vertreten*. Carl Lange

Sinn und Mittel des Betriebsrates**

Es ist viel mehr geistige Arbeit über die Tagesfragen geleistet worden, als das Spiegelbild der äußeren Vorgänge verrät. Aber geistige Arbeit kann nicht unmittelbar zu Handlungen reifen, sondern braucht ihre Jahreszeit. Nur bei der Organisation unserer öffentlichen Meinung geht die echte Geistesarbeit, sobald sie Schaum zu schlagen aufhört, für die Wirklichkeit unrettbar verloren. Die

* Um die ostdeutschen Künstler auch weiter anzuspornen, haben die „Ostdeutschen Monatshefte für Kunst und Geistesleben" einen Wettbewerb zur Erlangung von geeigneten Entwürfen für den Umschlag ausgeschrieben. Es besteht die Absicht, jeden Monat einen besonderen Umschlag zu geben. Der Wettbewerb ist für alle deutschen Künstler und Künstlerinnen offen, die in den Ostgebieten des früheren Deutschen Reiches wohnen oder geboren sind. Die Entwürfe müssen bei dem Verlag W. F. Burau, Danzig, Langgasse 39, in verschlossenem Briefumschlag eingereicht sein. Als Preise sind etwa 2000 M angesetzt. Wer über die näheren Bedingungen Bescheid haben will, erhält Auskunft beim Verlag.

** Zu den Ausführungen von E. Diederichs „Sozialisierungserfahrungen" im Novemberheft 1920.

Tat erwirbt ſich ein vorbildlich werbendes Verdienſt, wenn ſie mit dem Beiſpiel dieſer Samenrettung vorangeht.

Der Begriff und die Wirklichkeit der Betriebsräte ſind im Augenblick ihrer politiſchen Fleiſchwerdung gefälſcht worden, und nur um dieſen Preis durften ſie Fleiſch werden. Die Betriebsräte haben nicht den Sinn, das möglichſte wirtſchaftliche Gedeihen der Betriebe durch Ausgleiche zwiſchen Lohngeber und Lohnnehmer zu fördern (was ja anderen Körperſchaften unbenommen bleibt), ſondern einzig und allein den, den Betrieb unter Aufhebung des Einzelbeſitzverhältniſſes der „Sozialiſierung", d. h. der Einfügung in die herbeizuführende Gemeinwirtſchaft, entgegenzuführen. Folgerichtig iſt von dieſem Geſichtspunkt aus jeder Betrieb und die Geſamtheit der Betriebe als Erbe der künftigen Geſamtheit nach Möglichkeit zu mehren und zu ſchonen. Maßgebend iſt dazu aber nicht das augenblickliche wirtſchaftliche Gedeihen, auch nicht ſoweit es der Arbeiterſchaft ſelber zugute kommt, ſondern einzig der genannte Zweck: mit allen Mitteln eine geſunde ſeeliſche Kräftewirtſchaft an die Stelle der verbrecheriſchen Erſatzmittel- (Geld-) Wirtſchaft zu erzwingen. Das derzeitige Gedeihen eines Betriebes im Sinne einer günſtigen Geldabrechnung (das gerade auf dem „Konkurrenz"-Wege für einzelne Betriebe jetzt leicht zu erreichen wäre, letzten Endes auf Grund der ſchieberhaften Geldwert-Verſchiedenheits-Auswirkung) iſt, da es die augenblickliche „Zufriedenheit" und daher menſchliche Minderwertigkeit der Arbeiterſchaft fördert und ſie geiſtiger Entwicklung erſt recht abgeneigt macht, dem genannten Zwecke geradezu entgegengeſetzt.

Die Aufgabe des Betriebrates iſt alſo nur die, das betreffende Werk eben ſo zu halten, daß es, wenn eines Tages das Signal „Volldampf voraus" ertönt, mit möglichſt ungeminderten Mitteln an die Erzeugung gehen kann. In dieſem Sinne wäre vor allem der ſinnloſen Sabotage, der nicht wieder gutzumachenden Zerſtörung von Betriebsmitteln, dem Maſſendiebſtahl und dgl. entgegenzutreten. Die übliche Predigt zur „Sabotage" und Scheinarbeit zwecks „Vernichtung des Kapitalismus" iſt Schwindel. Es iſt z. B. von ſyndikaliſtiſcher Seite klar ausgeſprochen worden, daß echte Sabotage und Scheinarbeit eine ſchwere Kunſt ſind, die hohen Idealismus und geiſtige Reife erfordern, während das übliche Nichtstun genau das Gegenteil iſt: dummes Wüten gegen ſich ſelber ohne jede „vernichtende" Wirkung gegen den „Kapitalismus". Im Gegenteil: willkommene Trübung im Dienſte des höheren Schiebertums.

Damit kommen wir zur Hauptſache. Es iſt richtiger Inſtinkt, wenn die Arbeiterſchaft die Betriebsräte, die ihre Aufgabe im Vermitteln ſehen, als ſchlapp und ihre Tätigkeit als verfehlt bezeichnet. Wie immer, hat die Maſſe auch hier Recht, ſoweit ſie verneint. Fehlt nur leider immer die Ergänzung: was denn nun bejaht werden ſoll, und wie bejaht werden ſoll.

Herr Diederichs hat recht, wenn er andeutet, daß die Mehrzahl der Arbeiter nichts weniger als „Sozialiſten" ſind, ja von „Sozialismus" oder „Kommunismus" keine Ahnung haben. Ich werfe ihm aber vor, daß er das Zeißwerk als Beiſpiel von Sozialiſierung anführt. Es hat ebenfalls mit Sozialismus ſo gut wie nichts zu tun; es iſt ein vollkommen kapitaliſtiſcher Betrieb, der nur vor anderen — und das iſt ſeine Ehre — größerere kapitaliſtiſche Folgerichtigkeit und Ehrlichkeit voraus hat oder — hatte. Sozialismus iſt ausſchließlich eine Angelegenheit der Geſamtheit und nicht eines Einzelunternehmens.

Der rückwärtleriſche Charakter der proletariſchen Mehrheit, dem aber ein dunkler,

in dem Räteſchlagwort verkörperter Vorwärtstrieb entgegenſteht, iſt aber nicht ein Grund, Ja und Amen dazu zu ſagen, ſondern im Gegenteil die Dinge weiterzutreiben. Stellen wir uns aber einmal auf den Boden der Ehrlichkeit, den Tatſachen gegenüber, ſo gewinnt damit die Aufgabe der Betriebsräte ein anderes, ſcharf umriſſenes Bild.

Sie ſollen die „Betriebe" reif machen zur „Sozialiſierung"! Die Betriebe ſind aber nicht Bauten, Maſchinen und Geſchäftsbücher, ſondern Menſchen. Die Menſchen ſollen reif gemacht werden, im entſcheidenden Augenblicke ihre Betriebe ſelbſt zu „übernehmen". Das Hindernis iſt die beſchriebene Geiſtesverfaſſung dieſer Menſchen, eben ihre Unwiſſenheit, Verantwortungsloſigkeit, Mangel an Unterſcheidungsvermögen für das Weſentliche. Alſo heißt die Aufgabe: dieſer Geiſtesverfaſſung zu Leibe zu gehen! Die Aufgabe der Betriebsräte iſt die Schulung der Arbeiterſchaft im gemeinwirtſchaftlichen Denken am Beiſpiel ihres eigenen wirklichen Betriebes.

Da zeigen ſich dann die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die Irrtümer und Fehler ganz anderswo, als wo ſie gewöhnlich geſucht werden. Das Haupthindernis iſt: der Mangel an Betriebsratperſönlichkeiten ſelbſt, die dieſer Aufgabe gewachſen ſind. Denn dieſe Erwählten haben meiſtens von Gemeinwirtſchaft ſo wenig Ahnung, wie ihre Wähler ſelbſt. Demnach begänne die Aufgabe mit der Schulung von Betriebsräten. Wiederum: Wer ſoll ſie aber ſchulen? Schwerlich die Betriebsleiter, in deren Hände ſie nach der Wahl geraten, und die (mit ſeltenen Ausnahmen) etwas ganz anderes aus ihnen modeln möchten: brauchbare Helfer zur „Beruhigung" der ohnehin nur zu „Ruhigen".

Daher gehört zum Gedanken der Betriebsräte ihre jederzeitige Abberufbarkeit, die Unverbindlichkeit ihrer Beſchlüſſe und ihr häufiger Wechſel. Es ſollen nicht neue „Bonzen" gezüchtet werden — die Emporhebung beſonders „Intelligenter" zu einer dauernden „angenehmeren" Lebenslage, an der ſie bald auf Koſten der Zurückgebliebenen kleben werden, ſondern ein allmählicher Rundlauf möglichſt der ganzen Arbeiterſchaft durch die Verwaltungsſtube, wo ſie — nach möglichſt gründlicher grundſätzlicher Vorſchulung — an die lebendigen Fragen von Angeſicht zu Angeſicht herantreten müſſen. Erſt ſo wird allmählich eine Betriebsarbeiterſchaft gebildet, die nicht überhaupt an ihre „Räte" wie früher an Gewerkſchaftsbeamten verraten und verkauft ſind und ſich in ihnen ihre Rute ſelber binden. Das Weitere ergibt ſich von ſelbſt: entweder die Geiſter werden aufgerührt, oder wenn ſie auch dann noch ſtumpf bleiben, ſo nahen ſie ihrem Verhängnis.

Das alles wäre Unſinn, wenn es eine literariſche Konſtruktion oder eine Willkür-„Politik" geiſtig Vorgeſchrittener oder neuerungsſüchtiger „Führer" wäre. Zugrunde liegt aber die Überzeugung, daß das kapitaliſtiſche Betriebsſyſtem überhaupt, in ſich ſelber, ſchon vermorſcht iſt, und morgen oder übermorgen ganz verſagt. Die Frage iſt, ob es dann ein grauenvolles Nichts hinterlaſſen ſoll, oder wenigſtens einigermaßen in Bewegung geſetzte und auf aufbauende Arbeit eingeſtellte Hirne.

Ich bemerke noch, daß etwa in dieſem Sinne die Betriebsrätefrage in Süddeutſchland, unter dem Einfluß Steinerſcher Ideen („Dreigliederung") in Angriff genommen zu ſein ſcheint. Doch fehlen mir genaue Kenntniſſe der wirklichen Vorgänge.

Hermann Häfker

Nachwort des Herausgebers: Wer ſelbſt praktiſch einen Betrieb geleitet hat, weiß, daß die erſte Grundbedingung zur Leitung iſt, daß ſich der Betreffende vor ſich ſelbſt verantwortlich fühlt, erſt daraus entſpringt Werkfreudigkeit. Darum

ſcheitert aller Staatsſozialismus an ſeiner Bürokratie. Nie kann ein kollektives Unternehmen derart fruchtbar gemacht werden, daß die Leitung durchkreuzt wird von chaotiſch widerſtrebenden Elementen in Geſtalt von Betriebsräten. Auch ein ſozialiſtiſcher Konſumverein würde zugrunde gehen, wenn ihn Betriebsräte „reif zur Sozialiſierung“ im Sinne Häffkers machen würden. Das klingt ſehr paradox, aber es iſt richtig. Herr Häffker ſieht ſehr klar, daß es bei den Arbeitern zum großen Teil an einer inneren ſozialen Geſinnung fehlt. Darum hält er die Zufriedenheit des Arbeiters für gefährlich, darum iſt es ihm erwünſcht, wenn ſeine Lebenslage ſich augenblicklich verſchlechtert. (In Rußland iſt die Verſchlechterung der Lebenslage bereits eine chroniſche Erſcheinung geworden.) Man ſieht hier tief in die kommuniſtiſche Ideologie, die in ihrer verhängnisvollen Selbſttäuſchung wohl mehr mit Mephiſto als mit Gott zu tun hat. Hier wird mechaniſche Methode mit organiſchem Wachstum, Löſung aller äußeren Bindungen mit innerer Menſchenfreiheit verwechſelt, Ehrfurcht im Goetheſchen Sinn iſt ein unbekanntes Wort. Alles, was dem Erraffungstrieb der Maſſe widerſtrebt, wird mit dem Schlagwort „Kapitalismus“ abgetan. Im Bilde geſprochen: Die Rieſen von Nibelheim haben die Gehirne der Menſchen ſo umnebelt, daß ſie glauben, den Göttern gleich zu ſein und zu herrſchen. Aber die Götterdämmerung iſt bereits angebrochen. Eine neue Welt wird entſtehen, aber nicht aus dem Geiſt der Alberiche, ſondern aus Wotan-Siegfrieds-Geiſt.

Ich lehne es ab, das Skelett des Todes mit einem blauen Sternenmantel, genannt politiſcher Kommunismus, zu umhängen. Wirklicher Kommunismus kann nur zellenmäßig aus kleinen Gemeinſchaften emporwachſen, er beruht auf religiöſer Geſinnung und nicht auf „Einrichtungen“. E. D.

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Hans Weiſen und ſein Werk Er lebt jetzt in Bringhauſen am Ufer des Ederſees. In vier Stunden erreichte ich ihn von Bad Wildungen aus auf wunderbar einſamen Bergwaldwegen. Wer's bequemer haben will, kann ihn von der Bahnſtation Buhlen aus, über die Sperrmauer hinweg, in zwei Stunden zu finden hoffen. Hans Weiſen iſt ein Glückskind. Er bringt unſerem Volk eins der wertvollſten Geſchenke, die ihm in dieſer ſchlimmen Zeit zuteil werden können. Er bringt ihm nicht mehr und nicht weniger als das Haus, das ſich jetzt überall im Grünen aufſtellen läßt. Das Haus der Not, das zugleich wie ſelten eins geeignet iſt, ein Haus der Freude zu werden. Dies Haus, als Bauwerk, hat zwei Geheimniſſe. Eins davon behält der Erbauer noch für ſich: die Zuſammenſetzung oder wohl richtiger die Füllung ſeiner Außenwandplatten, die ihm den notwendigen Wärme- und Wetterſchutz geben. Darüber läßt ſich bisher nur ſagen, daß ſich dieſe Platten in Hans Weiſens eigenem Häuſel ſeit ſechs Jahren vollauf bewährt haben. Sie tun ihren Dienſt, nun ſchon nach dem dritten Umzug des Hauſes. Ja — mit dem Haus kann man nämlich umziehen, kann es auseinandernehmen, auf einem Möbelwagen verſtauen, und an anderer Stelle wieder aufbauen. Das zweite Geheimnis dieſes Häuschens iſt: Es enthält alles in ſeinen Wänden, was der Menſch an Schränken, Spinden, Fächern, Truhen, Käſten und dergleichen braucht, ja es beſteht nur aus ſolchen Dingen, und ſelbſt die Hausuhr iſt ein Stück Wand, mit Zeitzeiger auf beiden Seiten nach zwei Räumen hin. Dadurch wird viel Platz gewonnen, viel Raum geſpart, erſt recht Hausrat. Das Häuschen iſt billiger als alle anderen, und enthält obendrein alles „Mobiliar“ in ſich ſelbſt, ſogar die Bettgeſtelle, die einfach als innere Teilſtücke des ſchrägen Daches her-

untergeklappt werden. Und dabei ſieht es in dem Häuschen ſo behaglich und warm und wohnlich aus, daß man gleich darin bleiben möchte, wenn man einmal da iſt. Nur der Sockel mit dem Keller muß überall an Ort und Stelle neu gebaut werden. Aber dazu gibt es die örtlichen Bruchſteine, und wo ſie fehlen, könnte im Notfall eine einfache Erdaufſchüttung fürs erſte genügen.

Nur zwei Haken ſind dabei, zwei Widerhaken, die einer Anzahl von Menſchen den Eintritt ins Häuschen verwehren und ſie von ſeinem Gebrauch ausſchließen. Der eine iſt, daß das Häuschen im Garten ſtehen muß. Man kann das nicht ſo beſchreiben und erklären, aber es iſt ſo: Der Garten iſt ein Teil vom Häuschen, und es iſt unmöglich, darin zu wohnen oder auch nur es aufzuſtellen, wenn nicht ein Stück Garten dabei iſt. Denn das ganze Häuschen will Luft um ſich haben und dem Sonnenſchein geöffnet ſein, ſonſt fühlt es ſich nicht wohl, und ſeine Bewohner erſt recht nicht. Es paßt alſo nicht in die geſchloſſene Bauweiſe, ſondern iſt ein Landkind, ein Gartenkind. Und der zweite Widerhaken iſt: Darum müſſen auch ſeine Bewohner Landkinder, Gartenkinder, Sonnenkinder ſein oder wenigſtens werden wollen, ſonſt können ſie Hans Weiſens Häuschen und das Häuschen kann ſie nicht ertragen. Es iſt nämlich aus der Seele des Garten- und Sonnenkindes heraus erdacht und geſtaltet, will im Sommer und Winter einfach nur Zuflucht, Schutz und Aufbewahrungsſtätte ſein und die Menſchen wohl behüten aber nicht einſperren. Es will im Sommer von den Bienen durchſchwärmt, von den Sonnenſtrahlen durchtanzt, von den Lüften durchſpült ſein. Im Winter aber will es trauliche Wärme ſpenden und aus allen Fugen Apfelduft ausatmen. Es wehrt ſich gegen alle üblen Dünſte, und hat am liebſten Bewohner, die in der Hauptſache von Beeren- und Halmfrüchten, Obſt und Nüſſen leben, und die ſich gerade dabei wohlfühlen; die auch wohl gern einmal unbekleidet in der Stube herumtanzen und ſtundenweiſe mit ein paar Zelttüchern Stube und Vorplatz zum Luft-, Licht- und Sonnenbade umbauen.

So iſt das Weiſen-Häuschen alſo nur für vegetariſche Idylliker und kann ſonſt niemandem helfen in dieſem Zeitalter tragiſch-heroiſcher Kämpfe? Nun, es iſt ja wahr, in Deutſchland wollen alle „Geiſtigen“ Tragiker und Heroiker ſein, und meinen, daß ſie ſonſt ihren Beruf verfehlt hätten. Wer aber ſich zu der Meinung aufſchwingen kann, daß das Tragiſche nur echt iſt, wenn es von ſelber als Schickſal über die Menſchen kommt, und daß dann Held zu ſein ein Geſchenk aus geſammelter Kraft und ſonniger Reife iſt, der wird nicht das Tragiſche und das Heroiſche, ſondern die Kraft und die Reife ſuchen. Er wird alſo im Garten wohnen wollen, und von da ausgehen, ſein Werk zu tun. Hans Weiſen will ſich nicht zurückziehen von Welt und Menſchen, ſondern beiden dienen. Aber er weiß, daß Sonne und Stille zum Wachſen und Reifen gehören, und darum hat er ſeine Siedelung „Wießeloh“ fernab vom Lärm der Städte in die Landſchaft hineingeſetzt, und verſchickt von da aus ſeine „Schneckenhäuſer“ in die Welt*. Und ſeine Mitarbeiter ſollen gleich ihm aus dem Geiſt der Erneuerung von Leib und Seele ſchaffen, wirken, lebendige Kraft ins Werk hineinſtrömen, damit kräftiges Leben wieder aus ihm hervorwachſe. Und darum will er in ſeiner Siedelung nur Leute haben, die nicht allein tüchtige Werkleute, ſondern gleich ihm Gartenkinder, Sonnenkinder ſind. Und er beliefert auch mit ſeinen Häuſern, ſolange ſeine Werkgenoſſenſchaft noch klein iſt — Ende September gehörten mit den Kindern 25 Menſchen zur Siedelung — zuerſt Geſinnungsverwandte, die gern Häuſer nach ſeiner Weiſe haben, alſo nach Hans Weiſen-Weiſe leben wollen, und nicht ſo ſehr viel Zugeſtändniſſe an allerhand bürgerliche Wohnungstorheiten begehren. Auf die Dauer wird's ja wohl nicht ausbleiben, daß die an ſich entwickelungsfähige Wei-

* Hans Weiſen, „Wießeloh“ und „Schneckenhäuſer“, je 75 Pf., „Baukunſt“ M 8.50, alle bei Erich Matthes, Leipzig und Hartenſtein im Erzgebirge.

ſen-Bauart auch den überlieferten Wohnbedürfniſſen in ihrer ganzen Breite dienſtbar gemacht wird. Ihre Vorteile ſind ſo groß, daß ſchon irgendeiner das „Syſtem“ aufgreifen wird, auch wenn Hans Weiſen ſelber an der Ablehnung mancher mit ſeinen Lebensauffaſſungen unverträglichen Angewohnbedürfniſſen dauernd feſthält. Manches, was ſeiner Art nicht entſpricht, z. B. Bettgeſtelle für eine Laſt von Federbetten, die in ſeinem Schrägdachbett keinen Platz hätten, bewilligt auch er ſelber auf Wunſch den Leuten, deren Herz nun einmal daran hängt.

Das volkswirtſchaftlich Wichtige iſt: Seine Häuſer können auch in dieſer Zeit der Baustoffnot und der Teuerung auf jedes Stück Land oder Garten hingeſtellt werden, wo man eins hinhaben möchte, und billiger als alle anderen. Wer kein Baugeld, wohl aber eine Wohnungseinrichtung hat, verkaufe die Wohnungseinrichtung. Dann mag er wohl Geld zu Haus und Einrichtung haben. Und das neue Haus wird ihm bald lieber ſein als ſein altes Geſchränk. Obendrein braucht er's ſein Leben lang nicht zu verlaſſen, ſondern zieht, wenn's not tut, mit ihm um von Garten zu Garten: Schneckenhäuschen! das iſt der große wirtſchaftliche Gewinn. Und doch iſt mir weit wichtiger als er die Geſinnung, die ſich in „Wießeloh“ eine Siedelung ſchafft, und durchs Schneckenhäuschen in die Weite wirken will. Noch ſelten iſt mir ſo klar und ſo rein und ſo ſchaffenskräftig der Geiſt der Erneuerung von Grund auf begegnet. Hier iſt eine der Gemeinſchaften im Werden, die die Träger der Erneuerung im Volke ſein werden. Ein Mann wie Detlef Schmude ſucht mit neuer Friſche und Tatkraft alte Ideale zu verwirklichen. Es iſt viel wert, daß er Leute mit ſich reißt, denen er durchhilft. Aber mehr noch ſcheint mir wert zu ſein, wenn einer nicht nur ſiedelt, nicht nur hilft, ſondern die Menſchen von innen her umkrempelt, daß ſie einen neuen Anfang mit ihrem Leben machen und ſich aus einem neuen, beſſeren, edleren, ſchöneren Lebensideal heraus ein neues, beſſeres, edleres, ſchöneres Leben aufbauen. Und das nicht bloß ins Blaue hinein ſondern mit Grund unter den Füßen. Dies iſt Hans Weiſens Fall. Er iſt ein Philoſoph der Tat, ein Mann, der aus dem innerſten Heilsverlangen heraus doch nicht bloß träumt oder ſchwärmt oder predigt, ſondern formt, hinſtellt, feſt in der Wirklichkeit wurzelt. Der Mahnungen, Verſuche, Vorbilder zu einem neuen Anfang werden immer mehr, immer andere kommen. Bald wird man ſehen, daß auch das neue Leben nicht nur Abſtoßen von altem Plunder, nicht nur Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit, daß es auch neue Mannigfaltigkeit und neuer Reichtum iſt. Daß es eine Kraft in ſich trägt, die aus ihm herausſtrahlt, als ſei eine neue Morgenröte in der Welt erſchienen. Wer Hans Weiſens Buch „Baukunſt“ lieſt, wird davon etwas ſpüren. Wer ihn in Wießeloh aufſucht, wird es ſehen. Wer in ein Weiſen Häuschen hineinpaßt, wird von der Welle der Morgenröte ins Land der Kinder, ins Land der Zukunft hineingetragen werden, wenn ringsum noch die Schatten der Nacht grauen. Gerhard Hildebrand

Haaß-Berkow-Woche in Meißen

Die kleine Stadt war eine Woche lang in Bewegung, die kleinen Geiſter und die kleinen und die großen Leute.

Es war etwas wie eine Miniaturausgabe deſſen, was Dornach für die Anthroposophen bedeutete; viel Theorie, „Geiſteswiſſenſchaft“; und dazu — hier — die Praxis. Und die Praxis war weſentlich leichter bekömmlich, ſtärker. Denn es war ja zugleich — unzertrennlich von Haaß-Berkow — Anthroposophenwoche in Meißen: Aus den verſchiedenſten Gebieten Vorträge von hochwiſſenſchaftlichem Gepräge, teilweiſe für die Außenſtehenden, die Nichtanthroposophen, unverſtändlich wegen der ungewohnten ſchlagwörterartigen Terminologie, dem Handwerkszeug der anthroposophiſchen Redner.

Blieben das Erfreuliche und — in ihrer Art — Bedeutende: die Spiele. Gottfried Haaß-Berkow ſpielte ſein ganzes Repertoire, worunter am ſtärkſten, in Darſtellung und Wirkung, „Der Toten-

tanz", der mit den Theorien, Tendenzen, mit der ganzen Weltanſchauung der Anthropoſophie am engſten verbunden iſt; und nicht bloß durch die Metaphyſik.

Ergänzung, Erweiterung dieſer Truppe mit einer offenſichtlich ſtärkeren Tendenz zum Schauſpieleriſchen brachte die Schweſtertruppe der Frau Maria Haide (Gümpel Seiling), die mit ihren Spielern aus ihren bayriſchen Gebieten kam und: Hans Sachs, Lienhard, Hugo Hoffmannsthal (Tor und Tod) und — Goethe ſpielte. Iphigenie auf Tauris; es war ein Wagnis und — immerhin — eine Leiſtung! — Ein ſeltenes Ereignis: zwiſchen Herbſtſonne und roten Blättern, im Schatten reger Wipfel, gerahmt von Rhododendronbüſchen, Bächleinmurmelte in die klaren Ströme von Goethes Verſen. Die tauſend Zuhörer lauſchten, zwiſchen Rhythmus und Menſchen war große, gute Übereinſtimmung.

Neu — in dieſem Zuſammenhang — waren zwei Darbietungen: Eurhythmie und die Hahne-Leute.

Eurhythmie in den Anfängen, aber ſchon mit ſtarken, farbigen Wirkſamkeiten. Den Boden der Eurhythmie ſuche man in Dornach.

Die Hahne-Leute: Jugend aus Halle; die tanzte, ſpielte, ſang. Prof. Hahne iſt der Leiter des Provinzialmuſeums in Halle, welches ſog. Jahreslaufſpiele veranſtaltet; von Haaß-Berkow eingeladen, war er freudig gekommen mit ſeiner Schar, obwohl dieſe kleine Wanderſchar ſonſt nicht reiſt, ſondern in Halle bleibt. Inmitten von unerfreulichen Parlamentsredereien, politiſchen Schiffbrüchen und Diktaturgelüſten gräbt ein Mann, der ohne große Töne zu reden einfach etwas ſchafft, in Deutſchlands Vergangenheit, dem Einzigen, was wir noch beſitzen (und faſt ſchon das nicht mehr!). Neben der Sammlung germaniſcher Altertümer, die bisher verblaßten über dem Glanz der antiken archaeologiſchen Ergebniſſe — liegt ihm in der Hauptſache an der geiſtigen Ausgrabung.

Das Reſultat davon — ſang und tanzte im Schloßpark von Siebeneichen. Jugendfriſche Leute in farbenfrohen Wanderkleidern zeigten ein altes germaniſches Erntefeſt, mit allen im Laufe der Zeit und der wachſenden Geſchmackloſigkeit verſchütteten Gebräuchen, zeigten den tiefen Sinn, die tiefe Wahrheit dieſer Sitten, zeigten, was wir beſaßen und was wir nicht mehr ſind! — in dieſem Sinne auch ein Totentanz — aber — Hahnes ganze Wirkſamkeit gipfelt darin: zeigten die neue Möglichkeit!

Das Meißner Ergebnis — daß, trotz der Verwirrung auf allen Gebieten, trotz der Fortſchritte des Kinos in Geſchmack und Kultur — gearbeitet wird, nicht nur gearbeitet, daß etwas geleiſtet wird, das uns vorwärtsbringt — daß wir noch nicht am Ende ſind.

Haaß-Berkow ſpielt in Schleſien, Frau Maria Haide, nach einer eben beendeten Reiſe durch Teile von Sachſen und Thüringen, im Winter in der bayriſchen Heimat, in Halle arbeitet Prof. Hahne und bereitet vor.

Willy Zſchietzſchmann

Die Braunauer Tagung Eine Volksbildungstagung für Vertreter des deutſchen und öſterreichiſchen Volksbildungsweſens fand Ende September in Braunau am Inn ſtatt. An ſechs vollbeſetzten Verhandlungstagen wurden die wichtigſten theoretiſchen und praktiſchen Fragen durchgeſprochen. Uns Deutſchen waren beſonders wertvoll die Einblicke, die wir in das öſterreichiſche Schul- und Volksbildungsweſen gewannen und die auch denjenigen überraſchen mußten, der aus dem ausgezeichneten Buch von Joſef Luitpold Stern über das Wiener Volksbildungsweſen, der beſten Darſtellung der Kulturverhältniſſe einer Großſtadt, einigermaßen vorbereitet war.

Zunächſt ſchien es, daß zwei Richtungen miteinander rangen, die uns aus der Literatur durch die Namen Ludo Hartmann und Erdberg bekannt ſind, oder die man auch durch den Gegenſatz: Wiener Volkshochſchulheim und Leipziger Bücherhallen bezeichnen kann. Nämlich der Gegenſatz Wiſſensvermittlung, Aufklärung, Verſtandesſchulung auf der einen, orga-

niſche Durchbildung von Perſönlichkeiten auf der anderen Seite, und was daraus folgt: Soziale Verſorgung breiter Bevölkerungsſchichten durch die Anteilgewährung an den heutigen wiſſenſchaftlichen Errungenſchaften einerſeits, und Ausleſe der geiſtig Veranlagten und ihre individuelle Förderung durch intenſiven Unterricht auf der anderen Seite. Im ganzen kann man die jüngere Form, die ſich hier geltend macht, wohl kennzeichnen durch das Ruskinſche Wort, daß es nicht darauf ankomme, ob ein Menſch durch die Bildungsarbeit mehr lernt und weiß, ſondern darauf, ob er ein anderer, wertvollerer Menſch wird. Was der alten Auffaſſung gegenübergeſtellt wird, iſt alſo ein neuer Bildungsbegriff. Ohne die Gewiſſensſchärfung, die darin liegt, wird keine künftige Bildungsarbeit möglich ſein. Wer aber bei dieſer Braunauer Ausſprache tiefer ſah, der merkte doch, daß über dieſe beiden Auffaſſungen eine neue dritte hinausdrängte. Die geiſtige Bewegung, die wir heute Volkshochſchule nennen, kennt keinen Bildungsbeſitz, der den Maſſen zugänglich gemacht werden könnte, kein vorbildliches Menſchentum, deſſen Anerkennung wir ihnen zumuten könnten. Sie kennt nur überall Anſätze dazu und will daraus einen neuen Bildungsbeſitz, der den Menſchen der Zukunft mit ausmachen ſoll, herausarbeiten. Das bedeutet: Selbſtentäußerung, Selbſterziehung, Verzicht auf jeden Bildungsdünkel, Glaube an die Möglichkeit, durch Ehrlichkeit und Offenheit den neuen Weg bahnen zu können. Es ergibt ſich daraus aber auch, daß wir mit Forderungen wie der, daß wir echt, innerlich, wahr werden müſſen, daß wir unſeren eigenen Weſenskern herausbilden ſollen uſw., nicht auskommen. Das iſt alles nur eine Logik oder eine formale Pädagogik. Wir brauchen den Inhalt des neuen Menſchen, und der kann nur kommen aus der Not unſerer Zeit heraus. So muß der Volksbildner ſelbſt Maſſe werden, mit ihren Nöten eins werden. Bildung iſt da nichts anderes, wie Erhöhung und Vergeiſtigung der notwendigen Kämpfe unſerer Tage. Das heißt zweierlei: Wir tragen Wahrheit und Klarheit in dieſe Kämpfe hinein; wir ſuchen aber auch ihre Löſung von innen heraus, nicht durch Organiſation, ſondern durch Erziehung, d. h. zunächſt Selbſterziehung, nicht durch Umgeſtaltung von Staat und Geſellſchaft, ſondern durch Umbildung des Menſchen.

R. B.

Die Folkwangſchule in Hagen i. W.-Eppenhauſen iſt Landerziehungsheim und Arbeitsſchule mit eigener Landwirtſchaft und Gartenbau auf der Beſitzung von Karl Ernſt Oſthaus, dem „Hohenhof“. Haushaltungsſchule und Seminar iſt beigeordnet.

Erziehungs- und Lebensziel der Schule: Tätige Mitarbeit aller an einem ſich ſelbſt wirtſchaftlich erhaltenden Schulgemeinweſen. Ausſchließung bedienender Kräfte durch freiwillige Hilfe aller auch in allen täglichen und wirtſchaftlich notwendigen Arbeiten. Gleichmäßige Ausbildung von Körper und Geiſt, um den ganzen Menſchen ſelbſtändig zu machen. Langſame Bildung durch gemeinſames Leben von Erwachſenen und Kindern. Keinesfalls gewaltſame Erziehung durch einſeitige Belehrung.

Unterrichtsmethode: Frage-Antwort Methode („Sokratiſche“ Methode). Ausgehend von den im gemeinſchaftlichen Leben und Arbeiten ſich ergebenden Fragen. Eingehende und wo angängig wiſſenſchaftlich ſtrenge Behandlung dieſer Fragen. Daran angegliedert ſummariſche Behandlung verwandter Fragegebiete. Und ſomit Anknüpfung von Zuſammenhängen zwiſchen Leben und Arbeit, Leben und Wiſſenſchaft, Leben und Kunſt. Dabei von vornherein Verzicht auf Vollſtändigkeit. Auswahl der Unterrichtsgegenſtände nach ihrem Eigenwert oder Bildungswert, aber keinesfalls nach ihrer Menge oder nach ihrer Tauglichkeit für den „Kampf ums Daſein“.

Bedingungen der Aufnahme: Mädchen und Knaben von 7—15 Jahren. Endgültige Aufnahme erſt nach einem Probemonat. Einteilung des Jahres in Trimeſter, J. von Oſtern bis zu den großen

Ferien (Rheiniſche Ferien!), 2. von da bis zu den Weihnachtsferien, 3. von da bis zu den Oſterferien. In den Ferien iſt der Aufenthalt der Kinder auf dem Hohenhof nicht möglich.

Das Schulgeld beträgt für das Trimeſter M 700.—.

Die Verpflegung koſtet im Sommerhalbjahr für den Tag M 15.—, im Winterhalbjahr für den Tag M 17.— und wird nach Anzahl der Verpflegungstage berechnet. In die Verpflegung einbegriffen iſt Beköſtigung, Wohnung, Wäſche, Licht, Heizung, warme Bäder.

Haushaltungsſchule und Seminar. Junge Leute im Alter von 16—20 Jahren finden als Helfer und Helferinnen Aufnahme.

Sie bilden zwiſchen Kindern und Erziehern die lebensnotwendige Zwiſchenſtufe. Sie lernen durch praktiſche Mitarbeit in dem Wirtſchaftsbetrieb und in der Schule und daneben in eigens für ſie eingerichteten Kurſen. Bisher ſind folgende Kurſe eingerichtet: Ernährungslehre und Diätetik. Heilgymnaſtik und Anatomie des Körpers. Pädagogik (aus Anlaß der täglich auftauchenden pädagogiſchen Fragen). Zeitungskunde, Staatslehre und zeitgenöſſiſche Kulturgeſchichte. Philoſophie und Weltanſchauung.

Endgültige Aufnahme ebenfalls nach einem Probemonat. Das Schulgeld von M 400.— im Trimeſter kann in beſonderen Fällen erlaſſen werden. Das Verpflegungsgeld beträgt M 15.— (17.—) für den Tag. Je nach der finanziellen Lage der Einzelnen ſowie nach ihren praktiſchen oder pädagogiſchen Anlagen und Vorkenntniſſen kann eine beſchränkte Anzahl dieſer Helfer für ihre Arbeit ſoweit entlohnt werden, daß ſie eine halbe oder ganze Freiſtation unter Umſtänden auch noch ein Monatsgeld für notwendige Ausgaben erhalten.

Nähere Auskunft erteilt der Leiter der Folkwangſchule Dr. Fritz Klatt, Hagen i. W.-Eppenhauſen.

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

Frau Dr. Eliſabeth Buſſe-Wilſon, Berlin-Wilmersdorf, Aſchaffenburger Straße 22; Hermann Häfker, Falkenberg bei Lilienthal, Bremen; Gerhard Hildebrand, Berlin S 59, Planufer 78, II, bei Barthel; Philipp Hördt, Heidelberg, Rohrbacher Straße 30; Dr. Walther Koch, Berlin NW 7, Dorotheenſtr. 2; Pfarrer Karl König, Urſpringen bei Sondheim, vor der Rhön; Carl Lange, Oliva, Georgſtraße 36: Felix Richard G., Darmſtadt, Herdweg 92; Dr. Bruno Rauecker, München, Georgenſtraße 42; Dr. Carl Spittler, Luzern, Villa Wilhelmina; Liſa Tetzner, Zittau i. S., bei Sanitätsrat Tetzner; Erhard Wittek, Guben, Neißeſtraße 1; Willy Zſchietzſchmann, Dresden-A., Mathildenſtr. 57 pt.

Dieſem Hefte liegt ein Proſpekt des Verlages Phil. Reclan jun., Leipzig, bei.

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 15.—, durch die Poſtanſtalten M 15.— und Beſtellgeld, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 16.20, für das Ausland: Schweiz 5.—Frcs., Holland 2.50 Fl., Nord. Staaten 4.25 Kr. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von M 3.— einſchl. Porto.
Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

12. Jahrgang Heft 11 Februar 1921

J. W. Hauer/Die Anthroposophie als Weg zum Geist

I. Das Versprechen der Anthroposophie

Unser heutiges Geschlecht, so sehr es auch in den schweren Kampf um das äußere Dasein verwickelt sein mag, hungert nach Innerlichkeit, nach Seele, nach dem „Geist". Was dies alles genauer sei, bleibt unbestimmt. Eins nur ist offenbar: Überall ist eine tiefe Sehnsucht, ein Tasten nach Unsichtbarem, Wesentlichem, nach etwas, das in sich Bestand und Inhalt genug besitzt, die Herzen zu befriedigen, denen die Welt des Sichtbaren und Greifbaren allein zu wesenlos geworden ist, als daß sie aus ihr Freudigkeit, Kraft und Ziel gewinnen könnten, das Leben mit seiner Tragik, die so oft zum Widersinn zu werden droht, zu meistern.

Diese Sehnsucht nach dem Geist verspricht die Anthroposophie zu befriedigen. Sie erhebt den Anspruch, den Weg zu ihm gefunden zu haben; einen Weg nicht des „Glaubens", oder unterbewußter Erlebnisse, auf den seither die Menschheit angewiesen war, wenn sie zum Geiste als übersinnlicher Wesenheit vordringen wollte, sondern den Weg des „Denkens" der Wissenschaft, näher der „Geisteswissenschaft", die um ihrer besonderen Methode willen auch „Geheimwissenschaft" genannt wird. Man verspricht uns, wenn wir ihren Weg nur mit Ernst und folgerichtig gehen, würden wir hineingeführt in eine wirkliche Erkenntnis und ein wesenhaftes Erleben des Geistes; in die Geheimnisse einer übersinnlichen Welt, wo wir staunend und beseligt der geistigen Kräfte und Wesenheiten inne werden, die unseres Daseins Grund und unserer Entwicklung Kraft und Ziel sind. Erschauernd stehen wir vor den geistigen Gründen und Hintergründen alles Seins

und Werdens, wie ſie uns in den Schriften Dr. Steiners eröffnet werden, und in unendlicher Ferne ſchimmert das Licht des Urgrundes aller Dinge, zu dem wir auf zahlloſen Stufen der Erkenntnis hinanklimmen ſollen, um endlich mit ihm vereinigt zu werden.

Dieſe Einſtellung auf den Geiſt gibt der Anthroposophie auch den Auftrieb zum Kampf gegen eine aufs nur Sichtbare und Äußerliche gerichtete Lebensauffaſſung und Lebenshaltung, macht ſie alſo zu einer entſchiedenen Gegnerin des Materialismus. Sie iſt allerdings nicht ganz frei von dem Fehler, ſich für die ganze Sturmflut der antimaterialiſtiſchen Strömung zu halten, während ſie doch nur eine ihrer hohen Wellen iſt, und viele andere vor und hinter ihr daherbrauſen. Ob ſie allein geeignet iſt, den Materialismus endgültig zu überwinden und zum Geiſt zu führen, wie ſie wähnt und viele hoffen, muß näher unterſucht werden.

Die Anthroposophie ſcheint aber auch dem neu erwachten myſtiſch-naturphiloſophiſchen Streben entgegenzukommen. Überall wittert man heute in oder hinter den ſinnlichen Erſcheinungen verborgene ſeeliſch-geiſtige Kräfte und Geſetze, und das ſicher mit Recht. Das Verſtändnis für das Geheimnisvolle in Natur und Menſchenleben iſt rege. Gerade die tiefer veranlagten Gemüter haben achten gelernt auf außerordentliche Erlebniſſe überſinnlicher Art. Nun verſpricht dieſen die Anthroposophie geiſteswiſſenſchaftliche Einführung in die Welt ſolcher Erlebniſſe. Täuſchung und Irrtum ſollen dadurch verhindert, die Erlebniſſe ſelbſt zu klar-bewußten, geſetzmäßigen Wahrnehmungen erhoben werden. Darum erhoffen ſo viele Seefahrer nach unbekannten Seeleninſeln von ihr Kompaß und Steuer. Allerdings, die echt myſtiſchen und die im gewöhnlichen Sinn hellſeheriſchen Naturen kommen nicht auf ihre Rechnung. Sobald ſie verſuchen, folgerichtig in die anthroposophiſche Methode einzudringen, fühlen ſie den Zwieſpalt zwiſchen myſtiſchem Erleben und hellſeheriſchen Erkenntniſſen anthroposophiſcher Prägung und wenden ſich enttäuſcht ab.

Der Grund dieſer Enttäuſchung liegt darin, daß die Anthroposophie ſtark verſtandesmäßig beſtimmt iſt. Dr. Steiner ſucht nicht unterbewußte oder überbewußte Erlebniſſe zu vermitteln, ſondern den Menſchen auf ganz bewußtem Wege, durch „geſteigertes Denken", d. h. durch Erhöhung des im gewöhnlichen Denken ſich offenbarenden Bewußtſeins, in die überſinnliche Welt einzuführen. Jeder Schritt in dieſe Welt wird mit vollkommener Bewußtheit vollzogen, denn nur dieſe bürge für wirkliche Erkenntniſſe, und eben dieſe Bewußtheit, dieſer Denkcharakter unterſcheide ſeine Methode von anderen hellſeheriſchen, die ihrer Art nach unterbewußt, und darum der Täuſchung unterworfen ſeien.

Dr. Steiner bekämpft mit Abſicht und Eifer den modernen Hang nach dem Unterbewußten und dem Irrationalen, den er nur für einen

Rückfall in überwundene Entwicklungsstufen hält, selbst in Kunst und Religion. Nach ihm müssen auch Kunstschaffen und religiöses Erleben in das Gebiet der Bewußtheit erhoben werden. Er hat neuerdings diese Anschauungen philosophisch zu begründen versucht, besonders in den Büchern „Vom Menschenrätsel", „Vom Seelenrätsel" und in dem Endkapitel seiner „Rätsel der Philosophie". Da versucht er, seine Methode, ja sein ganzes System einzubauen in das starre, demantene Netz der Bewußtheit, des „Denkens" in anthroposophischem Sinn; es ist im höchsten Grade rationalistisch. Ob diese Verbindung von übersinnlicher Erfahrung und bewußtem Denken überhaupt möglich ist, wollen wir später sehen.

Und gerade dieser Versuch einer Verbindung des streng Rationalen mit übersinnlicher Erfahrung und künstlerischem Schaffen, der von den Anthroposophen als ein ungeheurer Fortschritt in der geistigen Entwicklung der Menschheit gepriesen wird, ist ein weiterer Reiz der Anthroposophie besonders für solche, bei denen sich der mystische Hang verbindet mit stark verstandesmäßiger Veranlagung, wie dies nicht selten der Fall ist.

Diese Naturen tragen die Spannung zwischen Glaubenserfahrung und Wissen, Gemütserlebnis und Forderung des Verstandes nur mit großer Qual. Diese Spannung empfindet auch der religiöse Mensch, der dem Inhalt und dem Hintergrund seines religiösen Erlebens denkend nahekommen möchte, oft wehtuend genug. Das faustische: „Ich sehe, daß wir nichts wissen können! Das will mir schier das Herz verbrennen", muß jeder durchkosten, der sich über die sichtbare Wirklichkeit hinauswagt. Die Anthroposophie verspricht uns, diese uralte, oft so quälende Spannung aufzuheben, indem sie uns in die Erfahrung der übersinnlichen Welt so einführt, daß das bewußte Erkennen dem Eindringen in sie Schritt hält. Herz und Kopf werden so aufeinander gestimmt. Die Disharmonie unseres inneren Menschen hat sich aufgelöst in der klaren Harmonie der erkennenden Vernunft, die alle erlebten und erlebbaren Geheimnisse übersinnlicher Wirklichkeiten bewußt durchdringt, ja die diese Geheimnisse erst im Erkennen völlig erlebbar macht.

Gewiß liegt dem Versuch, übersinnliches Erleben denkend zu durchdringen, ein berechtigtes Streben zugrunde, so sehr wir auch die Behauptung, bewußtes Eindringen in sie schaffe eigentlich erst ein voll gültiges Erlebnis, mit Mißtrauen betrachten. Das Erlebnis der übersinnlichen Welt als durchaus irrational dem Verlangen unseres Verstandes, die ganze Wirklichkeit denkend zu erfassen, in schrillem Mißklang entgegenzusetzen und einfach zu verlangen, die Vernunft unter des Glaubens Gehorsam gefangen zu geben, ist auf die Dauer für einen Menschen, der um eine gegründete Weltanschauung ringt, unerträglich.

Unſere überſinnlichen Erlebniſſe, und dazu dürfen in dieſem Zuſammenhang auch die religiöſen gerechnet werden, müſſen es ſich gefallen laſſen, vor das Forum der Vernunft geſtellt zu werden. Allerdings iſt es fraglich, ja mir ſcheint es durchaus unangemeſſen, daß ſie ſich zur höchſten Richterin aufwerfen darf über ſolche Erlebniſſe, die um der Antinomien willen, die in ihnen verſteckt ſind, der Vernunft unannehmbar erſcheinen. Kein vernünftig geurteilt iſt es z. B. widerſinnig, zugleich an den freien Willen und an die Vorſehung eines Weltenlenkers zu glauben, und doch können beide Gegenſätze wirkliche überſinnliche Erfahrungen ſein, denen allerdings das Erkennen, das Wiſſen fernbleiben muß. Wie der endliche Menſch den Unendlichen in ſich erleben kann, iſt dem Verſtande ein undurchdringliches Rätſel; wie des Menſchen Seele von ewiger Dauer ſein ſoll, bleibt der Vernunft verborgen, und doch hat ſie kein Recht, dieſen Glauben zu verneinen. Es kommt ihr nur die Rolle einer Kritikerin zu, die nur da endgültige Urteile fällen darf, wo Täuſchungen nach ihren eigenen Geſetzen klar erwieſen ſind, einer Ordnerin, die auch das überſinnliche Erleben einzugliedern verſucht in den großen Weltzuſammenhang, ſoweit er denkend erfaßt werden kann. Aber es ſei denn, daß überſinnliche Erlebniſſe dieſen Zuſammenhang zerreißen und aus der Welt ein Chaos machen würden, ſo hat ſie kein Recht, ſie für unwirklich zu erklären. Darum wird die Spannung ſo lange eine dauernde ſein, als die Vernunft nicht vermag, die Antinomien im überſinnlichen, beſonders im religiöſen Erleben aufzulöſen und das kann ſie nie. Völlig unangebracht, ja falſch ſcheint es mir nun vollends, auf dem Wege des Denkens die überſinnliche Welt ſelbſt, den Geiſt an ſich, ergreifen zu wollen. Dr. Steiner behauptet aber gerade dieſe Auflöſung durch ſein erlebendes Denken, ſein ſchauendes Bewußtſein, gefunden zu haben, und zum Erkennen und Wiſſen z. B. der Willensfreiheit, der Unſterblichkeit uſw. gekommen zu ſein, und dadurch zum Erleben des Geiſtes ſelbſt. Damit erſt wird uns die Tragweite ſeiner Anſprüche ganz klar. Die Spannung zwiſchen überſinnlicher Erfahrung und ſicherem Wiſſen, die ſeit Jahrtauſenden die tiefſten Geiſter drängte, wird durch ſein ſchauendes Bewußtſein beſeitigt!

Ganz abgeſehen von der Berechtigung dieſes Anſpruches, die wir ſpäter genauer unterſuchen wollen, möchte ich die Frage aufwerfen, ob damit nicht ſtatt einer Vertiefung eine Verflachung und Verarmung des geiſtigen Lebens gegeben iſt? Iſt nicht gerade dieſer Spannung immer wieder neues geiſtiges und religiöſes Erleben und Leben entſprungen von Plato bis auf Kant und die Heutigen, von Laotſe und Buddha bis auf Jeſus, Auguſtin, Luther und die Religiöſen unſerer Tage? Das Größte in Kunſt und Religion, wie in allem echten Erleben, iſt aus dieſer oder einer ähnlichen Spannung geboren worden. Sollte das nicht darin ſeinen Grund haben, daß die Wirklichkeit ſelbſt, ſo wie ſie ſich uns darbietet, Spannung iſt, und daß der Gegenſatz zwiſchen

übersinnlichem Erleben und Erkennen darum im Wesen der Wirklichkeit begründet liegt, die als unendlich sich uns Endlichen nur in nicht verstandesmäßigem, überbewußtem Ergreifen darbieten kann?

Dann wäre der Versuch, diese Spannung zu beseitigen, das übersinnliche Erleben mit ganzer Bewußtheit erkennend zu durchdringen und ihm damit erst wirklichen Grund und volle Gültigkeit und wahrstes Wesen zu verschaffen, das vergebliche Unternehmen eines Titanen, der von einem Berge der Erde aus den Himmel stürmen wollte, während doch nur der Adler der Gottheit den Staubgeborenen in die ewigen Gefilde zu tragen vermag. Darum ist uns die klare Bewußtheit und die glatte Vernünftigkeit der Anthroposophie, soweit „Vernünftigkeit" von ihr überhaupt beansprucht werden kann — so „vernünftig" die Methode scheint, so widervernünftig muten uns manche ihrer Erkenntnisse an —, eher ein Anlaß zum Zweifel an ihrer Fähigkeit, die geistige Wirklichkeit in ihrer ganzen Tiefe zu fassen, als ein Erweis ihrer Richtigkeit. Ihr strenger Rationalismus, der so viele lockt, schreckt uns ab. Wo seither Rationalismus sich mit der übersinnlichen Welt zu schaffen machte, erstarrten ihre blühenden Gefilde noch immer zu schweigenden Eiswüsten, und wir zweifeln sehr, ob der „gesteigerte" Rationalismus der Anthroposophie diesem Schicksal entgehen wird.

II. Die Weltanschauung der Anthroposophie als Hintergrund ihres hellseherischen Erlebnisses

Die „Philosophie der Freiheit" (1. Aufl. 1894, 2. Aufl. 1918), eines der grundlegenden philosophischen Bücher Dr. Steiners, gibt sich als eine Begründung der menschlichen Freiheit vom Standpunkt des Monismus, und da Dr. Steiners Weltanschauung auch die der Anthroposophie ist, so dürfte sie als Monismus bezeichnet werden. Nun bleibt es aber durchaus unklar, was das für ein Monismus sei, wenn man alle Bücher Dr. Steiners, besonders auch die seiner theosophischen Periode, in Betracht zieht. Bei dem Studium seiner Schriften, die sich von den achtziger Jahren bis heute erstrecken, drängt es sich jedem Unvoreingenommenen geradezu auf, daß Dr. Steiner in Weltanschauungsfragen ganz grundstürzende Wandlungen durchgemacht hat. Dies ist an und für sich durchaus kein Vorwurf! Die Größten haben sich oft so gewandelt, und es hat ihrem Wirken und ihrem Wert keinen Eintrag getan. Nun wird aber eine solche Wandlung von Dr. Steiner und seinen Anhängern immer wieder aufs entschiedenste bestritten und behauptet, er habe sich nur entwickelt. Diese Tatsache verleiht der Frage der Wandlungen in Dr. Steiners Weltanschauung ein grundsätzliches Interesse.

Hat er ſich nicht gewandelt, ſo ſtehen wir Nichtanthroposophen vor einem unlösbaren Rätſel, denn es iſt uns unmöglich, die widerſprechenden Ausſagen über dieſelben Probleme in ſeinen verſchiedenen Entwicklungsperioden unter einer Weltanſchauung zu vereinigen. Die Harmonieſierungsverſuche der Apologeten Dr. Steiners haben mich nicht überzeugen können, im Gegenteil, ſie haben um ihrer Spitzfindigkeit willen nur meinen Argwohn in dieſem Punkte vermehrt. Hat ſich aber Dr. Steiner tatſächlich gewandelt, und verneint er es, ſo läßt das entweder auf philoſophiſche Unklarheit oder auf mangelnden Willen, eine Wandlung zuzugeben, ſchließen. Beides wäre gleich verhängnisvoll für die Beurteilung der Anthroposophie, die in ihrer heutigen Ausgeſtaltung Dr. Steiners Werk iſt, und darum muß die Frage der Wandlungen Dr. Steiners einmal endgültig entſchieden werden.

Soviel ich ſehen kann, ſind in Dr. Steiners Entwicklung drei deutliche Epochen zu unterſcheiden: Eine naturwiſſenſchaftliche bis zur Wende des Jahres 1900 (Dr. Steiner iſt 1861 geboren); eine theoſophiſche, vorbereitet durch Studien und Vorträge über die Myſtik vom Winter 1900/1901 an, beginnend mit der theoſophiſchen Geheimſchulung Dr. Steiners im Oktober 1902, eingeführt und zum Teil geleitet von Mrs. Beſant, ſie endet nach außen mit der Trennung Dr. Steiners von der theoſophiſchen Geſellſchaft und Gründung der anthroposophiſchen Geſellſchaft im Jahre 1913. Die dritte, anthroposophiſche Periode hatte ſich aber innerhalb der theoſophiſchen Geſellſchaft ſchon angebahnt ſeit dem Jahre 1906, als Dr. Steiner durch Gründung einer Art Freimaurerloge ſich von Mrs. Beſant unabhängig zu machen ſuchte.

In der erſten Periode ging er aus von Goethes naturwiſſenſchaftlichen Anſchauungen, ſo wie er ſie verſtand, und landete bei einem ziemlich eindeutigen Häckelſchen Monismus. Mit einem Unterſchiede allerdings von Häckel: Er betonte ſtark das Geiſtige in der Natur, den Begriff, den er als eine Art geiſtige Kraft- und Formquelle im Anſchluß an Goethes Idee von der Urpflanze, anſah. Er liebt es ſogar, dieſen Begriff und die Geſetzmäßigkeit in der Natur mit den Goetheſchen Worten als das Notwendige, das Ewige, die Gottheit, zu bezeichnen. Abgeſehen davon leugnet er aber in jener Zeit ausgeſprochenermaßen — und dies ganz gewiß im Gegenſatz zu Goethe — eine von der phyſiſchen Welt unabhängige, ſelbſtändige überſinnliche Welt, und deshalb ſelbſtverſtändlich auch die Einwirkung einer ſolchen Welt und ihrer Weſenheiten auf die Entwicklung des Menſchen, Offenbarung, Fortleben der Seele nach dem Tode; und ſeine Stellung zum Chriſtentum iſt eine durchaus ablehnende. Einige Zitate mögen dieſe Behauptungen erhärten.

„Die ſittlichen Gebote, die der Metaphyſiker als Ausflüſſe einer höheren Macht anſehen muß, ſind dem Bekenner des Monismus Gedanken

der Menschen; die sittliche Weltordnung ist ihm weder der Abklatsch einer rein mechanischen Naturordnung, noch einer göttlichen Weltregierung, sondern durchaus freies Menschenwerk. Der Mensch hat nicht den Willen Gottes in der Welt, sondern seinen eigenen durchzusetzen; er verwirklicht nicht die Ratschlüsse und Intentionen eines anderen Wesens, sondern seine eigenen. Hinter den handelnden Menschen sieht der Monismus nicht einen Weltenlenker, der die Menschen nach seinem Willen bestimmt, sondern die Menschen verfolgen nur ihre eigenen menschlichen Zwecke." (Die Philos. der Freiheit, 1. Auflage, S. 167. 2. Aufl., S. 184, mit sehr bedeutsamen Änderungen! Vgl. dazu 1. Aufl., S. 164; 2. Aufl., S. 182).

Auf Seite 28 der Broschüre „Häckel und seine Gegner" (1900), sagt Dr. Steiner: „Läge den Naturerscheinungen eine allgemeine Weltvernunft oder ein anderes geistiges Urwesen zugrunde (z. B. Schopenhauers Wille oder Hartmanns unbewußter Geist), so müßte auch der denkende Menschengeist von diesem Weltwesen geschaffen sein." Der Zusammenhang, den ich nachzulesen bitte, zeigt deutlich, daß er diese Proposition verneint. Darum kommt er auch auf S. 29 zu dem Schluß: „Wäre Geist in einer der menschlichen Form ähnlichen immer vorhanden gewesen und hätte sich zuletzt nur im Menschen sein Gegenbild geschaffen, so müßten wir den Menschengeist aus dem Allgeist ableiten können; ist aber der Menschengeist im Laufe der natürlichen Entwicklung als Neubildung entstanden, dann begreifen wir sein Herkommen, wenn wir seine Ahnenreihe verfolgen; wir lernen die Stufe, zu der er zuletzt gekommen ist, kennen, wenn wir ihn selbst betrachten." Ich muß hier betonen, daß Dr. Steiner mit diesen Worten nicht einfach den Standpunkt Häckels wiedergibt, wie es von seinen Anhängern so oft behauptet wird, sondern daß er sich durch die ganze Broschüre mit diesen Anschauungen identifiziert. So schließt er das Schriftchen denn auch mit den Worten: „Es gibt nur eine Rettung aus dem Glauben an eine übernatürliche Weltordnung, und das ist die monistische Erkenntnis, daß alle Erklärungen für die Welterscheinung auch innerhalb des Gebietes dieser Erscheinungen liegen." Fast noch deutlicher bekennt er seinen Häckelschen Monismus in den Artikeln des „Magazins für die Literatur des In- und Auslandes", das er von 1897—1900 in Berlin herausgab. In einem Aufsatz über Büchner (1899, S. 433 ff.) stellt er sich auf „die naturgemäße Auffassung der Seele", wie sie Häckel vertritt, und sagt: „Diese naturgemäße Auffassung der Menschenseele steht im Widerspruch zu den idealistischen und mythologischen Vorstellungen, welche der Mensch seit Jahrtausenden sich von einem besonderen übernatürlichen Wesen seiner Seele gebildet hat, und welche in dem seltsamsten Dogma von der Unsterblichkeit der Seele gipfelt" (dazu bitte ich zur Bekräftigung zu vergleichen „Häckel und

ſeine Gegner", S. 15 u. S. 24). Man hat mir gegenüber von anthroposophiſcher Seite die Wucht dieſes Satzes dadurch zu entkräften verſucht, daß man behauptete, Steiner ſpreche in dieſem Zuſammenhang nur von dem ſterblichen Teil der „Seele"; nur der „Geiſt" ſei nach anthroposophiſcher Anſchauung unſterblich. Dieſer Einwand, den ich leider nur als eine Ausflucht betrachten kann, wird ſchon dadurch hinfällig, daß ſich Dr. Steiner in dem erwähnten Aufſatz mit Häckels Anſchauung von der „naturgemäßen Auffaſſung" der Menſchenſeele einverſtanden erklärt, und dieſe umfaßt die ganze geiſtige Weſenheit des Menſchen und weiß doch von einem unſterblichen „Geiſte" nichts, ganz abgeſehen davon, daß in keiner der vortheoſophiſchen Steinerſchen Schriften ſich dieſe theoſophiſche Unterſcheidung von Seele und Geiſt findet, und er auch heute noch ruhig von dem Fortleben der Seele nach dem leiblichen Tode redet.

Um die Wende des Jahres 1900/1901 erfolgt eine tiefgehende Wandlung in Dr. Steiners Weltanſchauung. Im Jahr 1902 tritt er in die durchaus dualiſtiſch gerichtete Theoſophie Beſantſcher Richtung ein, wird bald Generalſekretär der deutſchen Sektion, und unterzieht ſich von Oktober 1902 an der eſoteriſchen Schulung der Theoſophen unter der perſönlichen Einführung der Mrs. Beſant.

Wie er wieder mit Vorträgen und Schriften vor die Öffentlichkeit tritt, hat ſich ſeine Weltanſchauung ſo gewandelt, daß ihn ſeine perſönlichen Freunde aus ſeiner moniſtiſchen Periode nicht wieder erkannten. Er war untergetaucht in der Weltanſchauung der Theoſophie und trug ſie in zahlloſen Vorträgen und Schriften vor. Seine Stellung zu Häckel und damit auch zu ziemlich allen Weltanſchauungsfragen war eine ganz andere, ja die gegenteilige geworden. Einzig die Stellung zur Frage der Erkenntnismöglichkeit war dieſelbe geblieben, denn wie es für ihn in ſeiner moniſtiſchen Periode kein Jenſeits der Erkenntnis gab, und alſo die ganze Wirklichkeit für ihn innerhalb der möglichen Erfahrung und Erkenntnis lag, ſo leugnet er auch heute noch ein über die Erkenntnis, das Wiſſen hinausliegendes Jenſeits, die ganze Wirklichkeit iſt für die Menſchen erfahrbar und erkennbar. Aber die Wirklichkeit ſelber hat für ſeine Weltanſchauung einen ganz anderen Inhalt bekommen. Er glaubt und lehrt ſeit ſeiner theoſophiſchen Epoche mit Leidenſchaft ein Jenſeits der ſichtbaren Welt, eine vom Stofflichen durchaus unabhängige, ſelbſtändige geiſtige oder überſinnliche Welt, welche auf die ſichtbare und ihre Entwicklung, auf Menſchenleben und Geſchichte einen entſcheidenden Einfluß ausübt, ja in der Wurzel, Kraft und Ziel der ſichtbaren Welt liegt. Darum muß auch die Beantwortung der Frage nach übernatürlicher Weltregierung, Urgeiſt, Seele, eine gegenteilige ſein gegenüber ſeiner moniſtiſchen Periode. In ſeinen Vorträgen, die nur Mitgliedern der anthroposophiſchen Geſellſchaft zugäng-

lich sein sollen, treiben die überirdischen Wesenheiten, Engel, Erzengel, Archai usw., die von außen auf die Menschenentwicklung einwirken, ein munteres Spiel. Vor allem aber ist es das Sonnenwesen Christus, das von der Sonne, dann von verschiedenen Planetenverkörperungen, endlich von der Erdennähe aus die leibliche, seelische und geistige Entwicklung der Menschheit beeinflußt. Eine sehr lichtvolle Illustration des unbedingten Gegensatzes der theosophischen zu früheren monistischen Anschauungen Dr. Steiners liefern zwei seiner veröffentlichten Schriften, „Die geistige Führung der Menschen und der Menschheit" und „Häckel, die Welträtsel, und die Theosophie", aber auch alle seine anderen theosophischen Bücher. Nach der ersten Schrift, S. 29, empfing der Mensch die Inspiration der göttlich geistigen Wesenheiten, denn sonst hätte er — ähnlich wie das Kind — nicht vorwärts kommen können, und Dr. Steiner redet von „göttlichen Geistern, den Regenten des Guten". Nach S. 30 erschienen gewisse Engelwesenheiten, welche die großen Inspirationen der Menschen sind, nicht in Menschenleibern, sind also rein geistige Wesen; selbst die Ursprache ist angeregt durch die Inspiration übermenschlicher Wesenheiten, und die Vorgänge der physischen Welt müssen nach S. 39 gelten als Wirkungen (Offenbarungen) dieser Wesenheiten, die wahre Ursache dieser Vorgänge liegt in der geistigen Welt. Verschiedentlich redet er in dieser Schrift von „weiser Weltenführung", „weiser Weltenregierung" und ähnlichen Ideen, und zeigt damit seine veränderte Stellungnahme zum übernatürlichen Zweckgedanken, den er in seiner Philosophie der Freiheit (S. 172 f., 1. Aufl., 2. Aufl. S. 192) verwirft. Auch seine Stellung zur Seele des Menschen ist eine gegenteilige geworden. In dem an zweiter Stelle angeführten Büchlein, S. 36, stellt er fest, daß wohl äußerlich eine Ähnlichkeit bestehe zwischen den Häckelschen und theosophischen geisteswissenschaftlichen Stammbäumen des Menschen, daß sie aber innerlich — dem Sinne nach — himmelweit verschieden seien, und er nennt Häckel, der solch „höhere" Philosophie abkanzle, naiv wie einen, der es nur zum Einmaleins gebracht habe, und die ganze höhere Mathematik für phantastisches Zeug erkläre. Das klingt anders als im Jahre 1899 und 1900 (man vergleiche mit diesen Aussprüchen den oben angeführten Aufsatz über Büchner, und „Häckel und seine Gegner"). Er kann auf Seite 32 f. sogar sagen, die Menschenseele sei schon in jener Zeit vorhanden gewesen, als auf dem physisch-sichtbaren Erdboden nur als höchste sinnliche Wesen jene gemeinsamen Urväter des Menschen und Affen herumwandelten (Vgl. dazu Häckel u. s. Gegner, S. 15 u. 24). Nach theosophischer Ansicht wäre für jene Zeit die Seele nicht im heutigen Sinne nachweisbar gewesen, da sie in einer gewissen Beziehung noch den „höheren Welten" angehörte, aus denen sie erst langsam in den Menschenleib heruntersteigt, ihn immer höher entwickelnd, aber vorhanden war

ſie; ſelbſt das Geiſtigſte, das Ich, iſt alſo keine Neubildung! Wie können Dr. Steiner und ſeine Anhänger dieſe gegenteiligen Antworten auf dieſelben Fragen vereinigen und behaupten, im Grunde decken ſie ſich? Ich habe mit Abſicht dieſe Frage mit einiger Ausführlichkeit behandelt, denn es iſt dem ernſten, aufrichtigen Forſcher unmöglich, ſich ein deutliches Bild von Dr. Steiners Weltanſchauung und damit von dem Gegenſtand ſeines ſchauenden Bewußtſeins zu machen, ſolange dieſer Widerſpruch nicht beſeitigt iſt. Alles was bis jetzt von anthroposophiſcher Seite dazu geſagt worden iſt, hat mich gänzlich unbefriedigt gelaſſen. Die Wandlung liegt klar zutage, warum wird ſie denn nicht zugeſtanden? Muß die Leugnung nicht Unſicherheit, ja Mißtrauen erwecken gegen die ganze anthroposophiſche Methode und Weltauffaſſung?

Zum Schluß nur noch ein Beiſpiel, um zu zeigen, wie ſchwer es dem unbefangen Prüfenden gemacht wird, ſich über Dr. Steiners wirkliche Stellung zu Weltanſchauungsfragen klar zu werden. Die erſte Auflage der ſchon mehrfach erwähnten „Philoſophie der Freiheit" erſchien im Jahre 1894, alſo in der moniſtiſchen Periode Dr. Steiners, und ſie enthüllt einen eindeutigen moniſtiſchen Standpunkt. Im Jahre 1918 erſchien eine neue Ausgabe dieſer Schrift. Dr. Steiner ſagt, er habe den Inhalt der Schrift nun nach 25 Jahren *im weſentlichen faſt ganz unverändert wieder veröffentlicht*. „Geändert habe ich nur da, wo mir heute das ungeſchickt geſagt ſchien, was ich vor einem Vierteljahrhundert habe ſagen wollen. (Aus dem ſo Geänderten wird wohl nur ein Übelwollender ſich veranlaßt finden zu ſagen, ich habe meine Grundüberzeugung geändert".) (Neu-Ausgabe S. 8.) Ich ſetze von zahlloſen geänderten Stellen zum Vergleich und zur Beurteilung nur eine wörtlich hierher:

„Sowie der Monismus zur Erklärung des Lebeweſens keinen übernatürlichen Schöpfungsgedanken brauchen kann, ſo iſt es ihm auch unmöglich, die ſittliche Weltordnung von Urſachen abzuleiten, die nicht innerhalb der Welt liegen. Er kann keinen fortdauernden übernatürlichen Einfluß auf das ſittliche Leben (göttliche Weltregierung von außen) noch einen zeitlichen durch eine beſondere Offenbarung (Erteilung der zehn Gebote) oder durch Erſcheinen Gottes auf der Erde (Göttlichkeit Chriſti) zulaſſen. Die ſittlichen Prozeſſe ſind dem Monismus Naturprodukte wie alles andere Beſtehende, und ihre Urſachen müſſen in der Natur, d. i. weil der Menſch der Träger der Sitt-

„Sowie der Monismus zur Erklärung des Lebeweſens keinen übernatürlichen Schöpfungsgedanken brauchen kann, ſo iſt es ihm auch unmöglich, die ſittliche Weltordnung von Urſachen abzuleiten, die nicht innerhalb der *erlebbaren* Welt liegen. *Er kann das Weſen eines Wollens als eines ſittlichen nicht damit erſchöpft finden, daß er es* auf einen fortdauernden übernatürlichen Einfluß auf das ſittliche Leben (göttliche Weltregierung von außen) *zurückführt oder* auf eine zeitliche beſondere Offenbarung (Erteilung der zehn Gebote) oder auf die Erſcheinung Gottes auf der Erde (Chriſti). (N. B. fehlt „Göttlichkeit", weil dieſe in der theoſophiſchen Periode aner-

lichkeit ist, im Menschen gesucht werden." (1. Aufl., S. 186.)

kannt wird. Meine Anmerkung) Was durch alles dieses geschieht an oder in dem Menschen, wird erst zum Sittlichen, wenn es im menschlichen Erlebnis zu einem individuellen Eigenen wird. Die sittlichen Prozesse sind dem Monismus Weltprodukte wie alles andere Bestehende und ihre Ursachen müssen in der Welt, d. i. weil der Mensch der Träger der Sittlichkeit ist, im Menschen gesucht werden." (2. Aufl., S. 206; das Geänderte von mir gesperrt gedruckt.)

Die Bedeutung der Sätze in der 1. Auflage ist ganz klar: Einen übernatürlichen Einfluß auf die Entwicklung des sittlichen Lebens gibt es nach der Anschauung des Monismus – und zu ihm bekennt sich Dr. Steiner in dem Buche – nicht. Sittlichkeit ist ein Naturprodukt, besser gesagt, ein Menschenprodukt. Dies hat Sinn. Die Sätze in der 2. Auflage sind auch klar: Übernatürlichen Einfluß, göttliche Weltregierung von außen, Offenbarung, Erscheinung Gottes auf Erden, gibt es, nur ist das Wesen des Wollens als eines sittlichen damit nicht erschöpft; was durch all dieses geschieht, wird erst zum Sittlichen, wenn es im Erlebnis zum Eigenen wird. Dies ist eine Binsenwahrheit, die in einem philosophischen Buche nicht gesagt zu werden braucht! Vor allem aber wird in der 1. Auflage das glatt verneint, was in der 2. Auflage — welche der theosophischen Periode folgt — deutlich bejaht wird, nämlich übernatürlicher Einfluß auf die sittliche Entwicklung der Menschheit, die ja in den Büchern der theosophischen Periode, wo z. B. die Sittlichkeit als ein göttliches Geschenk erscheint, in hundertfachen Variationen gelehrt wird (vgl. auch „Rätsel der Philosophie", II, S. 250). Darum auch der Wechsel von „Naturprodukte" in „Weltprodukte", denn in dieser „erlebbaren" Welt haben nach anthroposophischer Auffassung auch die höchsten geistigen Wesenheiten Platz, nicht aber in der Natur. Wenn man nun aber aus dieser Änderung von Nein in Ja in der Beantwortung einer der grundsätzlichsten Fragen der Menschheitsentwicklung den Schluß zieht, Dr. Steiner habe seine Grundüberzeugung geändert, so ist man nach seinen eigenen Worten ein Übelwollender. Diese Empfindlichkeit der Kritik gegenüber macht die Auseinandersetzung mit der Anthroposophie oft zu einer so unerquicklichen Sache, zu ihrem eigenen Schaden.

Wir sehen also, die Frage der Weltanschauung der Anthroposophie ist noch durchaus ungeklärt, weil Dr. Steiner seine Wandlungen nicht erkennt oder nicht zugeben will. Würde er unzweideutig auf der Weltanschauung seiner theosophischen Schriften stehen, so läge der Weg klarer vor uns. Es ist doch unzweifelhaft von größtem Wert für die

Beurteilung des hellſeheriſchen Erlebniſſes Dr. Steiners, ob er auch heute noch annimmt, daß ſelbſtändige, überſinnliche Weſenheiten die geiſtige Entwicklung der Menſchheit beſtimmen, ſie alſo leiten, und ihr das Ziel ſetzen, wie er dies in ſeiner theoſophiſchen Periode ſo oft ausgeſprochen hat. Damit iſt doch z. B. unzweideutig Weltenlenkung von außen her, Hereinwirken übermenſchlicher Mächte in die Welt, alſo der übernatürliche Zweckgedanke gegeben. Nicht in dem Sinne natürlich, daß ein Zweck, abgeſehen vom Menſchen, erfüllt werden ſoll, aber in dem anderen, von allen idealiſtiſchen Weltanſchauungen vertretenen, daß ein Übermenſchliches, Geiſtiges zweck- und zielſetzend am Werke iſt. Würde Dr. Steiner dies nicht annehmen, dann wäre ſein „ſchauendes Bewußtſein", das die Ziele der Menſchheit und ihren Weg dazu hellſeheriſch ergründen will, ohne wirkliches Objekt. Wie kann deshalb Dr. Steiner, wenn er, wie in ſeiner theoſophiſchen Zeit, eine ſolch außermenſchliche Einwirkung annimmt, und die Weſenheiten, von denen ſie ausgehen, und ihre Zielrichtung hellſeheriſch erforſchen will, in der Neuausgabe der Philoſophie der Freiheit, S. 263, ſchreiben:

„Ebenſowenig können nach moniſtiſchen Grundſätzen (und dieſe vertritt doch in ſeinem Buche Dr. Steiner) die Ziele unſeres Handelns aus einem außermenſchlichen Jenſeits entnommen werden. Sie müſſen, inſofern ſie gedacht ſind, aus der menſchlichen Intuition ſtammen. Der Menſch macht nicht die Zwecke eines objektiven (jenſeitigen) Urweſens zu ſeinen individuellen Zwecken, ſondern er verfolgt ſeine eigenen, ihm von ſeiner moraliſchen Phantaſie gegebenen. Die in der Handlung ſich verwirklichende Idee löſt der Menſch aus der einigen (sic) Ideenwelt los und legt ſie ſeinem Wollen zugrunde. In ſeinem Handeln leben ſich alſo nicht die aus dem Jenſeits dem Diesſeits eingeimpften Gebote aus, ſondern die der diesſeitigen Welt angehörigen menſchlichen Intuitionen. Der Monismus kennt keinen ſolchen Weltenlenker, der außerhalb unſerer ſelbſt unſeren Handlungen Ziel und Richtung ſetzte. Der Menſch findet keinen ſolchen Urgrund des Daſeins, deſſen Ratſchluß er erforſchen könnte, um von ihm die Ziele zu erfahren, nach denen er mit ſeinen Handlungen hinzuſteuern hat. Er iſt auf ſich ſelbſt zurückgewieſen." (Damit vergleiche man das auf Seite 206 im ſelben Buch Geſagte und die ganze Schrift „Die geiſtige Führung des Menſchen und der Menſchheit". Glatte Widerſprüche!)

Was hier in der eben angeführten Stelle geſagt iſt, kann allerdings Monismus genannt werden, nicht aber die Anſchauung, die Dr. Steiner in ſeinen theoſophiſchen Büchern vertritt, denn dieſe iſt ausgeſprochen dualiſtiſch mit ihrer Zweiweltenlehre. Wie kommt Dr. Steiner überhaupt dazu, ſeine heutige Weltanſchauung moniſtiſch zu nennen? Ein gewiſſes Recht dazu ſcheint ihm nur ſeine Erkenntnistheorie zu geben: Alles Wirkliche, auch das Geiſtige, das Überſinnliche, iſt erfahrbar,

erkennbar, es gibt kein Jenseits der Erkenntnis. Wenn man will, kann man dies einen erkenntnis-theoretischen Monismus nennen. Der Seinsdualismus der Anthroposophie ist dagegen in den meisten Büchern um so stärker ausgesprochen, ja er ist die unentbehrliche Grundlage ihrer höchsten Erkenntnisform des „leibfreien Denkens". Wenn also Dr. Steiner heute nach seiner theosophischen Periode, deren Weltanschauung er allem nach noch festhält, für seine Anthroposophie das Wort „Monismus" in Anspruch nimmt, und die Bücher aus seiner monistischen Periode teils unverändert, teils da, wo der Widerspruch mit seiner theosophischen Weltanschauung klar zutage tritt, grundsätzlich verändert abdruckt, so kann dies nur Verwirrung schaffen und uns hindern, das anthroposophische Erlebnis, um dessen Verständnis wir uns mühen, zu begreifen. In Wahrheit scheint mir die Sache so zu liegen, daß sich bei Dr. Steiner eine neue Wandlung anzeigt. Während seiner dritten anthroposophischen Periode, in der er seit 1913 ausgesprochenermaßen steht, ist er je länger je mehr zu seiner ersten Periode zurückgekehrt. Dies bringt auch die veränderte Einstellung zu rein übersinnlichen Forschungen innerhalb der anthroposophischen Gesellschaft, die ich glaube, wahrnehmen zu können, zum Ausdruck. Man verlegt sich dort, wie mir scheint, vielmehr auf das denkerische Verarbeiten der anthroposophischen Gedankenwelt und auf anthroposophisch orientierte naturwissenschaftliche Experimente. Die rein übersinnliche Forschung ist in den Hintergrund getreten. Dies hat seinen Grund sicher schon darin, daß es Dr. Steiner bis heute, trotz seines Versprechens, jeden zum Hellseher zu bilden, der seine Methode folgerichtig übe, nicht gelungen ist, einen namhaften Hellseher zu erziehen. Doch liegt der Grund sicher noch tiefer. Dr. Steiner selbst war es nicht ganz wohl in der theosophischen Atmosphäre. Er sucht in Weltanschauung und Erkenntnisweg engeren Anschluß an die deutsche idealistische Philosophie, die er weiterzubilden sucht. Die Verworrenheit, die uns in Weltanschauungsfragen aus seinen Schriften entgegentritt, kommt daher, daß er einerseits seinen theosophischen Dualismus beibehalten will, ja muß, denn sein ganzes System ist auf eine selbständige übersinnliche Welt eingestellt, und daß er auf der anderen Seite nicht geradeswegs zum Erkenntnismonismus des deutschen Idealismus, der ja auch einen Seinsdualismus vertragen kann, zurückgeht, und von ihm aus weiterbaut, sondern jetzt den Umweg macht, über seine monistischen Schriften aus der ersten Periode, deren ursprünglicher Standpunkt, reiner Seinsmonismus, mit seinem heutigen Dualismus schlechterdings unvereinbar ist. Eben diese Verquickung macht auch das Verständnis des anthroposophischen Erlebnisses so schwer. In den Büchern „Vom Menschenrätsel", „Von Seelenrätseln", und im Endkapitel der „Rätsel der Philosophie" scheint allerdings die dualistische Weltanschauung ziemlich klar durch, und so dürfen

wir wohl annehmen, daß Dr. Steiner auch heute noch im Weſentlichen am Zweckgedanken, deſſen Wurzeln in einer von der ſinnlichen unabhängigen, geiſtigen Welt liegen, feſthält, und daß die eben angezogene Stelle, die ihn ablehnt, ein ataviſtiſcher Rückfall iſt.

III. Das hellſeheriſche Erlebnis des Anthropoſophen

Die Erkenntnistheorie Dr. Steiners in ſeiner moniſtiſchen Periode, wie er ſie z. B. in den Büchern „Wahrheit und Wiſſenſchaft", Die Philoſophie der Freiheit (1. Auflage!), und „Goethes Weltanſchauung" vertritt, iſt einfach und klar. Die ganze Wirklichkeit wird erkannt durch Wahrnehmung und Denken, und zwar durch das Denken des gewöhnlichen Bewußtſeins. In keinem Satze verrät ſich die Annahme eines höheren Bewußtſeins im hellſeheriſchen Sinne in der Zeit vor 1910. Eine ſolche Annahme widerſprach ja auch der eindeutig moniſtiſchen Weltanſchauung Dr. Steiners, für welche, wie wir geſehen haben, hinter der Natur keine ſelbſtändigen geiſtigen Weſenheiten, alſo „überſinnliche" Objekte lagen, die es zu erforſchen gegolten hätte. Wenn z. B. Dr. W. Joh. Stein in ſeiner Schrift „Die moderne naturwiſſenſchaftliche Vorſtellungsart und die Weltanſchauung Goethes wie ſie Dr. Steiner vertritt", annimmt, daß Dr. Steiner ſchon damals nach einer ſolchen überſinnlichen Welt getaſtet hätte, ſo kann er das nur, weil er die 2. Auflage der Philoſophie der Freiheit, geleſen im Lichte der theoſophiſchen Bücher Dr. Steiners, zugrunde legt. Daß aber die theoſophiſche Zeit eine grundſtürzende Wandlung für Dr. Steiner gebracht hatte, habe ich gezeigt.

Ähnlich klar wie die moniſtiſche Erkenntnistheorie Dr. Steiners iſt die theoſophiſche. Durch die Geheimſchulung erwirbt ſich der Menſch ein höheres Bewußtſein mit neuen Erkenntnisorganen, den ſogenannten Lotosblumen. Dieſe befähigen ihn zum hellſeheriſchen Erlebnis, durch das er in die überſinnliche Welt eintritt und ſie erkennt, ſich mit ihr vereinigt. Während dieſer zweiten Periode unterſcheidet ſich ſein Erlebnis in nichts von dem theoſophiſchen, das in einer Art unterbewußtem Schauen und Hören der überſinnlichen Welt beſteht. Ich bin bereit, dieſe Behauptung durch Beiſpiele zu erhärten, ſobald man mir erlaubt, die ſogenannten internen Vorträge zu dieſem Zwecke zu benützen.

Aber nun haben wir in der anthropoſophiſchen Periode für die Erkenntnistheorie und das hellſeheriſche Erlebnis dieſelbe Schwierigkeit wie für die Weltanſchauung. Dr. Steiner ſtrebt heraus aus dem unterbewußten theoſophiſchen Erlebnis, ſucht Anſchluß an die mehr philoſophiſche Erkenntnismethode ſeiner erſten Periode, verſucht alſo eine Verbindung von Hellſeherei und Philoſophie, mit vermeintlicher Weiterbildung von Schelling und Hegel. Das iſt nichts anderes als die Verſchmelzung von gewöhnlichem Bewußtſein und Unterbewußtſein zu

einem einzigen überbewußten Erlebnisakt, der die Wahrheiten und Wesenheiten, die seither der Mensch nur in der Ahndung, religiöser oder philosophischer, ergriffen hatte, Freiheit, Unsterblichkeit, unabhängige Welt des Geistes mit ihrem ganzen Inhalte, klar erkennend oder schauend zum Wissen erhebt. Wer nach Dr. Steiner dieses „schauende Bewußtsein", dies „gesteigerte", „erlebende", „leibfreie" Denken hat, für den sind alle jene früher geahnten Geheimnisse ebenso klar erkennbar, wie die Wesenheiten und Gesetze der sinnlichen Welt dem gewöhnlichen Bewußtsein.

Nun glaube ich, auf Grund eigener hellseherischer und religiöser Erlebnisse und vor allem auf Grund des Studiums der Erlebnisse solcher, denen die Menschheit bisher die größten Offenbarungen zu verdanken hat, daß eine Verschmelzung des gewöhnlichen bewußten Denkens mit Unterbewußtsein oder überbewußter Intuition unmöglich ist. Das gewöhnliche Bewußtsein kann erkennend, denkend, ringend um die Wahrheit hinaufsteigen bis zur letzten Grenze des Erkennbaren, das für alle, mit dem gewöhnlichen Bewußtsein Erkennbaren, aber dann tritt das ein, was wir im eigentlichsten Sinne Intuition oder Offenbarung nennen können: Es wird uns ein Geschenk, ein in uns aufquellendes schöpferisches Erlebnis, in dem uns eine Welle — bildlich gesprochen — ewiger Wirklichkeit zuströmt. Das Erlebnis in seiner Wurzel und die Welt, aus der es stammt, bleibt unserem bewußten Erkennen verborgen, wenn uns ihr Dasein im Erleben auch gewiß wird. Ins Bewußtsein tritt nur der Inhalt des Erlebnisses; die Welle füllt unsere Seele, den Ozean, aus dem sie stammt, und die verborgenen Schleusen, die ihn mit unserer eigenen Seele verbinden, können wir nie wissend erkennen, nur ahnden, darum kann uns aber auch der Inhalt solcher Intuitionen nie „Wissen" werden, denn Wissen ist ein klares Erkennen von Zusammenhängen. Nur wenn Intuitionen sich auf die sinnliche Welt beziehen, und in der von allen erkennbaren Erfahrungswelt nachgeprüft werden können, darf von Wissen geredet werden. Das Geheimnis des Ergreifens der geistigen Welt selber ans helle Tageslicht des Bewußtseins zu zerren, scheint mir Sakrileg, das Sakrileg des intellektuellen Gewaltmenschen. Ich glaube mich damit mit all denen im Einverständnis zu befinden, denen echte philosophische, künstlerische oder religiöse Intuitionen geschenkt worden sind. Wir wehren uns auch gegen Kants Beschränkung der Erfahrung auf die sinnliche Welt; auch wir vermeinen, die übersinnliche, ewige Welt erfahren, erleben zu können, aber wir scheuen uns, diese Erfahrung mit dem eindeutigen und einseitigen Worte „Wissen" zu bezeichnen. Dieses Wort kann ihr Wesen nicht ausschöpfen, nur verdunkeln, denn es ist ganz anders geartet als das Wissen, es ist ein erlebtes Innewerden, ein Gewißwerden, das wohl in anschaubaren Symbolen zum Ausdruck kommen mag. Aber diese als Erkenntnisobjekte betrach-

ten, hieße geiſtigen Materialismus treiben. Dieſes Erleben ſchlingt den ganzen Menſchen als Einheit, die nicht durch Erkenntnisakte zerriſſen werden darf und kann, hinein in die ewige Welt als ein Ganzes, bringt ihn in Zuſammenhang mit ihrem Urgrund ſelber, dem Geiſte an ſich. Solange wir noch erkennen, wiſſen, taſten wir an dem Geiſte herum als an einem Objekt; ſo deutlich wir ihn auch ſchauen und wiſſen, er iſt wie hinter Glas, das in Regenbogenfarben uns ſeine Erſcheinung zeigt, ihn ſelber in ſeiner Einheit als Ganzes, berühren wir mit „Denken" nie. Dies kann nur in nicht erkenntnismäßigem Erleben geſchehen. Iſt alſo die Anthropoſophie ein Weg zum Geiſt?

Und hier ſtoßen wir auf eine Grundfrage der anthropoſophiſchen Erkenntnistheorie. Will die Anthropoſophie zum Geiſte in ſeiner Einheit, zum Geiſte an ſich, führen, oder will ſie nur ſeine „äußeren" Erſcheinungen erforſchen? Dazu rechne ich vor allen Dingen die Erſcheinungen des Geiſtes in der ſogenannten aſtraliſchen Welt, alſo die überirdiſchen Weſenheiten wie Engel, Geiſter der Weisheit, der Bewegung, die Chriſtusweſenheit, wie ſie nach der Anthropoſophie in ihrer Wirkung auf die Welt- und Menſchenentwicklung dem „Geiſtesauge" erſcheint, die verſchiedenen Geburten und Daſeinsformen der Menſchenſeele, vor allem der eigenen, den Inhalt der Akaſchachronik, alſo die Weltgeſchichte in ihrer ganzen Ausdehnung, wie ſie in einer Art Himmelsäther geiſtig aufgezeichnet iſt, und vom Hellſeher geleſen und geſchaut werden kann, die geiſtigen Gedankenformen in der ſeeliſchen Welt, die verſchiedenen Körper und die Siebenweſenheit des Menſchen.

Grundſätzlich wäre, ſofern ſich die Anthropoſophie dieſe Aufgabe ſtellen wollte, gegen die Erforſchung einer ſolchen überſinnlichen Welt auf Grund einer ganz beſondersartigen Schulung durchaus nichts einzuwenden. Nun habe ich aber gerade gegen die anthropoſophiſche Schulung ſtarke Bedenken, weil ſie mir auf allen Seiten von der Gefahr der Suggeſtion, nicht der willentlichen natürlich, ſondern der ungewollten und unbewußten, umlagert ſcheint. Alles was Dr. Steiner als Schutz gegen Suggeſtion in ſeine Schulung einfügt, genügt nicht! Letzten Endes bleibt dem Hellſeher, nach Dr. Steiners eigenen Worten, kein anderer Beweis für die Wahrheit ſeiner hellſeheriſchen Erkenntniſſe, als die eigene Überzeugung im hellſeheriſchen Akt, daß er einer Wirklichkeit und keiner Täuſchung in der geiſtigen Welt gegenüberſteht. Dieſe Überzeugung genügt aber nicht da, wo man vorgibt Wiſſenſchaft zu treiben, denn dieſe Überzeugung hat ſchließlich jeder gläubige Hellſeher, auch der Buddhiſt, z. B. den Schauungen von den Himmeln und Höllen der indiſchen überſinnlichen Welt gegenüber. Die Schulung der Anthropoſophie iſt aber in nichts gründlicher und gewiſſenhafter als die buddhiſtiſche. Auch die Betonung der größeren Bewußtheit in

der anthroposophischen Methode bietet durchaus keine Gewähr für wirklichere Erkenntnis und ist kein Schutz gegen Suggestion, die bekanntlich gerade auch beim Hellseher mit klarem Bewußtsein eine große Rolle spielt und eine Quelle häufigen Irrtums ist. Solange nicht eine Anzahl von Hellsehern ganz unabhängig voneinander, dieselbe noch nicht bekannte übersinnliche Tatsache erforschen und zum selben Resultat kommen, stehe ich den anthroposophischen Erkenntnissen selbst über „die Außenseite des Geistes" sehr skeptisch gegenüber.

Mit hellseherischem *Nachprüfen* schon gefundener übersinnlicher Tatsachen, selbst wenn dies im ganzen Umfange möglich wäre, ist der *Wissenschaft* vom Übersinnlichen nicht viel genützt, denn hier ist schon wieder, ihrer ganzen Methode nach, die Gefahr der Autosuggestion vorhanden, sobald die zu erforschende Erkenntnis vor dem Experiment ins Bewußtsein des Forschers aufgenommen ist. Da helfen auch die peinlichsten Vorsichtsmaßregeln nichts mehr, weil wir nicht hineinsehen können in das ganze unterbewußte Getriebe unserer Gedankenwelt, und wenn wir meinen, wir könnten das, wie Dr. Steiner es tut, haben wir immer noch keinen *objektiven* Beweis dafür, daß wir die Wahrheit schauen und nicht unser Meinen. Gerade die anthroposophische Methode ist in ihrer Beweisführung noch wenig *wissenschaftlich*, weil sie dogmatisch schon zu erstarrt ist, und weil *alle* hellseherischen Erkenntnisse Dr. Steiners als *sichere Ergebnisse* seiner Forschungen angesehen werden. Darum ist auch, seit Dr. Steiners eigenen, ganz gewaltigen Erkenntnissen, in der spezifisch übersinnlichen Forschung — ich sehe von anthroposophisch orientierten *naturwissenschaftlichen* Forschungen ab, weil sie mir gegenüber den eigentlich übersinnlichen unwichtig erscheinen — ein Stillstand eingetreten, wenigstens sind seit Dr. Steiners aufsehenerregenden Büchern keine neuen Ergebnisse bekannt geworden.

Aber die Anthroposophen sind nicht einmal imstande, die bedeutendsten hellseherischen Erkenntnisse Dr. Steiners nachzuprüfen; sie haben sich deshalb auf ihr *denkerisches Verarbeiten* geworfen, das als ein *vollwertiger* Ersatz für hellseherisches Erkennen, ja als ein Weg zum Beweis ihrer Wahrheit gilt, was es nie sein kann. Wenn die Anthroposophen dies meinen, fußen sie auf falschen Voraussetzungen oder lassen sich von Trugschlüssen fangen. Dies ist die neueste und größte Gefahr, die der Anthroposophie droht, denn damit wird sie langsam zur Scholastik. Man kann in der Tat nicht einsehen, was der Anthroposoph, der die hellseherischen Erkenntnisse seines Meisters denkend verarbeitet, vor dem mittelalterlichen Theologen voraus hat, der die „Offenbarungen" derselben Behandlung unterzog. Die Scholastik mit ihrer rein verstandesmäßigen Methode hat aber gerade das schöpferische Erleben in Philosophie und Religion, ja sogar in der

Kunſt, getötet, und je mehr die Anthropoſophie auf dem eingeſchlagenen Wege der Scholaſtik weiterſchreitet, deſto weniger wird ſie imſtande ſein, unſer Geiſtesleben mit neuen Impulſen zu befruchten, ja, deſto mehr wird ſie ſich auswachſen zu einer wirklichen Gefahr für den ſchöpferiſchen Willen und das quellenhafte Erleben in unſerem Volke, und damit in der Menſchheit, die auch in Zukunft ihr Beſtes wieder von uns empfangen dürfte. Oder beſteht der Vorzug des denkeriſch verarbeitenden Anthropoſophen vom ſcholaſtiſchen Theologen darin, daß dort Erkenntniſſe, hier Offenbarungen, alſo nicht bewieſene Wahrheiten denkeriſch verbreitet werden? Aber einmal ſind nach anthropoſophiſcher Anſchauung auch jene Offenbarungen Wahrheit, und dann muß ja die Wahrheit der anthropoſophiſchen Erkenntniſſe noch erwieſen werden.

Wie könnte nun aber dieſer Wahrheitsbeweis erbracht werden? Er könnte etwa nach einer beſonderen Methode, die ich in einem Aufſatze auseinanderzuſetzen bereit bin, hellſeheriſch geliefert werden. Oder es könnten uns ſolche hellſeheriſche Erkenntniſſe vorgelegt werden, deren Wahrheit an der Wirkung in der ſinnlichen Welt mit dem gewöhnlichen Bewußtſein nachgeprüft werden kann. Was uns in dieſer Beziehung aus der überſinnlichen Welt geboten worden iſt, kann in der ſinnlichen Welt immer nur für Anthropoſophen überzeugend als Wahrheit nachgewieſen werden. Auch hier ſehe ich von Forſchungen naturwiſſenſchaftlicher Art ab. Wir haben es doch in der Anthropoſophie mit Überſinnlichem zu tun. Ich denke an Erkenntniſſe über Altindien, Altperſien uſw. Dr. Steiner vermag nach ſeinen Veröffentlichungen und internen Vorträgen die Akaſchachronik zu leſen, d. h. die innere Seite der Weltgeſchichte, die geiſtig verzeichnet iſt, und zwar ſo genau, daß er z. B. die Sprache der atlantiſchen Periode rein geiſteswiſſenſchaftlich erforſcht hat. Wir haben nun das ungelöſte Problem der minoiſchen Kultur auf Kreta und viele andere ungelöſte geſchichtliche Probleme; große Literaturüberreſte, die entziffert, Licht auf eine wichtige, jahrtauſendlange Entwicklung werfen würden. Warum erforſcht Dr. Steiner die Sprache der minoiſchen Kultur nicht aus der Akaſchachronik, damit wir imſtande ſind, die minoiſchen Schriften zu leſen? Ja, warum taucht dieſe minoiſche Kulturepoche nirgends in den theoſophiſchen und anthropoſophiſchen Schriften auf? Hier wäre eine Möglichkeit, die Wahrheit der hellſeheriſchen Erkenntnis glänzend zu erweiſen. Man ſage nicht, die Erforſchung dieſer Dinge ſei Aufgabe der gewöhnlichen Wiſſenſchaft. Dr. Steiners Bücher ſind voll von Erkenntniſſen, die ſich auf geſchichtliche Probleme beziehen, oder auf die phyſiologiſche Entwicklung des Menſchen, lauter Dinge, die in den Bereich der gewöhnlichen Wiſſenſchaft fallen, mit dem Unterſchied allerdings, daß ſie nicht nachzuprüfen ſind, wenigſtens nicht ſo, daß die angebliche Nachprü-

fung mit den Ergebnissen der gewöhnlichen Wissenschaft, die doch Dr. Steiner nur vertiefen möchte, nicht in Widerspruch geriete.

Mich quält ein schwerer Zweifel. Die Erkenntnisse Dr. Steiners über die Menschheitsgeschichte, z. B. die lemurische, atlantische, nachatlantische Zeit, die Siebenwesenheit des Menschen, Karma (Wiederverkörperung), ja die Ansätze zu den Spekulationen über das Sonnenwesen Christus usw. tauchen in Dr. Steiners Schriften erst auf, nachdem er die Geheimschulung der Mrs. Besant durchgemacht hatte. Dort kam er aber in innigste Berührung mit den theosophischen Schriften der Madame Blavatsky und der Mrs. Besant, in denen diese „Erkenntnisse" mehr oder weniger ausführlich alle schon vorhanden sind. Sie haben auch dort ihre nachweisbaren Quellen. Es ist erstaunlich, wie wenig Neues die anthroposophische Gedankenwelt enthält, wenn man sie vergleicht mit der theosophischen. Nun will aber Dr. Steiner alle „Ergebnisse" seiner übersinnlichen Forschung selbständig gefunden haben, und doch gleichen sie jenen, die er zuerst als Schüler vorgetragen bekam, oft aufs Wort. Mich grinst deshalb aus allen Ecken der anthroposophischen Gedankenwelt das Schreckgespenst der Autosuggestion an. Nur ein klarer Beweis der Wirklichkeit der Erkenntnisse kann es mir vertreiben. Dieser muß aber geleistet werden können, wenn die Anthroposophie Wissenschaft sein will; sonst muß sie sich eben bescheiden und auf diesen Titel verzichten. Wie können wir Vertrauen haben in die Kraft des anthroposophischen Erlebnisses und seiner Ergebnisse, wenn wir nicht fest davon überzeugt sind, daß die anthroposophische Methode wenigstens zur Erkenntnis der „Außenseite", der Erscheinung des Geistes, führt? Es ist das Gefühl heiligster Verantwortung für die geistige Zukunft unseres Volkes, das uns treibt, unsere Zweifel zum Ausdruck zu bringen gegenüber einer Bewegung, die wir so gern als Mitkämpferin gegen den Materialismus und als Führerin zum Geist betrachten möchten. Nicht um Polemik ist es uns zu tun, sondern um Wahrheit und um Leben!

Worauf beruht der Anspruch der Anthroposophie, uns Wissen über die übersinnliche Welt zu bieten? Warum glaubt Dr. Steiner, sich für den Beweis der Wirklichkeit seiner Erkenntnisse auf die Überzeugung des Hellsehens, also auf seine eigene, im hellseherischen Akte verlassen zu dürfen? Immer wieder betont Dr. Steiner die ganz besonders geartete Schulung der Anthroposophie. Unterscheidet diese sich ihrem Wesen nach von der hellseherischen Schulung in anderen Systemen, etwa im Jesuitismus und im Joga und ganz besonders im Buddhismus? Es sind viele Unterschiede in der Reihenfolge der Übungen, im Inhalt der Meditationen usw., aber psychologisch betrachtet, d. h. in ihrer Wirkung auf die Seelenverfassung, sind sie bis hinauf zur letzten Stufe, die einen bedeutsamen Unterschied vorgibt, gleichartig. Wir haben

wie im Buddhismus ſittliche Übungen, Schulung des Gemüts zu Gelaſſenheit und Unbefangenheit, Feſtigung des Willens und harmoniſchen Ausgleich der Perſönlichkeit. Weiter folgerichtige Schulung des Verſtandes. Die Kette der Urſachen und ähnliche Denkketten im Buddhismus ſind ein Beweis dafür. Dies ſind Übrigens lauter Dinge, die in jeder Perſönlichkeitskultur, auch in der nichthellſeheriſchen, eine bedeutſame Rolle ſpielen. Somit mußte jede durchgebildete Perſönlichkeit, wenn eine ſolche Schulung zum Hellſehen disponiert, auf dem Wege zum Hellſehen ſein. Daß ſie die angeborene Hellſichtigkeit ſtärkt und klärt, davon bin auch ich überzeugt, aber ſie hat ohne dieſe Anlage, die durchaus nicht jeder Menſch beſitzt, mit Hellſichtigkeit nichts zu tun.

Nun kommen die Übungen, die ich die eigentlich hellſeheriſchen nennen möchte, Konzentration, Meditation und Verſenkung, die übrigens Dr. Steiner nicht genau genug unterſcheidet. Der Art nach ſind auch ſie ganz dieſelben wie im Buddhismus, und ähnlich denen, in der Myſtik überhaupt. Der Inhalt der Meditationen iſt allerdings verſchieden, aber das ändert an der pſychologiſchen Wirkung, ſofern die Schulung der Seele in Betracht kommt, nichts. Nur der Inhalt des Bewußtſeins iſt ein anderer. Und das iſt nun eben das Mißliche: Jeder Hellſeher ſieht die Dinge, die er in ſeinen Meditationen aus der Gedankenwelt ſeines Syſtems aufgenommen hat. Die geiſtige Welt, in die er eintritt, iſt bevölkert mit den Geſtalten, die in ſeinem gewöhnlichen Bewußtſeinszuſtand ihm als überſinnliche von ſeinem Meiſter vorgeführt worden waren. Dabei treten natürlich auch noch andere, unerklärliche Weſenheiten, Bilder, Töne, Worte in Erſcheinung — ſie können aus dem Unterbewußtſein aufſteigen oder wirkliche Erkenntniſſe ſein, das laſſe ich dahingeſtellt — aber wie erkenne ich die Wahrheit der anthropoſophiſchen Erkenntniſſe hellſeheriſcher Art gegenüber den buddhiſtiſchen? Oder welche der buddhiſtiſchen ſind wahr, welche nicht? Denn daß buddhiſtiſche und anthropoſophiſche Erkenntniſſe ganz miteinander übereinſtimmen, wird niemand im Ernſt behaupten, der beide kennt, abgeſehen natürlich von allgemeinen Wahrheiten, die faſt in allen überſinnlichen Syſtemen übereinſtimmen, wie Unſterblichkeit der Seele, Wirklichkeit einer geiſtigen Welt uſw. Ich beſtreite nicht, daß ſowohl das buddhiſtiſche wie das anthropoſophiſche Hellſehen wirkliche überſinnliche Erkenntniſſe ſchaffen kann, aber die von beiden gefundene geiſtige Welt iſt ihrem Inhalt nach ſo verſchieden, daß bei der Ähnlichkeit der Methode ein objektiver Maßſtab zur Entſcheidung gefunden werden muß, welche Erkenntniſſe nun wirkliche ſind. Wo ſie aber übereinſtimmen, iſt immer noch die Frage zu erheben, ob die Erkenntnis nicht über die Theoſophie, die aus indiſchen Quellen geſpeiſt wird, in die Anthropoſophie geraten iſt, wie es z. B. mit Wiederverkörperung und Karma der Fall iſt. Dieſer Maßſtab der Entſcheidung kann nicht

die stärker betonte Bewußtheit der anthroposophischen Methode sein, denn Bewußtheit des Hellsehens, die übrigens auch der Buddhismus und die moderne experimentelle Hellseherei kennt, diese arbeiten durchaus nicht, wie Dr. Steiner so oft behauptet, nur mit unterbewußten Trancezuständen, bietet durchaus keine Sicherheit gegen Suggestion und Autosuggestion. Dr. Steiner kann also auch nicht die Überzeugung des Hellsehers als wissenschaftlichen Beweis ansehen, denn auch der buddhistische Hellseher ist ja überzeugt von der Wahrheit seiner Erkenntnisse.

Vielleicht wird Dr. Steiner sagen, der Unterschied und das Neue und die größere Sicherheit seiner Schulung gegenüber allen früheren hellseherischen Methoden liege darin, daß auf der letzten und höchsten Erkenntnisstufe der Buddhist z. B. in einen gänzlich unbewußten Zustand, in Bewußtlosigkeit versinke, und also die höchsten Erkenntnisse gar nicht mehr erlange, während der anthroposophische Hellseher im Erleben des reinen Denkens ohne irgendwelchen Inhalt, zum höheren Bewußtsein und zur ungehinderten Schau erwache und damit zum Wissen der höchsten Wahrheiten der übersinnlichen Welt. Nun sagt uns aber Dr. Steiner, daß schon in den niederen Stufen, die ja auf dieselbe Weise erreicht worden sind, wie sie auch andere Geheimschulungen erreichen, imaginative und inspirierte Erkenntnis der übersinnlichen Welt möglich sei — Imagination im Sinne von bildhafter, aber wirklicher Erkenntnis —, ja die große Masse der übersinnlichen Erkenntnisse wird dem Hellseher auf diesen Stufen. Also gibt nicht erst die höchste Stufe, die erst Dr. Steiner in die Geheimschulung eingeführt hat, die Sicherheit der Erkenntnis. Er bleibt uns also für diese Erkenntnisse immer noch einen Maßstab des Beweises schuldig. Weiter muß uns aber Dr. Steiner noch viel genauer sagen, was er eigentlich mit dem Erleben des Denkens an sich meine. Das Denken ist seiner ganzen Art nach etwas, das Bewegung, Inhalt, Gegenstand voraussetzt. Es kann wohl ein Erleben, ein Fühlen in völliger Ruhe geben, denn Erleben und Fühlen sind als ungebrochene Einheit möglich, wie es ja der wirkliche Mystiker in der unio und unificatio, in der plotinischen „Vereinfältigung" erlebt, bei der der ganze Mensch in die absolute Einheit zurückgewandelt, zum Ganzen des Geistes heimkehrt, aber wie soll das Denken, das seiner Natur nach Vielfältigkeit ist, so erlebt werden können? Ich hege die Vermutung, daß sich die Anthroposophie, die doch Wissenschaft, Wissen, Erkennen sein will, hier eine Vorstellung aus der religiösen Erlebnissphäre angeeignet hat, die gar nie mit Denken, mit der Grundfunktion der Anthroposophie, zusammengekoppelt werden kann und darf, weil sonst das tiefste Erlebnis der Menschenseele gewaltsam aus ihrer unterschiedslosen Tiefe heraufgezerrt wird in die dünne Luft des Denkens, wo es elendig sterben

muß. Aber ſelbſt angenommen, Dr. Steiner hätte ſein Einheitserlebnis nicht mißdeutet, und es gäbe einen ſolchen Zuſtand reinen, durchaus inhaltsloſen Denkens — und nur Dr. Steiner kann das wiſſen, der es erlebt hat —, wer bürgt uns denn dafür, daß der Inhalt, der über dieſem Erlebnis wieder ins Bewußtſein tritt, wirkliche überſinnliche Erkenntniſſe ſind und nicht vielmehr Inhalte des eigenen Bewußtſeins, die nach der gewaltſamen Stillegung der inhaltsvollen Denktätigkeit mit großer Stärke aus den verborgenen Gründen und Untergründen der Seele emporſteigen? Sie ſind vielleicht gerade deshalb mit ſolch Wirklichkeit vortäuſchender Wucht und Klarheit begabt, weil das Bewußtſein ſo gründlich von allem Inhalt geſäubert, ungeahnte Kraft erlangt hatte; ſo wie etwa dem Menſchen ein traumloſer Tiefſchlaf auch mehr ſtärkt als ein Schlaf bewegter Träume. Ich möchte nicht falſch verſtanden ſein: ich ſage nicht das ſei ſo, ich frage nur nach einem wiſſenſchaftlichen *Beweis* dafür, daß es nicht ſo ſei.

Ich laſſe die Maſſe der Erkenntniſſe, die aus der ſogenannten geiſtigen Welt in die Seele eindringen ſollen und für deren Wirklichkeit wir noch keinen Beweis haben, einmal ganz beiſeite und rühre nur an die innermenſchlichen, höchſten, von denen Dr. Steiner z. B. im Schlußkapitel der Rätſel der Philoſophie redet, ſolche, welche die Menſchenſeele am eheſten „ſchöpferiſch erzeugen" könnte: die wahre Erkenntnis des gewöhnlichen Seelenlebens, das ſich Fühlen in einem ſeeliſch geiſtigen Weben, die Erkenntnis des Seelenweſenskernes, der nach dem Geſetz des Karma von Wiederverkörperung zu Wiederverkörperung fortſchreitet, des Urſprungs der ſittlichen Impulſe aus derjenigen Welt, welche die Seele leibfrei erſchaut, wodurch man dann auch zu einer geiſtgemäßen Auffaſſung des Schickſalsrätſels komme, und endlich die Erkenntnis der menſchlichen Freiheit. Den einzigen *Beweis*, den uns Dr. Steiner für die angeführten „geiſteswiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe" geben kann, iſt auch wieder die Behauptung des Hellſehers, daß er dies alles in dem neuen Bewußtſeinszuſtand erkenne, oder erkennend erlebe. Kann uns das als Beweis genügen, wenn wir nicht wiſſen, wie dieſer Zuſtand beſchaffen iſt, wenn niemand ſonſt ihn erlebt, vor allem aber, wenn er dem gewöhnlichen Bewußtſeinszuſtand ſo unähnlich iſt, wie Dr. Steiner anzudeuten ſcheint, daß man ſich im gewöhnlichen Bewußtſein nie an jenen erinnert, oder doch nur ſo, daß man weiß, er war da und gab Erkenntniſſe, aber nicht wie und welche? Das heißt denn doch ein Unbekanntes als Beweis für ein Behauptetes anziehen, während doch das Weſen des Beweiſes darin beſteht, Unbekanntes auf Bekanntes zurückzuführen und in einen klar durchſchauten Zuſammenhang einzuordnen. Übrigens iſt aus den Sätzen Dr. Steiners ſehr ſchwer zu erſehen, wie denn nun jene Erkenntniſſe ins gewöhnliche Bewußtſein eintreten, von dem uns ſie ja doch nur mitgeteilt werden können. Vor allem

aber, wo liegt die größere Beweiskraft für die eben angeführten Erkenntnisse in der Anthroposophie, gegenüber den Erkenntnissen eines philosophischen Hellsehers, wie etwa Böhmes, d. h. wo ist der so laut verkündete Fortschritt über die früheren Erkenntnismethoden hinaus für uns vom Ahnden zum Erkennen? Überdies, und das gibt am meisten zu denken, sind die oben angeführten Einsichten alle schon vor Dr. Steiners Forschungen dagewesen und mit großer Energie als „Erkenntnisse" verfochten worden. Inwiefern hat ihnen Dr. Steiner eine wissenschaftliche Beweisgrundlage geschaffen? Und sollten denn nicht in dem neuen anthroposophischen Bewußtseinszustand, der vorher in der Menschheit noch nie da war, Erkenntnisse erschaut werden, welche die Welt des Geistes aus den verrosteten Angeln heben müßten? Wo sind sie? Man begnügt sich mit einer kümmerlichen Begründung des schon Erkannten. Was sind Dr. Steiners neue Erkenntnisse gegenüber den grundstürzenden Intuitionen eines Buddha, der Propheten, Jesu, der Mystiker, ja des vielgeschmähten Kant! Aber jene haben nie versucht, diese ihre Intuitionen zur Wissenschaft zu machen, wie Dr. Steiner, dem nach meiner Ansicht der Versuch sehr schlecht gelungen ist. Sie wußten, daß diese Intuitionen nicht durch Denken erkannt, und deshalb auch nicht „Wissen" im Sinne einer Wissenschaft waren. Ihre Verkündigungen haben Erlebniswirklichkeit genug, um sie vor dem Versanden in rationalistischen Wüsteneien zu bewahren. Denn dahin muß ein Versuch der „Wissenschaft" der übersinnlichen Welt im Sinne des Geistes selbst, seines Schicksals und seines Wesens, und zwar des menschlichen und des göttlichen, immer führen. Dieser Geist, stets wirkend, werdend, schaffend und zeugend, aber auch auf der Seite des Menschen stets neu gezeugt in unerkennbarer, nur erlebbarer Gemeinschaft mit dem Ganzen geistiger Wirklichkeit, läßt sich nie hineinspannen in die Schablone beweisbarer Wissenschaft. Wo man das bis jetzt in Kunst, Philosophie und Religion versucht hat, da stahl sich der Geist aus der Verbannung in die Form des Denkens und ließ sie als Versteinerung zurück. So ist die Geistesgeschichte voll träger Geröllhalden solcher Versteinerungen, und Geschlechter mußten seufzend und durstig über sie stolpern, bis sie wieder den Weg zu den Quellen fanden. Will die Anthroposophie, die doch zum Geiste führen will, einen neuen Schutthaufen von „bewiesenen" Intuitionen schaffen? Will die Anthroposophie die Quellen verschütten, die sie anzubohren und aufzudecken gekommen ist? Es mehren sich die Anzeichen, daß diese Gefahr sie faßt, ohne daß sie es merkt. Wehe, wenn sie nicht der Versuchung widersteht! Künstler, Philosophen, Religiöse, alle, die einmal hineingetaucht waren in das Erlebnis starker Intuitionen, in die Lebensgemeinschaft mit dem Geiste an sich, wehren sich gegen den Einbruch der „Wissenschaft" in die geheiligten Bezirke überbewußten Erlebens, wo Wissenschaft immer Pro-

fanation, wo Beweis immer Verflachung bedeutet. Gerade in der Unbeweisbarkeit ſolcher Intuitionen und Erlebnisinhalte liegt ihre ſchöpferiſche Kraft, denn ſie müſſen immer wieder neu erzeugt werden — und eben darum ſind ſie nicht Wiſſen, das einmal erkannt unverrückbar feſt ſteht — und zeugen darum immer neu. Beſonders aber wir religiöſen Menſchen, die wir uns eins wiſſen mit dem Religiöſen aller Zeiten in der Erkenntnis, daß das religiöſe Erlebnis ein vom Denken durchaus verſchiedenes Ergreifen des Geiſtes an ſich, des Ewigen in ſeiner Ganzheit und Einheit iſt; die wir uns in ſolchem Erleben mitten hineingeſtellt fühlen in die innerſte Gemeinſchaft mit Gott, zu dem keine Erkenntnisſtufen führen, dem man ſich nur in ſeiner Ganzheit hingeben kann, wenn man in unbegreiflicher Weiſe von ihm ergriffen wird, wehren uns mit der Leidenſchaft von ſolchen, die ihr Höchſtes und Heiligſtes verteidigen, gegen den Anſpruch der Anthropoſophie, durch viele Erkenntnisſtufen hindurch zur „Gottſeligkeit", d. i. zur Gemeinſchaft mit dem Ewigen zuführen. Ihr Weg zu dieſem Ziel, der Weg des Denkens, iſt falſch, darum kann er nie zum Ziele, nur in die Irre führen. Die Anthropoſophie ſteht an einem Wendepunkt. Sie muß entweder reine Wiſſenſchaft, überſinnliche Forſchung, werden, und dann ihre Hände von Kunſt, Philoſophie und vor allem von Religion laſſen, weil dieſe Einzwängung in Wiſſenſchaft im Sinn der exakten Wiſſenſchaft, wie es die Geheimwiſſenſchaft ſein will, mit dem Tode büßen. Oder ſie geht auf dem Weg der Philoſophie und religiöſer Intuition weiter. Dann muß ſich von ihr die Geheimforſchung als beſondere Wiſſenſchaft abtrennen, und Anthropoſophie wird Kunſt und Religionsphiloſophie und ſchließlich Religion. Die Vereinigung dieſer heterogenen Elemente iſt eine Mesalliance, der nur Mißgeburten entſpringen können*.

Walter Johannes Stein
Anthropoſophie als Monismus und als Theoſophie

Am 20. Februar 1893 hielt Dr. Rudolf Steiner, der Begründer der anthropoſophiſchen Bewegung im „Wiſſenſchaftlichen Klub" in Wien einen Vortrag über das Thema: „Einheitliche Naturanſchauung und Erkenntnisgrenzen", der im XIV. Jahrgang in Nr. 10 der Monatsblätter dieſes Klubs abgedruckt iſt. Steiner führte damals das Folgende aus: „Eine Wiſſenſchaft, welche die Natur des menſch-

* Vergleiche dazu die Ausführungen des Grafen Keyſerling in ſeinem Buch „Philoſophie als Kunſt", S. 241 ff.

lichen Erkenntnisprozesses versteht, kann nur so verfahren, daß sie alles, was sie zur Erklärung einer Erscheinung braucht, auch innerhalb der uns gegebenen Welt sucht. Eine solche Wissenschaft kann als Monismus oder einheitliche Naturauffassung bezeichnet werden. Ihr steht der Dualismus oder die Zweiweltentheorie gegenüber, welche zwei voneinander absolut verschiedene Welten annimmt und die Erklärungsprinzipien für die eine in der anderen enthalten glaubt.

Diese letztere Lehre beruht auf einer falschen Auslegung der Tatsachen unseres Erkenntnisprozesses. Der Dualist trennt die Summe alles Seins in zwei Gebiete, von denen jedes seine eigenen Gesetze hat und die einander äußerlich gegenüberstehen. Er vergißt, daß jede Trennung, jede Absonderung der einzelnen Seinsgebiete nur eine subjektive Geltung hat. Was eine Folge seiner Organisation ist, das hält er für eine außer ihm liegende objektive Naturtatsache." Und an einer späteren Stelle setzt Steiner fort: „Der Monismus oder die einheitliche Naturerklärung geht aus einer kritischen Selbstbetrachtung des Menschen hervor. Diese Betrachtung führt uns zur Ablehnung aller außerhalb der Welt gelegenen erklärenden Ursachen derselben. Wir können diese Auffassung aber auch auf das praktische Verhältnis des Menschen zur Welt ausdehnen. Das menschliche Handeln ist ja nur ein spezieller Fall des allgemeinen Weltgeschehens. Seine Erklärungsprinzipien dürfen daher gleichfalls nur innerhalb der uns gegebenen Welt gesucht werden. Der Dualismus, der die Grundkräfte der uns vorliegenden Wirklichkeit in einem uns unzugänglichen Reiche sucht, versetzt dahin auch die Gebote und Normen unseres Handelns." Und weiter: „Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, der Mensch könne nach anderen als selbstgemachten Geboten handeln. Die jeweiligen Neigungen und Kulturbedürfnisse erzeugen gewisse Maximen, die wir als unsere sittlichen Grundsätze bezeichnen. Da gewisse Zeitalter oder Völker ähnliche Neigungen und Bestrebungen haben, so werden die Menschen, die denselben angehören, auch ähnliche Grundsätze aufstellen, um sie zu befriedigen. Jedenfalls aber sind solche Grundsätze, die dann als ethische Motive wirken, durchaus nicht von außen eingepflanzt, sondern aus den Bedürfnissen herausgeboren, also innerhalb der Wirklichkeit erzeugt, in der wir leben. Der Moralkodex eines Zeitalters oder Volkes ist einfach der Ausdruck dafür, wie man innerhalb derselben den herrschenden Kulturzielen am besten sich zu nähern glaubt. So wie die Naturwirkungen aus Ursachen entspringen, die innerhalb der gegebenen Natur liegen, so sind unsere sittlichen Handlungen die Ergebnisse von Motiven, die innerhalb unseres Kulturprozesses liegen. Der Monismus sucht also den Grund unseres Handelns im strengsten Sinne des Wortes innerhalb der menschlichen Natur. Er macht dadurch den Menschen aber auch zu seinem eigenen Gesetzgeber. Der Dualismus fordert Unter-

werfung unter die von irgendwoher geholten ſittlichen Gebote; der Monismus weiſt den Menſchen auf ſich ſelbſt, auf ſeine autonome Weſenheit. Er macht ihn zum Herrn ſeiner ſelbſt. Erſt vom Standpunkte des Monismus aus können wir den Menſchen als wahrhaft freies Weſen im ethiſchen Sinne auffaſſen."

Dieſe Gedanken hat Steiner in ſeiner „Philoſophie der Freiheit", Grundzüge einer modernen Weltanſchauung, Berlin 1894, näher ausgeführt. Im Kapitel XV., das überſchrieben iſt „Individualität und Gattung" zeigt Steiner, wie der Menſch zunächſt kein freies Weſen iſt. Denn zunächſt iſt der Menſch ein Glied innerhalb eines natürlichen Ganzen. Raſſe, Stamm, Volk, Familie, männliches und weibliches Geſchlecht und die Tatſache, daß er innerhalb eines Ganzen wirkt (Staat, Kirche uſw.), geben ihm ein gewiſſes Gepräge. Aber „von dieſem Gattungsmäßigen macht ſich der Menſch frei. Er entwickelt Eigenſchaften und Funktionen an ſich, deren Beſtimmungsgrund wir nur in ihm ſelbſt ſuchen können. Das Gattungsmäßige dient ihm dabei nur als Mittel, um ſeine beſondere Weſenheit in ihm auszudrücken." Ehe er aber ſo weit iſt, iſt er auch nicht frei. Wie der Menſch ſich allmählich freimachen kann, das hat Rudolf Steiner dargeſtellt in ſeinem Buch „Wie erlangt man Erkenntniſſe der höheren Welten", und man findet auf S. 188f. der Auflage von 1918 dies geſchildert. Dort heißt es: „Der Menſch gehört einer Familie, einem Volke, einer Raſſe an; ſein Wirken in dieſer Welt hängt von ſeiner Zugehörigkeit zu einer ſolchen Geſamtheit ab. Auch ſein beſonderer Charakter ſteht damit im Zuſammenhange. Und das bewußte Wirken des einzelnen Menſchen iſt keineswegs alles, womit man bei einer Familie, einem Stamme, Volke, einer Raſſe zu rechnen hat. Es gibt ein Familien-, Volks- uſw. Schickſal, wie es einen Familien-, Raſſen- uſw. Charakter gibt." — Es iſt derſelbe Gedanke wie in der Philoſophie der Freiheit, aber mit einer weſentlichen Ergänzung, denn Steiner ſetzt fort: „Für den Menſchen, der auf ſeine Sinne beſchränkt iſt, bleiben dieſe Dinge allgemeine Begriffe, und der materialiſtiſche Denker in ſeinem Vorurteil wird verächtlich auf den Geheimwiſſenſchafter herabſehen, wenn er hört, daß für dieſen letzteren der Familien- oder der Volkscharakter, das Stammes- oder Raſſenſchickſal ebenſo wirklichen Weſen zukommen, wie der Charakter und das Schickſal des einzelnen Menſchen einer wirklichen Perſönlichkeit zukommen. Der Geheimwiſſenſchafter lernt eben höhere Welten kennen, von denen die einzelnen Perſönlichkeiten ebenſo Glieder ſind, wie Arme, Beine und Kopf Glieder des Menſchen ſind." Im folgenden ſchildert Steiner, wie der Menſch ſich freimacht von der Führung der Stammes-, Volks- und Raſſegeiſter. „Die Stammes-, Volks- und Raſſegeiſter werden in ihrer vollen Wirkſamkeit offenbar, und der Schüler ſieht ebenſo genau, wie er bisher geführt worden iſt, als ihm

andererseits klar wird, daß er nunmehr diese Führerschaft nicht mehr haben wird." Ich zitiere diese Stelle, um zu zeigen, daß Steiner genau dasselbe 1918 schildert in einer „theosophischen" Schrift, wie 1894 in einer „monistischen". Denn der Standpunkt des Monismus ist durchaus beibehalten. „Rassegeister" sind empirisch gegebene Wesenheiten, wie eine „Katze" eine empirisch gegebene Wesenheit ist und so wenig Haeckels materialistischer Monismus durch die Existenz von Katzen gestört wird, so wenig wird Steiners geistgemäßer Monismus durch die Existenz von Rassegeistern gestört. Noch immer ist der Mensch der letzte Bestimmende seiner Handlungen, denn er ist frei, indem er sich der Führung der Volks- und Rassegeister entzieht. Es kann niemand gezwungen werden, an Rasse- und Volksgeister als an Realitäten zu glauben, und die meisten Menschen werden bei dem bloßen Volksbegriff stehenbleiben, weil sie niemals durchdacht haben, daß die Gattung etwas Wirkendes, nicht bloß etwas Gedachtes ist. Wer sich aber nach dieser Richtung mit der Lehre Steiners auseinandersetzen will, findet alles Hierhergehörige auf S. 62 f. meines Buches: „Die moderne naturwissenschaftliche Vorstellungsart und die Weltanschauung Goethes, wie sie Rudolf Steiner vertritt*." Es sollte aber niemand behaupten, Steiner wäre durch die Tatsache, daß er von geistigen Wesen rede, dem Monismus untreu geworden. Monist sein, heißt alle Erklärungsgründe in einer und derselben Welt suchen und das Jenseits leugnen. Geistige Wesen gehören eben dem Diesseits an. Es gibt kein Jenseits, es gibt nichts Übernatürliches, wohl aber Übersinnliches. Der lebendige Mensch, der vor uns steht, ist gewiß etwas Diesseitiges. Sinnlich ist aber nur seine Farbe, sein Widerstand, seine Wärme oder Kälte usw. Das Wesenhafte des Menschen ist übersinnlich. Genau so ist es bei einem Rassegeist. Die Rasse ist sinnlich gegeben, ihr Geist ist übersinnlich. Und der Unterschied zwischen Steiner und einem, der den Rassegeist leugnet, besteht darin, daß der Leugner da von „Begriff" redet, wo Steiner von „Wesen" spricht. Da ist aber der ganze Unterschied der, daß der eine nur denkt, wo der andere übersinnlich wahrnimmt. Also hat man es mit einem empirischen Unterschied zu tun und nicht mit einem Weltanschauungsunterschied. Steiner anerkennt auch das Ich-Wesen eines lebendigen Menschen nur, weil er es wahrnimmt. (Vgl. „Philosophie der Freiheit" 1918, S. 270 f.). In diesem Sinne ist auch zu verstehen, was Steiner als Begriff der „geistigen Führung" entwickelt in seinem Buch „Die geistige Führung des Menschen und der Menschheit, geisteswissenschaftliche Ergebnisse über die Menschheitsentwickelung", Berlin 1911. Der Inhalt dieses Buches ist ohne weiteres als im Einklang stehend

* Inaugural-Dissertation, Der Kommende Tag, A.-G., Verlag, Stuttgart, Neuauflage in Vorbereitung.

zu erkennen mit dem Gedankenmonismus der „Philoſophie der Freiheit“ von 1894.

Das erſterwähnte Buch beginnt mit einer Unterſcheidung eines niederen und höheren Selbſtes. Das niedere Selbſt ordnet ſich dem höheren unter. Das niedere Selbſt umfaßt Denken, Fühlen und die vollbewußten Willensimpulſe. Es iſt in dieſe drei Seelentätigkeiten verſtrickt und daher unfrei. Einen Standpunkt außerhalb des gewöhnlichen Denkens, Fühlens und Wollens muß der finden, der frei ſein will. Dieſen Standpunkt zu finden, lehrt gerade die „Philoſophie der Freiheit“. (Man vergleiche S. 20 und die vorangehenden Seiten in meinem Buch „Rudolf Steiner als Philoſoph und Theoſoph, eine Antwort auf die gleichnamige Schrift Dr. Friedrich Traubs, Profeſſor in Tübingen“, Der Kommende Tag, A.-G., Verlag, Stuttgart 1920, in welchem ich dies ausführlich dargelegt habe.) Die Philoſophie der Freiheit, 1894, S. 35, ſagt, was ich tun muß: „Ich muß mich erſt auf einen Standpunkt außerhalb meiner eigenen Tätigkeit verſetzen ....“ das iſt es, worauf es ankommt, und davon ſpricht das Buch „Die geiſtige Führung des Menſchen und der Menſchheit“. Die Stelle lautet (S. 1): „Der Menſch, welcher ſich auf ſich ſelbſt beſinnt, kommt bald zu der Einſicht, daß er außer dem Selbſt, das er mit ſeinen Gedanken, Gefühlen und vollbewußten Willensimpulſen umfaßt, noch ein zweites kraftvolleres Selbſt in ſich trägt. Er wird gewahr, wie er ſich dieſem zweiten Selbſt als einer höheren Macht unterordnet.“

Am 20. Februar 1893 hatte Steiner in ſeinem Vortrag „Einheitliche Naturanſchauung und Erkenntnisgrenzen“ geſagt: „Der Monismus oder die einheitliche Naturerklärung geht aus einer kritiſchen Selbſtbetrachtung des Menſchen hervor. Dieſe Betrachtung führt uns zur Ablehnung aller außerhalb der Welt gelegenen erklärenden Urſachen derſelben.“ D. h. nur der Menſch, der ſich in ſeinem höheren Selbſt erfaßt, findet ſein Ich-Weſen in einer Art der Welt verbunden, die auch den überſinnlichen Teil der Welt erlebend umſpannt und daher alles innerhalb der erlebbaren Welt findet, was zur vollen Wirklichkeit gehört. Mein ganzes Buch über „Die moderne naturwiſſenſchaftliche Vorſtellungsart und die Weltanſchauung Goethes, wie ſie Rudolf Steiner vertritt“, beſonders aber das Kapitel „Das ſelbſtbewußte Ich und die Leiblichkeit des Menſchen“ liefern den Beweis, daß Steiners Goetheanismus die Trennung von „Ich“ und „Natur“ überwindet und ein wahrhafter Monismus iſt. (Ich habe mich in dieſem Buch lediglich auf den Text der erſten Auflage der Philoſophie der Freiheit berufen und nur die Seitenzahlen der zweiten Auflage angeführt.) In dem Buch „Die geiſtige Führung des Menſchen und der Menſchheit“ iſt nun von zwei Arten der Führung die Rede. Die eine Art — die Führung der Volks- und Raſſegeiſter — muß im oben an-

gegebenen Sinne der Philoſophie der Freiheit von 1894 überwunden werden, denn ſie ſtellt das Gattungsmäßige im Menſchen dar, gegen das die wahre individuelle Weſenheit anzukämpfen hat auf dem Wege zur Freiheit. Die andere Art der Führung aber charakteriſiert Steiner, indem er ſagt, ſie ſei eine ſolche (a. a. O., S. 16): „welche die Hinlenkung der Seele auf ſich ſelbſt bewirken ſoll". Die zweite Art der Führung erzeugt gerade jene „Selbſtbetrachtung", aus welcher der „Monismus oder die einheitliche Naturerklärung" hervorgeht. Wer daher behaupten würde, der Begriff der „geiſtigen Führung", wie er entwickelt iſt in Steiners Buch über „Die geiſtige Führung des Menſchen und der Menſchheit" widerſpräche der „Philoſophie der Freiheit" von 1894, der müßte auch behaupten, daß der Inhalt der Philoſophie der Freiheit nur in Einſamkeit gedacht, ſich nicht ſelbſt widerſpricht. Denn das Buch ſelbſt iſt ja eine Führung zur Freiheit im zweiten angegebenen Sinne.

Damit glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß weder der Begriff der geiſtigen Führung in ſeinen beiden Arten, wie er ſich in Steiners theoſophiſchen Schriften findet, noch die Tatſache der Exiſtenz geiſtiger Weſen und deren Anerkennung auf empiriſcher Grundlage dem geiſtgemäßen Monismus widerſpricht, wie ihn die Philoſophie der Freiheit von 1894 lehrt.

Nun ſoll die Differenz aufgezeigt werden zwiſchen Ernſt Haeckels materialiſtiſchem Monismus und Steiners geiſtgemäßem Gedankenmonismus. Steiner hat ſeinen Monismus ganz unabhängig von Haeckel und auf anderer Grundlage ausgearbeitet als dieſer. In einem Vortrag, den Steiner am 8. Oktober 1902 im Bürgerſaal des Berliner Rathauſes vor den Mitgliedern des Giordano-Bruno-Bundes hielt (vgl. den Bericht in „Pſychiſche Studien", S. 750 f., und dem „Freidenker" von 1902, Nr. 21), ſagte er, wie der Referent angibt, „Theoſophie" iſt „nichts anderes ... als letzte Anforderung eines zwiſchen Naturerkenntnis und Selbſterkenntnis vermittelnden wahren Monismus". Und er charakteriſierte dieſen Monismus, indem er ſagte: „Der Monismus verheißt aber eine Erkenntnisentwickelung, ebenſowie er für die Lebeweſen eine Artentwicklung habe feſtſtellen können." (A. a. O.) Aber ſchon 1900 ſchrieb Steiner in der Vorrede zu ſeiner Schrift „Haeckel und ſeine Gegner", Freie Warte, Minden: „Von meiner vor fünf Jahren veröffentlichten ‚Philoſophie der Freiheit' habe ich die Überzeugung, daß ſie das Bild einer Weltanſchauung gibt, die mit den gewaltigen Ergebniſſen der Naturwiſſenſchaften unſerer Zeit in vollem Einklang ſteht. Ich bin mir bewußt, daß ich dieſen Einklang nicht abſichtlich herbeigeführt habe. Mein Weg war ganz unabhängig von dem, welchen die Naturwiſſenſchaft einſchlägt.

Aus dieſer Unabhängigkeit meiner Vorſtellungsart von dem herr-

ſchenden Wiſſensgebiet unſerer Tage und aus der gleichzeitigen völligen Übereinſtimmung mit demſelben, glaube ich, die Berechtigung herleiten zu dürfen, die Stellung des monumentalſten Vertreters der naturwiſſenſchaftlichen Denkweiſe, Ernſt Haeckels, innerhalb des Geiſteskampfes unſerer Zeit darzuſtellen."

In dieſem Buch ſtellt Steiner ſeinen geiſtgemäßen Monismus dem materialiſtiſchen Haeckels gegenüber und zeigt, daß man nicht bloß die Entfaltung der ſich entwickelnden Naturformen, ſondern auch die allmähliche Entwickelung des Geiſtes betrachten müſſe. Den individuellen Menſchengeiſt aus einem Allgeiſt abzuleiten, ginge nicht an, ſondern man müſſe den Menſchengeiſt ebenſo von geiſtigen Ahnen ableiten, wie die Naturform von phyſiſchen. Er formuliert dieſen Gedanken S. 29: „Wäre Geiſt in einer der menſchlichen Form ähnlichen immer vorhanden geweſen und hätte ſich zuletzt nur im Menſchen ſein Gegenbild geſchaffen, ſo müßten wir den Menſchengeiſt aus dem Allgeiſt ableiten können; iſt aber der Menſchengeiſt im Laufe der natürlichen Entwickelung als Neubildung entſtanden, dann begreifen wir ſein Herkommen, wenn wir ſeine Ahnenreihe verfolgen; wir lernen die Stufe, zu der er zuletzt gekommen iſt, kennen, wenn wir ihn ſelbſt betrachten."

Wir ſollen alſo den Menſchengeiſt ſelbſt betrachten. Offenbar kann das nur geiſtig geſchehen. Geiſtig ſollen wir die Ahnenreihe des Geiſtes verfolgen. Genau dieſer Gedanke iſt auf S. 58 der „Theoſophie, Einführung in überſinnliche Welterkenntnis und Menſchenbeſtimmung 1918" ausgeführt. Dort heißt es: „Die phyſiſche Geſtalt, die Schiller an ſich getragen hat, die hat er von ſeinen Vorfahren ererbt. So wenig aber dieſe phyſiſche Geſtalt aus der Erde gewachſen ſein kann, ſo wenig kann es die geiſtige Weſenheit Schillers ſein. Er muß die Wiederholung einer anderen geiſtigen Weſenheit ſein, aus deren Biographie die ſeinige erklärbar wird, wie die phyſiſche Menſchengeſtalt Schillers durch menſchliche Fortpflanzung erklärbar iſt. — Sowie alſo die phyſiſche Menſchengeſtalt immer wieder und wieder eine Wiederholung, eine Wiederverkörperung der menſchlichen Gattungsweſenheit iſt, ſo muß der geiſtige Menſch eine Wiederholung desſelben geiſtigen Menſchen ſein. Denn als geiſtiger Menſch iſt eben jeder ſeine eigene Gattung."

Man wird zugeben müſſen, daß Steiner 1918 nur näher ausführt, was er 1900 lehrt, wenn er ſagt wir werden das Herkommen des Menſchengeiſtes begreifen, „wenn wir ſeine Ahnenreihe verfolgen". Aber zu dieſem Verfolgen der Entwickelung des Menſchengeiſtes müſſen „wir ihn ſelbſt betrachten". Herr Hauer kommt ja zu anderen Reſultaten, aber er bringt es ja auch fertig, auf S. 807 ſeines Artikels Goetheanismus uſw. S. 827 Haeckels Satz: „Dieſe naturgemäße Auffaſſung der Menſchenſeele" . . . bis „in dem ſeltſamen Dogma von der ‚Unſterb-

lichkeit der Seele' gipfelt", Steiner zu unterſchieben*. Steiner zitiert dieſen Satz mit deutlichen Anführungszeichen in ſeinem Artikel über Ludwig Büchner im Magazin für Literatur von 1899, S. 435. Auch bringt es Herr Hauer fertig, mir auf S. 814, a. a. O., nachzuſagen, meine Ausführungen in meinem Buch über „Die moderne naturwiſſenſchaftliche Vorſtellungsart und die Weltanſchauung Goethes, wie ſie Rudolf Steiner vertritt", ſeien nur dadurch möglich, daß ich ihnen die zweite Auflage der „Philoſophie der Freiheit" zugrunde lege. Aber das iſt unwahr. Überall habe ich den Text der erſten Auflage abgedruckt, da zur Zeit, als ich das Buch ſchrieb, die zweite Auflage der „Philoſophie der Freiheit" noch gar nicht exiſtierte. Ich habe nur nachträglich während der Drucklegung die Seitenzahlen der zweiten Auflage eingeſetzt, damit die Leſer meines Buches die Stellen finden, die ich anführe. Denn ein Nachſchlagen der erſten Auflage war wohl den wenigſten möglich, da das Buch längſt vergriffen war. Ich konnte dies mit gutem Gewiſſen tun, denn die textlichen Differenzen zwiſchen den beiden Auflagen, die für die Stellen, die ich zitierte, in Betracht kommen, waren nur zwei. Das Zitat auf S. 11 enthält in erſter Auflage die Worte „ſo lange" getrennt und in zweiter Auflage zuſammengedruckt in „ſolange". Und das Zitat auf S. 20 enthält in erſter Auflage die Worte „niedrigen Geſchlechtstriebes", in zweiter Auflage aber fehlt „niedrigen". Das war die ganze Differenz. Ich mußte dieſe berichtigenden Tatſachen bringen, da ſie doch geeignet ſind, die Qualität einer Gegnerſchaft zu kennzeichnen und möchte am Schluſſe nur hinzufügen, daß zwiſchen Beſants Theoſophie und Steiners Theoſophie der Unterſchied beſteht, daß Steiner einen Weg der Forſchung einſchlug, der baſiert auf einer Erkraftung des Bewußtſeins und auf einer klaren erkenntnistheoretiſchen Fundierung des ſchauenden Bewußtſeins, wie ich ſie in meiner Diſſertation** nachgewieſen habe, während die engliſche Theoſophie mit Medien arbeitet, d. h. mit einer Methode, die das Bewußtſein abdämpft. Und ich glaube, daß jedem, der ernſt und wiſſenſchaftlich ſtrebt, erlaubt ſein muß, da auf Tatſachen hinzuweiſen, wo Tatſachen entſtellt werden, wie das auch geſchieht, wenn behauptet wird, Steiner habe ſich Mrs. Beſants eſoteriſcher Schulung unterzogen.

* Vgl. die neunte Anmerkung auf S. 403 zu Haeckels Vortrag „Über unſere gegenwärtige Kenntnis vom Urſprung des Menſchen", gehalten in Cambridge, am 26. Auguſt 1898, abgedruckt in „Gemeinverſtändliche Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete der Entwickelungslehre" von Ernſt Haeckel, 2. Aufl., Bd. X, Bonn 1902. ** Die moderne naturwiſſenſchaftliche Vorſtellungsart und die Weltanſchauung Goethes, wie ſie Rudolf Steiner vertritt. Der Kommende Tag, A.-G., Verlag, Stuttgart, Neuauflage in Vorbereitung.

Richard Seebohm
Dreigliederung des ſozialen Lebens

Die Dreigliederungsbewegung wurzelt in der von Dr. Rudolf Steiner vertretenen anthropoſophiſchen Geiſteswelt, jenem gewaltigen Lebensbau, der — weitab von aller nebelhafter Myſtik und einſeitiger Theoſophie — auf geiſteswiſſenſchaftlicher Grundlage außer einer umfaſſenden Weltanſchauung auch die Kraftantriebe vermittelt zur Bewältigung der ſozialen Lebensaufgaben unſerer Zeit. In dieſe anthropoſophiſche Geiſteswelt kann man nur eindringen unter Aufwand von viel Kraft, Hingabe und Zeit; ein Urteil über ſie wird man nur in dem Maße gewinnen können, als man vermocht hat, ſie in ihrer Geſamtheit aufzunehmen; die Dreigliederung aber iſt ſchon einſehbar aus den allgemein zugänglichen Erfahrungen des äußeren Lebens.

Im folgenden ſoll verſucht werden, eine kurze, gemeinverſtändliche Darſtellung darüber zu geben, was mit dieſer Dreigliederung gemeint iſt.

Vorausgeſchickt ſei, daß es ſich bei der Dreigliederungsbewegung nicht um die Neueinführung von etwas gänzlich Neuem handelt; denn die Dreigliederung iſt in unſerem öffentlichen Leben eigentlich ſchon gegeben; ſie bedarf nur einer planvollen Ausgeſtaltung, wobei allerdings manches Veraltete ausgeſchaltet, manches Verſchobene eingerenkt, Vieles gereinigt und erweitert werden muß.

Was aber vor allem not tut, iſt die aufrichtige, klare Einſicht in die bisher begangenen Fehler und die aus ihnen entſtandenen Schäden, das warme Mitempfinden mit den bisher uns fernſtehenden Volksteilen und der ernſte Wille, unſer Tun rückhaltlos auf die Anforderungen der Zukunft einzuſtellen.

In unſerem öffentlichen Leben laſſen ſich drei große Gebiete unterſcheiden, deren jedes ſein Eigenleben für ſich hat, nach eigenen Lebensgeſetzen ſich ergänzend, ausgeſtaltend, erneuernd: das Wirtſchaftsleben, das Geiſtesleben und, zwiſchen beiden ſtehend, das Staats- und Rechtsleben.

Es gilt, dieſen drei Gebieten ihr Eigenleben beſſer als bisher zu wahren, alſo zu verhindern, daß ſie in einer ihrer Eigenart nicht angemeſſenen Weiſe gehandhabt werden, oder daß ſie einander vergewaltigen. Sie ſollen vielmehr jedes für ſich in der ihm eigentümlichen Selbſtändigkeit herausgearbeitet werden, damit ſie dann deſto beſſer zum Wohle des Ganzen lebensvoll zuſammen wirken können.

Das Wirtſchaftsleben ſoll lediglich zu tun haben mit der Befriedigung des Bedarfs an wirtſchaftlichen Gütern, alſo mit Erzeugung, Verteilung und Verbrauch von Waren. Daher muß es von kundigen Fachmännern und rein nach der Zweckmäßigkeit, aber doch ſo geleitet werden, daß dabei der Grundſatz der Brüderlichkeit zur Geltung kommt, alſo daß jeder in die Lage verſetzt wird, das ihm notwendige Mindeſtmaß an Wirtſchaftswerten wirklich erwerben zu können.

Dieſen Grundanforderungen konnte bei der bisherigen Handhabung, die dem Einzel-Eigennutz faſt keine Schranken ſetzte, überhaupt nicht oder doch nur inſoweit genügt werden, als ein hinreichend großer Warenüberfluß hinweghalf oder hinwegtäuſchte über die Mangelhaftigkeit des Geſamtwirtſchaftsbetriebes. Denn eine eigentlich planmäßige Geſamtwirtſchaft haben wir bisher noch gar nicht gehabt: jeder erzeugte, verſchob und veräußerte, ſoweit er nur irgend konnte, die Waren ganz nach dem eigenen Belieben, wobei er ausſchließlich den eigenen Vorteil obenanſtellte. So entſtand in unſerem Wirtſchaftsleben ein wahrer Krieg aller gegen alle, ein Zuſtand, der von jeher in Zeiten der Knappheit zu Erſchütterungen führte, der aber in Zeiten völliger Not das Wirtſchaftsgebiet raſch in einen Trümmerhaufen verwandeln muß — wie heute großenteils ſchon geſchehen iſt. Die große Not von heute und die größere Not von morgen zwingt zur Durchführung einer wirklich planvollen Geſamtwirtſchaft, aber einer ſolchen, durch die eine freiwillige Mitarbeit aller, ſowohl der Erzeuger als auch der Verteiler und Verbraucher, gewährleiſtet wird.

Daß dieſes Ziel durch die ſtaatliche Zwangswirtſchaft der Kriegszeit und der Nachkriegszeit durchaus nicht erreicht worden iſt, liegt klar am Tage. Denn in weiten Kreiſen hat die gutwillige Mitarbeit gefehlt. Außerdem müſſen ihrer ganzen Natur nach die Behörden des Staates und der Gemeinden, ja alle größeren Beamtenſchaften, ſchlechte Wirtſchafter ſein und ſind es auch immer geweſen. Wenn daher jetzt viele ihre Hoffnungen ſetzen auf die Verſtaatlichung lebenswichtiger Großbetriebe, wie der Bergwerke, ſo muß klar erkannt werden, daß ſolche Hoffnungen ſich unmöglich verwirklichen können. Von allen Wirtſchaftern iſt ungefähr der ſchlechteſte der Staat; die grundlegende, wirtſchaftliche Kunſt, mit wenigem viel zu leiſten, hat er eigentlich nie verſtanden.

Helfen können hier nur von unten aufgebaute, freiwillige Wirtſchafts-Zuſammengliederungen (von Steiner Aſſoziationen genannt). Wenn ſolche gebildet werden nach Maßgabe des Bedürfniſſes und aus verſchiedenartigen Betrieben, wenn ſie geleitet werden durch fachkundige Vertrauensvertreter ſowohl der Erzeuger als der Verteiler und Verbraucher, wenn ſie nach Bedarf ſich zu immer größeren Verbänden zuſammengliedern, auch über die politiſchen Grenzen hinaus,

dann, aber auch nur dann darf man erwarten, daß eine wirklich planvolle Gesamtwirtschaft zustande kommt, daß unnötige Arbeitsleistungen vermieden werden, und daß auch der in den Maschinenbetrieb eingespannte Arbeiter zu seiner Arbeit ein seelisches Verhältnis wiedergewinnt und damit auch die zum Wiederaufbau und zum weiteren Gedeihen unseres Wirtschaftslebens so unausweichlich notwendige Arbeitsfreudigkeit. Denn darüber täusche man sich nicht: diese Arbeitsfreudigkeit wird man durch Lohnaufbesserungen und andere rein wirtschaftliche Zuwendungen ebensowenig hervorzaubern, wie durch alle noch so gutgemeinten Belehrungen und Ermahnungen, an denen ja auch kein Mangel war in den letzten Jahren.

Von solchen auf der Grundlage der Freiwilligkeit aufgebauten, von dem guten Willen aller Beteiligten getragenen Wirtschaftszusammengliederungen wird man dann auch erwarten dürfen, daß sie mit Erfolg an die so ungemein schwierigen Aufgaben herangehen, volkswirtschaftlich unnütze oder schädliche Betriebe zugunsten von notwendigen stillzulegen, notwendige, aber zur Zeit ohne Verdienst arbeitende zu unterhalten und den wechselnden Überschuß von Arbeitskraft den Stellen jeweiligen Bedarfs zuzuleiten.

Daß zur Durchführung der Dreigliederung außerdem weitere ausbauende und ändernde Maßnahmen auf den Gebieten des Arbeitsrechtes und des Besitzrechtes nötig sind, soll an späterer Stelle kurz ausgeführt werden. Hier sei nur noch hervorgehoben, daß ein im Sinne der Dreigliederung richtig geregeltes Wirtschaftsleben den Güterverkehr in der Hauptsache als Tausch vollziehen wird, wobei das Geld keiner Eigenschaft als Ware entkleidet und ihm nur mehr die Rolle zugewiesen ist, den Maßstab abzugeben für die Warenvergleichswerte. Diese nach Zeit und örtlichen Verhältnissen lebensvoll beweglichen Vergleichspreise geben dann die Grundlage ab für die übrigen wirtschaftlichen Maßnahmen. In diesem Sinne spricht Steiner von einer wirtschaftlichen Urzelle, aus der dann der ganze Wirtschaftsbau entstehen müsse. Der Preis eines Paares Stiefel z. B. müßte danach im Grundsatz so bemessen werden, daß der Schuhmacher davon seine und seiner Familie Bedürfnisse so lange bestreiten kann, bis er in der Lage ist, ein neues Stiefelpaar herstellen zu können.

Zu berücksichtigen bleibt aber außerdem bei der Festsetzung dieser Preise die weitere wichtige Anforderung, daß aus den Erträgnissen des Wirtschaftslebens auch die Kosten bestritten werden müssen für die Erfordernisse des Geisteslebens und für die Unterhaltung derer, die noch nicht oder die nicht mehr arbeitsfähig sind.

Das Geistesleben, hier im weiten Sinne verstanden, umfaßt vor allem die Gebiete des Unterrichts und der Erziehung, der Wissenschaft, Kunst und Religion.

Die gegebenen Grundlagen für das Geiſtesleben ſind die in den einzelnen Menſchen veranlagten Fähigkeiten, die ſo verſchieden verteilt ſind, daß man nicht zwei Menſchen finden kann, die in ihren Anlagen voll übereinſtimmen. Alle dieſe Anlagen aber harren der Entwicklung und müſſen auch ausnahmslos zur beſtmöglichen Entwicklung gebracht werden, wenn unſer Geiſtesleben in ſeiner Geſamtheit ſeinen Aufgaben gerecht werden ſoll. Dieſe Anforderung beſagt, daß ſehr viel mehr von Unterricht, Erziehung und Fortbildung geleiſtet werden muß als bisher. Hierzu bedarf es aber auf dem ganzen Gebiete einer weitgehenden Freibeweglichkeit, wie denn überhaupt völlige Freiheit die notwendige Daſeinsbedingung jedes Geiſteslebens iſt.

Bisher iſt dieſe Freiheit, wenn überhaupt, nur in ſehr eingeſchränktem Maße gewährt worden. Schon lange vor dem Kriege wurde immer und immer wieder der Unwille darüber laut, daß unſer ganzes Bildungsweſen, einſchließlich der Hochſchulen, weniger darauf ausgehe, vollwertige Menſchen auszubilden, als vielmehr darauf, zu Nutz der herrſchenden Volksteile die Beamtenſchaft mit dem erwünſchten Erſatz zu verſehen und aus den übrigen Menſchen ſolche Staatsbürger zu machen, die dieſer Beamtenſchaft bequem ſeien. Man wird dieſe Anklage nicht als unberechtigt bezeichnen können, wenn man ſich vergegenwärtigt, daß uns vor dem Kriege und im Kriege in erſchreckendem Maße ſolche Führer gefehlt haben, die ihren Aufgaben in jeder Beziehung gewachſen geweſen wären, und daß dies auch nach dem Kriege keineswegs beſſer geworden iſt. Unſer bisheriges Bildungsweſen, darüber ſollte man ſich keiner Täuſchung hingeben, hat verſagt. Es hat deshalb verſagt, weil es fremden Zielen dienſtbar gemacht war und nicht in Freiheit ſeiner wahren Aufgabe nachgehen konnte, alle in den werdenden Menſchen veranlagten Kräfte voll auszugeſtalten.

Daß hier Wandel geſchaffen werde, und zwar bald, gründlich und an allen Orten, iſt eine der allerdringendſten Forderungen der Zeit. Man muß wünſchen, daß auch in den außerdeutſchen Ländern der Ruf nach einem völlig freien Erziehungs- und Bildungsweſen Gehör findet. Dann können wir auch wieder zu friedlichen Zuſtänden in der Welt kommen; denn ein wahrhafter und dauerhafter Friede — das haben die letzten Jahre erſchütternd erwieſen — kann nicht erreicht und nicht erhalten werden durch papierene Beſtimmungen, ſondern allein dadurch, daß in allen Ländern für die führenden Stellen eine hinreichende Anzahl ſolcher Menſchen zur Verfügung ſteht, die ſo hoch emporgebildet ſind, daß ſie auf allen für ſie in Betracht kommenden Gebieten ganz auf der Höhe der Zeitaufgaben ſtehen und in ihrem Wollen übereinſtimmen mit dem vorwärtsführenden Zuge der Zukunft.

Man wende nicht ein, daß bei völliger Freiheit des Geiſteslebens, alſo bei einem Aufhören der ſtaatlichen Schulaufſicht, die auf Frei-

willigkeit geſtellte Anteilnahme nicht mehr ausreichen werde, das Erreichen des Bildungszieles ſicherzuſtellen. Der weitaus größte Teil unſeres Volkes beſitzt einen ungewöhnlich ſtarken Bildungsdrang, der außerdem bei den noch unverbrauchten Volksteilen, den Arbeitern, gepaart iſt mit einer geradezu überraſchenden Aufnahmefähigkeit. Dieſer überwiegende Teil unſeres Volkes wird ſich die notwendige Bildung ſicher zu verſchaffen wiſſen und wird auch ohne ſtaatlichen Zwang, ja dann nur um ſo williger lernen. Die tatſächlich Teilnahmsloſen aber, die Überfütterten und die Abgeſtumpften, die mögen künftighin ohne Schaden für das Volksganze ungeſchminkt als das erſcheinen, was ſie wirklich ſind: als Bildungsſchmarotzer.

Ein im Sinne der Dreigliederung richtig geregeltes Geiſtesleben kann nur von ſolchen geleiſtet werden, die auf dieſem Gebiete Künſtler und Meiſter ſind und die gleichzeitig getragen werden von allſeitigem Vertrauen. Nur ein ſolcher Lehrer ſollte unterrichten dürfen, der in ſeinem Fach und als Erzieher Meiſter ſeiner Kunſt iſt und der gleichzeitig das Vertrauen der Eltern beſitzt, wie der Schüler, wobei dieſes Vertrauen der Schüler je nach ihrer Altersſtufe in verſchiedenartigen Formen ſich äußern muß. Ein ſolcher Lehrer wird wohl imſtande ſein, die führenden Menſchen heranzubilden, die man auf allen drei großen Lebensgebieten benötigt; er wird ſich aber hierauf nicht beſchränken, ſich alſo nicht einſtellen auf eine einſeitige Begabtenausleſe, ſondern wird ſich das Ziel ſetzen, allen eine vollwertige Ausbildung zuteil werden zu laſſen und nur die verſchwindend wenigen ganz Unfähigen auszuſcheiden, damit in allen ein lebendiges ſoziales Wollen und ein lebendiges Rechtsempfinden heranwachſe; denn nur dann können alle Volksgenoſſen, wie die Zeit es fordert, in einer lebensvollen Weiſe bewußt mitarbeiten an den drei großen Lebensgebieten.

Das Rechts- und Staatsleben ſollte ſich nur damit befaſſen, die Fragen zu regeln, die das Verhältnis von Menſch zu Menſch beſtimmen, die Fragen alſo, in denen allen Menſchen ein gleiches Recht zuſteht.

Man wird alſo im Sinne der Dreigliederung das Rechtsleben im weiteſten Umfange zu nehmen haben, während die Befugniſſe des Staates gegenüber der bisherigen Handhabung eine weſentliche Einſchränkung erfahren: das Wirtſchaftsleben und das Geiſtesleben müſſen dem Machtbereich des Staates ganz entzogen bleiben; dieſem wird in der Hauptſache nur der Rechtsſchutz und die Rechtsvertretung ſeiner im Inlande oder Auslande lebenden Angehörigen verbleiben.

Da vor dem Rechte alle Menſchen gleich ſind, iſt es richtig, daß die das Rechtsleben leitenden Perſonen, alſo vor allem die auf dieſem Gebiete Geſetze erlaſſenden Körperſchaften, aus unbeeinflußten, gleichen Wahlen hervorgehen — wie das bei uns ja auch der Fall iſt.

Die Handhabung des Rechts wird eine viel größere, dem Leben mit ſeinen ewig wechſelnden Forderungen beſſer entſprechende Beweglichkeit gewinnen müſſen. Während ſeither im allgemeinen eine einzige Geſetzesvorſchrift als dauernd und an allen Orten verbindlich galt, wird man künftighin von dem in der ganzen Volksgemeinſchaft vorhandenen, lebendigen Rechtsempfinden erwarten können, daß es auch ohne zwingende Einzelvorſchriften das für den jeweiligen Einzelfall richtige Recht findet.

Dem immerhin möglichen Einwande, auf dieſe Weiſe könne eine zu große Vielgeſtaltigkeit entſtehen und dadurch die Rechtsſicherheit gefährdet werden, wird man mit dem Hinweiſe begegnen können, daß auch bei ſtarken Verſchiedenheiten des geſchriebenen Rechts, wenn dieſes nur hinreichend beweglich blieb, ein allgemein vorhandenes, lebendiges Rechtsempfinden faſt immer die Gewähr geboten hat, daß Fehlurteile unterbleiben, während doch heute, unter der Herrſchaft ſtarrer Rechtsformen, nur allzuoft Urteile zutage treten, die dem allgemeinen Volksempfinden ſtracks zuwiderlaufen.

Wie von dem bisherigen Einheitsſtaat, ſo verlangt die Dreigliederung auch von ſeinen bisherigen Beherrſchern, den politiſchen Parteien, einen nicht unerheblichen Verzicht. Der Durchführung einer Dreigliederung werden ſich alſo nicht nur die Beamtenſchaften, ſondern auch die Führer der politiſchen Parteien, namentlich der jeweils herrſchenden, ſtark entgegenſtemmen. Noch ſind die Menſchen ſpärlich geſät, die zum Wohl des Ganzen eine ihnen zu Gebote ſtehende Macht freiwillig aus der Hand geben wollen. Dennoch muß der Verzicht gefordert werden, und die Einſichtigen und Selbſtloſen unter den Parteiführern werden ihn um ſo leichter zu vollziehen imſtande ſein, als ihnen nicht verborgen ſein kann, daß die bisherigen politiſchen Parteien ohnehin mehr oder weniger abgewirtſchaftet haben. Die Zeit iſt über ſie hinausgewachſen.

Eine Frage, deren Regelung dem Rechtsleben zufallen muß, und die mit Recht als eine der allerwichtigſten immer gegolten hat, iſt die Frage des Rechtsſchutzes der menſchlichen Arbeit. Daß die menſchliche Arbeit, wie bisher faſt durchweg geſchah, als eine Ware gewertet werde, ſollte künftighin gänzlich ausgeſchloſſen bleiben; denn durch ſolche Handhabung wird des Arbeiters ganzes Daſein unter das Gebiet des Menſchlichen hinuntergedrückt. In dieſer Unwürdigkeit muß man auch die Haupttriebkraft ſuchen für den Groll und Haß, mit denen die Arbeiter den Beſitzenden verfolgen, obgleich ihnen dieſer Beweggrund keineswegs immer zum vollen Bewußtſein kommt, und obgleich die Arbeiterbewegung, weil ſie ſich aufbaut auf einer aus bürgerlichem, rein materialiſtiſchem Denken entſtandenen Philoſophie, ſich faſt ausſchließlich auslebt in Lohnkämpfen und ſonſtigen Beſtrebungen zur Beſſerung der äußeren Lebensbedingungen — Beſtrebungen, denen man

übrigens ihre Berechtigung großenteils wird zubilligen müſſen. Der Rechtsſtaat wird nicht nur, wie es heute ſchon zumeiſt geſchieht, ein der Arbeitsart und den Altersſtufen angemeſſenes Höchſtmaß für die Arbeitszeit feſtzuſetzen haben, er wird, darüber hinausgehend, ein Mindeſtmaß der Freizeit fordern, die dem Arbeiter zur Erholung und Weiterbildung verfügbar bleiben muß. Daß dieſe Freizeit erheblich reichlicher bemeſſen werden kann, wenn eine planvolle Geſamtwirtſchaft alle unnötige Arbeit aufhebt, ſoll in dieſem Zuſammenhange noch beſonders hervorgehoben werden. Mit der Feſtſetzung einer ausreichend bemeſſenen Freizeit würde aber die Arbeitskraft doch nicht aufhören, eine Ware zu bleiben, wenn nicht zugleich der Beſitzer der Warenerzeugungsmittel, alſo insbeſondere der Großbeſitzer von Geldvermögen (Kapital), Grundvermögen, Betriebs- und Verkehrsmitteln, daran verhindert würde, von dieſem Großvermögen einen für das Geſamtwohl unnützen oder ſchädlichen Gebrauch zu machen. Unter dem jetzt geltenden Recht iſt er dazu, wenige Ausnahmen abgerechnet, durchaus in der Lage und tut es auch nur allzuoft. Notwendig iſt alſo eine Neuregelung in dem Sinne, daß die Großvermögen dem Beſitzer nur mehr eine angemeſſene Verzinſung geben, daß ſie aber verwaltet werden lediglich im Rahmen einer planvollen Geſamtwirtſchaft. Man wird den Beſitzer, wenn er ſelbſt ein tüchtiger Wirtſchafter iſt, als Verwalter zulaſſen, auch unter gewiſſen einſchränkenden Gewährleiſtungen geſtatten können, daß er bei ſeinen Lebzeiten oder von Todes wegen einen anderen tüchtigen Verwalter ernennt, aber man wird unbedingt zu verhindern haben, daß ein im wirtſchaftlichen oder ſozialen Sinne Untüchtiger die Verfügung über das Vermögen erhält, ja noch mehr: man wird den Lebensbau der Geſamtwirtſchaft ſo auszugeſtalten trachten, daß nach Möglichkeit *jeder* Tüchtige auch wirklich zur Verwaltung von Vermögen gelangen kann. Daß der Staat zu den Wirtſchaftern gehört, die ihrer Weſensart nach durchaus untüchtig ſind, ſei hier nochmals hervorgehoben.

Das *Zuſammenwirken* der drei in ſich ſelbſtändigen Gebiete des Rechts, des Geiſteslebens und der Wirtſchaft wird von vielen, die der Dreigliederung ſonſt Verſtändnis entgegenbringen, als etwas ungemein Schwieriges, ja Unmögliches empfunden. Man wolle aber bedenken, daß Dreigliederung nicht dasſelbe bedeutet, wie dreimalige Zerteilung. Die drei großen, ſozialen Lebensgebiete laſſen ſich nicht neben einander legen wie drei Stücke Holz. Sie ſind unbeſchadet ihres Eigenlebens und ihrer Selbſtändigkeit auf die mannigfaltigſte Weiſe miteinander verwoben und verwachſen; des einen Wohlergehen und Wehe wirkt ſogleich auf die beiden anderen ein; auf Gedeih und Verderb ſind ſie ineinandergekettet.

Die in dieſen Anforderungen liegenden Widerſtreite laſſen ſich leicht löſen, wenn einmal den drei Lebensgebieten ihre innere Selbſtändigkeit unangetaſtet bleibt, andermal die jeweils oberſten Verwaltungskörperſchaften durch abgeordnete Bevollmächtigte miteinander verkehren, ähnlich dem auswärtigen Dienſt der heutigen politiſchen Staaten. Wer einmal Soldat war, weiß, wie gerade bei voller Selbſtändigkeit der Unterabteilungen die Aufgabe des Geſamtverbandes gut gelöſt werden kann, auch dann, wenn keine Befehle und Anordnungen mehr kommen können.

Letzten Endes iſt, wie ſchon eingangs erwähnt, die Dreigliederung eine Weltanſchauungsfrage; denn ſie wurzelt in einer Weltanſchauung, und zwar in einer geiſtigen. Alle, die nur das Sinnfällige für erfahrbar halten, und denen die Welt als nur in ihrer Vorſtellung vorhanden gilt, werden daher ſtarke Schwierigkeiten haben, den Dreigliederungsgedanken aufzunehmen. Denn alles, was Leben iſt, kann ſeinem eigentlichen Weſen nach durch die äußeren Sinne allein nicht vermittelt werden, auch nicht durch ein an dieſe Sinne gebundenes Denken. Unſer ganzes ſoziales Daſein iſt aber ein Lebensbau (Organismus), deſſen Weſensart uns eben die Dreigliederung offenbart.

Damit hängt auch zuſammen, daß das Fehlen beſtimmter Einzelvorſchläge und Vorſchriften vielen an der Dreigliederungsbewegung mißfällt. Solche Vorſchläge und Vorſchriften laſſen ſich aber bei einem lebendigen Allgemeingebilde nur dann geben, wenn wirklich ein beſtimmter Einzelfall mit beſtimmten Aufgaben vorliegt. Man darf die Dreigliederung nicht anſehen als eine Pille, die man verſchluckt, um fortan allen Übels ledig zu ſein. Es geht nun einmal hier nicht anders wie auf den meiſten anderen Lebensgebieten: Vorſchriften, die für alle Lagen gelten können, gibt es ebenſowenig wie Beiſpiele, die ſich auf ſämtliche Fälle übertragen laſſen. Da muß man ſchon die Geduld und Mühe aufbringen, was an Fähigkeiten erfordert wird, ſich erſt zu erarbeiten; dann wird man, wenn der Einzelfall ſich ergibt, auch unbedingt in der Lage ſein, das Richtige zu treffen.

In dieſem Sinne ſoll die Dreigliederungsbewegung richtunggebend und vorwärtsführend ſein, in dieſem Sinne ſind auch dieſe wenigen, nur umrißartigen Ausführungen gemeint.

Hauptzweck der ganzen Dreigliederungsbewegung iſt aber, anzuregen zur ſozialen Tat. Man habe den Mut, im Sinne der Dreigliederung wirkliche Taten vor die Augen der Mitwelt hinzuſtellen. Ein Anfang, aber eben erſt ein Anfang, iſt ja ſchon gegeben durch die Stuttgarter Unternehmungen, die auf dem Gebiete des Geiſtes- und des Wirtſchaftslebens ſeit kurzem beſtehen, die „Freie Waldorfſchule“ die „Freien anthropoſophiſchen Hochſchullehrgänge“ und die Geſellſchaft „Der kommende Tag“.

Philipp Hördt / Dreigliederung des ſozialen Organismus

Wenn die Religionen ſich wenden, ſo iſt es, wie wenn die Berge ſich auftun; zwiſchen den großen Zauberſchlangen, Golddrachen und Kriſtallgeiſtern des menſchlichen Gemütes, die ans Licht ſteigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und Mäuſe hervor." So ſteht es am Anfang von Gottfried Kellers „Urſula", und ſo bewährt es ſich wieder in der Wende der Zeiten, in der wir heute ſtehen. Aus allen Winkeln aufgeſchreckt, tauchen die Plän- und Projektenmacher und Wunderdoktoren auf, ziehen umher im Land, ſchlagen da und dort ihre Buden auf und preiſen ihre Heilmittel an. Das Volk läuft ihnen zu, dem mehr, dem weniger. Allmählich aber zeigt die Erprobung, was der in ſolchen Zeiten allzuwenig kritiſche Verſtand gleich hätte ſehen können: daß es nichts war mit der Arznei — und der Schwarm verläuft ſich. Dann iſt die Zeit gekommen für das ſtille, treue Wirken der Echten, deren mahnende Stimme der Lärm des Marktes bisher verſchlang. Nun iſt der Boden bereitet für ihre erſte Forderung: in ſich zu gehen, die Kräfte des eigenen Innern zur Heilung aufzurufen, das Rechte ſelbſt zu wollen und zu tun, nicht es von einem Wunder oder Zauber zu erhoffen.

Auch der kranke Staatskörper hat viele Wäſſerchen und Wunderſalben empfohlen bekommen. So manche Kur iſt gläubig verſucht und teuer bezahlt worden und war vergeblich. Auch hier wird dieſelbe Erkenntnis kommen müſſen, daß es gilt, auf die eigenen geſtaltenden und heilenden Kräfte zurückzugreifen, die urſprünglich dem Staatsweſen Lebensodem gegeben haben. Nur ſolche Kräfte können es retten und ſeine Zukunft erbauen, die in ſeinem Weſen ſelbſt zutiefſt verwurzelt ſind. Alle artfremden Pfropfreiſer werden verdorren. Nur das kann die Zukunft des Volkes geſtalten, was irgendwie ſchon in ſeiner Vergangenheit begründet liegt. Sowenig es eine Univerſalmedizin gibt, die ohne Anſehen der Perſon aus jedem den Idealtypus des geſunden, ſtarken Menſchen werden läßt, ſowenig gibt es das Programm, die Verfaſſung, die jeden Menſchenhaufen zu dem Idealſtaat formen könnte. Es gibt nicht den Staat und gibt nicht den Idealſtaat, ſondern jeder Volksgemeinſchaft wohnt ein eigenes, aus ihrem Blut, aus ihrem Schickſal und ihrer Sehnſucht geborenes Bild der Gemeinſchaftsform inne, die ſie darſtellen möchte und die darum auch ihre Beſtimmung iſt. Wohl iſt dies Bild nicht unwandelbar, ſondern immer beſtimmt vom Blickpunkt der erreichten Verwirklichungsſtufe her. Aber da jeder Teilſchritt Schritt in der Richtung des Ideals war, ſo ver-

ſchiebt ſich auch das Endziel immer in einer organiſch mit der urſprünglichen Wurzel verbundenen Entwicklungslinie und behält demnach die eigentümlichen Grundzüge der Urſprungsſeele.

Es iſt eine Eigentümlichkeit des deutſchen Schickſals, daß uns immer wieder die geradlinige Verfolgung unſeres Weges verwehrt wurde, daß immer von neuem das Ganze des Weges überhaupt in Frage geſtellt war. Anderſeits hat gerade wieder daher die Idee des deutſchen Staates ihre ganz eigentümliche Ausprägung und Funktion erhalten. Iſt es an ſich und überhaupt ſchon eine der weſentlichſten Seinswirkungen jedes Gemeinweſens, ſeine Einheit in den immer wechſelnden Einzelnen aufzubauen, ſie zu erziehen im weiteſten Sinn durch „Fortpflanzung der Werte", ſo iſt dieſe Aufgabe der deutſchen Volksgemeinſchaft durch ihre kataſtrophenreiche Geſchichte außerordentlich erſchwert worden. Stets lag die Gefahr nahe, dieſe immanente Erziehung allein werde den Beſtand des einheitlichen Volksgeiſtes — und damit der Nation überhaupt — nicht mehr gewährleiſten. So ward es ganz beſondere Aufgabe der Bewußtheit deutſchen Kulturgewiſſens, planmäßig zu tun, was glücklicheren Völkern „von ſelbſt" zuwächſt: ſich bewußt als Erziehungsgemeinſchaft zu fühlen und den Erziehungsgedanken als einen weſentlichen Inhalt des Staates. (Vgl. E. Krieck, „Die deutſche Staatsidee".)

Krieck hat uns in dieſem Buche auch gezeigt, welches jene wurzelhaften Urkräfte unſeres Volkstums ſind, die der Staat als Erziehungsſtaat geſtalten ſoll und von denen er ſelbſt ſeine eigentlichſten Antriebe erhält. Es iſt nun aufſchlußreich, zu beachten, in welchem Verhältnis diejenigen Reformgedanken von heute, die bis jetzt den Eindruck machen, etwas mehr als Eintagsfliegen zu ſein, zu jenen Grundideen des „organiſchen Staatsweſens" ſtehen. Es erhellt dabei aus der für Deutſchland eben als beſonders gefährlich geſchilderten Geſamtlage, daß wir ein um ſo ſchärferes Auge und um ſo größere Vorſicht gegen etwaige artfremde Experimente haben müſſen. Wenn man z. B. den Rätegedanken der Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten ſeiner bisherigen Ausprägung entkleidet, ſo bleibt doch als Kern ein Zurückgehen auf den urdeutſchen Gedanken der ſtändiſchen Gliederung, die das politiſche Leben aufbauen will von ſeinen Wirklichkeiten her und nicht aus den Deduktionen haltloſer Fiktionen. Es ſoll hier unſere Aufgabe ſein, den Steinerſchen Gedanken der „Dreigliederung des ſozialen Organismus" auf ſolche Zuſammenhänge und Verwurzelungen zu prüfen und ſo ein Urteil zu gewinnen zu verſuchen gemäß dem Worte, daß eine Idee genau ſo weit in die Zukunft reicht, als ſie rückwärts in der Vergangenheit verwurzelt iſt.

Die erſte Gegnerſchaft, mit der von vornherein jeder neue und zukunftweiſende politiſche Gedanke zu rechnen hat, iſt die geſchloſſene Phalanx der Realpolitiker: Politik iſt nur Technik, ſie hat nur zu vermitteln zwiſchen den nüchtern erkannten Tatſächlichkeiten und den kühl erwogenen Notwendigkeiten — damit glauben ſie alles Politiſieren von einer Geſamteinſtellung, von einer Idee her, von vornherein totſchlagen zu können. Das iſt die Kurzſichtigkeit einer „Realpolitik", die ſich wahrlich bitter genug gerächt hat. Denn gerade die nicht unter der aufhellenden Idee geſehene Wirklichkeit iſt die allerhohlſte und kurzatmigſte Fiktion. Keine Daſeinsgeſtaltung kann verwirklicht werden, wenn ihr nicht vorher im Denken, Fühlen und Wollen der Menſchen der Boden bereitet iſt. Und eben das iſt Aufgabe der Idee. Man darf die Idee freilich nicht mit den Augen jener, in Deutſchland leider beſonders häufigen „Idealiſten" betrachten, denen das Reich der Gedanken das windgeſchützte Ruheplätzchen iſt, wohin man ſich vor dem Lärm und der Gefahr des Werktages zurückzieht, um eine Seelenverfaſſung und eine Meinung von ſich und den Menſchen zu pflegen, die man freilich aber hübſch daheim läßt, wenn es gilt, eigene, höchſt reale, Intereſſen da draußen zu vertreten. Dieſer Idealismus mit dem doppelten Boden hat allerdings keine lebengeſtaltende Kraft. Von dieſer Sorte von „Idealiſten" ſpricht auch Steiner mit unverhohlener Verachtung: „Sie erſtreben eine Lebensauffaſſung, ein ſeeliſches, ein denkeriſches, ein nach wiſſenſchaftlicher Erkenntnis ſuchendes inneres Leben gewiſſermaßen wie eine Inſel im Geſamtmenſchenleben. Sie ſind dann nicht in der Lage, die Brücke zu bauen von dieſem Leben hin zu demjenigen, was den Menſchen in die Alltäglichkeit einſpannt. Man kann ſehen, wie viele Menſchen der Gegenwart es gewiſſermaßen „innerlich vornehm" finden, in einer gewiſſen, ſei es auch ſchulmäßigen Abſtraktheit nachzudenken über allerlei ethiſch-religiöſe Probleme in Wolkenkuckucksheimhöhen; man kann ſehen, wie die Menſchen nachdenken über die Art und Weiſe, wie ſich der Menſch Tugenden aneignen könne, wie er in Liebe zu ſeinen Mitmenſchen ſich verhalten ſoll, wie er begnadet werden kann mit einem „inneren Lebensinhalt". Man ſieht dann aber auch das Unvermögen, einen Übergang zu ermöglichen von dem, was die Leute gut und liebevoll und wohlwollend und rechtlich und ſittlich nennen, zu dem, was in der äußeren Wirklichkeit, im Alltag den Menſchen umgibt als Kapitalwirkung, als Arbeitsentlöhnung, als Konſum, als Produktion, als Warenzirkulation, als Kreditweſen, als Bank- und Börſenweſen. Man kann ſehen, wie zwei Weltenſtrömungen nebeneinander geſtellt werden auch in den Denkgewohnheiten der Menſchen: die eine Weltenſtrömung, die ſich gewiſſermaßen in göttlich-geiſtiger Höhe halten will, die keine Brücke bauen will zwiſchen dem, was ein geiſtiger Impuls iſt, und was eine Tatſache des

gewöhnlichen Handelns im Leben iſt. Die andere lebt gedankenlos im Alltäglichen. Das Leben aber iſt ein einheitliches. Es kann nur gedeihen, wenn die es treibenden Kräfte von allem ethiſch-religiöſen Leben herunterwirken in das alleralltäglichſte profanſte Leben, in dasjenige Leben, das manchem eben weniger vornehm erſcheint. Denn, verſäumt man, die Brücke zu ſchlagen zwiſchen den beiden Lebensgebieten, ſo verfällt man in bezug auf religiöſes, ſittliches Leben und auf ſoziales Denken in bloße Schwarmgeiſterei, die fernſteht der alltäglichen wahren Wirklichkeit; und es rächt ſich dann gewiſſermaßen dieſe alltäglich-wahre Wirklichkeit. Dann ſtrebt der Menſch aus einem gewiſſen „geiſtigen" Impuls alles mögliche Ideale an, alles mögliche, was er „gut" nennt; aber denjenigen Inſtinkten, die dieſen „Idealen" gegenüberſtehen als Grundlage der gewöhnlichen täglichen Lebensbedürfniſſe, deren Befriedigung aus der Volkswirtſchaft herauskommen muß, dieſen Inſtinkten gibt ſich der Menſch ohne „Geiſt" hin. Er weiß keinen wirklichkeitsgemäßen Weg von dem Begriff der Geiſtigkeit zu dem, was im alltäglichen Leben vor ſich geht. Dadurch nimmt dieſes alltägliche Leben eine Geſtalt an, die nichts zu tun haben ſoll mit dem, was als ethiſche Impulſe in „vornehmeren", ſeeliſch-geiſtigen Höhen gehalten werden will. Dann aber wird die Rache der Alltäglichkeit eine ſolche, daß das ethiſch-religiöſe Leben, weil es ſich ferne hält von der alltäglichen, von der unmittelbaren Lebenspraxis, ohne daß man es merkt, zu einer innerlichen Lebenslüge des Menſchen ſich geſtaltet." Und doch ſind dieſe Idealiſten gerade auch wieder diejenigen, die uns predigen, die Menſchheit müſſe herauskommen aus dem Erfülltſein mit rein materiellen Intereſſen, die Rückkehr „zum Geiſt", zum „Idealismus" predigen, den ſie doch gerade in Verruf gebracht haben. Denn der Menſch in ſeiner Not pfeift auf das bloße Gerede vom Geiſt, das ihn höchſtens vorübergehend narkotiſch umnebeln kann, ohne ihm Hilfe zu bringen. Er kann nur einen ſolchen Geiſt anerkennen, der ſich nicht vornehm von der Tatſächlichkeit zurückzieht, ſondern der „in der Bewältigung der praktiſchen Lebensaufgaben ſich ebenſo wirkſam erweiſt, wie in der Bildung einer Welt- und Lebensanſchauung". Nicht irgendein mönchiſches Wiſſen, ſondern die ſinnvolle Geſtaltung der Lebenswirklichkeit iſt Geiſt.

Und die Geſchichte beweiſt auch auf jeder Seite die überragende Bedeutung echter, d. h. im Weſen des Volkstums verwurzelter Ideologie. So kann es zunächſt zumindeſt kein Einwand gegen Steiner ſein, daß ſeine „Dreigliederung" ein Gedanke iſt — wenn dieſer Gedanke nur echt iſt im eben bezeichneten Sinn. Und das gilt es an Hand der grundlegenden Schrift Steiners „Die Kernpunkte der ſozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft" ernſthaft zu prüfen.

Von vornherein berührt es sympathisch, daß Steiner mehrfach betont, daß er nicht glaube, ein buchstäblich zu erfüllendes Programm gegeben zu haben. Man „darf nicht glauben: eine Einrichtung, die sich vor dem Denken als „ideal gut" ausweist, werde, wenn sie verwirklicht wird, auch widerspruchslos sich gestalten". „Eine Vorstellungsart, die ... wirklichkeitsgemäß sein will, wird niemals mehr wollen als auf die Richtung weisen, in der sich die Regelung bewegen kann. Geht man verständnisvoll auf diese Richtung ein, so wird man im konkreten Einzelfalle immer ein Zweckentsprechendes finden." „Selbst wenn die Verwirklichung dieser ... Ideen zu etwas ganz anderem führen sollte, als hier unmittelbar dargestellt ist, so wäre dies nicht gegen die Intentionen des Verfassers (Steiners); sie ... wollen Anregungen, nicht Programme sein." Leider entspricht die Haltung seiner Anhänger vielfach nicht dieser Mahnung des Führers. Es macht sich da viel pfäffische Unduldsamkeit breit, die die „Kernpunkte" zur Bibel macht und in betrüblicher Parallele steht zu dem außerordentlich geringen Maße, in dem sie es bisher vermocht haben, die Idee auch nur irgendwie weiterzubilden.

Welches sind nun die Grundlagen des Gedankens der „Dreigliederung" und wie ist diese gedacht? Steiner untersucht zunächst „Die wahre Gestalt der sozialen Frage, erfaßt aus dem Leben der modernen Menschheit". Danach ist die moderne proletarische Bewegung, wie „vielleicht noch keine ähnliche Bewegung vorher", „aus einem Gedanken entsprungen". Nicht die Maschine und nicht die proletarischen Lebensbedingungen sind das eigentliche Agens der sozialen Bewegung, sondern die Art, wie der Arbeiter darüber denkt. Er übernahm von den Gebildeten die materialistische Wissenschaft als Ersatz für den fehlenden Lebenszusammenhang. Während aber jene zwar wissenschaftlich dachten, aber durchaus nicht so lebten, versuchte das Proletariat, mit dieser Wissenschaft Ernst zu machen. Weil die beim Bürger beobachtete Art Geist tatsächlich gestaltungsunfähige Ideologie war, fraß sich in seine Seele die Verachtung gegen alles Geistige. Die materielle Lage wurde Ausgangspunkt und Ziel seiner Sehnsucht. Das eigentlich Verderbliche, „Unmenschliche", der Lage des Arbeiters ist, daß seine Arbeitskraft, ein Teil seiner Menschlichkeit also, als Ware auf dem Markte nach Angebot und Nachfrage verhandelt wird. Da vor allem setzt nun Steiner ein. Er sagt, hier müsse eingegriffen werden. Besserung aber könne nicht eine bloße Änderung des Wirtschaftssystems bringen, sondern nur ein grundsätzlicher Neubau des ganzen sozialen Organismus: Die Gebiete der Wirtschaft, des Rechts und des Geistes sollen voneinander getrennt und jedes eine völlig selbständige Gesetzgebung und Verwaltung bekommen. Dann wäre also z. B. die Frage des Arbeitsverhältnisses, die heute die Menschen aufrührt, aus dem Gebiete

des Wirtſchaftsſyſtems auszuſcheiden und dem Rechtsleben zuzuweiſen. An dieſem einen Beiſpiel ſieht man die Methode Steiners ſehr deutlich. Aus der natürlich richtigen Erkenntnis heraus, daß die Grundſätze unſeres Wirtſchaftslebens ſolche ſind, die zunächſt auf ganz andere Dinge gehen als auf die ſeeliſche Befriedigung des in ihm Arbeitenden, nämlich auf die Produktion, die Rentabilität, den Profit, wird gefolgert, die Wirtſchaft als ſolche könne jenes Problem überhaupt nicht löſen. Die Schwierigkeiten werden „behoben", indem ſie einem anderen Reich übertragen werden, in dem Gerechtigkeit unbeeinflußt herrſcht.

Das Beiſpiel und Vorbild für dieſen Aufbau in drei getrennten Vertretungs- und Verwaltungsſyſtemen glaubt Steiner im menſchlichen Organismus zu finden. Er unterſcheidet auch an dieſem „drei Glieder — Kopfſyſtem (Nerven und Sinne), Zirkulationsſyſtem (Atmung und Blutumlauf) und Stoffwechſelſyſtem, die dadurch den Geſamtvorgang im menſchlichen Organismus aufrechterhalten, daß ſie in einer gewiſſen Selbſtändigkeit wirken, daß nicht eine abſolute Zentraliſation des menſchlichen Organismus vorliegt, daß auch jedes dieſer Syſteme ein beſonderes, für ſich beſtehendes Verhältnis zur Außenwelt hat" (durch Sinne, Atmung und Ernährungsorgane). Steiner betont zwar vorſichtigerweiſe, „daß in dieſem Vergleiche nichts anderes gemeint ſein ſoll, als eben ein Vergleich, der unterſtützen kann* das menſchliche Verſtändnis." Trotzdem erheben ſich die ſchwerſten Bedenken gegen die Folgerungen, die aus dieſem Vergleich gezogen werden. Vor allem zieht er die eine Parallele nicht, die an dem ganzen Vergleich vielleicht die wichtigſte und — richtigſte geweſen wäre. So in die Augen ſpringend und für das ſoziale Leben lehrreich nämlich die Tatſache der arbeitsteiligen (alſo „ſtändiſchen") Gliederung, der Gliederung nach der unvertauſchbaren Funktion iſt, ſo unverkennbar iſt doch auch die unbedingte Einheit dieſer Arbeitsgebiete und ſo unmöglich auch nur der Verſuch ihrer Trennung. Jedes Organ und ſeine Funktion iſt nur möglich und hat nur Sinn durch ſeine geſetzmäßige Ein- und Unterordnung in die Einheit des Organismus, für ſich allein genommen, „ſelbſtändig", ſind ſie gar nichts. Das unvertilgbare Weſen alles Organiſchen aber — das hätte dem ſo genauen Kenner der Goetheſchen Naturwiſſenſchaft nicht entfallen dürfen — iſt Geſtalt, alſo Einheit. Wohl ſieht auch Steiner dieſen Einwand, den ſchwerſten, den man gegen die „Dreigliederung" erheben kann, aber er meint: „Die Einheit muß als das Ergebnis entſtehen; die von verſchiedenen Richtungen her zuſammenſtrömenden Betätigungen müſſen zuletzt eine Einheit bilden." Das ſtimmt wohl für einen Haufen Pflaſterſteine, wo wirklich erſt die einzelnen Steine den Haufen bilden

* Dieſe eigenartige Umſtellung des Verbums iſt übrigens eine der Stileigenheiten Steiners, die das Leſen ſeiner Schriften nicht gerade zum Genuß machen.

und es gleichgültig iſt, in welchem „Zuſammenhang“ ſie ſtehen und den man darum auch ruhig — abwarten kann. Nicht aber gilt das für einen Organismus, bei dem gerade umgekehrt das Ganze „früher“ iſt als die Teile und unter gar keinen Umſtänden etwa das Ergebnis des Zuſammenwirkens der Teile — wozu ja übrigens auch ſchon die Idee des Ganzen als Früheres (als Proteron) notwendig wäre. Wir ſind hier an einem der Punkte, wo uns der ganze ungeheure Abſtand unſerer Wiſſenſchaft von Plato deutlich wird. Ihm war die Idee jene zeugende Einheit, das Proteron, von dem die Erfahrung zum empiriſchen Einzelnen herunterſteigt. Die moderne Wiſſenſchaft aber glaubt durch immer gehäufteres Zuſammentragen von Einzelnem, aus dem der Begriff, das Allgemeine, abſtrahiert wird, mit nur viel größerer Sicherheit hinaufſteigen zu können. Und was ſie erhaſcht, wird beſtenfalls eine ſchattenhafte Fiktion.

Steiner ſieht in vielem die Schäden unſerer Zeit wohl richtig. Auch ſeine Kritik des Marxismus enthält viel Richtiges; aber in einigen Punkten ſteht er auch durchaus im Banne von deſſen Urteil. So vor allem in dem Gedanken der Entwertung der Arbeit zur Ware. Da kann niemals geholfen werden, ſolange der Blick (des Arbeiters wie des Sozialpolitikers) auf das Ergebnis der Arbeit eingeſtellt bleibt — mögen die Kohlen gekarrt werden für das Syndikat, den Staat oder für ein autonomes Wirtſchaftsſyſtem im „dreigegliederten Organismus“. Hier hat der Marxismus am verhängnisvollſten im Denken der Arbeiter gewütet. Sie ſelbſt ſind die ſchlimmſten Kapitaliſten, wenn auch „latent“, wenn ſie ihre Würde im Ergebnis der Arbeit ſuchen und nicht in dieſer Arbeit ſelbſt. Nicht die Trennung und Zerreißung von Geiſt und Wirtſchaft iſt es, die uns fehlt. Im Gegenteil, gerade daraus entſprang unſer Unglück, daß unſer Denken und unſere Geſinnung ſich längſt gewandelt, aber nicht vermocht hatten, das Wirtſchaftsſyſtem ſich nachzubilden, d. h. auch Wirtſchaftsgeſinnung zu werden. Das Ideal der „Wertfreiheit“, der mönchiſchen Abſchließung des Geiſtes von der harten Wirklichkeit hat uns den heutigen Zuſtand gebracht. Gewiß hat die Verquickung von Politik und Wirtſchaft unheilvoll gewirkt, das liegt aber nicht an der Verbindung dieſer Gebiete überhaupt, ſondern an der Art der Politik. Da kann nicht gebeſſert werden, wenn wir die eben beklagte Zerklüftung unſeres Lebens nun gewiſſermaßen nach außen hin noch feierlich ſanktionieren durch die Bildung autonomer Geſetzgebungs- und Verwaltungskörperſchaften für Recht, Wirtſchaft und Geiſt, deren Leitungen dann miteinander verkehren „annähernd wie gegenwärtig ... die Regierungen ſouveräner Staaten“. (Ein liebliches Bild, wenn man ſich vorſtellt, wie dieſe Herren Vertreter der Regierungen gegenwärtig miteinander verkehren!) Steiner meint, in früheren Zeiten ſei das Bedürfnis nach der „Dreigliederung“

deshalb nicht hervorgetreten, weil „durch die Inſtinktkräfte ... der Menſchheit ... in einer gewiſſen Dumpfheit zuſammenwirkte, was im Grunde immer aus drei Quellen ſtammte". Das iſt, ſchon weil es ſo ſehr nach „Fortſchritt" riecht, ſicherlich falſch. Die Einheit der Lebensanſchauung war das Primäre, das ſich in allen Einzelgeſtaltungen des Lebens, im Recht, Staat, Wirtſchaft, Geiſtesleben auswirkte. Und ſo dürfen wir auch heute nicht aus der Not eine Tugend machen und dem Mangel an ſeeliſcher Einheit und Formkraft auch das Streben nach jener Einheit der Lebensgeſtaltung zum Opfer bringen. Denn nochmals, nie wird aus einer Zerteilung die Einheit „entſtehen". Wir müſſen nach den Kräften ſuchen, die jene Einheit in uns und um uns aufbauen könnten. Die rechte geiſtige Geſamteinſtellung enthält auch die rechte Wirtſchaftsgeſinnung, und dieſe allein wird imſtande ſein, die rechte Wirtſchaftsform zu erzeugen. Gewiß iſt es ein Aberglaube, wenn moderne Politiker meinen, durch Programme und Geſetze die Geſundung des Volkskörpers erreichen zu können, aber ebenſowenig führt es zum Ziel, wenn man ihn vollends zerreißt.

Das Mißverſtändnis iſt um ſo merkwürdiger, als Steiner ſelbſt ausſpricht, daß „im Wirtſchaftsleben die Auswirkung eines Teiles des geiſtigen Lebens ſich offenbart". Und ſobald er ſich darauf einläßt, praktiſche Beiſpiele für die Durchführung ſeiner Idee zu geben, zeigt ſich, daß die Scheidung ſich nirgends reinlich durchführen läßt. Das Recht greift bei ihm tief in das Wirtſchaftsleben ein durch Beſtimmungen über das Arbeitsverhältnis und den Anteil des Arbeiters am Ergebnis der Arbeit; über die Bildung, Verwaltung und Übertragung von Kapital uſw. Das Geiſtesleben iſt, wie das des Rechts, außerdem finanziell vollkommen von den Zuſchüſſen des Wirtſchaftskörpers abhängig uſw. Die Kritik am heutigen Staat und an ſeinem Vertretungs- und Verwaltungsſyſtem iſt noch kein zureichender Grund, überhaupt an der Möglichkeit eines einheitlichen, fruchtbaren Aufbaues der Geſellſchaft zu verzweifeln. Sorgen wir dafür, daß uns nie die Einheit aller Lebensgeſtaltung, das „Frühere", aus den Augen kommt, ſo wird und muß der Bau gelingen, den wir auf den allerrealſten Grundlagen der alltäglichen Wirklichkeit und ihrer Bedürfniſſe beginnen. Atomiſierung des Volkes in Millionen ſchematiſch gezählter Wähler und die Fiktion des aus ihnen entſtehenden „Volkswillens" im parlamentariſchen Regime freilich erſetzen dieſe Grundlagen ſo wenig, wie ſie geſtaltungskräftige Einheit ſchaffen. Recht hat Steiner, daß ſich bei jedem Modus des allgemeinen Wahlrechts „im Vertretungskörper die wirtſchaftlichen Intereſſen und die Impulſe des Rechtslebens bekämpfen werden" — und ebenſo, daß die Parteien unfähig ſind zur Geſtaltung des Wirtſchaftslebens. Aber die Ausgleichung der Gegenſätze zwiſchen wirtſchaftlichem Egoismus und allgemeinmenſchlicher Gerechtigkeit (— und

Liebe!) ist immer Aufgabe und kann nur in der lebendigen Menschenbrust gefunden werden, nicht aber im Mechanismus getrennter, „souveräner" Teilkörperschaften von Lebensgebieten. Gerade wenn für die rechtlichen Impulse ein besonderes Organ geschaffen wäre (wobei wir von der Fiktion absehen, als ob die Träger dieses Organs etwa wirtschaftlich uninteressiert sein könnten), dann wäre von der Seele der „reinen" Wirtschafter die Last der Verantwortung genommen, jene Aufgabe zu lösen, aus dem Ganzen und für das Ganze zu denken und zu handeln. Und doch ist gerade das die Quelle, aus der die Besserung allein kommen kann. Das gerade ist der tragende Gedanke eines berufsständischen Aufbaues des Staates, daß man sagt, daß freilich niemals ein Einzelner, er mag sich zu einer Partei zählen, zu welcher er wolle, von vornherein „Vertreter des ganzen Volkes" ist, wie unsere parlamentarische Fiktion es will. Aber daraus darf man nicht die Folgerung der künstlichen Trennung der Lebensgebiete ziehen, sondern es gilt, die Menschen da zu packen, wo jeder seinen Zusammenhang mit einem Ganzen praktisch und sinnfällig erlebt: im Beruf. Wer im Erfassen und Bewältigen seiner Berufsaufgaben sich bewährt und gezeigt hat, daß er über seinen persönlichsten Interessenkreis hinauszudenken vermag, der wird durch das Vertrauen seiner Berufsgenossen herausgehoben und ihm wird dann auf einer höheren Ebene auch am ehesten die Einsicht zuzutrauen sein, daß er Interesse gegen Interesse abzuwägen, das Einzelne in das Ganze einzugliedern weiß. Er wird vor allem auch am ersten das sachliche Verantwortungsbewußtsein haben, das dem parlamentarischen „Vertreter des ganzen Volkes" so oft fehlt. So nehmen wir mit Steiner die Forderung auf, daß Gliederung des Volkes sein muß. Diese aber kann nicht bestehen in einer mechanistischen Zerteilung lebendiger Einheit, sondern in der arbeitsteiligen, funktionellen Eingliederung aller Einzelnen in das lebendige Ganze.

Und dieser, trotz aller Sonderbarkeiten immer noch irgendwie vorhandene oder im Hörer sich erzeugende Zusammenhang mit den tiefsten Triebkräften des organischen Staatsgedankens ist es, der der Idee der „Dreigliederung" ihre Werbekraft gegeben hat. Neben der dämmernden allgemeinen Einsicht, daß überhaupt Ideen, daß gestaltende Gedanken notwendig sind, um das uns umflutende Chaos zu ordnen.

Ein Kapitel für sich ist für unsere Betrachtung, wie für Steiner, das der „internationalen Beziehungen". Über das Eigentliche und für das Leben eines Staates doch schlechthin Entscheidende, das dieses Kapitel enthalten müßte, sagt Steiner leider sehr wenig. Er behauptet nur obenhin, daß die „Dreigliederung" von „jedem einzelnen sozialen Organismus verwirklicht werden könne, gleichgültig, wie sich andere Länder zu dieser Verwirklichung vorläufig verhalten". Das ist nun

zweifellos Utopie, wenn man ſich im geringſten die Vielfältigkeit der Beziehungen zwiſchen Land und Land und die unbedingte Notwendigkeit ihrer irgendwie beſtimmten Regelung vor Augen hält. Konſequent aus dem Syſtem folgt bei Steiner natürlich die Forderung, daß nach Durchführung in allen Staaten dieſe untereinander, gemäß der Dreiheit ihrer Gliederung, auch dreifache, voneinander unabhängige internationale Beziehungen unterhalten. Man erinnere ſich aber nur an die Menge der Einwirkungen des Rechts auf die Wirtſchaft, die in verſchiedenen Staaten doch durchaus nicht gleich zu ſein brauchen, um die Schwierigkeiten zu ahnen, die einem nicht an Landesgrenzen gebundenen, „autonomen" Wirtſchaftskörper begegnen müßten. Solange natürlich das Wort von den verſchiedenen Staaten noch einen Sinn haben ſoll.

Hat alſo hier ſich Steiner mit durchaus dürftigen Andeutungen begnügt, ſo hat er dafür dieſes Kapitel benützt, um über Kriegsurſachen und Kriegsſchuld Behauptungen aufzuſtellen, die an ſolcher Stelle und mit ſolchem Anſpruch erhoben, nicht unwiderſprochen bleiben dürfen. Wir erſparen dem Bismarckſchen Reiche nicht den Vorwurf, daß es eine geſchichtliche Schuld auf ſich lud (die aber wahrhaftig noch ein wenig anderes als „Kriegsſchuld" iſt!), indem es glaubte, ohne tragende, einheitlichen Willen und Zielſtrebigkeit erzeugende Idee auszukommen und geiſtig durchaus von der Hand in den Mund lebte. Daraus aber nun den Gedankengang zu konſtruieren, daß die öſterreichiſchen und deutſchen Staatsmänner in der bisherigen Weiſe nicht mehr fortwurſteln *konnten*, die rettende Idee der „Dreigliederung" aber nicht ſehen *wollten* und *darum* den Krieg führen mußten — das geht doch über das Erlaubte hinaus. Weiß Herr Steiner etwas von dem Bevölkerungsproblem, das für das Deutſchland vor, wie erſt recht nach dem Krieg, *das* Problem iſt? Glaubt er wirklich, die „Dreigliederung" hätte für Deutſchland dieſes Problem gelöſt? Oder die menſchenarmen aber landreichen Länder, Frankreich vor allem und die engliſchen Kolonien, hätten ſich die „friedliche Durchdringung" vom unpolitiſchen deutſchen Wirtſchaftskörper aus gefallen laſſen? Hat er nie das „On n'est plus chez soi" aus dem Munde eines Pariſers gehört, das zugegebenermaßen einer der weſentlichen Haßmomente gegen uns war? Daß unſer „Imperialismus" eben der Verſuch war, Land und Arbeit für die überzähligen Millionen zu finden? Dazu kommen noch geheimnisvolle Andeutungen über „die Vorgänge innerhalb der maßgebenden Orte in Berlin Ende Juli und 1. Auguſt 1914", die geprüft und „getreulich" vor die Welt hingeſtellt werden müßten. Was bedeutet das? Was weiß Steiner, was andere nicht wiſſen? Die Frage iſt doch immerhin ſo wichtig, daß einem Mann, der mit dem Anſpruch auftritt, von der ganzen Welt gehört zu werden und ihr neue Lebensformen zu geben, nicht erlaubt werden kann,

in dieſer Weiſe zu ſprechen. Wir gehören nicht zu denen, die den Bußprediger, mag er die Geißel noch ſo hart ſchwingen, verfemen und abſchütteln möchten, weil er unbequem iſt. Aber auch da gibt es eine Grenze, wo die Züchtigung aus Liebe zum Sadismus wird. Kein zornmütiger Prophet des Alten Bundes hat es gewagt, ſeinem Volke, dem er ſeine Sünden vorhielt, etwa die Nachbarn Ägypter oder Philiſter als Tugendſpiegel vorzuhalten. Ihr Zorn galt dem Abfall ihres Volkes von dem großen Ideal des „auserwählten Volkes", das es ihnen immer und trotz allen blieb. Ehrlicher Eifer um das Gute in der Seele des eigenen Volkes aber iſt etwas anderes als Selbſtbeſchmutzung zugunſten von Fremden.

Wahrlich, Steiner hat ſeinem Anſehen und damit dem Gewicht ſeines Gedankens, der aufrufen ſoll zu *Durchdenkung der Grundlagen des ſozialen Lebens*, durch Anfügung dieſes Kapitels einen ſchlechten Dienſt erwieſen.

Ernſt Michel
Anthroposophie und Chriſtentum

Es gilt hier gegenüber dem Anſpruch der Anthroposophie Rudolf Steiners, *chriſtliche* Anthroposophie zu ſein, zu erweiſen, daß chriſtliche Religion und Anthroposophie ſich ihrem Weſen nach gegenſeitig *ausſchließen*. Mag Steiner behaupten, ich hätte die Anthroposophie mißverſtanden, mir kommt es darauf an, ob ich ſie in Beziehung auf *Religion* und *Chriſtentum* richtig verſtanden habe. Hier Richter ſein aber ſetzt voraus, daß der Anthroposoph im Chriſten untergegangen iſt.

I

Es iſt eine Grundwahrheit des Chriſtentums, daß der Menſch, die Urſchuld gegen Gott erbhaft im Blute und dem Zuſtande der Heiligung weſenhaft entrückt, aus eigener Kraft nicht über ſich hinauskommt: daß er von ſich und aus ſeinen Anlagen zu keiner höheren Stufe des Menſchentums aufzuſteigen vermag; daß die Durchbrüche von Zuſtand zu Zuſtand, dem Urſtand entgegen, echte Zeugungsakte Gottes an der willigen Kreatur ſind. Es gibt keine geiſtige Entwicklung, es gibt nur Entfaltung und Durchbruch. Zwiſchen Ende und Neubeginn fällt die Kataſtrophe, zwiſchen Beginn und Kataſtrophe entfaltet ſich die Wirklichkeit der Seinsſtufe, auf die der Menſch gehoben wurde. Eins ſein jeweils mit der weſenhaften Wirklichkeit dieſer Stufe heißt *Selbſt* ſein; wenn der Diener und Spielmann Gottes zum Herrn und Ich wird, iſt Ende und Untergang nahe.

Der Mensch ist Mensch nur kraft der Zeugung durch Gottes lebendiges Wort, das ihm als Du wirklich und gestalthaft gegenübertritt: des Mythos Verheißung, die Prophetengestalten, der Gottmensch, der Gemeinschaft heiliger Geist — in ihrer Folge verläuft die Menschheitsgeschichte. Ihre schöpferischen Epochen sind Auswirkungen ihrer Verbindung mit dem lebendigen Wort. Von der Kraft des Wortes verlassen, sich selbst überlassen, zerfällt die Einheit ihrer geistgebundenen Seele und deren Kräfte setzen wechselnd jede sich als Norm. Und es beginnt die Zeit des Babelbaues, da Mensch und Menschheit sich getrauen, durch Wissen, Willen und Gefühl das einst Besessene zu berufen, dem Schwindenden und schon Verlornen das Gegenstück aus eigener Kraft zu schaffen. Der Möglichkeiten buntes Spiel setzt ein. Aus dem Bereich des Unbewußten werden die Erinnerungen der Kulturwelten, die dort in ihre Ruhe eingegangen sind, methodisch aufgescheucht und mit Gewalt zum Scheindasein berufen. Kinodramatisch läßt die hemmungslose Seele das Inventar der Menschheit noch einmal wie einen Spuk vorübergleiten, sie gattet sich mit allen Welten, weil sie in Zucht und Kraft nicht mehr lebendiges Wirkungsfeld des Einen, was ihr not tut, ist.

„Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjektiv, dagegen aber haben alle fortschreitenden Epochen eine objektive Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende, denn sie ist eine subjektive ..." (Goethe) Das ist die Situation Europas: Vom lebendigen Odem Gottes verlassen, zerbrechen seine Formen, zerfallen zu Staub seine Gebilde; magie-beladen steigen okkulte Kräfte an den Tag, des Bannes durch die Macht des Gottes-Wortes ledig.

2

Anthroposophie, das ist Lehre, ist Übung und Methode, ist aber weder am Ursprung noch am Ziel Religion. Anthroposophie ist auch nicht Religionsphilosophie, denn diese setzt als Gegebenheit im Philosophen Religion voraus. Echte Religion hat ihren Schwerpunkt nicht im Menschen, sondern in einer den Menschen transzendierenden Wirklichkeit — in Gott, der sich als A und O aller Wirklichkeit erweist und geglaubt wird. Religion ist die persönliche Verbindung des Menschen mit Gott, der schöpferischen Wirklichkeit, also, daß darin der Mensch mit allen seinen Kräften geeint ist. Kraft dieser Einung vermögen nachher auch die Seelenkräfte einzeln — Gefühl und Phantasie, Denken und Wollen jede für sich und wechselseitig der Gottes-Wirklichkeit gebrochene Strahlen auszuwirken und als Organe dem lebendigen Bunde zwischen Gott und Mensch wahrhaft zu dienen. Religion ist also wesentlich nicht seelische Hingabe an ein Du, an eine Wirklichkeit und nachfolgende Umsetzung in Tat, Religion ist auch

nicht „Sinn für das Unendliche“ (Schleiermacher) oder Funktion des metaphyſiſchen Menſchen: letzteres iſt freilich die moderne Auffaſſung ſeit Kant und Schleiermacher. Nietzſche hat ihr nur die unverbrämte Faſſung gegeben, wenn er ſie als Beziehung des Menſchen zu ſeinem ſelbſtgeſchaffenen Heilwahn bezeichnet. Jede Beſtimmung der Religion vom Subjekt her verfälſcht ihr Weſen.

Das entſcheidende Ereignis, welches das Weſen der Religion kernhaft enthält, iſt der Glaubensakt. In ihm vollzieht ſich die radikale Umkehr, daß der Menſch auf den immanenten Geiſt als den Kern ſeiner Exiſtenz und auf die Weisheit verzichtet und mit freiem Willen die Gnade ergreift: daß er Gott, das wirkende Wort als ſeinen Schöpfer und Herrn anerkennt. Der Glaube iſt das Paradox: daß das Du vor dem Ich iſt, daß die Offenbarung vor dem menſchlichen Geiſt iſt: daß der Menſch ſein Zentrum „draußen“ und nicht „drinnen“ hat. Gott anerkennen zu müſſen ohne die Zeichen, die der menſchlichen Natur als Geiſtes-Erweiſe gelten, auf die Träume von Geiſt verzichten zu müſſen zugunſten der „Unvernunft und Torheit“: darin gipfelt die Forderung des Glaubens. Echte Religion weſt in dieſem Grund, und ohne ihn bleibt ſogenannte „Religion“ Philoſophie, geſteigert: Myſtik. Denn Myſtik, ſofern ſie nicht dem Glaubensleben eingegliedert iſt, Myſtik auf ſich geſtellt, iſt eine Tochter der Philoſophie. Indem ſie das Verhältnis des Menſchen zu ſeinen Geiſtes- und Seelenkräften, in der Einung gipfelnd, als Religion ſetzt: treibt ſie doch nur das immanente Geiſtesleben zum ſchauenden Selbſtbewußtſein, und das Gefühl zu beider ekſtatiſchen Einung, der das Zeugnis der echten Verbindung der beiden Wirklichkeiten, Gott und Menſch, fehlt: die zeugende Kraft.

Seitdem die ſelbſtherrliche idealiſtiſche Philoſophie, getragen von einer myſtiſchen Welle und dieſe verſtärkend, ſich anmaßte, das Offenbarungswort zu Ideen, die „tranſzendente“ Wirklichkeit Gott zum Poſtulat oder zur Projektion des ſchöpferiſchen Menſchengeiſtes umzudeuten, iſt die Verwirrung groß. Mag die religiöſe Vorſtellungswelt vom philoſophiſchen Standpunkt aus geſehen primitiv erſcheinen: gerade in ihrer elementaren naiven Einfachheit ſpricht ſich die Kraft und Wirklichkeit ihres Urſprungs aus, und „richtig oder unrichtig“ des klugen Geiſtes werden hier zuſchanden. Wer die Stufen der philoſophiſchen, gnoſtiſchen oder anthropoſophiſchen Erkenntnis hinaufgeſtiegen iſt, muß den Sprung in die Tiefe wagen; wer ihn nicht wagt, dem bleibt Religion verſchloſſen. Gnoſis, Metaphyſik, Myſtik waren, aus dem Zuſammenhang des religiöſen Lebens gelöſt, ſtets nur Vorſtufen oder Rückfälle, nie aber Vollendung der Religion.

Von dieſer Baſis aus wollen wir die Anthropoſophie Rudolf Steiners, eine Fortbildung der Theoſophie zur „Geiſteswiſſenſchaft“, betrachten.

3

Die Anthroposophie will den Menschen in das rechte Verhältnis zur „Wirklichkeit" setzen, zur „äußeren" und zur „inneren" Wirklichkeit. Die Voraussetzung der rechten Verbindung ist die rechte Erkenntnis. Die rechte Erkenntnis zu besitzen ist dem Menschen aufgegeben und ist möglich durch methodische Übungen, die von Stufe zu Stufe führen; diese Übungen laufen darauf hinaus, höhere Erkenntniskräfte zu wecken, durch die der Mensch die Wirklichkeit richtig, d. h. ihrem Wesen nach, erkennen und damit in das rechte Verhältnis zu ihr kommen kann. Steiner hat es abgelehnt, seine Anthroposophie „Metaphysik" zu nennen, weil er unter Metaphysik — nach der Auffassung von Kant — die Erkenntnis einer zweiten, von der Erscheinungswirklichkeit geschiedenen, hintersinnlichen Welt versteht. Die Anthroposophie aber will diese Wirklichkeit da, des Menschen und seiner Welt erkennen, nur freilich mit höheren Erkenntniskräften, und nicht als Erscheinungswelt, sondern als ideelle, geistige Wirklichkeit.

Der fundamentale Unterschied gegenüber der Religion fällt sofort auf. In der Religion ist nicht die rechte, methodisch beeinflußbare Erkenntnis das Primäre, sondern das Wort Gottes, seine Schöpfertat an dem Menschen: lebendige Offenbarung als Gestalt, die den ganzen Menschen ergreift, Schauen und Liebe, Logos und Eros in eins zwingt und zugleich das Ethos zur Tat aufruft. Die Erkenntnis ist ein „Nachträgliches" und als solches auf die Voraussetzung des Glaubens und der Gnade begründet und nie selbständig. Am Ziel der christlichen Religion, im mystischen Zustand der Heiligung — der nie, wie in der ethischen Mystik des Buddhismus einem menschlichen Tun folgt, sondern in einem in Spannungen und Lösungen ansteigenden Leben der Seele mit Gott, Gottes mit der Seele den Menschen wieder in die Urständ einsetzt — geht die Erkenntnis in der Anschauung Gottes unter.

Der Anthroposophie ist die Priorität des schöpferischen „Du", ist Offenbarung und Gnadenakt wesensfremd. Was sie „wirklich" nennt, sind die „Träume vom Geist", die als Niederschlag der geistigen Erkenntnis der Menschheit (und als solche geistige Erkenntnis ursprünglich auch Gottes Werk, aber dann nach ihrem Ursprung von den Menschen vergessen) in irgendeinem Umfang in jedem Menschen latent bereit liegen und nun durch besondere Methoden wieder ins Bewußtsein gehoben und der gegenständlichen Welt eingebildet werden. Nicht die wesenhafte Wirklichkeit wird in ursprünglicher Schau zu eigen gewonnen, sondern die durch psychologisches Verfahren wieder aufgerufenen Vorstellungen und Deutungen, Sinnbilder und Mythen früherer Kulturen werden gegenständlich projeziert, die Wirklichkeit mit ihnen zur Deckung gebracht und die im Denkvorgang in Ideen verwandelte Wirklich-

keit als Wahrheit ausgegeben. So wird die „Wirklichkeit" zur plaſtiſchen, objektivierten Form des menſchlichen Logos, des Ideen-Denkens wie bei Hegel. Es iſt kein Zufall, daß Steiner und ſeine Schüler ſich auf dieſen Philoſophen beſonders gern berufen. Das höhere Erkenntnisvermögen der Anthroposophen in allen ſeinen Stufen iſt nichts anderes als die mit Menſchheitserinnerungen beladene Vernunft, die freilich im Prunke der heiligen Geiſtmale der Menſchheit faſzinieren mag. Das alles hat aber nichts mit Religion zu tun, in der es nicht auf Ideen ankommt, ſondern auf lebendige Geſtalt, auf den lebendigen Gott, der ſo urſprünglich wirklich und dem menſchlichen Denken ſo entrückt iſt, daß der Menſch und ſein Denken erſt durch ihn ſind und werden. Die Anwendung höherer, geiſtiger Erkenntniskräfte auf die Wirklichkeit in der Anthroposophie iſt nicht der Zauberſtab, auf deſſen Klopfen dieſe Wirklichkeit ſich offenbaren muß, ſondern bedeutet vielmehr die Verdrängung der nur in Gott ſich erhellenden Wirklichkeit, ihren Erſatz durch die Traumwelt des träumenden Geiſtes und die Ablöſung der Religion durch die Selbſterlöſung des Menſchengeiſtes in der Verdoppelung. Dieſe Inverſion finden wir ausgeprägt in der Gnoſis, bei Hegel (mehr oder minder in der geſamten idealiſtiſchen Philoſophie) und bei Nietzſche.

Nietzſche freilich zog auch zugleich das Fazit und faßt ſich in rückſichtsloſer Ehrlichkeit über ſeine Zarathuſtrakonzeption alſo:

„Um Mittag war's, da wurde Eins zu Zwei..
Und Zarathuſtra ging an mir vorbei."

Es werden einmal Zeiten kommen, in denen das Geſchrei über den „Zerſtörer aller Werte" verſtummen wird vor der dankbaren Anerkennung, daß Nietzſche durch die Zerſtörung der abſoluten Werte der Philoſophie der Religion mindeſtens ebenſoſehr den Weg geebnet hat, als die idealiſtiſche Philoſophie ihn verbaut hatte.

4

Inſofern die Anthroposophie beanſprucht, Wiſſenſchaft im modernen Sinne des Wortes zu ſein (mit dem Grad-Unterſchied nur, daß ſie höhere, geiſtige Erkenntniskräfte in Anwendung bringt, und ihre Reſultate demgemäß auch dem Weſen der erforſchten Wirklichkeit viel näherſtehen, insbeſondere zu überſinnlichen Erkenntniſſen führen), müſſen wir es der Wiſſenſchaft überlaſſen, dieſen Anſpruch auf ſeine Berechtigung zu prüfen. Wenn die Anthroposophie aber dem natürlichen Menſchen die Fähigkeit zuſpricht, durch eigene Kraft ſtufenweiſe die Wahrheit ſchlechthin erringen zu können, wenn ſie ihren Anhängern auf ihrem Wege abſolute Wahrheitserkenntnis verbürgt, dann greift ſie ins Gebiet der Religion über und pervertiert die realen Ordnungen, wie ſie der Religion zugrunde liegen.

Durch das Versprechen, auf natürlichem Wege, ohne das Opfer des Paradoxes zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen, übt die Theosophie auf den modernen Menschen eine starke Anziehungskraft aus. Des Relativismus der modernen Wissenschaft müde, sehnt sich der Mensch heute wieder nach fester, verbürgter Wahrheit, auf der er sein Leben gründen kann; andererseits aber hat er einen Widerwillen gegen die Glaubensentscheidung, die das positive Christentum fordert, und besonders gegen die Dogmen, die Vernunftsymbole der übervernünftigen Offenbarungswahrheit, die das Opfer des menschlichen Vernunftprinzips fordern um der Erstgeburt der Gnade willen. Dem Glaubensparadox gegenüber verspricht die Anthroposophie dem Menschen, ihn zu befähigen, auf natürlichem Wege ohne Bruch sich zu erringen, was im Christentum ein mystischer Akt göttlichen Gnadenerweises und übermenschlicher Offenbarung ist. Das ist kein formeller, sondern ein *Wesensunterschied*, der zwei Welten trennt.

Hier ist es nötig, über die Bedeutung der Erkenntnis in der christlichen Religion einiges anzufügen. Nach katholisch-christlicher Auffassung vermag die menschliche Vernunft nur *die* Wirklichkeit zu erkennen, in der der Mensch konkret lebt. Das heißt: der Mensch vermag in der Erkenntnis aus sich nicht über sich hinauszudringen. Er vermag vor allem *denkerisch* nicht eine höhere Stufe des Menschentums vorwegzunehmen, um sich in toto dann auf sie emporzuheben (Vergottungslehre). Erst wenn der Mensch im Glaubensakt mit freiem Willen auf seine Autonomie und auf die Idee des Menschen als Lebensprinzip verzichtet hat und sich dem Wagnis überläßt, sein Leben auf Gnade und Ungnade der Wirklichkeit „Gott" auszuliefern, die vom Menschen aus nicht zu sichern ist: erst dann erfährt auch die menschliche Vernunft die Taufe des Geistes, in der ihr die Gabe verliehen wird, im wachsenden Andringen der wesenhaften Verbindung des Menschen mit Gott das immer vollkommenere *gedankliche Sinnbild* zu schaffen. Dieses wird dort, wo Gott selber als heiliger Geist durch seine Kirche unmittelbar und direkt spricht als *Dogma* zur vollkommen adäquaten Vernunftform der absoluten Wahrheit. Als Kristallgebilde stehen die echten Dogmen über dem Glaubensleben des Menschen, auf daß dieser, in ihre Wesenheit hineinwachsend, sie zur Menschengestalt sich wandeln lasse. Niemals kann, was der Mensch als Mensch gedanklich formuliert, Anspruch auf „*Absolutheit*" haben, und wenn die Dogmen nichts anderes als nur begriffliche Formulierungen religiöser Anschauungen durch eine Kirchenversammlung wären, dann hätte die Gegenwart recht, sie in ihrem Anspruch auf absolute Gültigkeit zu verwerfen und sich nach der dogmenlosen Unmittelbarkeit des Ich-Du-Verhältnisses hinzusehnen. Im Dogma aber formuliert nicht der Mensch oder eine Gemeinschaft begrifflich ihre religiösen Grunderlebnisse (als „Ansprache des Menschen an Gott"), sondern Gott, das

Haupt der Kirche, ſpricht als heiliger Geiſt direkt und unmittelbar durch die ſichtbare Kirche im Medium der menſchlichen Vernunft. Wenn dies geſchieht, und nur hier wird das gedankliche Sinnbild absolute Wahrheit. Alle Erkenntniſſe des Menſchen, alle Intuitionen und Viſionen, auch im Glaubensleben, ſind nie abſolut, ſondern, wenn auch übernatürliche Erkenntnis, ſo doch menſchliche Erkenntnis am Abſoluten, an Gott. Erſt im Gnadenakt der Heiligung, der Eingangs in die Urſtänd, der „Vergöttlichung" des Menſchen, geht die übernatürliche Erkenntnis in die unmittelbare und abſolute Anſchauung Gottes über.

Hier iſt die Stelle, wo wir, ohne die Gefahr gnoſtiſcher Ausdeutung fürchten zu müſſen, St. Pauli Worte an die Korinther anführen können: „Was wir reden iſt Gottes Weisheit im Geheimnis, die verborgene, welche Gott verordnet hat vor aller Zeit zu unſerer Herrlichkeit, die keiner von den Herrſchern dieſer Welt erkannt hat ... Uns aber hat es Gott enthüllt durch den Geiſt, denn der Geiſt erforſcht alle Dinge, ſelbſt die Tiefen Gottes. Unter Menſchen — wer von ihnen kennt das Innere eines Menſchen, als der Geiſt des Menſchen, der in ihm iſt? So hat auch noch niemand das Innere Gottes ergründet, als der Geiſt Gottes. Doch wir haben nicht den Geiſt der Welt empfangen, ſondern den Geiſt, der aus Gott iſt, um damit zu verſtehen, was uns von Gott geſchenkt iſt, und davon reden wir auch nicht in Schulworten menſchlicher Weisheit, ſondern in ſolchen, wie ſie der Geiſt lehrt, geiſtliche Sprache für geiſtliche Dinge. Ein ſeeliſcher Menſch freilich nimmt nicht an, was vom Geiſte Gottes iſt; es iſt ihm Torheit, er vermag es nicht zu verſtehen, weil es geiſtlich ergründet werden will. Der geiſtliche Menſch aber ergründet alles, er ſelbſt aber wird von niemand ergründet. Denn wer hat den Verſtand des Herrn erkannt, ihn zu meiſtern? Wir haben aber den Verſtand Chriſti (Kor. I).

5

Der fundamentale Gegenſatz zwiſchen Chriſtentum und Anthroposophie, den wir oben aufzudecken ſuchten, erweiſt ſich uns auch an der verſchiedenen Einſtellung zu Chriſtus. Den Chriſten kennzeichnet der Glaube an das Gottmenſchentum des hiſtoriſchen Jeſus Chriſtus, des Gekreuzigten; dieſer Glaube ruht auf der lebendigen Beziehung zur Geſtalt Jeſus, als des Erlöſers und des alleinigen Mittlers der Rechtfertigung und Heiligung des Menſchen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben ... Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben." Chriſt-ſein fordert die wörtliche Annahme dieſer Worte als gewiß und wahr. Daß ein Menſch in Knechtsgeſtalt auftritt und von ſich behauptet, die abſolute Wahrheit und das Leben zu ſein, und daß er den Glauben als die Grundbedingung des ewigen Lebens, alſo der Wiederherſtellung des menſchlichen Urſtandes („heilig und gerecht") fordert:

daran gibt es nichts zu deuteln, das gehört zur paradoxen Voraussetzung des Christentums, die einfach erfüllt sein muß.

Auch hier also steht das Paradox, als Ärgernis für die „reine" Vernunft im Vordergrund. Paulus kennt nichts anderes, als „das Wort vom Kreuz". „. . . da unter der Weisheit Gottes die Welt Gott nicht erkannte durch die Weisheit, so beschloß Gott durch die Torheit der Verkündigung zu erretten die Glaubenden." „Mit keinem andern Wissen wollte ich unter euch treten als dem von Jesus Christus, und zwar dem Gekreuzigten..." „Damit euer Glaube nicht stehe auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes-Kraft." (Kor. I.)

Der Anfang des Johannesevangeliums, der Gottes Menschwerdung in Jesus einerseits die weltgeschichtliche und heilsgeschichtliche Perspektive gibt, andererseits sie aus dem Geschichtsverlauf heraushebt und zum zeitlosen, ewigen Vorgang macht, verbietet sofort eine gnostische Auslegung (zu der diese Stelle für sich betrachtet auffordert), wenn wir ihn im Zusammenhang mit dem ganzen Evangelium des Johannes betrachten, in dem die Voraussetzung des Paradoxes und des persönlichen Verhältnisses zu Jesus erfüllt ist.

Das Mysterium des Meßopfers — als die unblutige, durch alle Zeiten sich wiederholende Erneuerung des Mysteriums des Kreuzes —, die Eucharistie, die Kirche als mystisches Corpus Christi: sie erhalten ihren Sinn und ihr Leben durch ihre reale, wesenhafte Verbindung mit der historischen Grundtatsache der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus, dem Erlöser. Ohne dies würde sich ihr Wesen völlig wandeln, und wir wären berechtigt, Analogien zu ziehen zu griechischen, persischen, ägyptischen Mysterienkulten (wie es heute allgemein in der voraussetzungslosen Religionsgeschichte und in der eklektischen Anthroposophie und Theosophie geschieht). Das Bild ändert sich völlig, wenn wir die gnostische, mystische, hegelsche und anthroposophische Einstellung betrachten. Diesen Bewegungen ist gemeinsam die Auffassung Christi primär als Idee oder Ideengestalt (bei den Mystikern als Bildform eines immanenten Erlebnisvorganges): als Logos Christos, als Idee des ewigen Menschen, des Gottmenschen. Die geschichtliche Heilstatsache des Lebens und Opfertodes Jesu Christi ist in den zeitlosen, mythischen Prozeß der Inkarnation des Logos Christos umgewandelt, unter Berufung meist auf den Anfang des Johannesevangeliums. Während bei den Mystikern dieser zeitlose Mythos für das augenblickliche, individuelle Leben Geltung beansprucht, und bei den Gnostikern philosophischer Mythos bleibt, gehen Hegel und Rudolf Steiner weiter und versenken diesen aus Geistesträumen gewonnenen Mythos in die konkrete Wirklichkeit der Geschichte: sie objektivieren ihn, und nehmen ihn als „objektives Geschehen" aus der Geschichte zurück, von Gnaden ihres natürlichen „schauenden Bewußtseins". Es liegt also hier die große Täuschung

vor, daß ein durch immanente Erkenntnis gewonnener mythiſcher Inhalt in das konkrete Geſchehen eingewoben und dann zurückgeholt wird mit dem Anſpruch, rein natürlich auf intuitivem Wege die Wahrheit und Wirklichkeit der chriſtlichen Chriſtologie feſtgeſtellt zu haben.

So kommt es, daß proteſtantiſche Pfarrer, die ſich der Anthropoſophie ergeben haben, plötzlich wieder „orthodox" werden, eben weil die Beſeitigung des Ärgerniſſes, das in der chriſtlichen Glaubensforderung liegt, durch ein formal ähnliches Bekenntnis es ihnen leicht möglich macht, dieſelben Worte und Vorſtellungen zu gebrauchen, wie der gläubige Chriſt. Im Grunde aber ſind beide durch eine Kluft geſchieden. Auch gewiſſe Konverſionen zur katholiſchen Kirche aus letzter Zeit muß man wohl dieſem unbewußten Betrug zurechnen, der das Ärgernis und das Paradox beſeitigt und dem Menſchen den Primat der Intuition und den „Traum vom Geiſt" beläßt.

6

Wir ſetzen an einer anderen Stelle an, auf einem Gebiete, deſſen Zuſammenhang mit der Religion meiſt nicht geſehen wird: bei der Sprache. Hier aber, das ſei gleich betont, ſetzen wir uns weniger mit der Anthropoſophie als typiſche Geiſteshaltung auseinander, als vielmehr mit ihrem Begründer und Führer, dem Schriftſteller Rudolf Steiner. Von ihm reflektiert jedoch auch die Beleuchtung auf die anthropoſophiſche Bewegung.

Das Verhältnis zum Wort, zur Sprache kann ein techniſches und wiſſenſchaftliches, es kann ein metaphyſiſches, es kann drittens ein religiöſes ſein. Im erſten Falle wird das Wort aufgefaßt als Verſtändigungsmittel zwiſchen den Menſchen, hervorgerufen durch Bedürfniſſe; im zweiten Falle als Auswirkung und Ausgeſtaltung des immanenten Menſchengeiſtes durch das Medium der Bildekräfte, im dritten Falle als objektives, vom Menſchen unabhängiges Offenbarungsgeſchenk Gottes an den Menſchen, oder beſſer: an die Menſchheit, die im ſelben Moment zur Menſchengemeinſchaft wurde.

Wort und Sprache ſind die Uroffenbarung Gottes an der Kreatur, die dadurch Menſch wurde. Im Worte wurde ſie Gottes inne, um an ihm zu Gott emporzuwachſen. Der Sündenfall des Menſchen, der Abfall von Gott bedeutet auch den Abfall vom Wort, als der kräfteſpendenden Uroffenbarung Gottes. Das iſt die fundamentale Auffaſſung, die Wort und Sprache im Chriſtentum gefunden haben. Sie begegnet uns in reinſter Form im Anfang des Johannes-Evangeliums: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und das Wort war Gott, ſolchergeſtalt war es am Anfang bei Gott. Alles war durch dasſelbe, und ohne dasſelbe ward nichts, was geworden iſt. In ihm war Leben, und das Leben war das Licht der

Menschen; und das Licht scheint in die Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergriffen."

Langsam nur und tastend hat die Menschheit sich kraft der Erinnerung, die ihr verblieb, in Sehnsucht bis an die Grenze emporgereckt, wo einst Gottes Wort den Menschen unmittelbar erscholl. Gottessehnsucht zu tragen, kraft der Erinnerung an den Ursinn des verbliebenen Wortes: Das ist die Bestimmung der Sprache nach dem Abfall des Menschen vom Ursprung. Kraft der Sprache lebte die Menschheit als Menschheit, kraft ihrer schuf sie Kultur, in ihren Gegebenheiten erlöste sie die „Träume ihres Geistes", die Erinnerung an die menschlich-göttliche Urstand. Was der Mensch, was die Menschheit an Eigenem der Sprache verlieh, das ist nur seelische Atmosphäre der Ergriffenheit, die musikalische Resonanz der Menschenseele und ihr de profundis-Ruf. Als Gnade ward es ihr verliehen, das vermenschlichte Wort an seinem Ursprung zu empfangen und es rein und unverfälscht Gott zurückzugeben, „bei dem es im Anfang war". Daß dies wieder möglich wurde, das ist einbegriffen in die Erlösungstat Jesu Christi, aber es ist bisher nur selten erkannt worden, am klarsten wohl von den deutschen Romantikern.

Wenn etwas die kulturgeschichtliche Entwicklungstheorie ad absurdum führt, dann ist es die Sprache, in der am Ursprung der reine Atem Gottes weht, durch den er den Menschen zum Menschen, also zu seinem vollkommenen Ebenbilde schuf. Lebendige Gestalt, Geistleib, der sie ist, ist seit Urbeginn zur Sprache nichts Wesentliches hinzugekommen, sie hat sich nur als Offenbarungs- und Gnadengeschenk Gottes an die Menschengemeinschaft in dieser entfaltet, wie sich der Same zur Pflanze entfaltet. Die Menschheit hat sich an ihr entfaltet, und hat sich durch sie zur schöpferischen Gemeinschaft zu bilden vermocht; und einzig der Sprache, in der Gottes Atem lebt und die Gottes Hand sichtbar über den Menschen hält, hat es die Menschheit zu verdanken, daß sie nach dem Abfall vom Ursprung nicht in die Tierwelt zurücksank, sondern geistbestimmte Menschheit blieb, wenn auch der konkreten Erlösung durch eine fundamentale Erlösungstat Gottes bedürftig. In der Ehrfurcht vor der Sprache, vor dem Wort, in der religiösen Haltung vor ihr, im Wachsen unter ihrer Zucht und in ihrer Kraft, haben sich die Völker lebendig und „schöpferisch" erhalten: alle Erkenntnis verdanken sie ihr und aller Untergang begann mit der Herabziehung der Sprache zum bloßen Ausdrucksmittel; um nicht gar zu sagen zum Verständigungsmittel, wenn nicht mehr der ganze Mensch sich ihr hingibt und von ihr ergriffen ist, in ihr tönt, sondern er, der Mensch, die Sprache gebraucht zu seinen Zwecken.

Was ist aber die Sprache bei Rudolf Steiner und seinen Schülern

geworden? Erſtlich ein Magazin, gefüllt mit metaphyſiſchen und mythiſchen Requiſiten. Auf dieſe rein ſtofflichen Inhalte, die für ſie gewiſſermaßen im Wort-, im Sprachbild, in der Dichtung nur ihre *Behälter* gefunden haben, kommt es den Anthropoſophen an. Auf dieſe Inhalte hin werden Wort und Sprache, Denkmäler und Dichtungen abgeſucht; und wo ſie nicht freiwillig ſich ergeben, da wird hineingeheimnißt, werden magiſche Zuſammenhänge konſtruiert, als ob das Geheimnis je im Stofflichen, in der „Ideen"maſſe liegen könnte und nicht vielmehr in der *Geſtalt*, in der *Einheit* von Stoff und Form, Bild und Klang beſchloſſen wäre, in der die Sprache von Urbeginn an weſt. Und nur in dieſer Unantaſtbarkeit und in dem ehrfürchtigen Abſtand, der Menſchen geziemt, enthüllt die Sprache mehr und mehr ihr Geheimnis, das wahrlich nicht „Idee" iſt.

Steiner fehlt jedes *religiöſe* Verhältnis, es fehlt ihm überhaupt jedes *perſönliche* Verhältnis zur Sprache. Von einem Sprachſtil kann bei ihm nicht die Rede ſein: die Sprache iſt unperſönliche Schablonenmaſſe geworden, gerade gut genug, um bereits fertige Gedanken durch ſie mitzuteilen. Ein hingegebenes Denken in der Sprache und von Gnaden der Sprache — typiſch etwa für den reifen Goethe und noch für Schopenhauer — wie andererſeits eine ſchöpferiſche Umſetzung innerer Wirklichkeiten in den Klang und Rhythmus des Sprachelements — angeführt ſei Nietzſche oder Hölderlin — iſt bei Steiner nirgend zu finden. In ſeinen früheren und mittleren Schriften hat er zwar auch keinen Stil, aber er ſchrieb, wie man in den Kreiſen der gebildeten deutſchen Mittelmäßigkeit im allgemeinen ſchreibt: bilderarm, wortreich, unplaſtiſch, begrifflich verſtändlich, dabei ziemlich populär und anſpruchslos und ohne jeden perſönlichen Ton. Seine ſpäteren Schriften ſind in den farbloſen Linien blaſſer Begriffsſprache geſchrieben: in einem Stil, der die Hauptworte durch verſchachtelte Nebenſätze erſetzt, und ſo den Eindruck hochgradiger Zerblaſenheit macht. Sein letztes Buch über die „Kernpunkte der ſozialen Frage" iſt jedem Menſchen mit Sprachgefühl — und das beſtätigen mir faſt alle Nicht-Anthropoſophen — unzugänglich. Ich will hier nicht dabei verweilen, daß Steiner einen Teil ſeiner eſoteriſchen Vorträge, z. B. die über die Evangelien, nach Stenogrammen von ſeinen Schülern hat edieren laſſen, *ohne* die Verantwortung dafür zu übernehmen und *ſich weiter darum zu kümmern* (wie er ausdrücklich auf dem Titelblatt verſichert). Es ſind das keine äſthetiſchen Nebenſächlichkeiten, ſondern Symptome geiſtiger Echtheit oder Unechtheit. Der Werdende und Unfertige mag außerhalb des Sprachkriteriums ſtehen, wer Anſpruch auf geiſtige Reife oder gar auf Führerſchaft erhebt, muß vor der Sprache unbedingt beſtehen können.

Es ſei hier noch ein Blick auf Steiners „Myſterien" geworfen, die

Dichtungen sein sollen, in Wirklichkeit aber in platter, nüchternster Versprache geschriebene okkulte, magische Gedankenverbindungen darstellen.

Das Mysterium liegt sicherlich nicht im Nackt-Übersinnlichen: wer es dort sucht, ist Materialist so gut, wie der, der es im Stoff sucht. Und man hat kein Mysterium geschaffen, wenn man Ideen-Gespenstern oder magischen Wundern in die Begriffskleider hilft und sie auf der Bühne nach dem Schema der „Wirklichkeit" agieren läßt. Sondern: das Geheimnis liegt in der schöpferischen Verbindung von Natur und Geist zur unsagbaren Gestalt, in der Einheit von Stoff und Form, von Kraft und Richtung, in der „geprägten Form, die lebend sich entwickelt". Die Sprache ist das Geheimnis, der Menschensohn Jesus Christus ist das Geheimnis (der Weg, die Wahrheit und das Leben), das Kreuz, in dem sich die beiden Linien, die der Zeitlichkeit und die der Ewigkeit, schneiden und einen, ist das Geheimnis. Das Mysterium aber gibt sich nicht dem Verstand, auch nicht den „höheren" Erkenntniskräften in der Ideeschau: beide zerstören die Einheit, um einem Element nachzujagen, dort dem Stoff, hier dem „Geist", und dann materialistisch oder spiritualistisch die Einheit zu erklären. Das Geheimnis gibt sich nur dem gläubigen Menschen, der sich ihm ganz und ohne Vorbehalt hingibt, und den das Geheimnis in seinen Bannkreis ziehen kann, ohne von ihm zerstört zu werden.

Nur auf die Voraussetzung des Glaubens, in dem der Mensch auf Geist und Stoff, auf Idee und Natur verzichtet hat, können Verstand und Intuition sich dem Geheimnis nähern und seiner Deutung und Erhellung dienen, ohne es zu zerstören: Der Glaube ist der sichere Wegweiser des Menschen, der seine Seelenkräfte in Zucht hält und ihn vor dem zerstörerischen Wahn, Gott gleich zu sein und sein Geheimnis aus eigener Kraft zu entschleiern, bewahrt. Die Kraft, durch die der Mensch auf dem Fundament des Glaubens zum Geheimnis emporwächst, ist auch nicht in erster Linie die Erkenntnis, sondern die dem Schauen folgende und tiefer wieder ins Schauen hineinführende Liebe.

7

Wir wenden unsern Blick vom Mysterium dem „Alltag" zu und werden uns hier abermals eines fundamentalen Gegensatzes — wieder nicht der Lehre, sondern des Wesens — zwischen Anthroposophie und Christentum bewußt. Im Christentum hat das unmittelbare Leben, so wie es den einzelnen Menschen angeht und von ihm aufgenommen wird, seine vorbehaltlose Geltung. Nichts wird daran gemildert, die Härten bleiben bestehen; seiner ganzen Schwere — dem Leid, dem Elend, der Sinnlosigkeit — hält der wahre Christ stand und nimmt sie in sein Leben auf. Auf dieser Voraussetzung erhebt sich das spezifisch Christliche: der Realismus wird radikal nach oben zu Ende geführt. Der

ganze Umfang des Lebens wird einbezogen, auch der Aufſtieg des Menſchen im Gnadenleben, die Offenbarungen Gottes in der Menſchheitsgeſchichte, das konkrete Daſein des Gottesmenſchen, der Heiligen, die Entfaltung der vom heiligen Geiſt geleiteten Kirche — alles wirkliche Leben bis zu ſeiner Gipfelung. Darauf aber kommt es an: erſt von den Tatſachen und Erfahrungen des Lebens in der Wiederverbindung mit der Gotteswirklichkeit, von der Geſtalt der Gottmenſchen und von der Gemeinſchaft der Heiligen her, bekommt das geſamte Leben ſeine Fülle, ſeine Vielfältigkeit, ſeine Gliederung und Stufung, ſeine Reiche: Himmel, Hölle, Fegefeuer treten in ihrer Grenzung und Geſtalt hervor und alle Werte werden ſichtbar. Vom Menſchen her gibt es keine abſoluten Werte, wie die autonome Ethik der idealiſtiſchen Philoſophie lehrt, ſondern — und darin hat Nietzſche recht — in unerbittlicher Klarheit geſehen, iſt die autonome Ethik der idealiſtiſchen Philoſophie nichts weiter als Bedürfnis-Ethik, in den luftleeren, mumifizierenden Raum einer tranſzendentalen Logik gehoben, die ihr abſolute Geltung verleiht.

Das Chriſtentum lehnt jede Auflöſung der Antinomien des Lebens, jedes Wegdeuten der Tragik, der Schuld, der Sünde, des Böſen als Intellektualiſierung des Lebens, als ſeine Umſetzung in Denkprodukte ab. Das Leben iſt vom Menſchen aus geſehen tragiſch und behält ſeine Tragik trotz aller „Heilwahns", den ſich nach Nietzſche die Völker zur Selbſterlöſung inſtinktiv geſchaffen haben. Monismus in jeder Form iſt Flucht aus dem Leben in den Intellekt, Setzung des Intellekts als Urprinzip: Subjektivismus ſchlimmſter Art. Nüchtern dem Leben ins Auge geſehen, ſteht am Ende jedes, auch des höchſten Menſchendaſeins, ſofern es nur auf ſich und den Menſchengeiſt geſtellt iſt: Titanismus und Selbſtzerſtörung — oder Reſignation. Die Ethik des Chriſtentums, die Wertung des Lebens in ſeiner ganzen Fülle und Beſonderung erfolgt nicht aus der Blutleere einer Lehre oder des Denkens, ſondern aus der vollen Wirklichkeit Gottes, die ſich den Menſchen im Glauben und in den Gnadenakten, in der realen Verbindung mit Jeſus Chriſtus und ſeiner Kirche, inſofern ſie in der Fülle des heiligen Geiſtes lebt, erſchließt und mitteilt. Die Ethik des Chriſtentums iſt verwurzelt im religiöſen Dogma: iſt Auswirkung des religiöſen Lebens — der realen Verbindung mit Gott — in der Sphäre des Alltags, der irdiſchen Aufgaben, die an den Menſchen herantreten, und die nicht er ſich ausſucht, ſondern die ihm ſchickſalhaft zugewieſen ſind.

Ganz anders die Anthropoſophie! Ihr Verhältnis zum konkreten Leben iſt vom Denken her beſtimmt: erſt die rechten Ideen von der Wirklichkeit ermöglichen die rechte Stellung des Menſchen zu ihr. Das Denken, auch das intuitive Denken als Prinzip aber trägt nicht die Spannung des Menſchen zur Beſonderung des ihm Zubeſtimmten aus,

worauf es allein ankommt: sondern verflüchtet den besonderen Fall ins Typische, Allgemeine, verwandelt das Wirkliche zu Ideen und hebt so durch das Denken die reale Verbindung zweier Wirklichkeiten auf. Nicht in der objektiven, besonderen Gegebenheit sieht die Anthroposophie die Aufgabe gestellt, sondern sie greift vom Menschen aus darüber hinweg, um die intellektuelle Neugier und den Expansionsdrang des selbstherrlichen Menschen jenseits der schicksalbestimmten Grenze zu befriedigen. Die Wirklichkeit wird somit zum funktionellen Anhang des Menschengeistes herabgewürdigt.

Wie bei Hegel wird sie die Vielfältigkeit des im Grunde einigen Ideellen, objektivierte Auseinanderlegung des Menschengeistes. Dem richtig Denkenden, der auf der höchsten Denkstufe steht, lösen sich die Vielheit und die Widersprüche auf: alles ist Geist, d. h. objektiviertes Abbild des ganz „zu sich" gekommenen, vergotteten Menschen. Auch hier nur eine andere Form von Monismus des Denkens.

Es mischt sich aber die anthroposophische Gnosis — und hier tritt Hegel zurück und der späte Orient zeigt seine Versuchungen — mit einem magisch-sinnlichen Hang des Willens und Gefühls, die Grenzen der schicksalhaften Gegebenheiten des menschlichen Daseins einzureißen und in den Bereich des Okkulten, der untermenschlichen Kräfte einzudringen und diesen ein Bett zu graben ins Dasein.

Hier aber liegt die größte Gefahr: in der Verwischung der Grenzen von Geist und schwarzer Magie, in der Vermischung untermenschlicher, willkürlich aufgerufener Kräfte und Erscheinungen mit den echten Geistgebilden, durch deren Mißbrauch der Anthroposoph die immerhin reinliche Bahn des Gnostikers verläßt und dem Okkultisten sich gesellt.

8

Solange die Anthroposophie esoterisch in Zirkeln gepflegt wurde, konnte man sie sich selbst überlassen wie viele andere Nebenströmungen der Geistesgeschichte auch. Jetzt aber, da sie mit dem Anspruch hervortritt, die tragfähige Grundlage der gesellschaftlichen Erneuerung zu werden, und das öffentliche, politische, kulturelle und soziale Leben auf das Denken und ihre aus zweiter und dritter Hand stammenden „Wahrheiten" aufzubauen, ist es an der Zeit, diese durch Kultur- und Geistzerfall begünstigte „Geheimwissenschaft" zu durchschauen und gebührend in ihre Grenzen zurückzuweisen, damit den echten Mächten der Erneuerung nicht ein Vorläufer entstehe, der falsches Zeugnis von ihnen ablegt.

Unserem Geschlecht aber, das in hellen Haufen sich der Anthroposophie zuwendet, entsteht ein Sinnbild in der ergreifenden Szene des ersten Buches Samuelis, als Saul vor seinem Todestag, gottverlassen, sich der Wahrsagerei ergab.

„Da aber Saul der Philiſter Heer ſah, fürchtete er ſich, und ſein Herz verzagete ſehr.

Und er ratfragte den Herrn; aber der Herr antwortete ihm nicht, weder durch Träume noch durchs Licht noch durch Propheten.

Da ſprach Saul zu ſeinen Knechten: Sucht mir ein Weib, das einen Wahrſagergeiſt hat, daß ich zu ihr gehe und ſie frage."

Umſchau

Das Goetheanum in Dornach bei Baſel und die anthropoſophiſchen Hochſchulkurſe im Herbſt 1920

In einem Artikel „Utopiſtiſche Architektur" der Zeitſchrift „Stadtbaukunſt" macht Cornelius Gurlitt der Gegenwartsarchitektur den Vorwurf der „Überlebensgröße": „Überlebensgroß nenne ich ſie (die Bauwerke) deshalb, weil ſie ſich bemühen, als mehr zu erſcheinen, wie ſie ſind. Die Löſung iſt oft geiſtreicher, als die Aufgabe es verlangt ... Noch nie iſt das Aufdämmern neuer Kunſtanſchauungen von einem ſolchen Wuſt logiſcher Beweiſe ihrer Richtigkeit begleitet worden ... Es ſoll nicht ein einfach Künſtleriſches, ſondern ein Mehr, ein nach vorgezeichnetem Ideal Gerichtetes geſchaffen werden." — Als am 25. September 1920 über tauſend Menſchen aus allen Ländern Europas zu dem Doppelkuppelbau des Goetheanum, der Freien Hochſchule für Geiſteswiſſenſchaft, auf einem Hügel am Hang des Juragebirges gelegen, emporſtiegen, und als Rudolf Steiner, der Erbauer dieſes Werkes, in dem von einem gewaltigen Säulenrhythmus umſchrittenen Hauptkuppelſaal die Eröffnungsrede hielt über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Wiedervereinigung von Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion durch geiſteswiſſenſchaftliche Welterkenntnis, da mußte die unvoreingenommene, aber ſtrenge Prüfung herausgefordert werden: Welches iſt das lebendige, ſchöpferiſch quellende Zentrum, aus dem hier eine neue ſynthetiſche Univerſalität der hundertfach zerſplitterten, illuſionären Univerſitas unſerer Akademien bewußt entgegengeſtellt wird? Wo wurzelt die künſtleriſche Genialität, die ſich zuſchreibt, mit dieſem Bau des Goetheanums einen neuen umfaſſenden, zukunftweiſenden Stilausdruck in das Kulturchaos der Gegenwart hineingeſtellt zu haben — woher weiter der Mut und der unerbittliche Wille von wenig hundert Menſchen, einen Geiſteskampf aufzunehmen gegen eine Welt fachwiſſenſchaftlich geſichert erſcheinender Autorität und Zunftgenoſſenſchaft? Darf dieſer Bau, der keine unmittelbar ſichtliche Tradition der Vergangenheit aufzeigt, im Sinne Gurlitts ein „einfach künſtleriſcher" genannt werden, ſtellt er nicht vielmehr eine zwar genialiſch anmutende, aber nur formale Konſtruktion geiſteswiſſenſchaftlicher Ideen dar?

Nachdem viele Kursteilnehmer acht Tage lang vergeblich ſich gemüht hatten, auf der Brücke anthropoſophiſcher Gedanken dem Weſen des Baues näherzukommen, ſprach Steiner ſelbſt in einem Vortrag über den Baugedanken von Dornach, und es ergab ſich, daß er ſeine künſtleriſchen Intentionen ſowohl für die Architektur wie für die von ihm geſchaffene Eurhythmie auf das Urprinzip aller Kunſt, auf das kosmiſch verankerte Weſen der Dinge, nicht auf ihren geiſteswiſſenſchaftlich formulierten Begriff zurückführte. Wer Steiner kennt, weiß, daß dies für ihn eine Selbſt-

verſtändlichkeit war; ſie war und iſt es aber nicht für viele Anhänger und Kritiker der anthroposophiſchen Bewegung.

„Nichts iſt", ſagte Steiner, „direkt herausgewachſen aus der Ideenwelt der Geiſteswiſſenſchaft ſelber! Hier kann man alles vergeſſen, was man im Kopf hat von der Geiſteswiſſenſchaft ... Mit Symboliſieren und Allegoriſieren ertötet man das eigentlich Künſtleriſche! — Es mußte ein Bau geſchaffen werden, der *als Stil* dasſelbe gibt, was *ſeeliſch-geiſtig* die Geiſteswiſſenſchaft gibt ... Aus der Geiſteswiſſenſchaft, ſo wie ſie mit Worten mitgeteilt wird, kann keine Kunſt erſtehen, *aber aus den Impulſen, die hinter ihr ſtehen*. Aus ihnen geht als anderer Aſt hervor das künſtleriſche Schaffen ... Wo ein geiſtiges Geſamtleben vorhanden iſt, darf es ſich getrauen, einen Kunſtſtil zu gewinnen ... Ich weiß, wie ſehr dieſer Bau ein Anfang iſt, aber er wollte den Beweis liefern, daß ein Geiſtig-Poſitives einen Stil ſchaffen kann. Geiſteswiſſenſchaft mußte *über die Intellektualität hinausgehen*, zum Fühlen vordringen im dramatiſchen Spiel und Bild, ſie mußte fortſchreiten zum Wollen, zum Überwinden der Materie durch bildneriſches Wollen, ſo entſtand eine neue Formenſprache, ein neuer Bauſtil, unterſtützt durch die anderen künſtleriſchen Stile. Wir wollen durch den Stil jene Seelenverfaſſung erzeugen, durch die der Menſch draußen durch lebendige Seeleninhalte mitwirken kann am lebendigen ſozialen Neubau unſerer Zeit."

Von dem geiſtigen Geſamtorganismus, dem Geiſtig-Poſitiven, aus dem dieſer Stil herausgewachſen iſt, ſprachen außer Steiner gegen 30 andere Dozenten, Doktoren der Medizin, Naturwiſſenſchaft und Philoſophie, außerdem Lehrer, Künſtler, Techniker und Induſtrielle. Es ſeien hier nur einige Themen der Anſchauung halber hervorgehoben: Dr. W. J. *Stein*: „Vorſtellung", „Begriff" und „Urteil" in der Lehre Rudolf Steiners. Dr. med. Fr. *Huſemann-Bremen*: „Fragen der heutigen Pſychiatrie vom Geſichtspunkt der Anthroposophie." *Rudolf Meyer-Hamburg*: „Geſchichtsphiloſophiſche Probleme des Chriſtentums im Lichte anthroposophiſcher Forſchung." *Paul Baumann*: „Muſik und eurhythmiſche Erziehungskunſt." Dr. *Eugen Kolisko*: „Hypotheſenfreie Chemie im Sinne der Geiſteswiſſenſchaft." Dr. jur. *Roman Boos*: „Phänomenologiſche Sozialwiſſenſchaft." Dr. *Caroline von Heydebrand*: „Pädagogiſche Praxis und Waldorfſchule." *Albert Steffen*: „Die Kriſis im Leben des Künſtlers und die Geiſteswiſſenſchaft." Dr. R. *Steiner*: 1. „Grenzen der Naturerkenntnis", 2. „Die Kunſt der Deklamation", 3. „Phyſiologiſch-therapeutiſches auf Grundlage der Geiſteswiſſenſchaft".

Man mochte beim Beginn der Kurſe ſo kritiſch eingeſtellt ſein wie nur möglich — am Schluß mußte von allen Seiten das rückhaltloſe Bekenntnis abgelegt werden, daß ſich hier ein univerſales Weltanſchauungsbild kriſtalliſiert hatte, das nicht im erſchöpfenden, aber im weſentlichen Sinne jenes Goethewort als Charakteriſtikum eines neu anbrechenden Zeitalters zur erlebten Wahrheit erhob: „Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt, der hat auch Religion!"

Und was erwies ſich als das lebendige Kriſtalliſationszentrum, das alle Forſchungs- und Lebensgebiete zu etwas Univerſellem, zur Einheit organiſierte?

Nicht der zur letzten Höhe des Rationalismus emporgezüchtete Verſtand, wie unkundige, ſelbſt im Intellekt vereiſte Kritiker meinen, ſondern etwas ſchier völlig Unbekanntes, obgleich fort und fort Genanntes: *Der Menſch*! Der ſchöpferiſch ſchaffende, fauſtiſche Frager: Was bin ich als Menſch?

In ſeinen Vorträgen über „Grenzen der Naturerkenntnis" unternahm es Steiner, auf

exakt erkenntnistheoretischem Weg dem „Ignorabimus" Du Bois Reymonds, das sich noch heute behauptet, ein sieghaftes „Wir werden es wissen!" entgegenzusetzen. Er stellte der einseitigen verstandesgemäßen Methode, die sich heute sogar der Theologie und Kunstwissenschaft bemächtigt hat und bewußt oder unbewußt das Wesen der Welt irgendwie mechanisch erfaßt, die schöpferische, vom kosmischen Erleben und Schauen befruchtete geisteswissenschaftliche Methode entgegen, für die es keine Grenzen, sondern nur Stufen der Welterkenntnis gibt, je nachdem die im Menschen vorhandenen Bewußtseins-, Gefühls- und Willenskräfte zur Entwicklung gebracht sind. Wie bereits Paulus auf die unbegrenzten Erkenntnisfähigkeiten im Menschen hingewiesen hatte mit jenem Wort 1. Kor., 2. V, 11: „Der Geist erforschet alles, auch die Tiefen Gottes", und wie Goethe als wissenschaftlicher Revolutionär gegen Newton und Kant im Faust und in seinen naturwissenschaftlichen Werken eine einzigartige fruchtbare Erkenntnismethode aufgedeckt hat — noch immer mißverstanden und ungekannt —, so ließ Steiner einen neuen Erlebnis- und Erkenntnistypus Mensch erstehen, zu dem freilich die in Kantischen Dogmatismus eingespannte Schulweisheit niemals den Zuweg finden wird. Die in Dornach zahlreich versammelte akademische Jugend aber begriff, daß der von Steiner aufgedeckte Erkenntnisweg der „reinen Phänomenologie" nach außen und des „reinen, sinnlichkeitsfreien Denkens" nach innen eine Durchbruchspforte durch die physische Sinneswelt bietet zum imaginativen, inspirativen und intuitiven Erschauen und Erkennen einer wesenhaften, real-geistigen Welt. Neben oder hinter die Erfahrungswelt der Sinne stellt sich, sie durchwirkend und durchleuchtend, eine unerhört intensive Erfahrungswelt unseres zum Weltorgan ausgebildeten seelisch geistigen Organismus. Der Mensch erlebt sich ichbewußt als unsterbliche kosmische Wesenheit.

„Begriffe und Ideen wandeln sich aus der Abstraktheit in ein Konkret-Geistiges ... Man fängt an zu wissen, daß man auch im Schlafe außerhalb seines physischen Leibes mit seinem Seelisch Geistigen existiert ... Eine wesenhafte Geistwelt tritt an die Stelle der leeren, ausgesogenen metaphysischen Welt der Atome, der Moleküle. Sie tritt uns als dasjenige entgegen, was in Wahrheit hinter den Erscheinungen der physisch-sinnlichen Welt steht." (Aus einem Referat der „Volkswacht am Bodensee".)

Weil sofort beim Aussprechen solcher Wahrheiten automatisch das Froschgequake der Kritik von seiten der sogenannten Realisten und Lebenspraktiker einsetzt, deren Praxis den sozialen Abbau der Gegenwart leistet, so sei dem das Urteil eines Großindustriellen über die Geisteswissenschaft entgegengestellt, wie es in Dornach ausgesprochen wurde. Fabrikdirektor Emil Molt, der Begründer der freien Waldorfschule in Stuttgart, sagte in seinen Vorträgen über „Der Industrielle in Vergangenheit und Zukunft vom Gesichtspunkte der Geisteswissenschaft": „Der Praktiker muß heute merken, daß er am Ende ist, daß er lernen muß, sich in denkerischer Weise mit der Welt auseinanderzusetzen ... Ich bin zunächst im kaufmännischen Denken von der Geisteswissenschaft erfaßt worden. Wenn sie richtig und tief genug aufgefaßt wird, muß sie bis in die Bilanzen hineingehen! — Es handelt sich darum, daß wir Industriellen erkennen, wir haben zuerst den Menschen auszubilden und dann erst den Berufsmenschen. Der Kaufmann muß Psycholog sein, er hat es zu tun mit Menschen. — Es ist nicht mehr weiter zu kommen mit dem instinktiven Handeln. Es ist nur ein chaotisches Hinfließen da, das zum Zusammenbruch führt. Das Wollen muß geführt werden von einem klaren Denken."

Mit diesem aus Erkenntnis und Erfahrung gewachsenen Bekenntnis verband sich

von allen Seiten das Zeugnis der anderen Wiſſenſchaftler und Künſtler, die über ihre Forſchungs- und Schaffensgebiete im Licht anthroposophiſcher Erkenntnis Weſentlichſtes boten. Es zeigte ſich, daß eine nach geiſtig wiſſenſchaftlicher Methode arbeitende Mathematik, Chemie, Philologie, Geſchichtswiſſenſchaft, Pädagogik und Sozialwiſſenſchaft ſich zu einem gewaltigen Erkenntnis- und Lebensorganismus zuſammenſchloſſen, der im Sinne Goethes das noch unverſtandene „lebendige Buch" der Natur und der Menſchenſeele zu einem verſtändlichen machte. Jede Wiſſenſchaft, ſo war die ſtete Konſequenz, wird trotz aller Logik zu einem weſenloſen abſtrakten Theoriegeſpinſt ohne objektiven Weltwahrheitsgehalt, wenn ſie auf ihrem Forſcherweg die Hauptſache, den Kern der Natur, den lebendigen Menſchen verliert. Ein anderes iſt die abſtrakte Kopflogik, ein anderes die Tatſachenlogik kosmiſcher Schöpferkräfte, zu denen auch der gefühls- und willensbegabte Menſch gehört, der den beſten und tiefſten Teil ſeines Weſens auslöſcht, wenn er nur Verſtandeswahrheiten glaubt und nach Kants Dogma keine andere Erkenntnismöglichkeit als die bis heute entwickelte anerkennt.

Wie anders ein Wiſſenſchaftler, der zugleich praktiſcher Pädagog iſt, z. B. über Phyſik lieſt, als ein weltentrückter Katheder-philoſoph, das zeigten die Ausführungen Hermann v. Baravalles, eines Lehrers der Waldorfſchule. Er entwickelte die heutigen phyſikaliſchen Anſchauungen über das Weſen der Farben-, Ton- und Wärmeerſcheinungen als bloßer Formen von Bewegungsenergien: Die lebendige Erſcheinungswelt wird eigentlich zu einer Lüge unſerer Sinne umgeſtempelt. Alles ſind in Wahrheit Schwingungen, die man errechnen kann, ob Licht, Farbe oder Ton: alles iſt Mechanik. „Dieſes Weltbild nehmen Tauſende von Kindern in ſich auf. Daraus ſollen ſie Lebenskraft ſchöpfen! Es wird geſagt: Es iſt wiſſenſchaftlich erforſcht. Man zeigt Rechnungen, es erſcheint keine Lücke, alles iſt logiſch: Das Kind muß kapitulieren. Und doch erzieht man es auf dem Weg einer Weltlüge... Auf der erſten Seite jeder Phyſiklehre wird regelmäßig folgendes klargeſtellt: Alle Begriffe der Phyſik leiten ſich ab von den drei Grundbegriffen Weg, Zeit und Maſſe. Alles andere läßt ſich auf ſie zurückführen. Wer aber ſcharfen Ohres hinhorcht, weiß, daß damit ſchon gegeben iſt, wohin man kommen muß. Es können nur Bewegungsformen in der Welt ſein, wenn man dieſe drei Begriffe annimmt. Es kann nichts anderes Platz haben. — Heißt das aber unbefangen beobachten, wenn ich von beſtimmten Grundbedingungen ausgehe? Wie macht es eine tendenziöſe Wiſſenſchaft, die ſich auf dieſe Begriffe aufbauen will — wie gießt ſie die ganze Welt hinein in dieſe Begriffe und wirft alles andere hinaus, den ganzen Menſchen mit Licht und Farbenerlebnis?" ...

Es iſt ja innerhalb dieſer Skizze nicht möglich, die exakten Beweisführungen ſowohl des Phyſikers wie des Mathematikers und Mediziners nachzuzeichnen, die nun mit unerbittlicher Konſequenz ein ſolches Bild der Natur und des menſchlichen Organismus entwickelten, in dem der Menſch als ſeeliſch-geiſtiges Weſen nicht nur Platz, ſondern zentrale, ſchöpferiſche Bedeutung hat. Es ſei daher darauf hingewieſen, daß ſämtliche Dornacher Vorträge in abſehbarer Zeit im Stuttgarter Verlag „Der kommende Tag"* als Buch erſcheinen werden.

In Fachſeminarien und allgemeinen Diskuſſionsabenden wurde von den Kursteilnehmern durchgeſprochen und weiter ausgebaut, was die Vorträge angeregt hatten. Zum Zweck praktiſcher Weiterarbeit außerhalb Dornachs bildeten ſich außer einer techniſchen und mediziniſchen Vereinigung eine „Internationale Lehrervereinigung auf Grund anthroposophiſcher Pädagogik", die ſich zum Ziel geſetzt hat, in allen

*„Bund für Dreigliederung." Stuttgart, Champignyſtr. 17.

Ländern Europas für Schulgründungen im Sinne der Stuttgarter Waldorfſchule zu arbeiten.

Zu all dieſem kamen noch die begeiſtert aufgenommenen eurhythmiſchen Darbietungen von Damen und Kindern. Schon die erſte Aufführung veranlaßte über 100 Gäſte zur Teilnahme an eurhythmiſchen Kurſen, die von Damen verſchiedenſter Nationalität abgehalten wurden. Wer ſich über dieſe aus dem Weſen des Menſchen herausgeſtaltete Raumbewegungskunſt nach Rezitation oder Muſik näher orientieren will, ſei hingewieſen auf das Heft „Erziehungskunſt“ der Zeitſchrift „Soziale Zukunft“.

Gerade gegenüber der Eurhythmie werden immer wieder die geheimnisvollen Bedenken gewiſſer Kritiker wach, die in jeder bewußten Geſtaltung ein Ertöten alles ſchöpferiſchen Gefühles wittern. Dieſen ſei prinzipiell ein Wort aus Wilhelm Meiſters Wanderjahren entgegengehalten, das gerade im Hinblick auf die gefühlerfüllteſte Kunſt, die Muſik, ausgeſprochen wird: „Was uns aber zu ſtrengen Forderungen, zu entſchiedenen Geſetzen am meiſten berechtigt, iſt: daß gerade das Genie, das angeborene Talent ſie am erſten begreift, ihnen den willigſten Gehorſam leiſtet. Nur das Halbvermögen wünſchte gern eine beſchränkte Beſonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu ſetzen, und ſeine falſchen Griffe unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbſtändigkeit zu beſchönigen (2. Buch, 9. Kap.).

Die Teilnehmer der Dornacher Kurſe vermögen zu bezeugen, welche Erkraftung, Beſeelung und Rhythmiſierung ihres ganzen Gefühls- und Willenslebens ſie durch die Eurhythmie erfuhren. Wie die Architektur des Goetheanums, ſo erwies ſich durch intenſives Einleben auch die Eurhythmie als tiefſte und wahrhaftigſte Kunſtgeſtaltung im Goetheſchen Sinn. Wie man heute immer noch äſthetiſierend und reflektierend an Goethe vorbeilebt, ſo wird man auch dieſer Kunſt, ja der ganzen Geiſteswiſſenſchaft gegenüber hilflos bleiben, wenn man nicht kraft ſeines inneren, durchgöttlichten ſchöpferiſchen Ichbewußtſeins „auf den Gipfel der Natur geſtellt, ſich wieder als eine ganze Natur anſieht, die in ſich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu ſteigert ſich der Menſch, wenn er ſich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Bedeutung und Harmonie aufruft und ſich zuletzt zur Produktion des Kunſtwerkes erhebt“. (Goethe)

Dies konnte jeder, der es nur ernſthaft verſuchte, an der eigenen Seele erleben, wenn er beim Anhören der verſchiedenſten Vorträge in ſich „Wahl, Ordnung, Bedeutung und Harmonie“ aufrief und dann im nachſchaffenden Erſchauen der Säulen, Kuppeln und Architrave die künſtleriſch-ſtiliſtiſch gegebene Antwort auf die Frage erlebte: Was bin ich als Menſch?

An zwei polar ſich ergänzenden Erlebniſſen konnte man vor allem durch den Bau zum weltgemäßen Begreifen des eigenen Weſens kommen: Wenn nachts die Kuppeln des Baues ſich leiſe verdämmernd in die gewaltige Sternenkuppel tauchten und von innen durch die farbigen Fenſter ein mildes aber intenſives Licht erſtrahlte, dann wurde vor dem inneren, Rückſchau haltenden Blick die Imagination des Stalles von Bethlehem und vorausſchauend das Bild der Gralsburg lebendig. Und ſaß man tags im Inneren des Baues, wenn ihn die flutende Sonne mit Farben durchwob, dann ſchienen Wände und Formen durchſichtig zu werden: die eigene Seele wurde zum Bau und fühlte ein gewaltiges ſieghaftes Streben nach lebendigem, liebedurchwirktem Tun.

Als die Kurſe nach drei Wochen intenſivſter Arbeit ſchloſſen, nahm jeder tief innerlich jenen „heiligen Ernſt mit hinaus, der allein das Leben zur Ewigkeit macht“.

Wil Salewski

Hegel und Steiner!

Bei den Darlegungen der Anthroposophie und bei Auseinanderſetzungen mit ihr ſpielt naturgemäß die Frage nach dem Verhältnis von Philoſophie und Anthroposophie eine große Rolle, weil die Anthroposophie in philoſophiſch-wiſſenſchaftlicher Form auftreten muß, um den Zeitgenoſſen ſich begreiflich zu machen, und doch wieder ihrem Inhalt nach nicht bloße Philoſophie zu ſein als ihre Lebensberechtigung angeben muß.

Unter den Philoſophien, mit denen die Anthroposophie ſich auseinanderſetzen muß und mit denen ſie zu vergleichen naheliegt, ſpielen die idealiſtiſchen Syſteme eines Fichte, Schelling und Hegel eine Hauptrolle, weil in ihnen die ausgeſprochen philoſophiſche Entwicklung einen Höhepunkt erreicht hat. Und von ihnen hat beſonders Hegel mit einer Konſequenz, die ſelbſt ſeinen Gegnern Achtung abnötigt, das Gedankenleben in ſeiner Reinheit auszubilden ſich bemüht, ſo daß er ſchon deshalb reizt, zum Vergleichsphiloſophen verwendet zu werden.

Nun iſt bemerkenswert, daß bereits ein Engels, der ja durch die Schule von Hegel hindurchgegangen iſt, darauf aufmerkſam gemacht hat, daß eigentlich ein gewiſſer Widerſpruch liege in dem Aufbau des gigantiſchen Hegelſchen Syſtems, das mit einem gewiſſen Anſpruch auf abſchließenden Wert in der Geſchichte der Philoſophie auftrete, und der dialektiſchen Methode Hegels, vor der nichts dauernden Beſtand habe, vielmehr alles in den Strom des Werdens hineingeſtellt ſei. Hegel ſelber hat zwar, wie Roſenkranz berichtet, mit Humor die ſchon bei ſeinen Lebzeiten aufgetretene Meinung abgewieſen, daß er ſein Syſtem für das letzte in der Gedankenentwicklung halte, aber es iſt doch keine Frage, daß in der Hegelſchen Philoſophie tatſächlich ein gewiſſer Abſchluß der rein philoſophiſchen Entwicklung der Menſchheit vorliegt und daß durch Hegels beſondere Stellung in der Gedankenentwicklung in ſein Syſtem ein Moment des Abſchließens hineingekommen iſt, das in einem gewiſſen Widerſpruch zu ſeiner alles Abſchließende verneinenden und aufhebenden Dialektik liegt.

Hegel hat die Macht des menſchlichen Gedankens über alle Gebiete, die dem menſchlichen Erkennen zugänglich ſind, auszudehnen ſich bemüht: mit einer für ſeine Zeit großartigen Kenntnis der Wiſſenſchaften ausgerüſtet, hat er es unternommen, den Zuſammenhang der Gedanken aller dieſer Wiſſenſchaften aufzubauen, ihren gemeinſamen ideellen Bauplan hervortreten zu laſſen. Alle Anwandlungen von Schwäche des Gedankenlebens, daß ihm nicht alle Seinsgebiete erreichbar wären, wie das ſcholaſtiſche Auffaſſung war, hatte er völlig überwunden. Alles kann der Menſch, ſo war ſein Erleben, auf Gedanken zurückführen, die Grundlage der geſamten Welterſcheinungen einſchließlich des Menſchen iſt gedanklicher, ideeller Art. Dieſe Ideen ſind das wahrhaft Seiende in der Welt, auf ihnen beruht die Fülle, Mannigfaltigkeit und Vielheit der Erſcheinungen, die ins menſchliche Bewußtſein treten. Wenn der Menſch zu den Ideen aufſteigt, dann erhebt er ſich in die Region der Weltgedanken, dann denkt er nicht mehr ſeine Gedanken als bloße ſubjektive Gedanken, ſondern dann denkt in ſeinem menſchlichen Denken das Weltendenken. Das menſchliche Bewußtſein iſt gleichſam der Schauplatz, auf dem ſich menſchliches Denken und Weltdenken durchdringen, ſo daß beide einen Fortſchritt erleben: das menſchliche Denken erweitert ſich zum Weltendenken, gewinnt Anſchluß an das Reich der Ideen, und das iſt das Reich der Freiheit — und das Weltendenken kommt zu einer höheren Stufe ſeines Bewußtſeins, weil es im menſchlichen Bewußtſein ſich zum Gegenſtande wird. Beſonders deutlich tritt dieſes Ineinandergewobenſein von menſchlichem und univerſellem Denken nach Hegel in der Weltgeſchichte zutage, die der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit iſt.

Hegel legt nun den größten Wert darauf, daß ſein Ideendenken nicht irgendwie mit dem abſtrakten Denken verwechſelt werde: er verſteht unter Ideen in ſich bewegliche Gedanken, Inbegriffe vieler Möglichkeiten, denen er die abſtrakten Begriffe als inhaltleere Formen entgegenſetzt. Der Menſch muß ſich in Hegels Sinne von der äußeren Wahrnehmungswelt durch die Vorſtellungen, die inneren ſeeliſchen Repräſentanten der Wahrnehmungen zu den abſtrakten Begriffen, den alles eigentlich Wahrnehmungshaften entkleideten bloßen Formen der Vorſtellungen begeben, aber er darf bei ihnen nicht ſtehenbleiben, ſondern muß ſie auch nach der anderen Seite hin als bloße Formen anſehen, in die die Ideen als inhaltliche, lebensvolle Gedanken hineinragen. Die abſtrakten Begriffe ſind von der einen Seite her geſehen inhaltleere Inbegriffe von Vorſtellungen und von der anderen Seite her Spezialfälle der Ideen. Der abſtrakte Begriff eines Dreiecks iſt nur eine gedanklich feſtgehaltene Form des Dreiecks überhaupt, aus der man wohl die Lehrſätze des Dreiecks ableiten kann, aber er iſt nur *eine* Form der Idee des Dreiecks, bei der alle Seiten gedanklich in Bewegung gehalten werden, ſo daß aus dieſer gedanklich bewegten Dreiſeitigkeit die verſchiedenen Dreiecke als gedanklich feſtgehaltene Formen hervorgehen können. Die Urpflanze iſt der lebendige, bewegliche Inbegriff aller möglichen Pflanzen, der Urorganismus der Inbegriff aller möglichen Organismen uſw., der Volksgeiſt der Inbegriff aller Möglichkeiten der Menſchen ſeines Volkes, der Weltgeiſt der Inbegriff der Volksgeiſter uſw. Überall ſieht man Hegels Beſtreben, zu Ideen vorzudringen als den Einheiten der Vielheiten, die ſich der äußeren Beobachtung zunächſt in Natur und Geſchichte darſtellen ...

Beſonders charakteriſtiſch für Hegel iſt ſeine Staatslehre: da geht er auf die Volksgeiſter als die Inbegriffe der Möglichkeiten eines Volkes, als die innere Einheit der Menſchenvielheit zurück — er läßt die Volksgeiſter gewiſſe Exemplare der Gruppe der Menſchen, die ſie zu ihrem Schauplatz machen, ergreifen und mit ihrer Volksgeiſtkraft durchdringen, ſo daß dieſe Helden die äußeren Staatseinrichtungen, die allgemeinen Geſetze und Ordnung als einen Leib dieſer Volksgeiſter ſchaffen. Dieſe Einrichtungen haben einen generellen Charakter, ſind für die Vielheit der in dem äußeren Staate zuſammengeſchloſſenen Menſchen verbindlich. Indem nun die einzelnen Menſchen die generellen Beſtimmungen der Geſetze in ſich aufnehmen, zur Triebkraft ihres ſubjektiven, gegenüber dem generellen, allgemeinen Charakter der Geſetze abſtrakten Willens machen, verbindet ſich ein allgemeines Ideelles mit einem abſtrakten Einzelnen, gewinnt das allgemeine Geſetz beſondere Verkörperung — und darin beſteht die Moralität des Menſchen: dieſe allgemeinen im äußeren Staate gegebenen Geſetze in ſich lebendig zu machen. Nicht die Menſchen machen Geſchichte, ſondern die Volksgeiſter, die Inbegriffe vieler Menſchen. Nicht der einzelne Menſch iſt Triebkraft der Geſchichte, ſondern der allgemeine generelle Menſch: der Volksgeiſt. Volksgeiſter ſind die wahren Individuen, die durch die Geſchichte ſchreiten.

Bei dieſer ganzen Auffaſſung Hegels erkennt man deutlich, wie er über den Menſchen hinweg ſieht. Auch der einzelne Menſch iſt eigentlich nach Hegel ſelbſt weſentlich Gedanke und Idee, aber auf die Idee des Menſchen läßt ſich Hegel nicht in dem Maße ein, wie auf andere ihr über- und untergeordnete Ideen. Er müßte nach ſeiner Philoſophie der Inbegriffe jeden einzelnen Menſchen auf ſeinen Inbegriff hin gedanklich zu durchdringen trachten, aus dem die vielen Möglichkeiten dieſes Menſchen, ſeine mannigfaltigen Seelenerſcheinungen und Taten in der Welt hervorgehen. Er müßte auf den Menſchen anwenden, was er den Inbegriffen oder Ideen ſonſt zu-

geſteht: daß ſie die Triebkräfte ihrer Einzeldarſtellungen ſeien. Er müßte alſo die menſchliche Idee voll eingegliedert haben in das Reich der Ideen oder der Freiheit. Er hätte in jedem Menſchen den Zugang zum freien Ideenreiche zugeſtehen müſſen. Daß jeder Menſch als Idee, als Mitglied des Ideenreiches aus Freiheit heraus, aus ſeiner Freiheit heraus müſſe handeln können, daß jeder Menſch, wenn er aus Ideen heraus handle, frei handle und neue moraliſche Möglichkeiten habe — das hat Hegel nicht geſehen. Er war eben eingeſtellt auf die Darſtellung der bereits in der Welt wirkſamen Ideen, nicht aber auf die Beobachtung oder beſſer geſagt das Erleben der moraliſch produktiven Idee des Menſchen, die darum noch nicht ſtaatlich manifeſtierte moraliſche Möglichkeiten in ſich hat.

Die Hegelſche Lehre vom Menſchen mußte alſo ergänzt werden durch die „Philoſophie der Freiheit" Rudolf Steiners, die das im Menſchen aufdeckt, was der Inbegriff ſeiner verſchiedenen empiriſchen und abſtrakten Darſtellungen in der Welt, was ſeine wahrhafte Einheit iſt. Dieſe Idee des Einzelmenſchen nun, dieſes wahrhaft Reale in ihm, unterſcheidet ſich von allen anderen Ideen dadurch, daß in ihr ſich der Menſch doch ſelber erfaßt, daß er ſie nicht bloß erkennt, ſondern als ſich ſelbſt erlebt. In dieſem Erleben ſeiner eigenen Idee tritt aber der Menſch aus dem bloß Gedanklichen in die Sphäre des Weſenhaften, iſt er nicht mehr bloß erkennend, ſondern ſchaffend, erlangt er den Zugang zu den ſchaffenden Weſenheiten der Welt, zu dem Reich der realen Freiheiten.

Hegel blieb der Idee des Menſchen gegenüber in der gedanklichen Sphäre ſtecken, kam nicht hinein in das Erleben des Ichs. Dem Menſchen, dem Menſchen im Menſchen gegenüber blieb er philoſophiſcher Syſtematiker, wurde er nicht beweglicher Methodiker: damit aber blieb er überhaupt in der gedanklichen Ordnung, dem Syſtem der Begriffe und Ideen ſtecken, ja geradezu auch in der Dialektik als Ordnungslehre eines verkörperten Vorhandenen, dadurch kam er nicht hinein in das Erleben aller dieſer Ideen, ſo beweglich, ſo inbegriffartig er ſie ſonſt denken mochte. Er drang nicht vor, wenn man ſo ſagen ſoll, in das noch produktive Weltendenken. Er dachte in vorhandenen verkörperten, aus dem produktiven Weltendenken herausgeſetzten Ideen; er ſpazierte mit Hilfe ſeiner Dialektik in dieſem Reich der bereits zur Verkörperung gelangten Ideen umher, wenn der Ausdruck erlaubt iſt.

In der Welt, die dem erlebten, nicht bloß gedachten Ich zugänglich iſt, in der das erlebte Ich das ihm Verwandte erlebt, vorzudringen heißt: den Schritt von der Philoſophie der Freiheit zur Anthroposophie Rudolf Steiners machen. Iſt ſchon das Erleben des eigenen Ichs für den Menſchen nicht mehr bloßes Denken, ſo iſt erſt recht das Erleben der Ichwelt, zu der das erlebte Ich, die erlebte Idee des Einzelmenſchen den Zugang eröffnet, nicht bloßes Denken: es iſt höhere Anſchauung, höheres Bewußtſein. Da im eigenen Ich der Menſch ſozuſagen ſelbſt noch darinnen iſt, wenn er es auch erlebt als etwas dem gedachten Ich real Zugrundeliegendes, wenn man bei dieſem Erleben ſchon von innerer Diſtanz und damit höherer Anſchauung ſprechen kann, ſo erſt recht bei dem Erleben der Weſenhaftigkeit der anderen Ideen, da bei ihnen gleichſam zur inneren Diſtanz des niederen und des höheren Ichs die Andersheit hinzukommt. Die höhere Anſchauung liegt dann auf der Innenſeite des abſtrakten Begriffs ebenſo wie auf der Außenſeite die äußere Wahrnehmung. Im abſtrakten Begriff durchſchreitet der Menſch einen Nullpunkt an Inhalt, auf deſſen einer Seite die Vorſtellungsinhalte, auf deſſen anderer Seite die Ideeninhalte gleichſam liegen.

Was nun der abſtrakte Begriff gegenüber der Idee, das iſt gegenüber der Idee

des Menſchen ſeine Perſönlichkeit als die Form, in der die Idee ſich darſtellt: die Perſönlichkeit iſt eine Möglichkeit für die Idee des Menſchen, für den Inbegriff ſeiner Möglichkeiten. Gedanklich geſehen kann der Menſch ſeine Perſönlichkeit als eine von vielen möglichen Darſtellungen ſeines Inbegriffs erkennen. Wenn er ſeine Idee erlebt, wenn er bewußte Individualität wird, erlebt er die Vielheit der Formen ſeiner Ich-einheit, kommt er zum ſchauenden Bewußtſein ſeiner wiederholten Erdenleben und damit dazu, ſeine reale Stellung in der Welt zu erleben, einzudringen in die Realitäten ſeines Werdeganges, in die reale Geſetzmäßigkeit ſeiner Verkörperungen. Dann kann er korrigierend eingreifen in ſein Karma — eben dieſen realen Zuſammenhang ſeiner Exiſtenzen und ſich dadurch zum realen Erlebnis machen, was Hegel nur ausdrücken konnte, indem er ſchrieb: die Weltgeſchichte iſt der Fortſchritt im Bewußtſein der Freiheit.

Sucht Hegel die Menſchen anzuleiten zu ſinnlichkeitsfreiem Denken, ſo ſucht die Anthroposophie die Menſchen anzuleiten zu ſinnlichkeitsfreiem Erleben, zu dem Aufſteigen in eine überſinnliche Welt, zu ſchauendem Bewußtſein, das fern von aller Subjektivität und Vereinzelung den Menſchen, den erwachten Menſchen hineinſtellt in den realen Zuſammenhang der Iche. Dadurch aber wird wahre Moral begründet. Was Hegel zuſtande kommen ſah aus der äußeren Einheit der Staatsgeſetze als dem Ausdruck von Volksgeiſtinhalt und Weltgeiſtinhalt: die Einheitlichkeit der Völker und der menſchlichen Geſellſchaft bei aller Vielheit der Volksangehörigen und der Menſchen — das ſieht gewährleiſtet von realen, geiſtig die Iche verbindenden Lebensſphären, aus der produktiven Welt heraus Rudolf Steiner. Walter Kühne

Die Waldorfſchule Das Erlebnis der geiſtigen und ſozialen Not unſeres Volkes rief Dr. Rudolf Steiner bereits zu einer Zeit auf den Plan, als man weit und breit noch alles in ſchönſter Ordnung fand. Seit den letzten Kriegsjahren ſchon ſtand es ihm feſt, daß nicht nur der Aufbau unſeres ſo ſtolzen Staats- und Kulturgebäudes bedroht war, ſondern daß das ganze Lebensfundament unterhöhlt und Rettung nur von einem völligen Neubau von den Wurzeln her zu hoffen war. Das Bild einer neuen menſchlichen Geſellſchaft umriß Steiner dann in ſeinem ſo bekannt gewordenen Buche: „Die Kernpunkte der ſozialen Frage“, in dem der Gedanke der „Dreigliederung des ſozialen Organismus“ zuerſt der breiten Öffentlichkeit vorgetragen wurde. Grundlegend aber war die Erkenntnis, daß „die Frage der Sozialiſierung in erſter Linie eine geiſtige und keine materielle“ ſei, und daß man damit beginnen müſſe, „die Köpfe zu ſozialiſieren“. Und unter tatbereiten Mitgliedern der Anthroposophiſchen Geſellſchaft fand Dr. Steiner die Menſchen, die gewillt waren, mit dieſer Erkenntnis Ernſt zu machen.

Kommerzienrat E. Molt, Direktor der bekannten Zigarettenfabrik Waldorf-Aſtoria in Stuttgart war der erſte. (Man wird dabei an das Wort Oswald Spenglers erinnert: „Die ſozialethiſche Geſinnung des 20. Jahrhunderts iſt, wenn ſie über eine berufsmäßige Agitation hinaus Tat werden will, eine Sache für Millionäre.“) Zunächſt wurde in der Fabrik, als Gegengewicht gegen die verkürzte Arbeitszeit, eine Arbeiterfortbildungsſchule gegründet. Der Unterricht dort iſt ſehr vielſeitig und berückſichtigt die verſchiedenartigſten Neigungen, betont aber doch vor allem praktiſch Verwertbares, wie Zeichnen, Schreiben, Rechnen, fremde Sprachen uſw.

Wie aber jede Erziehungsarbeit durch ihre eigene, innerſte Notwendigkeit getrieben wird, immer weiter auszugreifen, ſo ergab ſich auch hier bald der Wunſch, nicht

nur am letzten Aufbau helfend und beſſernd einzugreifen, ſondern womöglich den Bau der Geſamterziehung vom Fundament an neu zu beſtimmen. Dieſer Gedanke wurde unterſtützt durch Steiner, der in ſeiner Kritik der bisherigen Schule und Pädagogik die Notwendigkeit und Möglichkeit radikaler Erneuerung aufzeigte. So erfolgte am 7. September 1919 die Gründung der freien Waldorfſchule in Stuttgart. Sie ſoll ſein eine „Einheitsſchule, in der Knaben und Mädchen der verſchiedenſten Bekenntniſſe nebeneinanderſitzen, ohne Unterſchied des Ranges oder der Klaſſen. Der Sohn des einfachen Arbeiters wird die gleiche Ausbildung genießen, wie der Sohn des Leiters. Wer wirklich fleißig arbeitet, wird weiterkommen, und durch dieſe freie Konkurrenz wird wahrer Fortſchritt möglich.“ So iſt der beherrſchende Antrieb der neuen Schulgründung der ſoziale; dem Ausgleich der Klaſſen, der Beſeitigung der Hemmungen, die aus wirtſchaftlicher und ſozialer Gebundenheit und Verſchiedenheit entſtammen, gilt ihre Hauptarbeit. Demgegenüber werden aber die Trennungen, die ſich aus der konfeſſionellen Zerſpaltung des deutſchen Volkes ergeben, weder unbeachtet gelaſſen (wie bei ſo manchem Einheitsſchultheoretiker!), noch wird der Verſuch einer künſtlichen Überwölbung durch eine nicht bodenſtändig verwurzelte Weltanſchauung gemacht. Die Waldorfſchule iſt Simultanſchule, was wohl noch auf lange Zeit hinaus die relativ beſte Löſung für die deutſche Schule überhaupt ſein wird. Der äußere Aufbau iſt der der folgerichtigen Einheitsſchule: die möglichſt alle und alles umfaſſende Volksſchule bis zum 14. Lebensjahre, daran anſchließend Kurſe und Ausbildungsmöglichkeiten der verſchiedenſten Art für die verſchiedenſten Berufe, auch für das Hochſchulſtudium; und die Krönung ſoll eine „Freie Hochſchule“ ſein, deren Plan ernſthaft erwogen wird.

Die pädagogiſche Grundlegung, wie überhaupt den geſamten geiſtigen Antrieb gab Steiner. Seinen Reden und Aufſätzen iſt das Folgende entnommen.

Alles, was wir erkennen, wiſſen, wirken oder künſtleriſch vollbringen können, wird erſt ein Höchſtes durch die Idee der Erziehung, d. h. wenn wir es wieder lebendig werden laſſen im nachfolgenden Geſchlecht. So iſt Erziehung und Unterricht: Lebendig werdende Wiſſenſchaft, lebendig werdende Kunſt, lebendig werdende Religion. Darum iſt eine völlige Erneuerung unſeres Erziehungsweſens nötig, vor allem auch der Lehrerbildung. Was der Lehrer als *Weſentlichſtes* braucht, gerade das kann ihm die Wiſſenſchaft nicht geben. Das Wiſſen beherrſcht die Natur, ihre Geſetze und ihre Kräfte, aber es ſchwächt das Gemüt und den Willen. Jedes Wiſſen iſt verderblich, wenn nicht mit ihm zugleich *Liebe* einſtrömt in die Seele und *werktätiges Wollen*. So kann über die Eignung zum Lehrberuf nicht eine Prüfung des Wiſſens entſcheiden, ſondern ob der Betreffende ſeinem Weſen und ſeiner Perſönlichkeit nach *berufen* iſt, Menſchenbildner zu ſein.

In der Erkenntnis, wieviel weſentlicher für eine neue Schule der neue Lehrer iſt, alſo jede organiſatoriſche Änderung, hat Dr. Steiner für diejenigen Lehrer, die ſich für die Arbeit an der Waldorfſchule gemeldet hatten, einen Vorkurſus abgehalten, um ſeine pädagogiſchen Gedanken in ihnen lebendig und wirkſam zu machen. Als notwendige Vorausſetzung aller pädagogiſchen Einwirkung erkennt Steiner die genaue Erforſchung der Entwicklungsſtufen des Menſchen, ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge, ihrer inneren Geſetzmäßigkeit und Verſchiedenheit. Wie unſere Zeit nicht einfach die um Jahrhundert um Jahrhundert verlängerte gerade Linie aus der Vergangenheit in die Zukunft iſt, ſondern als Geſchichte einen ſchickſalhaften Ablauf mit Sprüngen, Stillſtänden und ſeltſamen Verkehrungen darſtellt, ſo auch die Entwick-

lung des Einzelmenſchen: der Erwachſene iſt nicht einfach ein altgewordenes Kind. Steiner erklärt die Wandlungen im Werdegang des jungen Menſchen für ebenſo tiefeinſchneidend wie bei der Metamorphoſe des Schmetterlings aus Raupe und Puppe. Daher auch ſeine ſcharfe Ablehnung der Anſprüche der experimentellen Pſychologie, die im beſten Fall Vorhandenes feſtſtellen, niemals aber das ſich geſtaltend Umgeſtaltende erfaſſen und berechnen kann. Dieſer Entwicklung nun, ihren Wendepunkten (im 6./7., 9./10., 12./13. und 14./15. Lebensjahre) und ihren beſonderen Merkmalen, Bedürfniſſen und Leiſtungsmöglichkeiten geht Steiner mit großer Aufmerkſamkeit nach und weiſt dadurch die Pädagogik erneut auf das Gebiet hin, das ſie niemals hätte verlaſſen dürfen: die Eigengeſetzlichkeit des werdenden Menſchen. (Hier iſt der Punkt, wo unſere geſamte Erziehungsweisheit ſamt Steiner heute auf die Probe geſtellt wird: Hat die Erziehung das Recht, dem frei ſtrebenden Triebe aus dem Menſcheninnern ein Geſetz von außen, die Form der Gemeinſchaft, in die er hineingeboren iſt, aufzuprägen — oder nicht? Perſon oder Gemeinſchaft — an der Löſung dieſes Problems werden wir geneſen oder ſcheitern.)

In vielem iſt die Pädagogik Steiners der Verſuch, die Weisheit der „Pädagogiſchen Provinz" endlich für uns fruchtbar zu machen. Und wahrlich, der Pädagoge Goethe iſt nicht veraltet; im Gegenteil: für vieles iſt ſeine Zeit eben erſt oder noch kaum gekommen. So lehnt Steiner mit ihm die Wahlentſcheidung: Menſchheitserziehung oder Berufserziehung ab; denn in einem höheren Sinne ſind ſie keine Gegenſätze. So iſt auch Ausbildung der Hand nur die notwendige Ergänzung der Geiſtesbildung im ſonſtigen Unterricht. Es gilt, wie Goethe ſagt, „das Tun am Denken, das Denken am Tun zu prüfen". Und: „Lebenstätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt". So Steiner: „Ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß derjenige, der nie mit der Hand gearbeitet hat, keine Wahrheit in der richtigen Weiſe ſehen kann, daß er niemals richtig im Geiſtesleben drinnen ſteht."

Noch an einem Punkt führt die pädagogiſche Einſicht Steiners bis zu tiefſten Erkenntniſſen der größten Erzieher: in der Wertſchätzung der Muſik für die Erziehung des Menſchen. Heißt es doch ſchon in Platos „Staat": „Nirgendwo wird am Charakter der Muſik geändert, ohne daß auch die bedeutendſten Geſetze des Staates in Mitleidenſchaft gezogen werden." Und wieder in der „Pädagogiſchen Provinz": „Bei uns iſt der Geſang die erſte Stufe der Ausbildung; alles andere ſchließt ſich daran an und wird dadurch vermittelt ... Deshalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum Element unſerer Erziehung gewählt; denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten." Das wirkende Element aber in der Muſik iſt vor allem der Rhythmus. Es iſt, als ob die Organe des Menſchen durch ihn gewiſſermaßen zurechtgeſchüttelt würden zu harmoniſchem Einklang, ſo daß kein Teil mehr in ſperriger Verquerung die Arbeit des andern ſtört, ſondern durch luſtvollen Zuſammenklang fördert. Es iſt uralte Weisheit, die vom tanzenden „Medizinmann" des primitivſten Urvolkes bis zur vollendeten kirchlichen Liturgie und vom barbariſchen Kriegsgeſchrei bis zur aufpeitſchenden Militärmuſik allen Kennern des Menſchen bewußt oder unbewußt zu Dienſten war und noch in der Selbſtrhythmiſierung jeder Maſſenbewegung wirkſam iſt. Nur die ſchabloniſierte Schule weiß nichts davon, deren Ideal der Schüler war, der nur noch einen ſtreng beherrſchten Antwortemund und Schreibefinger beſaß. Steiner ſucht dieſe Urkräfte der Erziehung wieder dienſtbar zu machen durch die

ſtarke Betonung der „Eurhythmie“, fein durchdachter und empfundener rhythmiſcher Körperbewegungen, die jeden Unterricht einzuleiten und gelegentlich zu begleiten hätten.

Aus der Verſenkung in die inneren Bedürfniſſe und die Gemütslage des Kindes kommt Steiner auch zur Ablehnung der Zwangsjacke des Stundenplanes, der ſein Geſetz nicht vom Kind, ſondern vom Stoff empfängt. Er fordert, wie Goethe, daß zu gewiſſen Zeiten und auf gewiſſen Entwicklungsſtufen periodenweiſe nur *eines* getrieben werde, was der Stufe am beſten entſpricht und ſo lange das Intereſſe dafür wachgehalten werden kann. Ebenſo wird auch die Schulaufſicht abgelehnt. Wer unter der geforderten *Selbſtverwaltung des Geiſteslebens* das Vertrauen erhielt, erziehen zu dürfen, iſt vor allem ſich ſelbſt und ſeinem Gewiſſen verantwortlich, in ſeiner Arbeit aber frei.

Die Waldorfſchule will eine wahre Einheits-*Volksſchule* ſein und lehnt darum auch die Differenzierung auf Grund der Begabung ab. „Nicht ſo ſoll man vorgehen, daß man aus der wenig bietenden Volksſchule diejenigen herausliest, denen man mehr bieten will, ſondern gerade umgekehrt, allen Kindern gibt man, ſoviel man nur irgend geben kann, und ſondert nur diejenigen aus, die infolge allzu geringer Begabung nicht mitmachen können.“ Darum ſollen alle bis zur Geſchlechtsreife beiſammenbleiben, aber jedem die Möglichkeit geboten werden, alles ihm Mögliche zu erfaſſen. In dem Beſtreben aber, „Allen alles“ zu geben, geht die Waldorfſchule den Weg, daß vom erſten Schuljahre an Fremdſprachen getrieben werden. Mag das auf welch kindliche Art immer gemacht werden, ſo ſtehen dem doch die allerſchwerſten Bedenken entgegen, auf die einzugehen aber hier nicht Raum iſt.

Der Staat hat das Schulmonopol für ſich in Anſpruch genommen. Die Tatſachen nehmen es ihm wieder aus der Hand, weil er das Recht nicht als Aufgabe empfand, als Aufgabe, nun auch ſeinerſeits die innere Entwicklung des Schulweſens in die Hand zu nehmen und neue Wege zu weiſen, ſtatt ſtets hintennachzuhinken. Und dies Verſagen des Staates iſt wieder ein ſtarker Antrieb für die Bewegung zur Entſtaatlichung des Schulweſens, oder, wie die Waldorfleute vielleicht ſagen würden, für die jugendgeſetzliche Selbſtverwaltung des Bildungsweſens im dreigegliederten ſozialen Organismus.

Auf jeden Fall, mag es führen, wozu es will — und alles Geſchaffene hat ja, ſobald es in die Wirklichkeit getreten iſt, ſeine eigene Folgerichtigkeit jenſeits der Abſichten ſeiner Schöpfer — hier iſt nicht mehr nur Programm und Forderung, ſondern lebendige Tat für das Werden des neuen Menſchen. *Philipp Hördt.*

Geiſt oder Geiſter? Henrik Steffens erzählt in ſeinen Erinnerungen, wie Fichte in einer Vorleſung ſeine Zuhörer herriſch aufgefordert habe: Meine Herren, denken Sie die Wand! Haben Sie die Wand gedacht? fragte Fichte. — Nun, meine Herren, ſo denken Sie denjenigen, der die Wand gedacht hat!

Rudolf Steiner benutzt in ſeinem Buche „Vom Menſchenrätſel“, in dem er nachweiſen will, daß ſeine Anthropoſophie die gerade Fortſetzung des deutſchen Idealismus iſt, dieſe Geſchichte, um die „hell beleuchtete Entwicklungsſtrömung der Perſönlichkeit“ Fichtes noch heller zu beleuchten. Aber die anthropoſophiſche Beleuchtung ſcheint Fichte ein wenig verwirrt zu haben, denn er ſagt nun: Denken Sie *an* die Wand! Und: Denken Sie *an* denjenigen, der *an* die Wand gedacht hat!

Weiß man nun Bescheid über Steiners Fortsetzung des deutschen Idealismus?

Im 8. Kapitel des Römerbriefes schiebt Paulus die Angeloi, Exousiai und Dynamois mit einer kurzen Handbewegung auf die Seite als etwas, das keinen Platz zwischen ihm und Gott zu beanspruchen hat. In den Auslassungen Steiners macht sich dieses Ingesinde der übersinnlichen Welt mit seiner unübersehbaren Verwandtschaft, man kann wohl sagen, über Gebühr breit, und man muß mit jedem einzelnen dieser etwas zweifelhaften Individuen erst seinen Handel beglichen haben, bevor man zur nächst höheren Wesenheit weitergeleitet wird.

Weiß man nun Bescheid über Anthroposophie und Christentum?

Wollte die Anthroposophie nichts anderes sein als experimentelle Erforschung jener dunklen Zwischenreiche, so wäre sie mit ihren Experimenten wahrscheinlich ein äußerst interessantes und wichtiges Objekt für die Wissenschaft. Nun will sie aber nicht weniger als alles sein. Bei vielem geht das übrigens ganz gut. Wenigstens stört sie da nicht im geringsten. Wenn zum Beispiel der Fabrikdirektor Emil Molt bei der Betrachtung des Industriellen vom anthroposophischen Gesichtspunkt aus zu der Erkenntnis kommt, daß zuerst der Mensch und dann erst der Berufsmensch auszubilden sei, daß der Kaufmann Psycholog sein müsse, da er mit Menschen zu tun habe, und daß das Wollen von einem klaren Denken geführt werden müsse, so weiß ich ja nicht recht, wieso dazu der anthroposophische Gesichtspunkt nötig war, aber, da er sich so gut verbirgt, stört er jedenfalls auch nicht.

In der Pädagogik scheint es gerade so zu sein. Wenigstens sucht man in dem Heft „Erziehungskunst" der anthroposophischen Zeitschrift „Soziale Zukunft", in dem über die Methoden der anthroposophischen freien Waldorfschule in Stuttgart berichtet wird, vergebens nach der Anthroposophie in den Methoden. Man findet allerhand feine und kluge Bemerkungen, an denen aber nichts anderes anthroposophisch ist, als daß sie hier von Anthroposophen gemacht werden, und manchmal, daß sie sich außer in anderen Schriften auch in denen Steiners finden. Am meisten fällt in diesem Heft, wie auch in anderen Äußerungen der Anthroposophen, die Methode auf, die anderen als möglichst dumm hinzustellen. Aber schließlich ist auch das nicht einmal besonders anthroposophisch.

Fatal wird die Anthroposophie aber in demselben Augenblick, in dem sie an die letzten Probleme geht*. Da gibt es dann so groteske Mißverständnisse wie die, die ich zu Anfang anmerkte. Da ist eben die ganze Anthroposophie, milde gesagt, ein einziges großes Mißverständnis. Denn es gibt zum Geist hin keine Mittelbarkeiten, auch keine übersinnlichen. Und die Anthroposophie ist ja nichts als ein kompliziertes System von Mittelbarkeiten, von Zwischenexistenzen. Es gibt aber zwischen Mensch und Geist nichts drittes mehr, nichts, an das man noch denken könnte (zur Vorsicht: auch nicht an den Geist!), darum auch nichts, das man noch wahrnehmen könnte, auch nicht mit

* Will man darüber einzelnes wissen, so verweise ich auf das Buch „Moderne Theosophie. Ein Beitrag zum Verständnis der geistigen Strömungen der Gegenwart" von Kurt Leese. Zweite, völlig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage. Furche-Verlag, Berlin 1921. Geh. M 18.—. Leese gibt eine gute Übersicht über die Anschauungen der Anthroposophie, indem er zunächst über den architektonischen Aufbau spricht, in dem zwei Prinzipien miteinander streiten: Entwicklung und Emanation, dann über die psychologisch erkenntnistheoretische Grundlegung. Dann über die Methode und über die Psychologie des Hellsehens, weiter über die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge und über das Christentum. In der prinzipiellen Auseinandersetzung mit der Anthroposopie kommt er gerade so weit, wie man mit einem kulturell bestimmten Christentum kommen kann.

virtuos ausgebildeten Hellſeherorganen (nochmal zur Vorſicht: auch nicht den Geiſt!). Zwiſchen Geiſt und Menſch iſt, bildlich geſprochen, ein abſolut leerer Raum, in dem das feinſte Ohr taub, das hellſte Auge blind iſt, über den es nur eine Brücke gibt: das Sein. Es gibt für uns nur eine einzige Verbindung, ich will vorſichtiger ſprechen: Beziehung zum Geiſt, nämlich dieſe: Wir ſind Geiſt. Noch mehr: wir Menſchen von Fleiſch und Blut, beſtimmt durch die und die Abſtammung und die und die Verhältniſſe ſind Der Geiſt. Ich bitte aber dringend, hier nicht die Vermanſchung, die man heute Myſtik nennt, anbringen zu wollen. Es geht hier ganz und gar nicht um irgendwelche Bewußtſeinszuſtände, in denen die unio zuſtande kommen und gemeſſen werden könnte. Der zuträglichſte und der Situation am beſten angepaßte wäre jedenfalls der großer Nüchternheit. Denn ſie ſteht einem am wenigſten im Wege, um dieſe Beziehung und die Situation, in die wir durch ſie geraten, zu begreifen. Und wer ſich an dieſes Begreifen macht, für den erledigt ſich der Geiſterſpuk der Anthropoſophie von ſelbſt. Denn noch nie hielten die Geiſter dem Geiſt ſtand.

Friedrich Gogarten

Theoſophie und Religion

Die folgenden Worte ſind nicht als Kritik der Theoſophie gedacht. Die iſt mannigfach geübt worden von Leuten, die beſſer über ſie Beſcheid wiſſen als ich. Zudem empfinde ich mit den Theoſophen ſelbſt zu deutlich, daß gerade hier alle Kritik, die von außen kommt, unzulänglich ſein muß. Es liegt im Begriff der Theoſophie, daß zu ihrer Kritik nur der Theoſoph taugt.

Meine Worte wollen ein Zeugnis ſein. Wieder nicht für die Theoſophen ſelbſt. — Wer in die Polypenfänge der Theoſophie verſtrickt wurde, den kann nur wahrhaft göttliche Erſchütterung noch retten (ja, mir will faſt ſcheinen, auch die nicht einmal). — Sondern für die, die geneigt ſind, der Theoſophie ihr Ohr zu leihen, weil ſie von ihr die erſehnte Gewißheit erhoffen. Es iſt eine mit der Lage unſerer Kultur unauflöslich verknüpfte Erſcheinung, daß die Wege zu lebendiger Gewißheit, zu innerer Sicherheit und Klarheit in dichten Nebel gehüllt ſind. Daß daher das Suchen danach außerordentlich taſtend iſt, ja daß dies Taſten oft zum erregten Zittern wird. Kein Wunder, daß man aufhorcht, wenn eine Botſchaft erklingt, die den unfehlbaren Führer verheißt. Die zudem den, der nicht leben kann, ganz eigentlich leben lehrt. Ganz praktiſch Inſtruktionen gibt: ſo und ſo. „Man ſieht doch, wo und wie."

Ja, man *ſieht*! Es iſt eine der unglaublichen Raffiniertheiten in der Verkündigung der Theoſophie (grundehrlich, wie alle Raffinements auch der alten Myſten), daß ſie ſich als einzig fähig anpreiſt, unſer Zeitalter vom materialiſtiſchen Denken zu erlöſen. Während doch gerade ſie ein letzter, feinſter Ausläufer des Materialismus iſt. Als ich noch ganz wenig von Theoſophie wußte, nur Steiners Nietzſche-Buch geleſen hatte (als Student), äußerte ich einem Steiner-Schüler gegenüber meine Verwunderung darüber, daß gerade ein ſo hartgeſottener Poſitiviſt wie Steiner ins Geiſterreich geraten ſei. Antwort: „Aber Steiner iſt durchaus Poſitiviſt geblieben. Nur daß er den Kreis ſeiner Erfahrungen ungeheuer erweitert hat." Mir iſt ſeitdem immer klarer geworden, wie richtig das geurteilt war. Und wie notwendig das eine Zeit beſtechen muß, die prinzipiell materialiſtiſch denkt, die „*ſehen*" will. Die nichts mehr weiß von der tiefſten Kraft der großen Denker, Dichter und Propheten: der ſchöpferiſchen *Schau* der Idee. Nur zu verſtändlich von daher, wie inbrünſtig der Theoſoph davon überzeugt iſt, daß nur auf ſeine Weiſe die Welt von der Befangenheit im Diesſeits erlöſt werden kann. Nur dadurch, daß ein neues Organ gefunden, ein neuer

Leib entdeckt, neue Gebilde gezeigt werden. Von weſenhafter Schau ahnt er nichts. Er muß Materielles ſehen (ſei es auch in ſublimierteſter Form und mit den zarteſten Organen, hell-ſehen), um überzeugt zu ſein. Es iſt wieder ein typiſcher Trick (wiederum ein grundehrlicher, zweifellos), ſich für dieſes Geſicht auf die intellektuale Anſchauung der klaſſiſchen deutſchen Philoſophen zu berufen.

Man wird jetzt ſchon verſtehen, warum ich es als ſchlechthin grotesk empfinde, daß die Theoſophie vorgibt, ſich an Goethe zu entwickeln. An ihm, deſſen Lebensbewegung in jedem Augenblick ſpezifiſch untheoſophiſch genannt werden kann, weil ſie im tiefſten und im höchſten Sinne unbefangen war. Beileibe nicht gleichgültig oder nachläſſig; aber noch weniger gekrampft, „konzentriert". Unbefangen war ſie, d. h. nichts anderes als wahrhaft ernſt. Hingegeben ſozuſagen an ihre eigene Konkretheit und gerade durch dieſe unbefangene, ernſte Hingabe an ſich ſelbſt über ſich hinausgehoben (denn in ſolcher Unbefangenheit iſt Gott gegenwärtig).

Goethe hat ja für uns heutige Menſchen prinzipiell das Geheimnis entdeckt: zu leben; d. h. angeſichts der unendlichen Fülle auseinanderſtrebender Möglichkeiten die Gewißheit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu haben. Es iſt der Sinn, die Fülle, das Glück, der Segen, die Gnade dieſer Gewißheit, daß ſie immer wieder neu aus der unendlichen Fülle der Möglichkeiten heraus ergriffen wird. Daß gerade ſo das Leben reift, reich, ſtark, voll, immer ſicherer, immer gewiſſer wird, das iſt Gottes unfaßliche Gnade. Aber das iſt ja wiederum der Sinn, der eigentümliche Jubel dieſer Gewißheit, daß ſie Gnade iſt. Wo man ſie erkrampfen, erkonzentrieren will, kann Gott nicht ſegnen.

Die Sphäre der Lebensgewißheit, von der hier die Rede iſt, iſt die Sphäre der Religion. Sie kann nicht eigentlich aufgewieſen, ſie kann nur bezeugt werden. Solch Zeugnis ſollen dieſe Zeilen ſein. Sie ſollen zeugen von der überwältigenden Gewißheit, mit der Gott die wahre Unbefangenheit des Lebens ſegnet. Demgegenüber iſt die Theoſophie ſpezifiſch unfromm. Daher trägt ſie auch das Merkmal an der Stirn, das Jeſus (der zu den Unbefangenen, den Zöllnern und Sündern ging) ſchon vor 2000 Jahren an den „Eingeweihten", den Geübten, den Myſten, den Phariſäern feſtſtellte: das der Selbſtgerechtigkeit. Die Kraft des frommen, des mit Gewißheit begnadeten Menſchen aber iſt die Demut. Karl Mennicke

Zum anthropoſophiſchen Sonderheft

Dieſes Heft iſt der Verſuch einer nach Fruchtbarkeit ſtrebenden Auseinanderſetzung von religiöſen Männern, die über jedem Konfeſſionalismus ſtehen, mit dem anthropoſophiſchen Gedankenkreis und dem Führer dieſer Bewegung, Dr. Rudolf Steiner. Wie ein ſolcher Verſuch gerät, hängt von den Perſönlichkeiten ab, die man dafür als Mitarbeiter findet. Ich muß geſtehen, es iſt mir trotz allen Bemühens nicht ſo recht gelungen, die Jünger Steiners zu einer ſtärkeren Mitarbeiterſchaft heranzuziehen. Man möchte ſagen, es liegt vielleicht an ihrem mangelnden Verhältnis zur „Demut" im Sinne Mennickes, aber als Herausgeber fühle ich die Pflicht, ganz unparteiiſch zu ſein und kann die Tatſache nur konſtatieren. Ich hoffe aber, daß ſpäter noch ein Anthropoſoph vom Range des Pfarrers Rittelmeyer ernſthaft ſein eigenes Chriſtuserlebnis den Aufſätzen von Michel, Gogarten und Mennicke gegenüberſtellen wird.

Als Privatperſon kann ich nur bekennen, daß es mir bisher noch nicht gelungen iſt, zur Anthropoſophie eine bejahende Stellung zu gewinnen. Ich ſtehe da ganz und

gar perſönlich auf Mennickes Standpunkt, daß die Anthropoſophie der Endpunkt des Materialismus und auch des Rationalismus iſt und daher letzten Endes auch keinen neuen Aufbau bedeutet. Das ſchließt nicht aus, daß ſie eine Übergangserſcheinung zum neuen Aufbau ſein kann und daß ſie darum allerhand Werte in ſich birgt, wie jeder Eklektizismus, der ſich auf Werten der Vergangenheit aufbaut. Die Anthropoſophie ſcheint mir nicht aus dem „Unmittelbaren" herzukommen und darum auch nicht zeugend zu ſein — trotz allem Reden von Intuition, Schöpfertum und Goetheſchem Schauen. Ich weiß, die Theoſophen werden dieſe Behauptung als höchſte Verſtändnisloſigkeit bezeichnen, aber ſei es drum, ſie iſt aus einer eigenen Einſtellung zu den geheimnisvollen Kräften des Unterbewußtſeins geſprochen. So ſehe ich aus dieſer perſönlichen Einſtellung heraus (die durchaus kein Angriff auf die Anthropoſophie ſein ſoll, ſondern nur ein Bekenntnis) in ihr eine Gefahr für die geiſtige Fundierung des kommenden Deutſchlands, und halte es für dringende Notwendigkeit, daß ſich nicht nur der Leſerkreis der „Tat", ſondern vor allem auch die neue Jugend mit Rudolf Steiner und mit der von ihm ausgehenden Bewegung gedanklich auseinanderſetzt. Denn es liegt gerade heute ſo nahe, ſich aus dem Chaos des neuen Werdens auf einen ſicheren Turm retten zu wollen.

Mein Mitarbeiter Ernſt Michel, den Leſern dieſer Zeitſchrift durch ſeine Goetheaufſätze und Goethebücher wohl bekannt, iſt in dieſem Heft der Anthropoſophie vom katholiſchen Gottes- und Weltgefühl aus gegenübergetreten. Sein Aufſatz bildet den Auftakt zu einem im April erſcheinenden, ſich an dieſes Heft anſchließenden Sonderheft der jungkatholiſchen Bewegung. Es iſt mir eine beſondere Genugtuung, mit dem katholiſchen Heft dem vorwiegend proteſtantiſchen Leſerkreis der „Tat" die Möglichkeit zu geben, ihren proteſtantiſchen Individualismus an dem katholiſchen Gemeinſchaftsgeiſt zu meſſen. Ich hoffe, daß aus allen gedanklichen Auseinanderſetzungen heraus der Grundgedanke der „Tat" neue Förderung erhält: Stärkung des Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber ſeiner eigenen Entwicklung und damit auch gegenüber dem Volksganzen.

Eugen Diederichs

Zur Richtigſtellung

Dr. Stein ſucht in ſeiner Entgegnung auf meinen Artikel „Die Anthropoſophie als Weg zum Geiſt" aufs neue zu beweiſen, daß Dr. Steiner in ſeinen Büchern vor 1900 dieſelbe Anſchauung vertrete wie in ſeinen theoſophiſchen Schriften, z. B. in „Die geiſtige Führung des Menſchen und der Menſchheit", nämlich einen „geiſtgemäßen Monismus". „Denn der Standpunkt des Monismus iſt durchaus beibehalten. „Raſſegeiſter" ſind empiriſch gegebene Weſenheiten, wie eine „Katze" eine empiriſch gegebene Weſenheit iſt" uſw. (S. 827 ſeines Aufſatzes). Daß „Raſſegeiſter", die doch nach anthropoſophiſcher Anſicht *überſinnliche* Weſenheiten ſind, ſo empiriſch gegebene Weſenheiten ſein ſollen wie eine „Katze", dürfte ſchwer zu beweiſen ſein. Dazu ſagt aber Dr. Stein ſelber: „Der Dualiſt trennt die Summe alles Seins in zwei Gebiete" (S. 825). Nun, iſt das nicht eben was Dr. Steiner tut mit ſeiner Trennung des Seins in eine ſinnliche und überſinnliche Welt, bei der die Vorgänge der phyſiſchen Welt gelten müſſen als Wirkungen (Offenbarungen der überſinnlichen Weſenheiten, vgl. S. 809 dieſes Heftes). Dieſer Dualismus wird doch nicht aufgehoben durch den erkenntnistheoretiſchen Monismus (vgl. S. 812 ff. meines Aufſatzes). Aber viel wichtiger iſt mir die Stellung Dr. Steiners zur ſittlichen Entwicklung der Menſchheit, denn dies iſt eine Grundfrage der Weltanſchauung. Wirken hier gött-

liche Kräfte oder Geſetze herein in die Menſchenſeele? Warum ſagt Dr. Steiner gerade in dieſer Frage in der zweiten Auflage der „Philoſophie der Freiheit“ das Gegenteil von dem, was er in der erſten Auflage geſagt hat (vgl. S. 810 meines Aufſatzes)? Dr. Stein geht in ſeiner Entgegnung an dieſem Widerſpruch, meinem gewichtigſten Beweiſe, ſtillſchweigend vorbei. Der kleine Lapſus auf S. 807 meines Aufſatzes (um „unterſchieben“ war es mir wahrlich nicht zu tun! Es wäre auch töricht geweſen, da ich ja meine Quelle angebe) ändert nichts an meinen Behauptungen, da ich doch deutlich ſage, Dr. Steiner ſtelle ſich in dem Aufſatze über Büchner auf die „naturgemäße Auffaſſung der Menſchenſeele“, „wie ſie Häckel vertritt“. Daß Dr. Steiner — wenn meine Behauptung der Identifikation St.s mit Häckel richtig iſt — in Häckels Worten ſeine eigene Meinung wiedergeben wollte, iſt doch ohne weiteres klar. Ob aber meine Auffaſſung zu Recht beſteht, kann jeder nachprüfen, der ſich die Mühe nehmen will, den Aufſatz Dr. Steiners über Büchner ganz zu leſen. Warum ſagt Dr. Stein (S. 831 ſeines Aufſatzes), ich „ſage ihm nach“, er habe die zweite Auflage der „Philoſophie der Freiheit“ ſeinem Buche zugrunde gelegt, und nennt dies „unwahr“? Bei nicht abſichtlichen Mißverſtändniſſen ſagt man doch ſonſt „unrichtig“. Und iſt es denn eine böswillige Verleumdung, wenn ich eine ſolche Behauptung aufſtelle, da doch Dr. Stein bei ſeinen Zitaten nur die Seitenzahlen der zweiten Auflage ohne Anmerkung angibt? Es iſt doch ſonſt nicht wiſſenſchaftliche Gepflogenheit, den Text einer erſten Auflage abzudrucken, und dann die Seitenzahlen der zweiten Auflage einzuſetzen, ohne dies anzumerken.

Wie konnte ich überhaupt bei dem offenſichtlichen Widerſpruch, zwiſchen der von Dr. Stein vertretenen Anſchauung und der von mir zitierten Stelle der erſten Auflage der Philoſophie der Freiheit — die ja nur eine der manchen grundſätzlich geänderten Stellen iſt — auf einen anderen Gedanken kommen als den, daß er ſich auf die zweite Auflage ſtütze, die in der grundlegenden Stelle mit Dr. Steins Ausführungen eher vereinigt werden kann, zumal ich ja die Seitenzahlen der zweiten Auflage zitiert fand?

Das Verhältnis Dr. Steiners zur Beſantſchen Theoſophie kann ich erſt dann gründlich genug erörtern, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, aus den ſogenannten internen Vorträgen Dr. Steiners zu zitieren. Es will keinem Nichtanthroposophen einleuchten, warum die Steinerſche Schulung, die durchaus nach der theoſophiſchen geſtaltet iſt, ſo grundſätzlich verſchiedene Reſultate ſchaffen ſoll. Dr. Steiner ſelbſt wurde (Denkſchrift über die Abtrennung der anthroposophiſchen Geſellſchaft von der theoſophiſchen Geſellſchaft, herausgegeben von Dr. Hübbe-Schleiden, Leipzig 1913, S. 64) am 23. Oktober 1902 durch Frau Beſant in die eſoteriſche Schule der theoſophiſchen Geſellſchaft aufgenommen.

Dr. J. W. Hauer

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

Pfarrer Friedrich Gogarten, Stelzendorf, Poſt Auma i. Thür.; Dr. J. W. Hauer, Tübingen, Nohlſtraße 11; Philipp Hördt, Heidelberg, Rohrbacher Straße 30; Lic. Karl Mennicke, Berlin NO., Böttgerſtraße 16; Dr. Ernſt Michel, Überlingen am Bodenſee; Wil Salewski, Naumburg a. S., Neidſchützſtraße 29; Oberſtleutnant R. Seebohm, Zwätzen bei Jena; Dr. Walter Johannes Stein, Stuttgart, Landhausſtraße 95.

Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. Druck von Radelli & Hille in Leipzig

die Tat
Monatsschrift für die Zukunft deutscher Kultur

12. Jahrgang Heft 12 März 1921

Philipp Hördt/Stadt und Land

Was bedeutet die Sehnsucht heutiger Menschen nach der Scholle, nach der wurzelhaften Verbindung mit der nährenden Erde? Ist es schwächliche Flucht Lebensuntüchtiger ins „alte, romantische Land", Flucht der nach Schönheit, nach Harmonie dürstenden Seele und der ruhebedürftigen Nerven vor den Mißklängen, den lauten Forderungen und dem rücksichtslosen Rhythmus der Großstadt? Oder ist es das Erwachen eines rettenden Instinktes bei all denen, die noch innerlich „Land" sind, die sich noch zutiefst verbunden fühlen mit einem göttlichen „Es", das wie in der Natur, im Tier, in der Pflanze wie im Wetter, so auch in ihrer Menschenbrust als ehrfürchtig bestauntes Wunder das Werden lenkt? Das sie trennt von der frevelhaft losgelösten Selbstherrlichkeit der Stadt, der Technik, der Zivilisation? Ist die Großstadt eine Verirrung oder ein göttlich Geschicktes? Eine Sackgasse, oder ein wenn auch schwerer Weg, zu einem nur so erreichbaren Ziel?

Zwei verschiedene Antworten drängen zunächst sich auf. Die eine sagt: Schicksal in diesem Sinne ist nicht die starre Gegebenheit der uns umgebenden Tatsachen, nicht der Umstand, daß wir in solcher Steinwüste geboren wurden und darin aufwachsen mußten; sowenig wie es gottgewollt ist, daß alles, was im Staate heute Leitung und Lenkung, Führung und Entscheidung heißt, auf dem Boden dieser Städte sich abspielt. Das alles ist Not, nicht Notwendigkeit. Ihr haben wir entgegenzusetzen den göttlichen Spruch, der in uns und durch uns sich auswirkt und der will, daß all das nicht sei, sondern daß ein Neues werde. Und diese Stimme in uns, dieses drängende Gefühl ist der Ruf des wahrhaften Schicksals, das uns mahnt: Laßt die Toten ihre Toten begraben und schüttelt den Staub der Großstadt von euch. Dort

draußen, jenſeits ihrer Mauern, dort iſt Land und Sonne und neuer Keim. Mag dahinten noch ſoviel verderben und zugrunde gehen, dort wird Neues, Anderes und Schöneres erblühen.

Die andere Stimme aber lautet: Wo ich auch ſtehe, da ſtehe ich im Auftrage und im Dienſte Gottes. Es wäre Aberweisheit und Mangel an Religion, wenn ich mir herausnehmen wollte, unter den mir zugeteilten Gegebenheiten und Bedingungen nur nach eigenem Gutdünken zu wählen, gutzuheißen und zu verwerfen. Alles was iſt, iſt gerade darum, weil es iſt, von Gott gewollt und zugelaſſen. Gewiß nicht als ein Endgültiges, aber als eine Aufgabe, die uns geſetzt iſt, und die wir zu erfüllen haben. Nicht iſt alles gut, was iſt, aber alles iſt doch auf dem Wege dahin, gut zu werden. Und unſere Aufgabe iſt es, den Umkreis zu ſeinem Ziel zu erlöſen, in den wir hineingeſtellt ſind. Was Martin Buber in der „Legende des Baalſchem" von den uns nächſten Dingen ſagt, das gilt auch für den uns umgebenden weiteren Lebensbezirk. Alſo, wenn das Schickſal ſo gewollt hat, auch für die mich einſchließende Großſtadt. „Um jeden Menſchen iſt ein natürlicher Bezirk von Dingen gelegt, die vor allem zu befreien er beſtimmt iſt. Es ſind die Weſen und Gegenſtände, die der Beſitz des Einzelnen genannt werden: Seine Tiere und ſeine Wände, ſein Garten und ſein Anger, ſein Gerät und ſeine Speiſe. Indem er ſie in Heiligkeit hegt und genießt, macht er ihre Seelen los. „Daher ſoll der Menſch ſich immerdar ſeiner Geräte und alles ſeines Beſitzes erbarmen." —

Und da gilt kein ſchonendes Auswählen, kein feiges Zurückweichen vor Aufgaben, die ſchwer ſind, die undankbar und vielleicht unlösbar erſcheinen. Es gilt volles Vertrauen auf das Wort: Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen. Was du ſein ſollſt als Menſch, hier ſollſt du es ſein und heute.

Es kann ſich bei einer Entſcheidung natürlich nicht darum handeln, ob wir ſagen: ein bißchen weniger Stadt, ein bißchen weniger Induſtrie und Pflaſter und Mietskaſerne uſw. — und dafür ein bißchen mehr Land und bodenſtändige Siedlung. Das wäre keine Antwort, ſondern nur nützlichkeitsbeſtimmte Anpaſſung an die zeitlich bedingten äußeren Verhältniſſe. Es iſt gar nicht die Frage, ob unſer Daſein, das Daſein des ziviliſierten Menſchen des Abendlandes, ſo oder ſo leichter und länger gefriſtet werden kann. Es handelt ſich überhaupt nicht um Wohlbefinden, ſondern um letzte Werte und ob dieſe mit der Großſtadt zuſammen beſtehen können. Im vollen Bewußtſein, was das bedeutet, wird die Stadt als Ganzes bezweifelt; ſie wird vor den Richterſtuhl des wahrhaft Menſchlichen berufen und iſt geladen, ihr Daſeinsrecht zu erweiſen. Es iſt von vornherein klar, daß es vor dieſem Gericht gar nichts bedeutet, wenn bewieſen wird, daß nur in der Stadt gewiſſe Verfeinerungen und Annehmlichkeiten, gewiſſe Fortſchritte und

ziviliſatoriſche Möglichkeiten gewährleiſtet ſind. Denn die Richter bezweifeln ja gerade den Wert dieſer Dinge und fragen vor allem, ob der menſchliche Preis, der dafür zu zahlen iſt, nicht zu hoch ſei.

Zweifellos iſt zunächſt für den Städter jenes völlige „Zurück zur Natur" gar nicht möglich. Der Siedler iſt kein Bauer und wird keiner. Und ginge er bis an die äußerſten Grenzen der bewohnten Erde, er nähme in ſich ein ganz bedeutendes Stück „Stadt" mit. Denn wie die Stadt die Bedingungen des äußeren Lebens beeinflußt und verändert hat, ſo hat ſie auch tiefgreifende ſeeliſche Umwandlungen hervorgebracht. Es iſt immer ein mißlich Ding um Zielſtellungen, die ſich aus lauter Verneinungen und Verurteilungen des Beſtehenden aufbauen wollen, ſei dieſes an ſich vielleicht auch noch ſo verneinenswert. Es gibt überhaupt niemals ein Zurück, ſondern immer nur ein Darunter oder Darüber. So kann auch die Stadt nicht einfach aus der Geſchichte unſeres Werdens geſtrichen werden. Sie hat als Lebensform zweifellos Kräfte entbunden, die wir aus dem Ganzen unſeres ſeeliſchen Beſitzes nicht wegdenken können. Bedingung der Kultur iſt ſtets eine gewiſſe Herrſchaft des Geiſtes über die Natur (das Gegebene), eine gewiſſe Löſung aus dem „ängſtlichen Harren der Kreatur". Der Menſch muß dem ſtarren: „So iſt es" ſein ſchaffendes: „So ſoll es ſein" entgegenſetzen. Und dieſe Freiheit vom Außermenſchlichen, dieſes ſchöpferiſche Formen der Welt an Stelle der duldenden Hinnahme, es entwickelte ſich offenbar unter und mit den gleichen Umſtänden, die auch die äußeren Lebensbedingungen des Menſchen unabhängiger geſtalteten. Erſt der Menſch, der im Dinglichen eine gewiſſe Unabhängigkeit gewonnen hatte, konnte auch im Geiſtigen ſein Ich als geſetzgebend und werteſetzend dem unerbittlichen Ablauf eines Gegebenen entgegenſtellen. Es iſt dieſelbe Kraft, die das animaliſche Daſein immer unabhängiger macht vom Boden, vom Klima, vom Wetter uſw. und die uns einen geiſtigen Mikrokosmos ausbaut. Von der ſtrengſten Gebundenheit des Urmenſchen an alle Gegebenheiten ſeiner Umgebung und der hilfloſen Unterwerfung unter die Zufälligkeiten des Ortes ging der Weg aufwärts zur immer ſtärkeren Eigengeſtaltung der Lebensbedingungen. Und die Großſtadt ſcheint in dieſer Entwicklung ein Gipfel zu ſein. Und dieſe Entwicklung hat in die Seele des Menſchen tiefe Spuren gegraben. Ein Fortſchritt im Menſchlichen iſt darum auf keinen Fall zu erhoffen durch ein Zurückgehen hinter die ſo errungene Unabhängigkeit und durch ein Wiedereintauchen in die pflanzenhafte Vollkommenheit aber auch Gebundenheit eines Urzuſtandes. Der Menſch iſt der Meſſende und meſſen kann erſt, wer in gewiſſem Sinne wenigſtens über und nicht mehr nur in den Dingen ſteht. Nur durfte aus dieſer Entwicklung nicht der verhängnisvoll gewordene Schluß gezogen werden als führe hier eine gerade Linie zu unendlichem Fortſchritt.

So ſtark die formende, geſetzgebende und ſchöpferiſche Tendenz des Menſchen zu betonen und bis in die ſcheinbar einfachſten pſychiſchen und phyſiſchen Vorgänge zu verfolgen iſt, ſo ſehr iſt es nötig, immer wieder darauf hinzuweiſen, daß es nicht Formung, Geſetzgebung und Schöpfung aus dem Nichts iſt, ſondern immer am irgendwie gegebenen Baustoff. Und dieſer Dualismus, den wir überall antreffen, iſt es, der uns als Menſchen jenes goetheſche „Mittlere" zuweiſt, jenes Reich, das gleichweit entfernt iſt vom pflanzenhaft Nur-Gegebenen und vom wurzel- und haltloſen Nur-Gedachten. Immer muß der „Boden", das Seiende um uns und in uns, die unverlierbare Grundlage ſein, aber die darauf gründende Entwicklung bedarf immer wieder eines Impulſes von uns aus; immer wieder muß durch eine Verſchiebung in den Grundkräften eine Spannung erzeugt werden, die wieder aufruft und antreibt zum Suchen der neuen Syntheſe auf höherer Ebene. So iſt das Land gewiſſermaßen der unveränderliche Faktor der Entwicklung, das immer Tragende und immer Nährende, während aus der Einſeitigkeit der Stadt und ihren quälend als Aufgabe empfundenen Verſchiebungen immer wieder ein neuer Impuls zu neuer ſchöpferiſcher Tat erwächſt.

Ein ſolcher Impuls iſt heute der Wille zur Gemeinſchaft. Das weſentliche und in erſter Linie bildende Verhältnis des Menſchen iſt ja keineswegs das des Ich zum Ding (obwohl ſich darauf unſere ganze Erkenntnislehre aufbauen wollte), ſondern das des Ich zum Du und die Auswirkung dieſes Verhältniſſes zur Gemeinſchaft. Nur iſt dies allerdings keine reine Frucht, die dem Städter als ſolchem ohne weiteres zufällt. Gemeinſchaft iſt auch hier zunächſt Aufgabe; aber Aufgabe, auf die alles derart hinweiſt, daß ihre Löſung immer wieder und wieder verſucht werden muß und verſucht wird. Und wie von je die eigentliche Gemeinſchaftsbildung, beſonders die das moderne Leben beherrſchende ſtaatliche, von den Menſchen der Städte getragen wurde, ſo iſt es auch heute. Der Bauer denkt nicht ſozial, er tut höchſtens ſozial. Das Denken und Sorgen ins Weite und Allgemeine erwuchs vor allem in der Stadt, bei den Menſchen, die Stadt genug waren, um von der Enge gelöſt zu ſein und noch Land genug, um die innere Verpflichtung zur Hilfe und die Möglichkeiten dazu zu ſehen. Es iſt, als ob die Erdgebundenheit des Landmannes den Boden fruchtbar erhalte, auf dem die im bewußt geſchaffenen Gemeinſchaftsleben der Städte erzeugten Samen aufgehen konnten.

Aber zweifellos, die jüngſte Vergangenheit hatte den Blick für dieſe Aufgabe verloren, die Sorge für den „Boden" vergeſſen und die Stadt als Selbſtzweck aufgefaßt. So hatten wir unendliches Menſchengewimmel, aber keine Gemeinſchaft in dieſen waſſerkopfartig angewachſenen Städten. Die Losgelöſtheit von ſo vielen naturhaften Hemmungen

und Bindungen hatte in ihren Menſchen das Gefühl erſtehen laſſen, daß alles „gemacht“ werden könne; jedes „Nicht“ ſei nur ein „Noch-nicht“ und es liege nur am Willen der Menſchen, was alles und wann es verwirklicht werde. Beweis: der ſchon einfältig zu nennende Glaube an das „Programm“. Und dieſe ungeheure Überſteigerung nach der einen Seite brachte uns Heutigen den Umſchlag ins andere Extrem. Gewiß iſt es ein fruchtbarer Appell an den Willen, ſich bei jedem Mangel und jeder Schwierigkeit nicht fataliſtiſch mit der Naturgegebenheit zu getröſten, ſondern trotzig den ſchaffenden Menſchenwillen dagegen zu ſetzen. Aber dies hat nur ſo lange Geltung, als ſich dieſer Wille in der Richtung deſſen bewegt, was in der Abſicht und Möglichkeit der Natur liegt, ſolange er fußt auf dem, was gewachſen und geworden iſt. Gewiß ſoll der Menſch in vollem Umfang das Seine tun zum Wachstum und Blühen und zum Reifen aller Früchte und ſoll nicht warten, daß ſie ihm mühelos in den Schoß fallen, aber unbedingt notwendig iſt doch die Erkenntnis, daß der Menſch niemals mehr als eben „das Seine“ tun kann — daß aber der Erfolg, das letzte Gedeihen bei einem Höheren ſteht. Es iſt die Kraft, die den Menſchen erſt zum Menſchen macht, daß er ſich vom ängſtlichen Harren der Kreatur losreißt zu ſchöpferiſcher Tat; es heißt aber die Bahn des Menſchlichen wiederum verlaſſen, wenn nun nichts mehr ehrfürchtig beſtaunt nur *wachſen*, ſondern alles „gemacht“ werden ſoll.

Hier führt ein ſchmaler Pfad in die Zukunft des Menſchentums, hindurch zwiſchen dem lähmenden Glauben an die Entwicklung, an das, was „von ſelber“ kommt und zwiſchen der hochmütigen, wurzelloſen Verſtandesflachheit, die alles glaubt machen zu können. So werden wir keiner Zeit eine Löſung verſprechen können, die *die* Löſung wäre für alle Zeit. Im ewigen Wechſelgang, im Hin und Wider der Zeiten wird das Pendel bald nach dieſer bald nach jener Seite ausſchlagen, wird das Gleichgewicht bald da bald dort geſtört ſein. Der Arzt der Menſchheit wird dann bald dieſer bald jener Bewegung ein Mehrgewicht zulegen, um die Rückkehr in jenen mittleren Zuſtand zu beſchleunigen, der unſere Menſchenheimat iſt, nicht als ein laues Kompromiß, ſondern als die ſchöpferiſche Syntheſe aus naturhaft Gegebenem und prometheiſch Gewolltem.

Darum ſehen wir heute in glühenden Herzen Einzelner und im Sehnen einer ganzen Jugend die heilende Kraft lebendig, die aus der tötenden Überſteigerung in verſtandesdürre Naturferne wieder heimwill zu den Quellen des Lebens, die wir mit All-Natur gemeinſam haben. Und dieſen Zug gilt es zu lenken und zu leiten. Denn nicht irgendein Äußeres entſcheidet, etwa der Wohnort in Stadt oder Land, ſondern die Kraft des Menſchengeiſtes, die in richtiger Erfaſſung der Elemente ihre Syntheſe zu finden weiß.

So muß heute die Forderung zweifellos heißen: zurück zum „Boden", zu allem, was bodenſtändig und wurzelſtark iſt, um uns und in uns. Nicht Verneinung, Vernichtung der Stadt, ihrer Induſtrie und ihrer Maſſen, aber Schaffung eines lebendigen Sinnes für ſie! Und dieſer lebendige Sinn iſt gefunden, wenn im Staatlichen, Wirtſchaftlichen und Kulturellen die Stadt ihre organiſche Funktion erhält und erfüllt, wenn ſie eingefügt iſt in den Strom lebendiger Wechſelwirkungen zwiſchen allen Teilen des ſtaatlichen, wirtſchaftlichen und kulturellen Lebens, und ihre Rechtfertigung durch eben dieſe Funktion erhält, ſtatt wie heute als ein wuchernder Fremdkörper empfunden und gehaßt zu werden, deſſen Anſchwellen nicht ein das Ganze wieder förderndes Wachstum, ſondern ein zehrendes Schwären iſt.

Uud dieſe Aufgabe, der Stadt und ihren Menſchen wieder einen lebendigen Sinn und ein lebendiges, organiſches Verhältnis zu geben, iſt ungeheuer groß und ungeheuer ſchwer. Es gibt kein Gebiet unſeres Lebens, das nicht von daher neue Antriebe zu empfangen und gründliche Änderungen zu erleiden hätte. Die Einſtellung auf jenes „Mittlere" gibt uns den Blickpunkt, unter dem wir die Stellung von Stadt und Land zum Ganzen und ihren notwendigen Anteil an dieſem ſehen lernen. Unſere Aufgabe iſt es dann, an der — in Raum und Zeit, von Ort und Schickſal — uns zugewieſenen Stelle das Unſere zu tun, um zweckvollen Einklang an Stelle zerſtöreriſcher Anarchie unſerer Geſamtkräfte zu ſetzen. Nochmals: das aber geſchieht nie durch Verneinung eines Teils dieſer Kräfte, ſondern durch ſchöpferiſche Zuſammenfaſſung.

Paul Oeſtreich / Die wirtſchaftlich-geiſtigen Zeitnotwendigkeiten und die Bildungsanſtalten*

Fixigkeit täuſchte Beſtändigkeit vor, die ſauſende Wirtſchaft ſchien für ein Gleichgewicht zu ſprechen, der Glaube an das freie Spiel der Kräfte „bewies" ſich durch den „Erfolg". Die Welt war geordnet, wenigſtens lebte man, „als ob" ſie es wäre: Der Perſonen-, Geld-, Güterverkehr flutete faſt ungehemmt, Perſon und Eigentum wurden ſtändig geſicherter, der „Begabung" ſtand nach der liberalen Doktrin der „Aufſtieg" offen. Malthus galt vielen als ein großer Tor, denn der ungeheure Zuwachs der europäiſchen Bevölkerung ermöglichte

* Vortrag, gehalten auf der Lankwitzer Tagung des Bundes entſchiedener Schulreformer, 2. bis 6. Oktober 1920. Die Gedankengänge der Tagung bringt ein Heft: Oeſtreich, Zur Produktionsſchule! Verlag f. Sozialwiſſenſchaft, Berlin, Lindenſtr. 114.

durch Auswanderung in die transozeaniſchen Agrarländer eine ungeheure Produktion billiger Nahrungsmittel und Rohſtoffe, die nun in Europa die Aufnahme rieſiger Arbeiterſcharen durch die gleichzeitig zu Intenſivierungsmethoden übergehende Induſtrie: die Güterproduktion lief noch ſchneller als die Bevölkerungsvermehrung, die ſchließlich weniger auf einer hohen Geburtenziffer als auf der Zurückſchraubung der Sterblichkeit und der Eindämmung der Volksſeuchen beruhte.

Man plante und baute in Europa munter in den oberen Stockwerken des Weltwirtſchaftsbaues herum, ohne die Solidität der Grundlage zu unterſuchen. Die war Vorausſetzung, im Materiellen wie im Pſychiſchen. Obgleich die Welt mit den ſchwerſten Konflikten rang „zwiſchen Staat und Individuum, Arbeit und Kapital, Mann und Frau, zwiſchen materieller Gewinnſucht und Bedürfnis nach geiſtigem Leben, zwiſchen der organiſierten Selbſtſucht der Völker und den höheren Idealen der Menſchlichkeit, mit all den ſchlimmen Konflikten, die ſich ergeben aus dem Gegenſatz zwiſchen den rieſigen Organiſationen des Handels und des Staates, und den natürlichſten Inſtinkten des Menſchen, die nach Einfachheit, Schönheit und Muße rufen" (Rabindranath Tagore).

In Deutſchland pferchte der induſtriell-merkantile Aufſchwung die Maſſen beſonders dicht zuſammen, es wurde „militäriſch-ſtark" und doch völlig abhängig von den Rohſtoff- und Geldtributen des Auslandes, Lieferungen, die es nicht erzwingen, die man ihm aber abſchneiden konnte. Mit den Verzückungen kapitaliſtiſcher Wirtſchaftsraſerei, die ihr Geſchäftsintereſſe an imperialiſtiſcher Expanſion als „nationale Miſſion" etikettierte, paarte ſich zwar der Ruf nach einem Schutz der nationalen Arbeit und Landwirtſchaft, aber hinter ihm verſteckte ſich der Wunſch nach ſtändiſcher Bereicherung und Herrſchaft, nicht das Beſtreben durch intenſivſte, planvolle Bodenbewirtſchaftung (mit Beſtellungs- und Siedelungszwang!) dem ganzen Volke ausreichende Nahrung im eigenen Lande zu verſchaffen. So ward Deutſchland typiſch für die durch die moderne Induſtrialiſierung einem übervölkerten Lande drohende Unſicherheit und Abhängigkeit.

Die Selbſtſteigerung der kapitaliſtiſchen Wirtſchaft ſpeiſte ſich aus dem Verzicht der Arbeiter auf ihren vollen Lohn und dem Verzicht der Reichen auf ihren vollen Verzehr. Die einen harrten einer Zukunft, in der das hinreichend angewachſene Kapital eine für alle ausreichende Produktion bewirken würde, die anderen beteten ihre mit dem Kapital ſteigende Macht an. So ward die Ungleichheit ein erträglicher Götze. Nun iſt der Rieſenſtamm geſtürzt, weil die Kriegspflugſchar die Oberflächenwurzeln zerriß (vergleiche: Keynes, Die wirtſchaftlichen Folgen des Friedensvertrages). Das Zufallsnetzwerk der Welthandelsbeziehungen war kompliziert-gekünſtelt, ohne daß die Unſicherheit der gegenſeitigen Abhängigkeit durch die Erhebung eines ſozialſittlichen Weltrechts in

die kategoriſche Imperativität der Einzelnationen beſeitigt worden wäre, der tragende Seelenzuſtand der Völker und Schichten war durchaus labil.

Nun ſind all die alten Vorausſetzungen hinfällig: Die Seelen ſind zur Ruheloſigkeit erwacht, die Arbeiter ſind rückſichtsloſe Schichtenegoiſten geworden, die neuen Reichen Praſſer, die Millenniumshoffnung ging verloren. Das Alte kehrt in gleicher Weiſe nicht wieder, aber die alte Denkweiſe lebt noch und harrt der Wiederkehr. Noch gehen die materialiſierten, abgeſtorbenen „Ideale" um, noch ſchnallen wir der Jugend die alte Bildungsrüſtung der Tradition, der Mechaniſierung, der Volkszerſpaltung an.

Aber Krieg und Revolution zertrümmerten die Wirtſchaft, riſſen die Menſchen aus ihrer bedenkenlos alltäglichen Gewöhnungsſittlichkeit. Am Trümmerfelde lauert der freßgierige Drache des Friedensvertrages. Werden wir dieſen Schmarotzer nicht los, wird nicht mindeſtens ſeine Portion ſtark herabgeſetzt, ſo iſt Verzweiflung unſer Erbteil. Die Reviſionshoffnung beruht nur auf der Entwicklung des Völkerbundes, auf langſam einſetzenden Gewiſſensregungen der öffentlichen Weltmeinung, auf den Nötigungskräften des allenthalben in Europa heranſchleichenden Bankerotts. Wollen wir dieſe Einflüſſe für uns gewinnen, dazu die Hilfe Amerikas, ſo müſſen wir von der nationaliſtiſchen Haßpredigt zu anderen Methoden übergehen.

„Das Ungeheure iſt nicht das Große, und Stolz währt nicht ewig" (Tagore). Rom und Spanien zerſchellten, weil ſie von Tributen lebten. Gläubigervölker verderben, die Schuldner erſtarken. Frankreich bedroht ſich ſelbſt durch ſeine Rancunepolitik. Die Erdbebenwelle des kapitaliſtiſchen Einſturzes wandert über die Welt.

Notjahre kommen unvermeidlich, keine Revolution kann das hindern, ſie kann höchſtens Zwingburgen ſprengen, Wälle verſenken. Klüger öffnen wir freiwillig die Pforten, ſchaffen neue Menſchen, wählen neue Methoden, ſtellen uns wirtſchaftlich und geiſtig aufs Epochale um, auf den Weltzuſammenhang. Bald werden uns Rußland und Aſien ſich eröffnen zu geordnetem Austauſch von Menſchen und Gütern, zum Bruderdienſt, zum Gemeinſchaftswerk in ſchöpferiſcher Unmittelbarkeit. Erneuern wir das Chaos und die Labilität des freien Spiels der Kräfte, ſo wird von Gruber Recht behalten mit ſeiner Luziferthese: Millionen werden Hungers ſterben müſſen!

Er darf nicht Recht behalten, er wird es nicht, wenn wir zur „Kultur der Brüderlichkeit" uns entſchließen, zum Pazifismus, zur Menſchlichkeit, zur ſozialen Tüchtigkeit, zur Einſtellung auf unſeren von Macht, Waffen und Gütern unabhängigen Eigenwert, auf die gegenſeitige Welthilfe, auf Zukunftsgedeihen.

Unſere Wirtſchaft ſteht unter erpreſſeriſcher Kontrolle, kein Rechenkünſtler kann unſere Finanzen ordnen, unſere Seelen irren im Unge-

wiſſen, wir ſind ein beſiegtes Volk. Aber kann die Überwindung dieſes Zuſtandes nicht eine Miſſion für das deutſche Volk ſein, ein welthiſtoriſches „Glück" werden? Die Holofernesfauſt des Siegers, die Wucht des Schickſals gibt uns den Gnadenſtoß, oder ſie zwingt uns, in Entbehrungen aus dem Fieber Geſundende, zu neuer Geiſtigkeit, neuer Sozialität, neuer Wirtſchaft: „Wer das neue Schickſal ſich ſchafft, iſt dem alten Schickſal entronnen" (Rathenau). Deutſchland iſt die Experimentierſtube geworden, auf welche die Welt ſchaut.

Das alte Leben mit ſeiner Klaſſenſchichtung und ſeinem Lohnſyſtem, die alte „Handelswelt bürgerlicher Konjunkturenmenſchen" (Vogeler) erträgt die Welt nicht mehr. So ſteht es, wie Natorp erzählt: („Genoſſenſchaftliche Erziehung als Grundlage zum Neubau des Volkstums und des Menſchentums"): „Unſer Volk hat die ſchaffende Arbeit, allem Anſchein nach, verlernt. Man hat verſtanden, ſie ihm gründlich zu verleiden. Wohl ſchon mancher hat die gleiche Rede vernommen, die ich neulich auf einer Eiſenbahn zu hören bekam, als das Geſpräch ſich wieder einmal entſpann über das ſo zeitgemäße Thema, daß doch wir Geiſtigen auch arbeiten, mehr vielleicht, angeſtrengter, opferbereiter als die Handarbeiter, die uns für Tagediebe anſehen. ‚Tut's, wenn's euch Spaß macht!' ſcholl es da, in bitterem Tone, aus einer Ecke, von einem bis dahin ſtumm und finſter dabei ſitzenden Manne der ſchwieligen Fauſt."

„Tut's, wenn's euch Spaß macht!" Glaube und Vertrauen ſind dahin. Nur genoſſenſchaftliche Erziehung kann zu neuem Leben führen. Ohne die Unterſchichten fällt keine Weltentſcheidung mehr, ohne ſie gibt es weder Ökonomie noch Intenſität, ohne ihr tätiges Verſtändnis keine rettende Sozialiſierung. Die Beſitzer der Produktionsmittel und die „Arbeitskräfte", ſie ſchließen keinen Dauerfrieden mehr: Der Betriebsuntertan hat ſein Recht entdeckt, der Unternehmer wird abgelöſt werden! Neue Wirtſchafts- und Staatsverfaſſungen mußten und müſſen kommen, damit die Kraft zur Verantwortungsübernahme ſich entwickeln kann, durch welche unter gerechtem Beſitzausgleich und Vergeiſtigung der Arbeit der Ertrag der Wirtſchaft ſich vergrößern läßt und dann ſoziale Gerechtigkeit möglich wird.

Mag der Geſinnungswechſel zur Verantwortungsbereitſchaft noch ſo langſam eintreten, ohne ihn iſt kein neuer Arbeitswille erreichbar. Wir müſſen geduldig ſein, wenn wir ein neues Deutſchland: des Freiheitsgeiſtes und der Schöpferkraft, der Führerſchaft auf demokratiſcher Grundlage, der Vergemeinſchaftung und der Perſönlichkeitsausbildung wollen. Wir brauchen techniſche Fertigkeiten für das neue Geſchlecht, ſoll es die Aufgabe der Intenſivierung ſo löſen, daß wir uns halten können (und ſie wird ſich ſchon in der Bearbeitung des kleinſten Landbeſitzes erheben: Arbeits- und Beſtellungsweiſe, Düngung, Maſchinen!),

wir brauchen Genoſſenſchaftsgeiſt der Herſteller und der Verbraucher, alſo den praktiſchen Idealismus einer Solidaritätserziehung, die von der Gruppen„gemeinſchaft frei wollender Menſchen" über die nationale Selbſtbeſtimmungseinheit zum freien Bund der Völker Wege bahnt. Die Not der Gegenwart und der Wille in die Zukunft, ſie fordern daher die Erziehung von Kopf und Hand, eine Jugend der Entwicklung zur Initative ſtatt des Zwanges zur Diſziplin, ein Jugendleben im Handeln ſtatt in Betrachtung.

Die Bundesſatzungen der „entſchiedenen Schulreformer" ſagen: „Das Ziel der neuen Schule iſt die Erziehung des jugendlichen Menſchen zum körperlich durchgebildeten, geiſtig freien, ſozial geſinnten und willensſtarken Mitgliede der Volksgemeinſchaft und der Menſchheit." Wir wollen zum freien, ſchöpferiſchen Tatmenſchen, der ſich ſelbſt befreien kann und will, der die produktive Geſetzlichkeit ſeines Innern in ſeinem Werk ausprägt. Urteilsfähig muß der Menſch für das ganze reiche Leben werden, damit er Notwendiges dem Kulturſchund und -plunder vorzieht, ökonomiſch reif, als Individualität im Typus, in Nahrung, Kleidung, Wohnung, in Bildung, Hygiene und Sozialpolitik.

Zu „ziehen" iſt der junge Menſch alſo zur Natur, zu den Dingen, zu den Berufen, ins Leben hinein. Sein Jugenderleben nimmt deshalb — immanent, nicht als eine neue Art militariſierter Zwangsarbeit in beſtimmten Lebensjahren! — eine freudig erfüllte Dienſtpflicht zu körperlicher Arbeit auf. Denn — das muß ſtets bewußt bleiben! — die Wirtſchaft iſt die Grundlage aller Gemeinſchaft, ſie iſt immer in letzter Linie beſtimmend. Doch wird der ideologiſche Überbau, werden Ethik und Religioſität ſtets unentbehrlich bleiben. Wirtſchaft und Ideologie ſtehen in Wechſelwirkung. Ohne antiegoiſtiſche Hingabe iſt keine wahre Gemeinſchaft möglich, wie ſie Fichte ſchaute als „wahrhaftes Reich des Rechts und der Freiheit, gegründet auf Gleichhheit alles deſſen, was Menſchenantlitz trägt". Der einzige Schlüſſel zu ihr iſt die Befolgung des Satzes: „Handle ſo, daß du die Menſchheit jederzeit zugleich als Zweck, niemals allein als Mittel brauchſt!"

Wir ſehen alſo als Aufgabe die Erziehung zum handelnden, ſchöpferiſchen, ſozialſittlichen Menſchen vermittels der durchgeiſtigten Lebenspraxis. Wir ſtimmen Kerſchenſteiner zu, wenn er das Weſentliche derſelben ſo erfaßt: „Als ich vor 25 Jahren mein Amt antrat, da tat ich es mit dem Willen, langſam die Schule umzuwandeln in eine Stätte der Charakterbildung durch tägliche, ſtündlich aus dem Innern des Zöglings gewollte Arbeit. Und als ich ſah, daß der Arbeitsgedanke allein ebenſowenig ſozial empfindende wie ſittlich wollende Menſchen ſchafft wie die alte Buchſchule, da verband ich mit dem Arbeitsgedanken die Gemeinſchaftsidee, und heute weiß ich, daß auch beide noch nicht genügen, wenn nicht eine ſyſtematiſche moraliſche Unterweiſung bzw.

tägliche Beſprechung des Gemeinſchaftslebens hinzu kommt, welche die ſittlichen Begriffe klärt und zu erlebten Maximen des Handelns führt. Dieſe Idee führt in ihrer Vollendung notwendig weiter zum gemeinſchaftlichen Leben von Lehrer und Schüler in und außer der Schule und des Unterrichts — ſie führt in ihrem Ideal zu den Fichteſchen Erziehungsgemeinſchaften."

Und wie ſtellt ſich die Leiſtung unſerer, der vorhandenen Bildungsanſtalten zu dieſer als zeitnotwendig erkannten „Idealität"? Sie haben die ſeit der Erbſchaftsübernahme aus der Antike eingetretene Verdauungsſtörung an „Wiſſenſchaftskultur" immer noch nicht überwunden, ſie leben in glaubensloſer Tradition, obgleich „alles Erziehenwollen ohne felſenfeſten Glauben ſinnlos iſt" (Natorp). Die neuen Volksſchichten verkleiden ſich mit altem konventionellen, verſtofflichten „Idealismus", ſie wollen immer noch verſtändnislos „Aufſtieg" zu „höherer", lebensfremder Bildung! Nie konnten ja die Bildungsanſtalten gleichen Schritt mit dem Zeitbedürfnis halten. Ihre „Bildungsideen" pflegen noch lange herumzugeſpenſtern, wenn die veränderte Geſamtkultur bereits mit neuen Bildungsidealen ſchwanger geht, wenn aus den Tiefen der Lebensfülle, aus Handel, Induſtrie, Technik — zunächſt unklar, untheoretiſch — die treibenden Kräfte zur Schulreform der Stunde erwachen und ſich ſieghaft durchſetzen. Dieſes Ringen zwiſchen der Autorität der Überlieferung und dem inſtinktiven Sichgeſtalten der Zeit iſt ſchuld, daß es unaufhörlich bei uns „Schulreform" gibt, verurſacht die fortgeſetzte Spaltungstendenz der ſtarren Schultypen, ohne ſo ans Ziel gelangen zu können.

Nun zerriß der Zuſammenbruch den hiſtoriſchen Knoten, nun klafft das Problem in ganzer Größe am Unſtetigkeitspunkt. Nun ſind wir zu ſehr in Not geraten, um uns noch den Luxus der Anbetung abgeſchiedener Ideale, der Vereinſeitigung des Jugendlichen zum nur-geſchichtlichen Lebeweſen oder auch nur zum „wiſſenſchaftlichen Menſchen" leiſten zu können (Lamprecht ſei zitiert: „Was iſt wiſſenſchaftliches Denken anderes als gewöhnliches Denken, nur beharrlich und ſyſtematiſch angewandt auf beſonders verwickelte Dinge?"). Nicht mehr iſt „beſſer" der „normalere" Menſch mit den Tugenden des Kanzliſten, erzwingbar nur durch den „Lehrer als berufsmäßigen Folterknecht", der „ſogar dem deutſchen Turnen den ausgeklügelten Charakter eines Abc der Gliederübungen gibt" [Peſtalozzi]. Natürlich muß die Schule (mit Spranger) das „Lernen des Lernens" erreichen, aber nicht durch die „maßloſe Überſchätzung des Wortes" (Peſtalozzi), der Sprachenwiſſenſchaftlichkeit (Grimm: „Durch die Regeln der Sprachmeiſter wird die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern zerſtört"), ſondern die Kinder ſollen ſprechen lernen im lebendigen Umgang mit Menſchen und Dingen!

Tadel iſt nicht Schmähſucht; wer Beſſerung erzwingen will, muß die Fehler des Alten begrifflich erfaſſen, ſie auf die Spitze getrieben herausſtellen: aus Liebe zum Geiſt, nicht um Perſonen, deren ſtarre Brauheit nicht bezweifelt werden ſoll, und Inſtitutionen „zu begeifern"! Alſo muß erklärt werden, daß die Schule den Künſtler im Kind vernachläſſigt, wenn nicht abgetötet hat, um ihm „Wiſſenſchaftlichkeit" aufzuſtempeln, obgleich „die Eule der Minerva in der Dämmerung, nicht am Morgen des Lebens fliegt" (Hegel). Nennt Bonus den deutſchen Schulbetrieb „die ſchwerſte und dringendſte Gefahr unſerer Kultur", ſo bezeichnet gar Berthold Otto die deutſche Schule als „Zwangsanſtalt, die geiſtige Leiſtungen als ſittliche Pflicht fordert, deren überwiegender Drill die Urteilsloſigkeit, die Unſelbſtändigkeit, den Mangel an Initiative im deutſchen Volke verſchuldet". Schon Lagarde ſah die Verfehltheit ihres angeblichen Strebens nach Univerſalbildung: „Die Teile des Weltganzen wiederholen die Geſetze des Weltganzen in ſich. Nicht eine Reiſebeſchreibung durchs Univerſum tut not!"

„Reines" Wiſſen macht krank wie chemiſch reines Waſſer. Der Zwang zu ſtändiger Reflexion ruft Entartungsſchwächung hervor. Wille, Phantaſie, Empfindung des Menſchen wollen ſich zunächſt betätigen, ſoll das Jugendleben keine Qual werden: „Die Erziehung iſt verfehlt, die mehr auf das Ende hinweiſt, als auf dem Wege beglückt" (Goethe). Deshalb darf die Schule nicht in didaktiſcher Technik, wobei immer der Lehrſtoff eingebracht werden ſoll, aufgehen, denn ſie arbeitet mit Menſchen, nicht an Rohſtoffen. Sie hat, ſagt Peſtalozzi radikal, „dem Haſchen der Natur nach ihrer eigenen Entfaltung Handbietung zu leiſten", während Fröbel klagt: „Junge Pflanzen und Tiere läßt man in Ruhe, der junge Menſch iſt dem Menſchen ein Wachsſtück, ein Tonklumpen." Man muß endlich anfangen, bei der Erziehung vom jungen Menſchen auszugehen, muß alſo ſeine „Flatterhaftigkeit", ſeine ſpringende, unwillkürliche Aufmerkſamkeit auswerten, um das Menſchenkind zu erkennen, ſtatt ſie allzufrüh zur willkürlichen zu binden. Die Intereſſen müſſen ſich offenbaren, offenbaren können, damit die Berufswahl richtig erfolgt. Deshalb muß eine Mannigfaltigkeit an Stoffen, Betätigungen, Arbeitsaufgaben an das Kind herangebracht werden. Dann, nach Feſtſtellung der Intereſſen und Veranlagungen, heißt es „ſtreng" ſein, denn dann handelt es ſich um „Griechiſch aus Liebe", nicht um „Berechtigungsgriechiſch", dann erhält „nur der, der Hunger danach hat, eine Speiſe" (Nietzſche).

Solch Weg zur Entdeckung und Erarbeitung ſeiner Perſönlichkeit läßt „männlich", d. h. unternehmungsluſtig und entſchlußfeſt, werden ohne blutrünſtige Kriegsromantik: „Der Knabe bekriege Sachen, nicht Menſchen" (Jean Paul). Tatenfroher, aller Weichlichkeit abholder Pazifismus! Der ſich ausbilden kann nur in der Schule als Freiſtaat,

als ſich eigenen Geſetzen unterwerfende Arbeitsgemeinſchaft. An Stelle des widerſpruchsloſen Gehorſams, der an ſich wertlos iſt, erſt durch Beweggründe geadelt werden könnte, ſtatt der Diſziplin, die nur überhitzte Revolutionäre ſchafft, ſtatt des Gerichts durch Erwachſene, die durch die Strafe oft nur ihre eigenen Verſäumniſſe rächen, hat die freie Selbſterziehung unter rechtem Führertum zu treten. Nur durch ſie iſt ehrlicher und dauernder Verzicht auf Alkohol und Nikotin erreichbar, nur mit ihr eine Körpererziehung zu verbinden, die durch Leibesübungen die ſexuelle Kriſe überwinden läßt, der das Glück rhythmiſchen Tanzes und die „helleniſtiſche Selbſtverſtändlichkeit des Nackturnens" gelingt. Wir brauchen und wollen wahren Humanismus in der Gegenwartserziehung, die antiken Stoffen und Werten viel gerechter werden kann als der Zwang zu philologiſtiſcher Sprachſchuſterei. Wer will und kann, ſoll auch ſprachlich ins Altertum hinabtauchen, ganz gewiß! Aber Schutz des Altertums vor der Verkorporaliſierung!

Aber die Schul-*Meiſter* für dieſe Erziehung, woher ſie nehmen? Nicht aus einer Lehrergewerkſchaft! Gurlitt formulierte „Lehrer an ſich iſt wohl überhaupt kein vollberechtigter Beruf", Kerſchenſteiner: „Die Entſtehung der neuen Schule iſt nicht möglich ohne die Beteiligung der Laien, beſonders der Eltern." Berufs„lehrer", Eltern, Ingenieure, Handwerker, Landwirte uſw., jeder ſchöpferiſche Menſch, ob „Pädagoge" oder „Laie", der zum Bevollmächtigten der „einzigen Erziehungsgroßmacht, die es gibt, des *Beiſpiels*", ſich eignet, er ſoll zur Mitwirkung an der von unſerer Zeit geforderten Lebens- und Volksſchule, der Schule der produktive Kraft gebenden Freiheit, berufen ſein! Zum Volk durch das Volk!

Mit Kerſchenſteiner verlangen wir entſchiedene Schulreformer — immer nur Wiederholer, Vertiefer, Fortſetzer uralter Menſchheitsforderungen in zeitgemäßer Ausmünzung, ohne Prioritätsanmaßung, nur voll Ungeſtüms — gemäß dem Gange der Entwicklung der kindlichen Intereſſen die Erziehung zum Verſtändnis einfacher *typiſcher* Züge der menſchlichen Lebenslagen, die Entwicklung der *typiſchen* menſchlichen Kräfte, die Herausbildung mehr des tätigen als des betrachtenden Menſchen. Demgemäß muß „dem Kinde die Schule die *Zentralwerkſtätte ſeiner Aktivität*" werden. Gleich Kerſchenſteiner wollen auch wir aus Hand- und Geiſtesarbeit in der Schule die Bildungswerte herausholen, ſehen auch wir die Notwendigkeit einer gewiſſen Komplexabrundung unter Leitung ein. Aber wir können nicht mit ſeiner feſten Vierſträngigkeit uns begnügen, wir wollen auch aus der Fülle *vieler* Lebensſtoffe und aus der Intenſität (Zeitdauer und Tempo) nutzbringender Arbeit die charakterbildenden und erkenntnismäßigen Werte herausholen. Kerſchenſteiner ſelber ſcheint ſchon im Anmarſch zu uns.

Wir wollen alſo, weil wir es gemäß unſerer Einſicht müſſen, die

elaſtiſche Einheitsſchule der wahlfreien Kurſe um einen Kernunterricht,* der produktiven Handarbeit für jeden nach Intereſſe und Wahl, der Bildung vom Körper aus zur perſönlichkeitstragenden Körperlichkeit, zur künſtleriſchen Auffaſſung und Betätigung, zur ſchöpferiſchen Feier, zur Genoſſenſchaftlichkeit in Geſinnung und Lebenspraxis, damit zum Volke! Da iſt natürlich jede Apriori-Sonderung nach Geſchlecht und Konfeſſion ausgeſchloſſen, ſo wahrſcheinlich ſie ſich in gewiſſen Altersſtufen und „Fächern" (bzw. Stoffen) von ſelber einſtellen wird. Solche Schule wird immer erneut die Syntheſe der jugendlichen Natureinfachheit mit der Kompliziertheit einer entbarbariſierten Kultur vollziehen müſſen. So „wird ſich", ſagt Ernſt Hierl in ſeinem durch den Kriegsausbruch leider verſchütteten bedeutenden Buche „Die Entſtehung der neuen Schule" (Teubner), „der Schulzwang des 19. Jahrhundertsim20.Jahrhundertineineſelbſtverſtändliche Lebenshilfe verwandeln."

Notwendig wird zur Annäherung an dies Ziel der Ab-, Um-, Einbau der „höheren" Schulen. Tews „organiſche Verbindung", ſein treppen- und zimmerreiches Schulhaus mit ſeinem Aufriß ohne klar-einfachen architektoniſchen Gedanken, reicht uns nicht aus. Bei aller Verehrung für den Bahnbrecher und Kämpfer Tews: In die Zukunft hinein gibt Kerſchenſteiner die Richtung, ſein Weg iſt weiter zu beſchreiten, wollen wir zur Gemeinſchaft und zur Perſönlichkeit, die zueinander gehören, wie die beiden Pole eines Magneten.

Werden wir das Heer von „Anwärtern", von „ſtandesbewußten", hilfloſen Einſeitern los, ſtirbt der Herkunfts-, der „Bildungs"-, der Schrankenſtolz ab, verraucht die nationaliſtiſche Blähung, ſo werden wir uns ſchon in der Welt behaupten.

Experimentieren wir, da das Schickſal mit uns ein lebensgefährliches „Experiment" macht: Wir können nur gewinnen! Verſuchsſchulen und Probefabriken (Natorp) ſind zu ſchaffen, damit die „Genoſſenſchaft ſchaffender Arbeit als tragfähiger Grund ſtaatlicher Ordnung" entſtehen kann, nachdem man ihre Kräfte und Geſetze erprobt und erkannt hat. Mit „liebender Ehrfurcht, ehrfürchtiger Liebe" zur Arbeit, zum Werdenden, zur Jugend, zu Volk und Welt gewänne man dazu neue Religioſität, „gelebte, nicht gepaukte". Ohne religiöſe Verinnerlichung gelingt uns nichts Übermaterielles, Weltbedeutendes. Zu ihr aber können uns unſere Not und ihre Bezwingung durch die Erziehung zur volklich-menſchheitlichen Produktionsgemeinſchaft führen. Gehen wir ans Werk!

* Vergleiche meinen Aufſatz im Aprilheft 1920 der „Tat", ferner: Oeſtreich „Schöpferiſche Erziehung" oder Oeſtreich-Müller: „Produktionsgemeinſchaft und Einheitsſchule", beide im Verlag Geſellſchaft und Erziehung, Berlin-Lichtenau.

Max Schumann
Unſere Orientierung am indiſchen Denken

I. Geiſtige Situation

Der deutſche Geiſt ſteht an einem Kreuzweg. Die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit und Zielirrung der alten Wege, die ſich ſchon ſeit vielen Jahren durchgeſetzt hatte und ſchließlich zu der äußeren Revolution und damit zum Zuſammenbruch der alten bürgerlichen Weltanſchauung führte, hat wohl neue Wege genug gewieſen, aber noch keinen erfolgreich beſchritten.

Der entſcheidende Inhalt unſeres Zeitalters, welcher dem Geiſt Nährboden ſein kann, iſt noch nicht erkannt. Was den Romantikern, die im ſelben Sinne den deutſchen Geiſt revolutionierten, der Mythus war, in dem ſie einen höheren Sinn verborgen ſahen, muß uns ein ähnliches ſein. Es kann nur die Religion ſein. Das mag paradox klingen in einer Zeit, in der die Mechanik einer ſcheinbar rein wirtſchaftlichen Bewegung die treibende Kraft darſtellt, aber das Verebben dieſer Bewegung, ohne das erhoffte gewaltige Neue geboren zu haben, dürfte doch zum mindeſten ſtutzig machen und beweiſen, daß ihr das Entſcheidende fehlte. Und dieſes, was nicht da iſt und deſſen unbedingte Notwendigkeit jeder, wenn auch nur dunkel, ahnt, iſt die Innerlichkeit, die uns ſeit langem verloren gegangen iſt. Mag die Revolution ſoziale Erfolge errungen haben, ſie bleiben ohne die erwartete dauernde Wirkung, wenn es dem Sozialismus nicht gelingt, eine neue Innerlichkeit zu fixieren, die entſcheidend für das ganze Zeitalter ſein wird.

Die entgötterte Welt grinſt uns als troſtloſe Fratze höhniſch an. Der ſelbſtbewußte Menſch, der im Bewußtſein ſeiner an nichts verſagenden Kräfte den Gott zertrümmerte, ſieht ſich in einem atembeklemmenden Hohlraum eingeſperrt, in dem er doch nicht der allgewaltige Herr ſein kann, der niemand über ſich anerkennt.

Um das Leben zu bezwingen, dazu gehört Glaube, Glaube an einen höheren Sinn, an ein höheres Geſetz. Ein neuer Glaube muß kommen, aus religiös beſchwingtem Herzen allein kann die Kraft wachſen, unſerem Leben neuen Inhalt zu geben. Der dogmatiſche Glaube iſt tot, aber die Gottheit lebt, und ſie, die allen Göttern erſt Leben gegeben, wird ewig leben, wenn auch ein Gott nach dem anderen ſtirbt.

Es ſtehen heute in unſerem Geiſtesleben zwei Gegenſätze einander gegenüber: Die Ablehnung jeglichen Glaubens im Sozialismus und der ekſtatiſche Schrei nach der Gottheit in der neuen Kunſt, der ein Schrei

der Verzweiflung an der Welt ist. Mit dieser Zwiespältigkeit enthüllt sich unsere Zeit so recht als ein Misch- und Kreuzungsprodukt aus den verschiedensten Elementen an Rasse und Denken — ganz im Nietzscheschen Sinne. Dies Schwanken zwischen inbrünstigem Glaubenwollen und selbstsicherer Skepsis ist ihr Stigma. Hierin wird das deutsche Wesen lebendig. Es prägt sich aus in dem fanatischen Willen zur Synthese, der allumfassend das Gegensätzliche vereinigen will. Dieser universale Zug, der sich nie mit einer Seite begnügt, sondern auch die Gegenseite in sein Wesen einzubeziehen bemüht ist, ist der Ausdruck jener Mischung heterogener Elemente und Einflüsse, als welche wir das Wesen des Deutschen heute ansehen müssen.

Aus solcher Dialektik ergibt sich ein Zug ins Universale, nicht nach einer Richtung hin vom Mittelpunkt aus, sondern nach allen Seiten. Wenn sich die alte Lebensform als verbraucht erwiesen hat, so zeigt sich das am deutlichsten an der Jugend. Ihr inwendiges Maß, das wie jedem einzelnen Menschen, so auch jeder Gesamtheit eignet, ist überfüllt, eine ungeheure expansive Kraft, lang gehemmt und zurückgestaut, drängt ungestüm darüber hinaus. Sie will größer sein als sie selbst. Sie will das Absolute. Letzte Grenzen will sie erreichen. Durch die heutige Jugend braust ein Sturm. Zu neuen Welten lockt sie der neue Tag. Eine Willensekstase, welche nie geahnte, im verborgenen herangereifte Kräfte offenbart, denen die alternde Mitwelt ruhig Vertrauen entgegenbringen könnte, schüttelt diese Jugend und treibt sie, zu wollen, was noch nie zu wollen gewagt ward.

Immer auf schöpferische Synthese bedacht, soll das nicht zu Vereinigende vereinigt werden. Die analytische Einstellung, welche dem Geist des vergangenen Jahrhunderts seine Haltung allen Erscheinungen gegenüber gab, ist abgetan; die synthetische ist an ihre Stelle getreten. Das nun einmal Gegebene wird nicht seziert, sondern hingenommen als Baustein für das Kommende. So gebiert sich die schöpferische Tat aus einer ekstatischen Stimmung.

Jede Ekstase aber braucht eine Stütze, an die sie sich klammern kann, wenn die durch sie ausgelösten Kräfte sich nicht in die Weite und Ferne verflüchtigen sollen, wenn die hereinbrechende Flut der Ideen uns nicht ins Uferlose fortschwemmen soll. Eine solche Stütze war immer der Glaube. Der Glaube im überlieferten Sinne unserer Religion ist aber vernichtet. Ein neuer tritt an seine Stelle: der Glaube an das Allvermögen des Willens.

Der ekstatische Sturm dieser Religion des Willens zur Evolution verdunkelt aber die Erkenntnis nicht, daß wir uns dabei des Niefertigwerdens bewußt bleiben müssen. Rücken die Ziele bei jedem Schritt, den wir vorwärts tun, auch weiter hinaus, so darf das unser Streben nach Vollendung nicht beeinträchtigen. Wenn hinter unserem heutigen

Ziel morgen ein ferneres auftaucht, ſo ſoll das unſerer geiſtigen Aktivität nur willkommen ſein. Denn wir wollen nie befriedigt ſtille ſtehen, keine Reſignation, keinen Verzicht; wir wollen dauernd ringen, denn nur ſolange wir ringen, leben wir. Der Moment, wo uns nichts mehr zu erreichen lockte, wäre der Tod.

Die geiſtige Situation iſt alſo noch keineswegs geklärt. Noch brodelt es wie in einem Hexenkeſſel. Altes und Neues ringt noch miteinander. So gilt es zunächſt, die Fundamente aufzudecken, auf denen aufgebaut werden kann.

II. Fundamente

Wer wollte leugnen, daß der Weltkrieg von entſcheidendem Einfluß auf unſer geſamtes Geiſtesleben geweſen iſt. Daß er die Menſchheit unendlich verroht hat, iſt eine Tatſache, mit der wir uns hier nicht zu beſchäftigen haben. Sein Einfluß auf den denkenden Menſchen aber wird noch ſelten recht gewürdigt; denn dieſer Einfluß geht tief und bleibt auch meiſt dem Unterbewußtſein näher, als daß er ins volle Bewußtſein tritt.

Das Entſcheidende iſt: unſer Verhältnis zum Tod hat ſich grundſätzlich geändert. Die Notwendigkeit des Müſſens, welche dem Kämpfer ein neues Vermögen, dem Tod ins Auge zu ſchauen, gab, veränderte in ſolchen Momenten höchſter Einſamkeit, wo der Menſch ſich ganz allein einer höheren Macht gegenüberſtehend wußte, das mittelalterliche Schreckgeſpenſt, als welches der Tod dem Lebens- und Sinnesfreudigen immer noch erſchien, in ein neues Bild. Wir gelangten unter dieſem Erlebnis zu einer neuen Beurteilung unſerer Daſeinsform, deren zeitlicher Abſchluß mit dem Tod uns weniger tragiſch, weniger ſchwerwiegend erſcheint, und darum beben wir auch vor dem Gedanken an den Tod weniger zurück.

So gelangen wir zu einer neuen Bewertung unſerer Daſeinsform, die wir das Leben nennen, indem wir ſie mit ihrem Anfang, der Geburt, und ihrem Ende, dem Tod, als Einſchnitte von nicht abſolutem Belang in eine größere, umfaſſendere Form des Seins einordnen.

Der Tod, dem wir in jenen Momenten erſchütternder Einſamkeit ſo nahe getreten, bleibt um uns als dunkler Glanz früher Weisheit. Die Empfindung des Beſitzes ſchwindet, im Hinblick auf ein Leben, das der überall drohende Tod uns jeden Augenblick nehmen kann. Raubt er es nicht, ſo bedeutet es uns ein Geſchenk. Das ſtändige memento mori wandelt alſo unſer innerſtes Gefühl dem Leben gegenüber in entſcheidendem Sinne ab. An die Stelle des Gefühls des Beſitzens tritt die neue Wertſchätzung des immer vom Raub Bedrohten, eine neue Sehnſucht, die uns einen neuen Reichtum des Lebensinhaltes offenbart. Durch das Todesbewußtſein hindurch leuchtet das Bild des Lebens

in ſchöneren Farben, in ſonnigerem Glanz, und wir greifen nach ihm mit einer neuen Ahnung von der Bedeutung ſeines Inhalts.

Ein weiteres Erlebnis trat im Kriege wiederum uns in einer Bedeutſamkeit gegenüber, die uns neu ſein mußte, da wir dieſes Erlebnis im gewöhnlichen Leben ſelten, im Kriege aber nur allzu oft erfuhren: das Erlebnis der Einſamkeit. Wer im Krachen und Dröhnen der platzenden Granaten ſich unmittelbar vor den Tod geſtellt ſah, dem mußte aus ſolchen ſein Inneres bis ins Tiefſte erſchütternden Augenblicken eine neue Anſicht des Lebens aufgehen. Nicht mehr an der Erhaltung des Daſeins und ſeiner Bequemlichkeit war ſein Handeln orientiert, er wurde ſich vielmehr bewußt, daß nicht dieſes Leben, an deſſen Ende er immer zu ſtehen meinte, die Hauptſache ſei, ſondern etwas anderes in ihm, das über dies Ende hinausragte in ein geheimnisvolles Dunkel: er entdeckte die Seele. Aus dem Bewußtſein ſolcher Momente, ganz einſam als Menſch Gott gegenüberzuſtehen, ringt ſich in tiefſter Einſamkeit das Gefühl einer befreienden Unendlichkeit durch, an der jeder, durch ſeine Seele, anteil hat.

Jene Momente tiefſten ſeeliſchen Erlebens, wo der Menſch im Bewußtſein ſeiner Ohnmacht dem gegenübertritt, dem er Rechenſchaft ſchuldet, jene Augenblicke der völligen Einſamkeit, wo er eine Entſcheidung ganz aus ſich allein heraus treffen muß, heben den Handelnden in eine klarere Sphäre der Verantwortlichkeit. Er ſieht ſein Handeln nicht mehr unter dem Geſichtspunkt ſelbſtherrlicher Willkür, ſondern in bezug auf die ganze Geſtaltung ſeines Seins, für die er mit jedem Tun entſcheidende Verantwortung übernimmt. Er lernt ſein Handeln unter einem neuen, exzentriſchen Geſichtspunkt betrachten, indem er den objektiven Wert des Tuns ins Auge faßt. Aus dem exzentriſchen Standpunkt gleitet er hinüber in einen univerſalen.

Die Einſamkeit gewinnt alſo entſchiedene Bedeutung als ein hohes ethiſches Moment, und der Krieg, der uns die Einſamkeit oft und immer wieder unter dem Zwang einer harten Unabänderlichkeit, ohne Möglichkeit des Ausweichens, erleben ließ, darf aus dieſem Grunde als wichtiger Faktor für die Geſtaltung einer neuen Sittlichkeit angeſehen werden, auf dem ſich unſer Geiſtesleben neu erheben ſoll.

Ein drittes, das ſich auch aus dem eben Geſagten ergibt, kommt noch in Betracht: das Erlebnis des Krieges hat den Boden vorbereitet für eine tiefer dringende Anſchauung vom Subjekt. Der Krieg, der die im Felde ſtehenden in eine Welt der Tatſachen und Gegenſtände verſetzte, konnte auf die Dauer ſeiner ungeahnten Länge die Reaktion auf die anfängliche Einſtellung zu dieſem bisher ungewohnten Kriegsleben nicht hintanhalten. Das Leben zwiſchen den Tatſachen konnte auf die Dauer Befriedigung nicht gewähren. Unter der Laſt der Tatſachen und der rein körperlichen Betätigung mußte das kümmerliche Pflänzlein

der Sehnſucht nach dem rein Menſchlichen ſich hervorringen, und wo es einmal ans Licht trat, ſah ſich der kriegeriſche Menſch der Welt der Objekte als etwas Fremdem gegenüber, deſſen Laſt auf ſeine Seele drückte.

Aus dem Gegenſatz, den der Krieg ſeinem Innern darbot, fand er das Erlebnis ſeiner ſelbſt, wurde er ſich der Wunden ſeiner Seele bewußt. Alſo nicht die Tatſache des Krieges ſelbſt weiſt den Weg zur Erkenntnis unſeres Selbſt, ſondern erſt das Bewußtſein der Gegenſätzlichkeit des Krieges zu unſerer Sehnſucht erſchließt tieferes Erleben des Ichs. Es geht eine Erkenntnis auf, welche die Seelenloſigkeit der Dinge durchſchaut und darum ihre Roheit von ſich weiſt. Dadurch wird der Menſch auf eine neue Innerlichkeit, auf ein tieferes Bewußtſein ſeiner Seele geſtellt.

Daß ſolche Wendung lediglich durch das Erlebnis des Krieges herbeigeführt worden wäre, ſoll nicht behauptet werden, nein, nur beeinflußt iſt ſie dadurch worden, ſowohl was ihre Allgemeingültigkeit und ihre Entſchiedenheit anbelangt, als auch im Hinblick auf ihre Beſchleunigung. Ohne den Krieg hätte ſolche Wendung vielleicht noch Jahre auf ſich warten laſſen, zum mindeſten wäre ſie nicht in ſolcher Breite und mit ſolcher Wucht ins Volk gedrungen.

Die menſchliche Seele iſt ſich der Mechaniſierung bewußt geworden, zu der alle Entwicklung ſeit der Mitte des 19. Jahrhunderts mit wachſender Beſchleunigung hindrängte. Der Krieg war die letzte Möglichkeit, bis zu der dieſe Mechaniſierung getrieben werden konnte. Und da befreite ſich die geknechtete Seele ſelbſt von den Feſſeln, in die ſie durch das bürgerliche Zeitalter gelegt war.

Damit war den echten Prieſtern der Seele wieder die Möglichkeit gegeben, ihre wahre Religiöſität auf einen weiteren Wirkungskreis auszudehnen. Einer Erleuchtung gleich erhob ſich die Erkenntnis, daß die Seele Weiſerin iſt zu neuen Gründen menſchlichen Friedens. Unwägbar, unbegrenzbar fließt ſie nach allen Seiten und in jedem Belang ins Unendliche. Mit feierlichem Ernſt begrüßt als Helferin beim Aufbau einer neuen Weltordnung — nachdem die alte zuſammengebrochen —, wird ihr der Händlergeiſt, dem ſie immer lächerlich, überflüſſig erſchien, zum Opfer gebracht. Was ſich an Spuren ihres früheren Wirkens durch dies ſeelenloſe Zeitalter hindurch gerettet hatte, gewann neuen Glanz. Die erhabene Religioſität, die die gotiſchen Dome gebaut hatte, an denen die geſchäftstüchtige Zeit vorübergegangen war, weil ſie darin nur das Auswirken eines geſchäftsuntüchtigen Geiſtes ſah, wurde wieder lebendig. Mit inbrünſtiger Ehrfurcht nahen wir heute wieder jeder redenden oder ſtummen Urkunde, die das lebendige Gefühl des gotiſchen Geiſtes ausdrückt.

An den gotiſchen Domen unſerer Ahnen hat ſich eine neue Innerlichkeit aufgerichtet; der Kult hingegebener, durch Not und bittere Er-

kenntnis geläuterter Herzen, die ſich der langen Verſündigung gegen die Seele bewußt geworden ſind, hat die neue Grundlage geſchaffen, auf der allein eine neue Zukunft erſtehen kann.

Der Boden für dieſe Kultur der Innerlichkeit war längſt bereitet. Wichtigſte Arbeit hierfür haben die beiden größten Kenner und Erforſcher der menſchlichen Seele, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, Doſtojewski und Sören Kierkegaard, geleiſtet. Aber auch dem Lebensphiloſophen Tolſtoi verdanken wir viel, wie denn überhaupt Rußlands Anteil an der Geſtaltung des neuen Geiſtes den aller anderen Nationen überwiegt. Im Deutſchen aber muß er ſich manifeſtieren, weil ſein Weſen dazu geeignet iſt wie kein anderes.

III. Indiſches Geiſtesgut als Material für den Aufbau

Der ewig revolutionäre Geiſt, der darauf ausging, die verbrauchte Lebensform umzukehren und ihren Inhalt auszuſchütten, mußte darauf bedacht ſein, aus dem ſo geſchaffenen Chaos, das nur Ende des Alten ſein konnte, Anfänge für Neues zu ſchaffen. Die Dialektik des deutſchen Geiſtes, der immer nach ſeinem Komplement ſtrebt, nach dem, was er nicht hat, aber bei anderen findet, gebot ihm, ſeine Sendlinge nach allen Richtungen auszuſchicken, das Koſtbarſte, was ſie finden konnten, heimzubringen, um ſich in ihm zu ſpiegeln und daraus neue Ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen. Das meiſte von dem, was fremder Geiſt bieten konnte, kam aus dem Oſten, aus dem großen, heiligen Rußland, aus Arabien, aus dem Wunderland Indien, ja ſelbſt aus China.

Nicht um ſich dem Fremden auszuliefern, wurde dies fremde Gut aufgenommen, nein, um es zu verarbeiten, umzuſchaffen und zu vereinigen, nicht ſchmarotzend, ſondern ſelbſtſchöpferiſch das Empfangene neu deutend und wertend. Schon die geographiſche Lage Deutſchlands weiſt ihm hierin ſeine Miſſion zu. Seit ſich der ruſſiſche Geiſt erhoben, der ſich zu dem des alten Europa in ſchärfſten Gegenſatz ſtellt, iſt Deutſchland ſchon rein örtlich eine Mittlerrolle zugefallen, die ſeine Aufgabe im Geiſtesleben umſchreibt: In Deutſchland trifft ſich die weſtöſtliche Berührung. Es iſt der Mittelpunkt Europas geworden, in dem der neue Geiſt des Kontinents geboren werden muß und wo auch das Herz dieſes neuen Organismus ſein wird. (Frankreich konnte ſich noch 1870 als Mitte Europas fühlen, heute hat es ſeine Rolle an Deutſchland abgegeben, und wenn einſt noch Japan oder China mit Europa eins werden will, verſchiebt ſich die Mitte nach Rußland hinein.)

Daß ſolch weſtöſtliche Berührung überhaupt möglich iſt, iſt das Zeichen der Überwindung des Poſitivismus und Materialismus, die im Gefolge der aufblühenden Naturwiſſenſchaften das Denken des 19. Jahrhunderts beherrſchten. Gerade Indiens Weisheit mußte bei uns nach dem oben Geſagten auf einen überaus gut vorbereiteten Boden fallen.

Es ſoll nun verſucht werden, zu zeigen, inwieweit indiſches Denken für den neuen abendländiſchen Geiſt Früchte zeitigen kann, inwieweit es uns Material gibt, auf den oben umriſſenen Fundamenten weiterzubauen.

Seitdem die heiligen Bücher Indiens vom Abendland entdeckt und breiteren Volksſchichten zugänglich gemacht worden ſind, hat ſich niemand, der dieſes Geiſtesgebiet betrat, der Wirkung dieſer Schriften verſchließen können, und nicht wenigen ſind ſie geradezu eine Offenbarung geworden. Berauſcht von dem myſtiſchen Duft der wundervollen Blüten indiſcher Weisheit haben wir das in ihr entdeckt, was wir ſuchen: die Seele. Der Krieg mußte uns erſt müde machen am gewalttätigen Handeln, ehe wir den ſtillen, demutsvollen, allem Gewalttätigen abholden, paſſiven Geiſt des Inders verſtehen konnten. Die Not der Gegenwart greift, Halt ſuchend, weil ſie ihn an allem, was ihren Glauben erfüllte, nicht mehr finden kann, nach den indiſchen Erlöſungslehren, hoffend, daß die Ruhe, von der der indiſche Denker erfüllt iſt, auch auf ſie wirken möge.

Kultur der Seele iſt das Weſen des indiſchen Gedankens, ſie iſt der einzige Brennpunkt aller Reflexion. Die einzige Realität, die der Inder kennt, iſt die Seele, als die allumfaſſende, die Gottheit. Alles andere tritt vor ihr zurück, vor allem die Welt, die nur Leiden bringt und die Seele auf dem Wege zur Vollendung hemmt. Das Verhältnis Seele und Welt, das für uns beſondere Bedeutung hat, intereſſiert den Inder nicht in dem Nebeneinanderbeſtehen, er löſt es vielmehr auf, indem er der Seele das poſitive, der Welt aber das negative Vorzeichen gibt. Dem Körper gegenüber verhält ſich der Inder in noch entſchiedener Ablehnung. In ſeinem Drange nach Kultur der Seele ſucht er ihn zu überwinden, ſich ſeiner zu entledigen, um der Seele den Weg zur Vollendung ganz frei zu machen. Beſitz, wie alles Materielle, gilt dem Inder nichts, ſein einzig Koſtbares iſt eben die Seele. Das ſind alles Anſchauungen, die wir im Begriffe ſind, zu den unſrigen zu machen. Die tief erſchütternde Verkündigung des Einſeins von Menſchenſeele und Allſeele, auf der ſich der neue Glaube erhebt, iſt dem indiſchen Denken eine von den Realitäten, auf deren Gewißheit es ſich überhaupt aufbaut. Das Wort „Tat twam asi“ (das biſt du) im Chandogya-Upaniſad IV, 11. 12. iſt längſt in unſeren Geiſtesbeſitz übergegangen.

Und wie der Inder auch für das Brahma, das jenſeits allen Erkennens liegt, kein Wort findet, ſondern am liebſten von ihm nur in negativen Umſchreibungen ſpricht, ſo geht auch unſer Geiſt um das Unnennbare mit ehrfürchtiger Scheu herum: er wagt es nicht, ihm einen Namen zu geben, weil ihm das Wort ſchon einmal das Höchſte getötet hat. Die Inbrunſt, die echte Ergriffenheit, mit der der Inder nach dem Ureinen in allem trachtet, die fromme Metaphyſik des Aſzeten, der wirk-

lich auf alles Materielle, auf dieſe ganze Erde verzichten kann, mußte der Befreiung unſeres Geiſtes aus den Feſſeln des Materialismus entſcheidender Hinweis ſein. Wie ein Licht ſtrahlte dieſe Weisheit in die Dunkelheit, aus der der abendländiſche Geiſt einen Ausweg ſuchte.

Weltmüde und unendlichkeitshungrig ſucht der Menſch das Heil in ſublimer myſtiſcher Frömmigkeit. Die altindiſche Erlöſungsweisheit kommt ihm da gerade recht. Die indiſche Theoſophie, die Gottesmyſtik erſcheint ihm Erfüllung deſſen, was er ſucht.

Die Verachtung der Wirklichkeit, welche ſich in der Botſchaft Chriſti vom Standpunkt eines abſoluten Ideales her ausdrückt, hat ein Mißverhältnis von Seinſollen und wirklichem Sein hervorgerufen, über das der nachdenkliche Menſch unſerer Zeit nicht hinwegkann. Der Chriſt bewährte ſich nicht nach ſeinem Bekenntnis, er hat das — mit Ausnahme der früheſten Gemeinden und einzelner Erſcheinungen im katholiſchen Mittelalter — nie getan.

Dem Wort der chriſtlichen Lehre fehlte eben jene Kraft, die den Menſchen innerlich zwingt. Der Durchſchnittschriſt iſt vom Wort nie bis in ſein tiefſtes Innere hinein erfaßt worden. (So kam es auch, daß beim Chriſten die Seele im Laufe ſeiner Entwicklung zum heutigen Stadium ſo maßlos verkümmern mußte.)

Muß es uns nun nicht als die erſehnte und von uns nie erreichte Erfüllung erſcheinen, was wir beim Inder erkennen? Nämlich, daß ihn das Wort innerlich erfaßt hat, wie es ſtärker nicht möglich wäre? Namentlich beim ſüdlichen Buddhismus ſtößt man auf ein ſo inniges Aufgehen des Wortes in der großen Maſſe des Volkes, daß die Veredelung der Maſſe als notwendige Folge dieſer Verbindung nicht ausbleiben konnte. Wir ſehen hier einen Zuſtand erreicht, der uns immer Ziel war, aber nie Wirklichkeit werden konnte. Die Volksſeele iſt völlig angefüllt mit der Lehre, ſo vollſtändig ausgefüllt, daß ſelbſt Abirrungen und Aberglaube kaum eine weſentliche Veränderung der urſprünglichen, ſein ſollenden Geſinnung verurſachen konnten.

Der Abendländer mußte von dieſem Zuſtand der indiſchen Seele naturgemäß mächtig angezogen werden. Dem Inder bleibt das Ewige lebendig. Bei uns iſt es durch das Dogma ertötet worden. Können wir alſo vom indiſchen Denken lernen, wenn es gilt, dem Leben eine neue Melodie zu geben, von der es weiterhin getragen wird, nachdem das verklungen iſt, was ihm bisher Melodie war, und ihm nicht mehr die Beziehung auf eine Einheit zu geben vermag, wie das Heilige ſinnlos wird in dem Moment, wo der Glaube verſagt?

Auf der Suche nach dem neuen Grundton gelangen wir zu der Bedeutung des Sinnes. Indem wir das bewußte Lebensall auf den Sinn beziehen und in ihm zentrieren, gewinnen wir auch wieder eine zentrale Kraft, die die Lebensgeſamtheit zuſammenhält und eine Entwicklung

zum Höchſten gewährleiſtet. Wo aber wäre die Erfaſſung des tiefſten Sinnes beſſer ausgeprägt und als notwendige Vorausſetzung alles Denkens gegeben als im öſtlichen Denken!

Mit der Erfaſſung des Sinnes aber kommen wir auch über den Begriff des Gewiſſens, genauer: des intellektuellen Gewiſſens hinweg, gegen den ſich die heutige Jugend wehrt. Auch hier bietet der indiſche Gedanke einen Stützpunkt, denn unſer Begriff des Gewiſſens iſt dem Inder völlig fremd. Ihm beſteht alle Erlöſung in Erkenntnis. Mit dem Erwachen der Erkenntnis iſt dem erkennenden Subjekt letzte Entſcheidung gegeben. Sie liegt bei ihm vom Augenblick der Erkenntnis ab. Darum wurzelt das erkennende Subjekt tief im Weſen. Überhaupt orientiert ſich am indiſchen Denken eine für uns neue Auffaſſung des Subjektes und des Objektes. Während wir gewöhnt waren, immer von einem Punkt in uns aus die Relationen zu allem anderm aufzuſtellen, verlegt der Inder die Baſis all ſeiner Betrachtungen nach außerhalb, nach nirgendwo. Wir müſſen immer berechnen. Dem Inder iſt das fremd. Ihm löſt ſich jeglicher Unterſchied zwiſchen Täter und Leidendem auf. Er bringt das Erlebnis nicht wie wir in ein Coordinatenſyſtem, alſo in bezug auf einen beſtimmten Schnittpunkt, einen ſolchen würde er nur nach nirgendwo verlegen können. So gilt ihm auch der Menſch nicht als das Maß der Dinge, ſondern im Chandogya-Upaniſad (3,14) heißt es: „Dieſes iſt meine Seele im innern Herzen, kleiner als ein Reiskorn oder Gerſtenkorn oder Senfkorn oder Hirſekorn oder eines Hirſekornes Kern; — dieſes iſt meine Seele im innern Herzen, größer als die Erde, größer als der Luftraum, größer als der Himmel, größer als dieſe Welten.“

Solche Erkenntnis kommt uns beſtätigend entgegen, wenn wir heute nach dem Geiſt, dem Sinn des Unfaßbaren, Ungeheuren langen. Das innere Maß der Menſchen, an das wir uns bisher geklammert, genügt uns nicht mehr; das Streben nach dem Abſoluten und Allumfaſſenden, empfinden wir beim Inder als geiſtige Verwandtſchaft. Auch wir wollen, über das Menſchliche hinausſchweifend, das Ewige berühren.

Die Bedeutung, welche das Leiden im indiſchen Denken einnimmt, mußte für uns in ſtärkſtem Maße Einfluß gewinnen in einer Zeit, wo wir ſelbſt das Leiden an uns durch die Not erfahren. Die indiſche Weltanſchauung iſt die des vollkommen wehrloſen, leidenden, einſamen Menſchen. Darum bringt uns ſchon das natürliche Zuſammenſtreben von Leidensgefährten öſtlichem Denken näher. Der vom Deſpotismus geknechtete Ruſſe und der vom Engländer vergewaltigte Inder ſind uns in dem Momente natürliche Gefährten, wo auch auf uns die Laſt einer durch grauſamen Frieden geſchaffenen Not fällt. Wie dem Inder das Leben nur als Opfer zu begreifen möglich iſt, als ein Leben von innen, das ihm nur im Spiegel des Geiſtes, oder des allumfaſſenden

Atman-Brahma wirklich wird, ſo verlegen auch wir den Schwerpunkt des Seins nach innen in die Seele, alles im Spiegel der Allſeele auffangend. So wird zu allem Erleben ein höherer Bezug hergeſtellt, der das mächtig gewordene Bedürfnis in uns erfüllt, das nicht Ruhe im Gewöhnlichen finden, ſondern die heilige Not des Erkennenwollens höchſter Wahrheiten durchkoſten will.

Sonach ſcheint es, als hätte uns der Kreis des indiſchen Denkens voll in ſich aufgenommen. Die Entdeckung unverkennbarer ſeeliſcher Verwandtſchaft ſcheint die Brücke zum fernen Oſten für alle Zeiten geſchlagen und der Indiſierung des Abendlandes alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt zu haben. Solchem Schein aber widerſpricht die Tatſache mannigfacher Gegenſätze, die den abendländiſchen Geiſt vom Aufgehen im Indertum abhält und, wenn er ſich der Gedankenwelt des alten Wunderlandes zuneigt, zu einer ſchöpferiſchen Initiative in der Umwertung des empfangenen Geiſtesgutes zwingt, denn nicht darum handelt es ſich, Gedanken, die als gut oder ſympathiſch erkannt ſind, in ſich aufzunehmen, ſondern zu prüfen, ob ſie uns auch tatſächlich entſprechen.

IV. Umwertung

Der Materialismus und Kapitalismus, auf den vor dem Kriege unſere Entwicklung immer intenſiver zuſtrebte, konnte mit dem Ureigentümlichen des deutſchen Weſens nicht in Einklang gebracht werden. Es mußte hier zu einer Diskrepanz kommen, und der deutſche Idealismus wurde in dieſem Gegeneinanderdrängen entgegengeſetzter Anſchauungswelten wieder aufs neue hochgehoben. Die Anerkennung einer erhabenen Geiſteswelt, die ſich über die ſichtbare Welt erhebt, auf der einen Seite, das Hängen an irdiſchem Gut und deſſen Verherrlichung zum Ziel allen Strebens auf der anderen mußte eine Spannung erzeugen.

Der Idealismus trat alſo als Gegenwirkung gegenüber dem Materialismus wieder tatkräftig hervor. Er fand eine wirkſame Waffe im indiſchen Denken, das ſich auf einer vollſtändigen Zerſetzung der irdiſchen Welt aufbaut und ſomit radikaler als der deutſche Idealismus im Kampfe gegen die irdiſch orientierte Anſchauung auftritt. Dieſe Waffe mußte wirkſamer ſein.

Was Indien uns bietet, indem es zu uns in eine direkte geiſtige Verbindung tritt, kann aber niemals mehr ſein als Material. Geiſt entzündet ſich an Geiſt. In dieſem Sinne gibt das alte Wunderland dem deutſchen Geiſt unendlich viel, zumal da von beiden Seiten vielfach das gleiche Reſultat erreicht zu ſein ſcheint. Aber kann der Abendländer ſich vorbehaltlos zu dem indiſchen Denken bekennen?

Die Frage beantwortet ſich mit einem glatten Nein. Denn auch der Geiſt iſt an ſein Klima gebunden. Darum kann die Anſchauung, die

unter der Glut der indiſchen Sonne herangereift iſt, niemals reſtlos unſerem Volk unter ſeinem wolkenſchweren Himmel eigen werden.

Iſt die Seele Indiens Welt, und ſtreben auch wir mit heißer Sehnſucht nach einer alles beherrſchenden Kultur der Seele, ſo iſt zwiſchen unſerem Sehnen und der indiſchen Gedankenwelt doch eine größere Kluft, als wir im erſten Augenblick ahnen. Es iſt der fundamentale Unterſchied zwiſchen der orientaliſchen Seele und der des Abendlandes, den Willy Haas in ſeiner Schrift „Die Seele des Orients“ * mit feinem Verſtändnis aufgezeigt hat. Das orientaliſche Ich kann die Dinge nur ſein, es fühlt ſich nicht nur, wie das okzidentale Ich, in ſie hinein, ſondern es iſt einfach ſie. Solches Verhalten iſt uns aber unmöglich, und daraus ergibt ſich für uns auch die Unmöglichkeit, den Weg des Inders bis zu ſeinem letzten Ziel zu gehen. Die Verachtung der Welt in jener konſequent bis zum letzten Ende durchgeführten Weiſe des Inders kann uns nie gelingen, ſelbſt wenn als gemeinſames Streben uns der Inhalt all unſerer Sehnſüchte und Wünſche verbindet: unſer Verhältnis zum Abſoluten neu feſtzuſtellen und zu begründen. Wir Abendländer werden nie imſtande ſein, den Hintergrund der Dinge, wie ihn der Inder erlebt, reſtlos zu erfaſſen; die Geheimniſſe indiſcher Hintergründe bleiben uns verſchloſſen, weil unſer Ich eine andere Einſtellung hat, die in ſeinem urſprünglichen Weſen begründet iſt.

Unſere Geiſtesentwicklung ſcheidet uns für immer von dem Ziel, das indiſches Denken erreicht hat: von der Verachtung alles Irdiſchen und dem Aufgehen im All. Mag immerhin dem Inder wie dem Germanen der Idealismus in ihm weſenbedingte Weltanſchauung ſein, ſo ſind das doch zwei weſentlich voneinander verſchiedene Arten von Idealismus, beide durch Urzeugung entſtanden. Wendet ſich der Inder von der Welt als einem Reich des Scheins ganz ab, ſo bemächtigt ſich der Germane ihrer, um ſie in der Werkſtatt ſeines Geiſtes umzuwandeln und weiterzubilden.

Dem paſſiven Verhalten des Inders ſtellt der deutſche Geiſt die Tat entgegen. Der rein paſſiven Ergebenheit des Inders, die ſich in dem Satz ausdrückt: „Was geſchieht, geſchieht“, entſpricht bei uns der ſchöpferiſche Willen zum Werk, ein religiös empfundener Aktivismus.

Wenn der Orientale meint: „Dir kannſt du nicht entfliehen“, ſo iſt uns dieſer Fatalismus weſensfremd. Die Überzeugung vom Walten und Wirken des Fatums lähmt uns nicht, ſondern geſtaltet ſich zu einem aktiven Fatalismus, wo der des Orientalen reſigniert. Aus dem Geſetz, nach dem das Erdenleben nun einmal abläuft, bilden wir die Richtſchnur für unſer Handeln (wir berechnen — und das kann der Inder nicht). Wir überlaſſen uns nicht willenlos dem Geſchehen, ſondern beeinfluſſen es mit unſerm tätigen Willen.

* Bei Eugen Diederichs, Jena, 1916, erſchienen.

Indiſche Erkenntnis ſieht die Kräfte des Abſoluten von außen in den Menſchen hineinſtrömen. Sie werden gewiſſermaßen eingeatmet. Für uns jedoch — und darin ſtimmen wir mit den Griechen überein — ſtrömt die Lebenskraft von innen nach außen. Somit erhält auch unſere Innerlichkeit einen aktiven Charakter, im Gegenſatz zu der paſſiven des Inders. — Wir erkennen alſo:

Von ſich aus und für ſich hat der Inder mit all ſeinen Anſchauungen recht. Die Frage aber, ob er abſolut recht hat, ob ſeine Anſchauungen auch, auf den Abendländer übertragen, die Frucht tragen, die ſie bei ihm gezeitigt haben, müſſen wir verneinen. Sie können auch für uns fruchtbar werden, aber nur als Anregung, als Material, das einer völligen Umwertung bedarf.

Überblicken wir alſo noch einmal all die Kräfte und Regungen, die am Werke ſind, den neuen Geiſt zu ſchaffen, ſo zeigt ſich, daß eine ſchöpferiſche Umwertung nötig iſt, wenn wir das von Indien Kommende für die Erneuerung abendländiſchen Denkens verwerten wollen. Solche Erneuerung kann nur im Schoße des deutſchen Geiſtes geſchehen, der in der Mitte ſteht zwiſchen romaniſchem und ſlaviſchem; aus ihm allein kann der neue Geiſt geboren werden, der ein neues Zeitalter des Geiſtes heraufführt. Er darf ſich keinem anderen Geiſt bedingungslos ausliefern oder von ihm ſchmarotzen, er muß ſich ſelbſt ſchöpferiſch umwertend frei entfalten.

Zunächſt bedarf es, um uns gegen das Unbegreifliche, das, nachdem der Glaube in der Welt vernichtet iſt, ungehemmt auf uns einſtrömt und uns zu erdrücken droht, zu wehren, eines Walles, damit die erdrückende Flut uns nicht ins Uferloſe wegſchwemmt. Wir ahnen nur Zuſammenhänge, enträtſeln ſie aber nicht.

Das abendländiſche Denken war ſeit dem 18. Jahrhundert ganz von der Kritik beherrſcht, die ſeit dem Aufkommen der franzöſiſchen Raiſon alles zu zerſetzen ſtrebte.

Nun, da der Verſtand zerſetzt hat, was zu zerſetzen war, trachten wir nach Ausfüllung des entſtandenen Vakuums. Wir ſtreben nach Weisheit. Zum erſtenmal iſt ſolches Ziel des abendländiſchen Denkens, das bisher immer nur auf Wiſſen und Logik gerichtet war.

Noch iſt das kritiſche Denken das Fundament unſeres Geiſteslebens. Soll hier neues Werden einſetzen, müſſen erſt die alten Vorausſetzungen fallen. Kann man eine neue Religion begründen, oder die alte wiederherſtellen, wenn der Glauben überhaupt, und die Überzeugung von der Daſeinsberechtigung der Religion im beſonderen, verloren gegangen iſt? Läßt ſich eine Ethik ſchaffen, wenn Moralität als auf Vorurteilen beruhend betrachtet wird?

So iſt man in der Verzweiflung an der augenblicklichen Situation des Geiſtes auf die primitivſten Stufen zurückgegangen, hat alten Aber-

glauben hervorgeſucht und als neue Weisheit proklamiert. Einen höheren Bewußtſeinsgrad aber gilt es vielmehr zu erreichen, wir müſſen einen ſo hohen Standpunkt für unſer Blickvermögen erſtreben, daß wir den Sinn des Lebens verſtehen. Und von dieſem Verſtändnis als der vorbedingten Baſis aus können wir erſt die neue Anſchauung aufbauen, die uns not tut. Nur ſo gelangen wir zur ewigen Wahrheit, die das Sehnen unſeres ſtets aufs Abſolute, Letzte, Tiefſte gerichteten Strebens iſt.

Wir lernen den Schwerpunkt unſeres Denkens nach innen zu verlegen, uns mehr mit dem inneren Menſchen zu beſchäftigen, indem wir erſt mal uns ſelbſt erobern.

Daneben kann die Weltüberwindung für uns nicht im indiſchen Sinne als eine Vernichtung des Objekts — wie die moderne Kunſt in Verkennung der Weſensbedingtheit unſeres Geiſtes erſtrebt hat — in Frage kommen, ſondern lediglich zum Zweck der Weltgeſtaltung. Der deutſche Idealismus kann nicht abweichen vom Wege der Tat, als Wille und aktive Kraft lebt er ſich aus. Das heißt aber die Dinge ernſtnehmen. Und wenn er einmal das Weben und Wirken der Kräfte hinter den Dingen verſpürt, dann geht ihm auch die Seele der Welt auf, das Erleben wird ihm zur Religion.

Wir erwarten letztes Heil alle nur vom Heiligen, von Gott. Dieſer erlangt aber unmittelbare Wirkungsmöglichkeiten erſt dann, wenn bewußtes Leben, vollendet bewußtes Leben uns für ſolche Einwirkung fähig und empfänglich gemacht hat. Durch ſolch vollendet bewußtes Leben wird ſich dann Gott vollkommen offenbaren.

Unter dem Einfluſſe des indiſchen Denkens macht nun unſere Philoſophie eine Kriſis durch. Sie iſt im Begriffe, die „Wiſſenſchaftlichkeit“ im alten Sinne zu verlaſſen und die Grenzen metaphyſiſcher Erkenntnis weiterzuſtecken. So danken wir es dem Indertum, wenn wir zum erſtenmal in der Geſchichte abendländiſchen Denkens — über die Überſchätzung des Wiſſens hinaus und zur Weisheit gelangen. Sehnſucht iſt mehr wert als Erfüllung. Erfüllung iſt Untergang. Wenn die Frucht reif iſt, fällt ſie vom Baume und verfault. Nie zu ſtillende Sehnſucht nach Weisheit aber erhält den Geiſt ewig jung. Eröffnet ſich ſo der Aſpekt auf ein Aufgehen des Individuums in eine ewige Metamorphoſe, ſo iſt das ganz im Sinne der Sehnſucht europäiſcher Geiſt, der vom Empirismus los der Ewigkeit zuſtrebt, und darum im indiſchen Denken den kindlichen Mut zum Abſoluten bewundert.

Die meiſten, die mit indiſcher Weisheit zum erſtenmal in Berührung kommen, ſtaunen, und „mit dem Staunen“, ſo lautet ein Ausſpruch des Ariſtoteles, „haben jetzt und vor alters die Menſchen zu philoſophieren begonnen“. Hoffen wir alſo, daß uns aus der Berührung mit dem indiſchen Denken ein neues Zeitalter des Geiſtes erwache!

Friedrich Gogarten
Eberhard Griesebachs Methaphyſik

Man könnte ſagen, die ganze geiſtige Zerſetzung und Not dieſer Zeit ſei nichts anderes als Folge und Ausdruck ihrer Unbildung. Und man hätte auch gleich den Beweis des totalen Mangels an wirklicher Bildung darin, daß es nötig, dieſen Satz vor ſich und anderen zu erklären und zu begründen.

Stellt man ſich vor, daß der Menſch in einem innerſten Mittelpunkt aller ſeiner Wirklichkeiten lebt, zu dem von allen Seiten, von allen Einzelgebilden rund um ihn herum die Linien und Adern zuſammenführen, ſo iſt die heutige Situation ſo, daß faſt alle dieſe Linien und Adern gerade an der Stelle, wo ſie auf und in den Menſchen treffen, durchſchnitten ſind. Wo noch Verbindungen ſind, vermitteln ſie nicht mehr die *eine* Kraft, die wachſen macht, denn die gibt es nur in der lebendigen, nirgends unterbrochenen Arbeit des Ganzen, ſondern Kräfte, die als Reſte, die ſich im Grunde längſt überlebt haben, matt und ſchwach die paar Wege paſſieren, die noch nicht aufgeriſſen ſind, und dann den inhaltloſen, leergehenden Rhythmus, der in dieſen heilgebliebenen Adern noch pulſt.

Oder, ohne Bild, was wir als Bildung noch haben, iſt die hiſtoriſche Kenntnis von ſoundſovielen Entwicklungsreihen oder ein techniſches Wiſſen von tauſend und abertauſend Einzeldingen. Dieſe hiſtoriſche Kenntnis mag ſehr umfaſſend ſein, dieſes techniſche Wiſſen mag große Schwierigkeiten des Denkens und Lebens bewältigen, der Menſch bleibt trotz ihrer iſoliert gegenüber dem Ganzen der Wirklichkeiten. Und was in ſich eine wunderbare Ordnung iſt, iſt für ihn, den ungebildeten, ein chaotiſches Durcheinander von Einzeldingen, ſein eigenes Tun bleibt über den allernächſten Zweck hinaus ſinnlos, ſein eigenes Leben wird im letzten Grunde ein Geſchiebe von Zufälligkeiten. Was an geformten Lebensgebilden aus vergangenen Zeiten her noch vorhanden iſt, droht auseinanderzubrechen. Man verſucht es durch hiſtoriſch-genetiſche Erklärungen zuſammenzubinden. Ein notdürftiges und obendrein ſehr ausſichtsloſes Verfahren in einer Zeit, die dem Gewordenen gegenüber aus guten und ſchlechten Gründen das ausgeſuchteſte Mißtrauen pflegt. Oder man ſucht es pragmatiſtiſch aus ſeiner reinen praktiſchen Zweckmäßigkeit zu begründen und vermehrt dadurch die Verwirrung, weil man dieſe Zweckmäßigkeit nicht über den erſten Augenſchein hinausführen kann und dann, richtungslos, wie man ohne ein fernes Ziel iſt, unbeſchränkten Raum für ein wildes Experimentieren bekommt.

2

Das Gefühl dafür, daß das Problem unſerer Zeit irgendwie das Problem der Bildung iſt, iſt verbreitet genug. Man braucht nur an den Eifer zu denken, mit dem das ganze Schulproblem heute behandelt wird, mit dem Volkshochſchulen gegründet werden. Und die Maſſe der neu herausgegebenen Zeitſchriften aller Art ſetzt ebenfalls an dieſer Stelle mit ihrer Arbeit ein.

Aber es wird hier wie gewöhnlich ſein: die wichtigſte und die entſcheidende Arbeit wird nicht da getan, wo man mit großer Geſchäftigkeit etwas „Neues" anfängt, ſondern wo in aller Stille die alten Grundlagen wieder frei gelegt werden, auf denen dann neu gebaut werden kann.

Iſt Bildung nicht nur ein, wenn auch noch ſo reiches Wiſſen um dies und das, ſondern ein reichgegliederter lebendiger Organismus von Bezogenheiten des Menſchen auf das Ganze der Welt, in dem er in immer neuer Weſenstat ſich ſeine gegliederte Welt aus dem Chaos der bloßen Gegebenheiten hebt, dann kann man ſie weder ſich noch anderen ſchaffen durch irgendwelches Aneignen oder Verbreiten von irgendwelchem Wiſſen. Man kann ſie dann für ſich und für andere nur dadurch ſchaffen, daß man jenen reichgegliederten Organismus von Bezogenheiten des Menſchen auf das Ganze der Welt „in ſchöpferiſchen Denkhandlungen überſchaut".

Das aber iſt die Aufgabe der Philoſophie. Und es iſt ganz gewiß kein Zufall, daß heute, wo an die Stelle wirklicher Bildung hiſtoriſches und techniſches Wiſſen getreten iſt, die Philoſophie ſich in ihrer Hauptmaſſe mit hiſtoriſchen und techniſchen, alſo etwa formal-logiſchen Problemen abgibt. Freilich deuten mancherlei Anzeichen darauf hin, daß die Philoſophie ſich auf ihre Aufgabe beſinnt. Und ich möchte mit dieſen Ausführungen auf das Werk eines Mannes hinweiſen, der ſeiner Philoſophie dieſe Aufgabe geſtellt hat. Es iſt das das Werk von Eberhard Griesebach „Wahrheit und Wirklichkeiten. Entwurf zu einem metaphyſiſchen Syſtem". (Max Niemeyer Verlag, Halle a. d. Saale, 1919.)

Es handelt ſich nicht nur, wie das heute üblich iſt, um ein Programm, ſondern um ein ausgeführtes Werk. Und zwar um ein Werk, das ſchon um ſeiner klaren Erkenntnis der Aufgabe und ſeines ſcharf geſpannten Willens wegen, ſie auszuführen, die Aufmerkſamkeit aller derer auf ſich ziehen muß, die wiſſen, daß heute vom Grund aufgebaut werden muß.

Steht das Werk auch mitten drin in der Bewegung der Zeit und gehen, wenn man es in ſeinem lebendigen Kern begriffen hat, von jeder Seite des Buches die Beziehungen hin zu den Problemen der Gegenwart, ſo bleibt es doch frei von aller Senſation und von allem

„Intereſſanten". Es läßt eben die Probleme der Gegenwart ſo erkennen, daß man ſie da begreift, wo ſie die immer gegenwärtigen und in dieſem Sinne zeitloſen Probleme ſind, die aus dem Grundgefüge der Dinge aufſteigen und deren immer von neuem zu erarbeitende Löſung das eigentliche, weſentliche Leben iſt.

3

Grieſebachs Philoſophie ſchreitet nach ganz ſtrengen Regeln von Wirklichkeit zu Wirklichkeit, und ſo baut er ein ſtreng gefügtes Syſtem. Aber ſo ſtreng es gebaut iſt, es iſt nirgends ſtarr und wird nirgends zu einem toten Schema, ſondern es iſt ſo ſtreng und geht ſo beſtimmt ſeinen Gang, um nicht einen Augenblick das Leben, d. h. die wirklichkeit-ſchaffende reine Aktivität des Geiſtes, außer der es keine Wahrheit gibt, zu verlieren. Aus dieſer reinen Aktivität des Geiſtes, dieſer „tätigen oder erfinderiſchen oder ſich behauptenden Haltung unſeres Ichs der Welt gegenüber" baut er dann die Folge der Wirklichkeiten auf und begründet in ihr ihre Wahrheit. Aber er tut das nicht ſo, daß er aus einem abſtrakten logiſchen Inbegriff in einem ſchematiſchen Syſtem ſchattenhafter Begriffe ein überwirkliches Gedankenreich aufbaut, etwa in dem Sinn einer tranſzendentallogiſchen Geltungsſphäre, ſondern er zeigt, wie es Wahrheit und Wirklichkeit (dieſe im Sinne von wahrem Sein) nur gibt, wo der Menſch allen und jeglichen Weltinhalt vorbehaltlos der reinen Tat ſeines Geiſtes zur Auflöſung übergibt, wo dann aus allen Gegenſtändlichkeiten Tat-Sachen werden, das will ſagen Sachen einer geiſtigen Tat.

Und dieſe ſchöpferiſche Tat des Geiſtes iſt nicht das willkürliche Beginnen irgendeines „ſchöpferiſchen" Individuums und auch nicht nur ein formal-logiſcher Gedanke, etwa „das formale Setzen eines ſich ſelbſt gleichen Ichs als Subjekt der Spekulation". Sondern ſie iſt das tätige Leben der Vernunft, das vernünftige tätige Sein des Menſchen, in dem er ſich gegen die Welt, gegen die bloßen Gegebenheiten und ihr chaotiſches Durcheinander behauptet.

Sie iſt als das vernünftige tätige Leben die Eine, denn ſie iſt die vernünftige Urtat, und ſie iſt zugleich eine mannigfaltige, in ſich gegliederte, denn ſie iſt die Tatfolge des tätigen Lebens der Vernunft. Das heißt ſie iſt ein nach ganz beſtimmten, in ihrem eigenen Weſen gegebenen Geſetzen geordnetes Syſtem von ſchöpferiſchen Gedanken. Sie iſt nur in ihrer Lebendigkeit zu erfaſſen. Man hat ſie, oder vielmehr man tut ſie nur, wenn man den Zwang fühlt, ihre lebendige Folge von Gedanken nachzudenken. In dieſer lebendigen Folge von Gedanken iſt dann das Syſtem der Wirklichkeiten gegeben. Das iſt kein formales Syſtem, nicht eine logiſche Aufreihung abſtrakter Gedanken, ſondern es iſt „das tätige konkrete Bauen und Verknüpfen von Wirklichkeiten; die ganze Welt iſt dieſer Urtatfolge verwoben."

4

Die Frage, an der in dieſer Philoſophie alles liegt, iſt die nach dem Verhältnis jener ſchöpferiſchen Denkhandlung, jener reinen Aktivität, die als die Grundanſchauung oder Intuition dieſer Philoſophie zugrunde liegt, zu dem Abſoluten. Es iſt die Frage, ob dieſe ſchöpferiſche Tat in ihrer Entfaltung, in ihrem Hin-ſchauen von Wirklichkeiten, wie es durch die Geſetze des eigenen Weſens geregelt iſt, zum Abſoluten kommt.

Damit iſt die Erkenntnisfrage geſtellt. Nicht die Frage nach der Erkenntnis dieſes oder jenes beſonderen Gegenſtandes. Das kann niemals die letzte Frage ſein, weil es ſich dabei immer nur um die logiſche Richtigkeit der Erkenntnis handeln kann, die ja ſelbſt erſt in der Wahrheit dieſes Gegenſtandes begründet iſt, und über die iſt durch die logiſche Richtigkeit der Erkenntnis noch gar nichts ausgemacht. Sondern es iſt damit die Frage nach der Erkenntnis überhaupt geſtellt, die Frage, ob und wie weit es Erkenntnis des Abſoluten gibt.

Grieſebach gibt darauf zunächſt die Antwort, daß die Beantwortung dieſer Frage die Philoſophie als eine docta ignorantia, als ein ewiges Fragen nach wahrem abſoluten Sein enthüllen werde. Er zeigt dann, daß Erkenntnis des Abſoluten in der „Bewegung, in der ſchöpferiſchen Tat des Erkennens, in dem ſich entfaltenden Syſtem der Weſensbegriffe, ſomit in dem ganzen Umfang der Wirklichkeiten“ gegeben iſt.

„Die Welt als Syſtem von Wirklichkeiten iſt eingekleidet in das Gewand der Wahrheit, aber was wir erblicken iſt nur der Saum des Kleides.“ Ohne Bild geſprochen heißt das, daß dieſes Syſtem von Wirklichkeiten, das die Welt für das tätige, beſonnene Bewußtſein des Menſchen iſt, in ſeiner Vollendung zu denken und damit für den Menſchen zu verwirklichen, eine unendliche Aufgabe iſt. Denn die Vernunft iſt begrenzt und in ſich gegenſätzlich und darum nicht imſtande, die Einheit der Wirklichkeiten, eben das Abſolute in ſeiner konkreten Vollendung zu denken.

Gibt es keine Erkenntnis des Abſoluten in ſeiner Vollendung, ſo bewegt ſich doch die Erkenntnis in der Richtung auf das Abſolute zu. Ja, alle Erkenntnis, als die ſchöpferiſche Entfaltung der organiſierten und immer nur im Zuge des lebendigen Gefüges des Ganzen denkenden Vernunft, wird durch die Beziehung auf das Abſolute konſtituiert. So iſt es einzig und allein das Abſolute, das den Menſchen zur Beſinnung treibt und den Geiſt des Menſchen zur Entfaltung ſeines ſchöpferiſchen Tuns zwingt. Und alles, was in dieſer geordneten Tat erkannt wird, das will ſagen aus der inneren Geſetzlichkeit dieſes Tuns heraus gedacht werden muß, iſt wirklich und wahr. Freilich iſt es nicht wahr und wirklich als Einzelding, herausgenommen aus dem Geſamtgefüge, ſondern es iſt nur wahr, wenn es im Ganzen der Wirklich-

keiten bleibt, ſolange es eben in dem lebendigen Inbegriff der Welt gedacht wird oder anders ausgedrückt in jener umfaſſenden ſchöpferiſchen Tat des Geiſtes drinſteht. Denn nur in ihr iſt Wahrheit und Wirklichkeit, denn ſie allein kann in Bewegung auf das Abſolute ſein.

5

In ihr ſind aber auch Wahrheit und Wirklichkeit eins.

Grieſebach unterſcheidet ſeine Philoſophie ſcharf von allen Theorien, die der Wahrheit nur eine regulative rein logiſche Bedeutung geben wollen und die die Sphäre der Wahrheit als eine unwirkliche oder überwirkliche charakteriſieren. Er behauptet ſtatt deſſen die Wahrheit als die, die alle Wirklichkeit als Wirklichkeit erſt konſtituiert, und es gibt für ihn keine Wahrheit, die irgendwie neben der Wirklichkeit ſtände oder die man an der Wirklichkeit vorbei gewinnen könnte. Wahrheit und Wirklichkeit ſind beide eine und dieſelbe Tat-Sache des Geiſtes.

Grieſebach kann darum mit gutem Recht ſagen, ſeine Philoſophie führe einen nicht fort in ein überwirkliches bloß „gedachtes" Reich, ſondern ſie ſtelle einen feſt in die diesſeitige wirkliche Welt. Und zwar tue ſie das, weil ſie ſelbſt nicht mehr und nicht weniger ſei als die tätige ſchöpferiſche Entfaltung unſeres Weſens in dieſer Welt und die damit gegebene ſehr reale Arbeit an dieſer ebenſo realen Welt.

Und es iſt nun wohl zu verſtehen, warum und in wie tiefem Sinn Grieſebach behaupten kann, daß das, was „das Syſtem der Philoſophie uns als einziges und letztes anbiete, Bildung ſei, die Ausſicht etwas zu werden auf Grund unſeres Willens zum abſolut Wirklichen". Daß ſeine Philoſophie das tut, ſichert ihm ihre Bedeutung. Möglich, daß man ſie zunächſt, wo man den haut-gout des tauſendfältigen „Unterganges" kennerhaft genießt, überſieht. Denn ſie iſt ſtreng und kennt nur die nüchterne, klare Stimmung des Aufbaues. So wird ihre Stunde kommen, wenn die Stunde des Aufbaues kommt. Und die kommt überall da, wo ein Menſch ſich auf die reine tätige Freiheit des Geiſtes beſinnt.

Paul Ernſt/Das Gewiſſen

Ein erdachtes Geſpräch

Perſonen: Der Dichter. Der Philoſoph

Der Philoſoph: Ich weiß ja nicht, ob es überhaupt einen Zweck hat, wenn wir über dieſe Dinge ſprechen. Wir ſind befreundet, Sie wiſſen, daß ich nicht aus Empfindſamkeit ſpreche. Freundſchaft zwiſchen Männern bedeutet doch, daß ſie ſich etwas zu ſagen haben, und zwiſchen

Frauen gibt es wohl keine Freundſchaft, auch nicht zwiſchen Mann und Frau. Wir müſſen uns doch wohl etwas zu ſagen haben. Aber Sie leugnen die Notwendigkeit meines Daſeins. Was bleibt für Sie übrig von der Philoſophie? Selbſt die Erkenntniskritik laſſen Sie uns nicht, Sie geben ſie dem Phyſiker und Biologen. Nichts bleibt für Sie von der Philoſophie übrig, als eine Methodologie der Wiſſenſchaften.

Der Dichter: Gern will ich mich von Ihnen überzeugen laſſen, daß die Philoſophie doch mehr iſt.

Der Philoſoph: Ich kann Sie davon nicht überzeugen, denn Sie ſind Dramatiker und nicht Philoſoph. Sie haben in ihren Dramen Ihr Weltbild gegeben. Sie wiſſen, daß Sie ſelber es geſchaffen haben?

Der Dichter: Ich weiß es, und ich weiß, daß es mit der ſogenannten Wirklichkeit nichts zu tun hat.

Der Philoſoph: Es iſt die dichteriſche Darſtellung Ihres eigenen inneren Erlebens. Dieſes iſt ein Kampferleben. Aber der Philoſoph erlebt im Anſchauen, nicht unähnlich dem Lyriker oder dem Maler. Sie leben in einer anderen Welt als ich: das meine ich wörtlich. Ein Freund ſagte von Ihnen: Ihnen fehlt die Liebe.

Der Dichter: Ich verſtehe Sie; mir iſt ganz klar, das es einen Standpunkt gibt, von dem aus der Dramatiker als undichteriſch erſcheint; und ich weiß ja, das meine Dramen wenige Menſchen finden, die ihnen geneigt ſind. Denn die Menſchen wollen Liebe fühlen. Wie, wenn mir Ihre Liebe als Lüge erſcheint?

Der Philoſoph: Verſtandesmäßig muß ich zugeben, daß das möglich iſt.

Der Dichter: Sie haben recht, ich lebe eben in einer anderen Welt. Aber iſt dieſe Welt, auch wenn nur wenige andere Menſchen noch in ihr leben, nicht ſo berechtigt wie die Ihrige? Weshalb ſind wir denn befreundet? Sie fühlen, daß Sie meine Welt gebrauchen — ich ſelber fühle: einen Menſcheu zum wenigſten muß ich haben.

Der Philoſoph: Geben Sie damit nicht ſelber Ihren Widerſpruch zu? Denn ich, der ich in der Anſchauung lebe, kann Sie als Anſchauungsflecken in meine Welt aufnehmen. Aber Sie, die Sie in der Welt des Kampfes leben, wie können Sie einen Freund haben?

Der Dichter: Wir kommen ſo nicht weiter. Der logiſche Schluß iſt zu eng für unſere Aufgabe, Sie begehen den Fehler, den Plato ſeinen Sokrates immer begehen läßt. Mein Erlebnis iſt der Kampf. Ja. Aber er iſt es nur, weil hinter dem Kampf Gott iſt. Ihr Erlebnis iſt die Anſchauung. Bei Ihnen iſt Gott im Angeſchauten. Und in dieſem „hinter“ und „in“ liegt unſere Freundſchaft. Laſſen Sie mich ausholen. Wir können nicht ſprechen, ſolange wir immer um Erkenntnis ſprechen. Wir haben da nichts Gemeinſames, und wir reden aneinander

vorbei. Begeben wir uns auf einen gemeinſamen Boden. Ihre Sittlichkeitslehre muß mit ihrer Erkenntnis in feſtem Zuſammenhang ſtehen?

Der Philoſoph: Das tut ſie.

Der Dichter: Natürlich. Sie haben mit Recht meine Eigenſchaften als Denker auf mein Weſen als Dramatiker bezogen. Für mich iſt das Handeln der einzige feſte Punkt; für Sie iſt es einer der verſchiedenen feſten Punkte, die untereinander in wiſſenſchaftlich zu erkundender Verbindung ſtehen. Sie können mir alſo zugeben, daß wir uns in der Betrachtung des Handelns treffen?

Der Philoſoph: Ja.

Der Dichter: Der letzte Philoſoph, der verſucht hat, eine philoſophiſche Sittlichkeitslehre aufzuſtellen, war Kant. Er hat den bekannten Satz geprägt, daß eine Handlung ſittlich ſei, wenn der Grundſatz, aus dem ſie abgeleitet iſt, allgemeine Gültigkeit beanſpruchen darf. Vielleicht geben Sie mir zu, daß der Satz ſehr große Bedenken hat. Er darf nur formal ſein und iſt doch heimlich inhaltlich, wie ja Kant überhaupt ein heimlicher Dogmatiker iſt. Sie können mir aber niemals ſoviel zugeben: daß unſere Handlungen überhaupt nicht aus Grundſätzen abzuleiten ſind.

Der Philoſoph: Nein. Denn damit würde ich ja die Möglichkeit einer philoſophiſchen Sittlichkeitslehre leugnen.

Der Dichter: Ja. Aber das iſt es, was ich behaupte. Sie erwähnten meine Dramen. Der Oberflächliche ſieht in ihnen ein ſtarres Gerüſt von Beweggründen; er ſieht, die Geſtalten ſind ſämtlich bewußt. Wer die Dramen wirklich verſteht, der fühlt, daß hinter den Beweggründen und hinter dem Bewußtſein etwas ganz anderes ſteht, davon die Geſtalten ſelber nichts ahnen. Was dieſe Dramen zu Dichtungen macht, das iſt dieſe eigentümliche, ſchwankende, trügeriſche Beziehung deſſen, das hinter den Geſtalten ſteht, zu ihren bewußten Beweggründen. Dieſe Beziehung iſt ſchwankend und trügeriſch; ſie kann nur erfühlt werden und iſt nie verſtandesmäßig zu erkennen; ſie verſteckt ſich hinter Klang und Fall des Verſes und hinter der Anſchauung, welche das Wort gibt. Vielleicht wird die Sache dadurch ſchwerer zu durchſchauen, daß das Drama nur Geſtalten bildet, welche Perſönlichkeit und Schickſal haben, indeſſen das, was man ſo Leben nennt, ein Gewirr von maskenhaften Weſen iſt, von Weſen ohne Perſönlichkeit und Schickſal. Ich will deshalb, was ich meine, durch eine Geſchichte aus dem Leben klarmachen.

Vor kurzem reiſte ein junges Mädchen aus Schweden nach Berlin. Man hatte ihr geſagt, daß in Deutſchland ſeit der Revolution allgemeine Unſicherheit herrſche, und ſie beſchloß deshalb, beſonders vorſichtig zu ſein, damit ſie nicht beſtohlen werde. Sie kam auf einem Berliner Bahnhof an, betrachtete ſich die Gepäckträger und wählte

einen aus, der ihr beſonders vertrauenswürdig ſchien: ein großer, ſtarker, geſunder Mann mit blondem Vollbart und offnen blauen Augen. Der Mann nahm geſchickt das Gepäck, das ſie im Abteil gehabt hatte, und führte ſie in den Warteſaal zu einem Platz, wo ſie unbeläſtigt bleiben konnte; dann ging er zum Droſchkenhalteplatz und nahm eine Droſchkenmarke für ſie, welche er ihr brachte; zuletzt gab er ihr ſeine Nummer und verlangte den Schein über das aufgegebene Gepäck, indem er ſagte, ſie dürfe nicht erſchrecken, wenn er länger ausbleibe, denn die Auslieferung des Gepäckes nehme lange Zeit in Anſpruch. Er blieb etwa eine halbe Stunde fort; dann kam er mit dem aufgegebenen Koffer auf der Schulter zurück, nahm das andere Gepäck in die Hand und führte die Dame zur Droſchkenhalteſtelle und rief die Wagennummer. Der Kutſcher kam, der Gepäckträger öffnete die Tür und brachte jedes Gepäckſtück ſorgfältig an ſeinen Ort, die Dame ſtieg ein, zog die Geldtaſche und fragte ihn, was er bekomme. Er verlangte ſechzig Pfennige. Bei der heutigen Geldentwertung iſt das natürlich viel zu wenig, die Dame hatte ihn nicht verſtanden und fragte nochmals; er antwortete, ſeine Taxe ſei ſechzig Pfennige. Verlegen gab ihm die Dame einen Zweimarkſchein und machte dem Kutſcher ein Zeichen zu fahren. Der Mann ſprang aber auf das Trittbrett der fahrenden Droſchke, rief ihr ärgerlich hinein, er habe nur ſeine Taxe zu bekommen, warf ihr den Zweimarkſchein in den Schoß und ſprang ab, indeſſen die Droſchke weiterfuhr. Ehe ſie den Kutſcher verſtändigen konnte, daß er halten ſolle, war der Gepäckträger verſchwunden, der denn alſo nun gar nichts bekommen hatte. Als die Dame in ihrem Gaſthof ankam und ihren Koffer auspackte, den ſie aufgegeben, fehlte ihr Schmuck, der in einem Käſtchen obenauf gelegen hatte. Sie glaubte nicht, daß der Gepäckträger ihn geſtohlen haben könne, deſſen Uneigennützigkeit einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht hatte; die Polizeibeamten, welche mehr Erfahrung haben, forſchten dem Manne nach, deſſen Nummer die junge Dame noch in der Geldtaſche trug, und ſtellten denn auch feſt, daß er der Dieb war. Er hatte den Koffer in der Bedürfnisanſtalt geöffnet und das Käſtchen mit dem Schmuck herausgenommen.

Der Fall iſt dadurch ſo merkwürdig, daß es als Schulbeiſpiel gelten kann, wie bei einfachen Menſchen aus der großen Maſſe Sittengeſetz und Gewiſſen wirken.

Wie ſollen wir den Mann verſtehen?

Bei unſerer Rechtſprechung wird ja vom Richter verlangt, daß er ſich die Beweggründe des Angeklagten klarmachen ſoll. Sie wiſſen, daß ich von allen Gottloſigkeiten der Zeit unſer Gerichtsweſen für die nichtswürdigſte halte, denn in ihm wird mit dem Höchſten auch noch Spott getrieben. Denken Sie ſich den üblichen Gerichtshof von drei Richtern, wie ſie ſo ſind, dazu den üblichen Staatsanwalt und den üblichen

Rechtsanwalt. Der Staatsanwalt wird vermutlich annehmen, daß der Gepäckträger den Edelmut in bezug auf Annahme eines Trinkgeldes geheuchelt hat, um den Verdacht des Diebſtahles von ſich abzulenken, aber ſich dadurch gerade verdächtig gemacht hat. Der Rechtsanwalt wird vermutlich ausführen, daß die Tat ja freilich nicht zu leugnen iſt, daß aber der Mann eigentlich ein Mann iſt, der ſo etwas nicht tut, das zeigt ſein Edelmut beim Trinkgeld. Der Mann wußte, daß er ſich verdächtig machte, aber was einem angeboren iſt, dagegen kann man nicht ankommen, und ſo muß man auch ſeine Tat auffaſſen als in einer augenblicklichen Verwirrurg des Geiſtes geſchehen; es fragt ſich ſogar, ob man nicht die freie Willensbeſtimmung ausſchließen ſoll; und zum mindeſten liegt ein mildernder Umſtand vor. Die drei Richter aber entſcheiden, je nachdem, indem ſie Staatsanwalt und Rechtsanwalt halb und halb, oder zwei Drittel und ein Drittel oder anders miſchen. Wir haben da die beiden Möglichkeiten der juriſtiſchen Pſychologie; entweder es wird ein verſtändiger Plan angenommen oder ein feſter Charakter. Wenn die Gerichtsperſonen philoſophiſch gebildet ſind, dann lieſt der Staatsanwalt vielleicht Kant und der Rechtsanwalt Schopenhauer.

Wie ſoll man ſich den Vorfall in der Wirklichkeit denken?

Der Mann war ſeit Jahren Gepäckträger. Solche Leute betreiben einen beſchäftigten Müßiggang. Sie ſitzen oder ſtehen oder gehen umher bis ein Zug kommt, ſind dann zur Stelle und tragen, vielleicht manchmal ſchwer, bekommen ihr Entgelt und warten dann wieder. Sie arbeiten und arbeiten doch nicht; alles, was die Arbeit ſegensreich macht, haben ſie nicht; man muß ſchon ziemlich viel Gutartigkeit im unteren Volk vorausſetzen, um ſich nicht zu wundern, daß dieſe Leute nicht alle bösartig werden. Niemals können ſie doch dieſe eigene Miſchung von körperlicher Müdigkeit und Zufriedenheit mit dem verdienten Lohn haben, wie ein richtiger Arbeiter. Bei dem kommt gewiß ein ganz dürftiges Weltbild zuſtande, das ſich zuſammenſetzt aus täglicher Arbeit, deren Zuſammenhang mit dem Weltgeſchehen er nicht kennt und der wöchentlichen Lohnzahlung. Immerhin aber iſt das Weltbild doch gerundet. Bei dem Träger beſteht keine Beziehung zwiſchen Leiſtung und Lohn, muß die Tätigkeit ganz ſinnlos und zufällig erſcheinen und der Erwerb als eine Art Raub. So wird denn nötig, daß er polizeilicher Aufſicht unterſteht, und das Entgelt für ſeine Leiſtung wird obrigkeitlich geregelt. Dieſe Regelung wird dann doch immer wieder aufgehoben durch das Trinkgeldweſen. Gelegentlich ſcheinen die Leute freiwillig die Trinkgelder in eine gemeinſame Kaſſe zur Teilung abzuliefern, um ſich von der Unwürdigkeit des zufälligen Zuſtandes zu befreien.

Aber ſtellen wir uns die Welt des Mannes deutlich vor. Immer ent-

wickelt ſich die natürliche Sittlichkeit aus den Lebensverhältniſſen in Verbindung mit einer entſprechenden Geſtaltung des Selbſtbewußtſeins. Im Arbeiterſtand kann der Menſch ſeine Sittlichkeit viel weniger an Perſönliches knüpfen als in den höheren Ständen; ſie ruht weſentlich auf ſeiner Leiſtung: das Perſönliche iſt meiſtens wohl nicht viel mehr, als daß er gewiſſe Fehler nicht hat, daß er nicht trinkt und ſeine Familie nicht vernachläſſigt; der Hauptpunkt, um den ſich ſein ſittliches Selbſtgefühl dreht, iſt: ich verdiene mein Brot im Schweiß meines Angeſichts und ſchwindle mich nicht um die Arbeit herum, ſondern bekomme das, was ich ehrlich verdient habe. Beim Träger kann dieſes Bewußtſein nicht natürlich entſtehen; es bildet ſich künſtlich durch die Taxe: wenn die Obrigkeit dieſe Bezahlung feſtgeſetzt hat, dann muß ſie auch richtig ſein, und zu viel wird die Obrigkeit gewiß einem Mann aus dem Volk nicht feſtſetzen. Es gehört ſo für den Mann zu ſeiner Tugend, daß er obrigkeitlich kontrolliert iſt; ſein Schild und ſeine Mütze ſind eine Auszeichnung; und für den wilden Träger, der ſich ſcheu außen am Bahnhof herumdrückt, hat er eine ſittliche Verachtung, welche dieſer durchaus berechtigt findet.

Das Weltbild des Mannes kann doch nicht ſo feſtſtehen, wie das Weltbild des richtigen Arbeiters, bei dem ein feſtgeglaubter jenſeitiger Zuſammenhang von Arbeit und Lohn entſteht, ſo, daß er glaubt: wenn er nur ordentlich arbeitet, ſo muß er auch ſeines Lebens Unterhalt verdienen; wir ſehen ja heute die fürchterlichen, zerſtörenden Folgen, welcher dieſer unausrottbare Glauben der unglücklichen Leute hat. Das Weltbild des Trägers braucht die Mittelſchaft der Behörde, es iſt weniger gefühlsmäßig gebildet und hat ſchon einen ſtarken Zug verſtändiger Überlegung. Es kommt dazu, daß er nicht in dem feſten Arbeitsgang der Maſchine iſt, welche dem Geiſt Richtung gibt. Er ſieht die verſchiedenartigen Reiſenden, arm, reich, ſparſam, verſchwenderiſch; er kennt nicht die Zuſammenhänge dieſer Verſchiedenheiten und die Notwendigkeiten; ſie erſcheinen ihm zufällig. Es wäre doch merkwürdig, wenn ein Träger, der hinter einen Mann hergeht, nicht viel öfter dächte: „Das iſt Zufall, daß ich ſchleppe und du unbepackt gehſt, es könnte auch umgekehrt ſein" — wenn der das nicht viel öfter dächte, als ein Spinner vor ſeiner Maſchine denken wird: „Es iſt Zufall, daß ich hier vor der Maſchine ſtehe und nicht ſpazieren gehen darf, wie der Fabrikbeſitzer."

Denken wir uns nun die Revolution, die Hetzarbeit der Wühler und die Geldentwertung. Der Mann betrachtet notwendig die Geldentwertung als Wucher der Geſchäftsleute. Er ſieht und hört täglich von wirklichem Wucher, und oft genug wird er ſchiebenden Spitzbuben die Koffer tragen müſſen. Sein Verdienſt langt nicht mehr, und er glaubt zu ſehen und ſieht auch wirklich überall Betrug und Diebſtahl. Die

politiſchen Hetzer beſtätigen ihn in ſeiner Anſchauung, und auch wo ſie verſuchen, die Dinge gerechter zu ſehen, deutet er ihre Worte doch natürlich im roheſten Sinn. Die Revolution hat gezeigt, daß die oberen Stände keinen Halt hatten; ſoweit er mit ihnen ſittliche Vorſtellungen verband — es war das immer noch der Fall geweſen —, gingen die denn auch verloren. Iſt es wunderbar, wenn der Mann denkt: „Jetzt muß jeder ſehen, wo er bleibt; er muß für ſich ſelber ſorgen; früher brauchte man ja nicht zu ſtehlen, aber heute iſt die Welt nun einmal ſo, daß man mit Ehrlichkeit ſeine Familie nicht mehr ernähren kann."

Man muß ſich ja immer feſthalten: der Mann war doch nicht bewußt ſittlich, wie der Philoſoph ſich das denkt. Er war ſtolz auf Schild und Mütze und wußte, daß ein Gepäckträger nicht ſtiehlt; ein Gepäckträger iſt eine Vertrauensperſon, er ſteht unter der Obrigkeit und iſt etwas anderes als der wilde Träger draußen vor dem Bahnhof; von dem kann man ja freilich erwarten, daß er nicht ehrlich iſt.

Sie wollen mir entgegenſtellen, ich verwechſle die imperativiſche Ethik, die ein Teil der Philoſophie iſt, mit Geſellſaftswiſſenſchaft oder Seelenkunde oder irgendeiner ſonſtigen geiſtigen Tätigkeit, welche auf Unterſuchung und Beſchreibung von Tatbeſtänden geht. Ich unterſcheide wohl. Aber ich denke an den wirklichen Menſchen, wie in ihm die Vorgänge ſind, was auf ihn wirkt und wirken kann. Ich werde Ihnen nie beſtreiten, daß Sie eine imperativiſche Ethik im luftleeren Raum begründen können; aber ich beſtreite, daß ihre Sätze auf Menſchen Anwendung finden werden.

Unſer Fall iſt doch ein Schulbeiſpiel. Der Träger war früher ehrlich und iſt heute ein Dieb. Aber wenn Sie mich fragen: war er früher ſittlich und iſt er heute unſittlich; wenn Sie eine gerichtliche Beſtrafung von ſeiner Sittlichkeit abhängig machen: dann muß ich Ihnen ſagen, daß es eine Lüge iſt, bei dem Mann von Sittlichkeit in ihrem Sinn zu ſprechen. Und eine Lüge iſt es auch bei den anderen Menſchen. Es iſt die bürgerliche Lüge, die Lüge der Gottloſigkeit. Dieſer Lüge liegt derſelbe Gedankengang zugrunde wie dem allgemeinen Wahlrecht, dem Parlamentarismus, der Demokratie: als ob die Menſchen ſich von verſtändigen, abgewogenen Beweggründen leiten ließen zu einem vorher klar geſehenen Ziel. Angenommen ſelbſt, daß es richtig wäre: ſittlich iſt eine Handlung, wenn der Grundſatz, aus dem ſie geſchieht — ſagen wir, den wir ihr unterſchieben können —, allgemeingültig ſein kann; daß Grundſätze als Grundſätze Beweggründe ſein können, das iſt eine Verkennung des menſchlichen Handelns, wie ſie ungeheuerlicher nicht zu denken iſt.

Unſer Fall iſt ein Schulbeiſpiel, denn wir ſehen an ihm, dadurch daß zwei verſchiedene treibende Kräfte auf das Handeln des Mannes wirken, wie dieſe Wirkungen vor ſich gehen. Es wirkt ſein altes Trägerſelbſt-

bewußtſein, und es wirkt die neue allgemeine Spitzbubengeſinnung. Bei ſeinem Diebſtahl kommen die beiden Kräfte in Kampf.

Hier können wir nun wie bei einem abſichtlich angeſtellten Verſuch die Bedeutung des Gewiſſens beobachten.

Auch das Gewiſſen wird ja heute bürgerlich mißverſtanden.

Wir müſſen die neuere Philoſophie von Carteſius an betrachten als Denken der bürgerlichen Geſellſchaft. Die bürgerliche Geſellſchaft hat aber die Eigentümlichkeit, daß ſie die Klaſſenbeſchränktheit als allgemein menſchlich auffaßt. Es iſt das ein grundlegender Unterſchied der bürgerlichen Geſellſchaft von der adligen. Wenn der Adel herrſcht, dann müſſen die Herrſchenden ſich zu Vollmenſchen bilden; denn die Herrſchaft des Adels beruht ja darauf, daß er allein Vollmenſchen erzeugt, indeſſen alle anderen Menſchen nur Berufsmenſchen ſind, alſo einſeitig, irgendwie im Menſchlichen verſtümmelt. Es gibt eine gute Geſchichte aus dem Altertum, welche das klarmacht: ein adeliger Staat und ein bürgerlicher ſtanden vor einem Kriege. Da ging der Geſandte des adeligen Staates mit dem Staatsmann des bürgerlichen in deſſen Volksverſammlung und zeigte ihm die Männer, welche da ſaßen. Da waren Schuſter, welche die linke Schulter verſchoben, Bäcker, welche Plattfüße hatten, Schneider mit eingefallener Bruſt, Köche mit übermäßigem Bauch, und ſo fort; jeder Mann hatte einen irgendwie verwahrloſten Körper. Dann fragte er ihn: „Und mit ſolchem Volk willſt du gegen uns Krieg führen, die wir unſeren Körper täglich üben und in jeder menſchlichen Tüchtigkeit bilden?“ Was hier vom Körperlichen geſagt iſt, das gilt auch vom Geiſtigen. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine Geſellſchaft von Berufsmenſchen. Jeder bürgerliche Beruf entwickelt einſeitig gewiſſe Fähigkeiten und verurteilt andere zur Verkrüppelung; und gewiſſe Fähigkeiten des Menſchen werden in der bürgerlichen Geſellſchaft ſtets verkrüppelt. Notwendig hält jede Geſellſchaft, wenigſtens ſolange ſie unwiderſprochen herrſcht, ſich und ihre Ordnung für die natürliche Geſellſchaft und die natürliche Ordnung. Die adelige Geſellſchaft iſt mit dieſer an ſich ja kindlichen Annahme im Recht; die bürgerliche aber nicht; was ſie für allgemein-menſchlich hält, das iſt der verkrüppelte Menſch, der Bürger.

Dadurch kommt es, daß die bürgerliche Geſellſchaft das Gewiſſen mißverſteht.

Das Göttliche des Sokrates hat viel Nachdenken verurſacht. Es war eine innere Stimme, welche warnte, wenn er etwas Falſches begehen wollte; inhaltlich beſtimmte Befehle gab es aber nicht. Nun dieſes Göttliche war nichts, als das Gewiſſen. Bei einem natürlichen Menſchen warnt es nur; es iſt bei ihm nicht inhaltlich beſtimmt. Der Bürger, der ſein verkrüppeltes Weſen für allgemein menſchlich hält, nimmt den Widerhall der bürgerlichen Geſellſchaft in ſeinem Innern

mit der Stimme des Gewiſſens zuſammen, er hat dem inhaltlich unbeſtimmten Gewiſſen die bürgerlichen Inhalte gegeben.

Das iſt ein Vorgang, der ganz richtig wäre, wenn er im letzten Grunde von einem überlegenen Geiſt ausginge.

Zwei Führer müſſen die Menſchen für das geſellſchaftliche Leben haben: den Geſetzgeber und den Kirchenfürſten. Staat und Kirche müſſen von überlegenen, ſchöpferiſchen Geiſtern ſo eingerichtet ſein, daß ihre Bedürfniſſe in den Seelen der Menſchen einen Widerhall finden, der ſich mit der Stimme des Gewiſſens, die an ſich inhaltslos iſt, vereinigt. Wenn die bürgerliche Geſellſchaft von einem überlegenen Geiſt gebaut wäre, dann wäre es von dem abſichtlich ſo eingerichtet, wie es der bürgerlichen Geſellſchaft heute als natürlicher Zuſtand erſcheint. Der Philoſoph, der ſelbſtverſtändlich nicht zu den Beherrſchten gehören darf, ſondern ein Herrſchender ſein muß, würde den Zuſammenhang kennen; und je nachdem er aus dem Exoteriſchen herausgehen kann in ſeinen öffentlichen Äußerungen, würde er den Zuſammenhang darſtellen. Kant aber war ſelber ein Bürger; was Wunder, wenn er die bürgerliche Geſellſchaft als die allgemein menſchliche ernſt nimmt!

Bei unſerem Träger war das Gewiſſen nicht in Ordnung, als er das Trinkgeld zurückwies und die zwei Mark in den Wagen warf.

Wenn wir erkunden wollen, was das Gewiſſen wirklich iſt, dann kommen wir auf ein Gebiet, wo unſere Vernunft verſagt; denn im Gewiſſen ſind wir eng mit dem Göttlichen verbunden, genau ſo wie das Tier durch den Inſtinkt mit ihm verbunden iſt. Das Folgende darf alſo nur als Symbol aufgefaßt werden.

Es iſt unſere notwendige Selbſttäuſchung, daß wir ſelbſtändige Einzelperſonen ſind, Subjekte alſo, welche dem Objekt, der Umwelt, gegenüberſtehen. In Wirklichkeit iſt nichts als die geſamte Welt, von uns aus gerechnet bis zum äußerſten Fixſtern, die wir äußerlich, wiſſenſchaftlich, als Stoff, Anſchauung, als von uns geformte Wahrnehmungen, und innerlich, fromm, als Geiſt erleben. Dieſer Geiſt iſt das Einzige, das wirklich iſt, denn nur im Erleben haben wir wirkliche Erkenntnis; in der Anſchauung haben wir nichts als ein Bild, das wir aus uns herauswerfen wie eine Zauberlaterne. Wenn wir das Verhältnis von Teil und Ganzem für ſolche Dinge anwenden dürften, ſo würden wir ſagen, daß unſer eigentliches Ich, unſere Seele — wir wiſſen, das iſt eine notwendige Selbſttäuſchung, unſere Seele — ein Teil dieſes großen Geiſtes iſt. Wir würden dann ſofort verſtehen, daß der Teil natürlich nie wiſſen kann, was das Ganze will und ſtrebt. Wir würden Gott im Verhältnis zu uns etwa vergleichen mit gewiſſen niederen Tieren, bei denen nicht ſämtliche Innervationen von einem Mittelpunkt ausgehen. Wir würden aber auch verſtehen, daß der Wille

Gottes uns dumpf zum Bewußtſein kommen muß: nicht als klarer Wille, denn das iſt ja nicht möglich; ſondern wie dem ſelbſtändig innervierten Glied eines niederen Tieres die Geſamtbewegung des Tieres dumpf zum Bewußtſein kommen würde, wenn es das Bewußtſein einer ſelbſtändigen Einzelperſon hätte.

Wer jemals über den Inſtinkt der Inſekten mit Verſtand nachgedacht hat, der muß wiſſen, daß alle Erklärungen für ihn verſagen. Er iſt für uns ein Wunder. Dasſelbe Wunder iſt für uns das Gewiſſen, wenn wir es nicht bürgerlich mißverſtehen und ihm die bürgerlichen Inhalte geben, ſondern tief in das kriſtallene Räderwerk unſeres Innern hineinblicken. Menſchlich geſprochen, hat der Inſtinkt den Zweck, die Art zu erhalten. Menſchlich geſprochen, hat das Gewiſſen den Zweck, die Art zu erhalten. Alle anderen Triebe des Tieres, alle anderen Triebe des Menſchen dienen dem Tier und dem Menſchen als Einzelperſönlichkeiten; Inſtinkt und Gewiſſen dienen der Art auf Koſten der Einzelperſönlichkeit; ſie ſind beide göttlich.

Der Philoſoph: Ich unterbreche Sie, es fällt mir ein Gedanke ein: das Weib dient von Natur mehr der Art als der Mann, ſie iſt das Geſchlechtsweſen; deshalb iſt beim Weib der Inſtinkt ſtärker, beim Mann das Gewiſſen. Die Mutterliebe iſt Sache des Inſtinktes, die Vaterliebe Sache des Gewiſſens. Aber was iſt die Kindesliebe?

Der Dichter: Sie iſt eine freie Gabe hochgeſtimmter Menſchen. Aber hier berührt ſich die Sittlichkeit bereits mit der Schönheit. Wir dürfen nicht abſchweifen. Ich komme nun zu der ärgerlichſten Narrheit der heutigen Menſchen, der Sie, lieber Freund, unterliegen wie alle anderen Menſchen heute, der nur der Dichter nicht unterliegen kann, weil von allen göttlichen Menſchen, welche es gibt, heute allein der Dichter noch überlebt: den Geſetzgeber gibt es nicht, den Propheten, den König, den Prieſter — es gibt nur den Bürger, und mitten im Bürgertum, unkenntlich allen, nur von ſich ſelber gekannt, den Dichter. Denn alle anderen ſchöpferiſchen Menſchen können nur in menſchlichen Seelen als ihrem Stoff unmittelbar ſchaffen. Der Dichter kann ſeine Werke dem Papier anvertrauen und darf hoffen, daß ſie in ſpäteren Zeiten einmal bildend wirken.

Der Inſtinkt des Tieres iſt inhaltlich beſtimmt, denn das Tier hat keine Geſchichte. Niemals kann das Tier eine Erfahrung machen, niemals kann es aus dem Kreis ſeiner Umwelt heraus und ſelber anders werden. Der Menſch hat aber Geſchichte, er muß Erfahrungen machen, deshalb darf das Gewiſſen nicht an ſich inhaltlich beſtimmt ſein.

Aber, wenn es bei der großen Menge wirken ſoll, dann muß es eine inhaltliche Beſtimmung bekommen. Es muß alſo in der Menſchheit eine Vorrichtung geben, durch welche, ſich den geſchichtlichen Bedingungen anpaſſend, die ſich wandeln, dem Gewiſſen ſich wandelnde Inhalte ge-

geben werden. Dieſe Vorrichtung in der Menſchheit ſind die ſchöpferiſchen Menſchen.

Wir wollen bei unſerer Geſchichte von dem Träger bleiben und wollen uns eine Sage bilden, um ihre Bedeutung uns klarzumachen.

Ein ſchöpferiſcher Menſch ſieht das Urbild des Trägers. Er ſieht die ſchweren ſittlichen Gefahren, denen der Menſch durch die Art ſeiner Tätigkeit ausgeſetzt iſt. Er weiß: der Mann hat ſein Gewiſſen; aber er ſteht ja geiſtig viel zu tief, als daß ihm das etwas nützen könnte; er wird falſch handeln und dann Gewiſſensqualen haben und dadurch nur noch mehr ins Unglück, in Verbitterung, Trotz und Verzweiflung kommen. Ich muß ſeinem Gewiſſen einen beſtimmten Inhalt geben. Das kann ich aber nur, wenn ich ſeinem Leben eine Form gebe. Ich ſtelle alſo die Behörde an, welche ihm Mütze und Schild verleiht und gebe ihm das Standesbewußtſein: „Ein Gepäckträger mit Schild und Mütze iſt ein ehrlicher Mann, er verdient ſein Brot mit ehrlicher Arbeit.“ Soweit der Mann Gepäckträger iſt, genügt die ſo geſchaffene Form — er iſt auch noch Familienvater, Staatsbürger, Mitglied einer Kirchengemeinde, einer Stadtgemeinde, eines Volkes und anderes mehr, dafür müſſen andere Formen geſchaffen werden — und erzeugt nicht etwa eine bewußte Sittlichkeit in Ihrem philoſophiſchen Sinn; ſondern das Handeln des Mannes wird durch das Erzeugen des Standesbewußtſeins von dem ſchöpferiſchen Menſchen ſo geleitet, daß es ſeinem Gewiſſen nicht widerſpricht.

Mit anderen Worten: bewußte Sittlichkeit hat überhaupt nur der ſchöpferiſche Menſch. Die ärgerlichſte Narrheit der heutigen Menſchen iſt es, ſie bei der großen Maſſe anzunehmen. Es wird dadurch nur Lüge erzeugt und ein fürchterliches Unglück über die Menſchen gebracht. Es iſt nicht ſo, daß die Menſchheit eine Summe von Einzelperſonen iſt, welche im höchſten Maße ſelbſtverantwortlich ſind. Die Menſchheit iſt ein Glied Gottes, das eine Beſtimmung hat, die wir nicht kennen, die wir nur dunkel fühlen. Dieſes Glied iſt wiederum ein Organismus, der ein Gehirn hat und Hände und Füße, welche vom Gehirn geleitet werden. Das Gehirn, das ſind die ſchöpferiſchen Menſchen, und dieſe ſind es, welche die Verantwortung tragen für die Menſchheit; ſie ſind auch die Einzigen, die völlig für ſich ſelber verantwortlich ſind.

Stellen wir uns wieder unſeren armen Träger vor. Seine alte Gepäckträgerwelt iſt ihm zerſtört. Eine neue Spitzbubenwelt iſt geſchaffen, in die iſt er hineingeſtoßen. Er handelt nach den Geſetzen der Spitzbubenwelt: nach dem Beiſpiel, das ihm die Schieber geben, deren Koffer er trägt, die Wucherer, bei denen er kauft, nach den Lehren des Geſindels, das ſeine Zeitungen ſchreibt und ihm vorlügt, daß er ausgebeutet wird, daß ein Kampf der Klaſſen der Inhalt der Geſchichte

iſt, daß er zur Herrſchaft kommen muß. Er ſtiehlt aus einem Koffer einen Schmuck. Wie ſoll er ſonſt im Sinn der Spitzbubenwelt handeln? Er kann nicht ſchieben, Miniſter werden und Zeitungen ſchreiben.

Aber wie er die Tat getan hat, ſtellt ſich ſein Gewiſſen ein.

Das kann aber bei einem ſolchen einfachen Mann nicht zu verſtändigen Handlungen führen, etwa, daß er ein Geſtändnis macht oder, wenn es noch Zeit iſt, den Schmuck wieder in den Koffer legt. Es erzeugt Trotz. Stellen wir uns ſeinen Gedankengang vor: „Ich bekomme meine Taxe. Bei der kann ich nicht mehr leben und meine Kinder erhalten. Deshalb bin ich zum Spitzbuben geworden, ich, ein Gepäckträger. Jetzt will ich aber von dieſem nichtsnutzigen Bourgeoisdämchen auch nur meine Taxe haben.“ Sie gibt ihm mehr als die Taxe. „Ich will nichts von Euch geſchenkt haben. Da nehmt auch noch die ſechzig Pfennige, die ich ehrlich verdient habe.“

Denken wir uns nun weiter, wie der Unglückliche von der Polizei gegriffen und vom Gericht verurteilt wird. Begreifen Sie den Haß, die Wut, die Verachtung des Mannes gegen die bürgerliche Geſellſchaft? Begreifen Sie, daß er in Richter und Staatsanwalt nicht mehr ſieht als die Genoſſen des Schiebers und Wucherers?

Der Philoſoph: Als Richter würden Sie den Mann nicht verurteilen?

Der Dichter: Wenn ich Richter wäre, ſo müßte ich ihn verurteilen. Ich müßte ihm ſagen: Auf Diebſtahl ſteht Strafe. Ich bin eingeſetzt, damit ich Recht ſpreche. Ich muß dich verurteilen; denn was ſollte aus der bürgerlichen Geſellſchaft werden, wenn der Diebſtahl nicht verurteilt würde!

Der Philoſoph: Alſo?

Der Dichter: Alſo wird ein ſchöpferiſcher Menſch niemals Richter werden; und da es allen übrigen Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft ebenſo geht wie dem Richter, ſo wird er ſich überhaupt nicht in der bürgerlichen Geſellſchaft betätigen. Er kann es nicht. Ich ſagte ſchon: nur der Dichter kann noch es ſelbſt ſein in der bürgerlichen Geſellſchaft, weil er nicht unmittelbar wirkt, weil er ſeine Arbeit dem treuen Papier anvertrauen darf. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß auch er nicht völlig das ſein darf, was er ſein muß und kann. Wenn dann die Zeit kommt, wo ſeine Werke ſprechen können, weil ſie Ohren finden, dann wird doch wohl etwas Wichtiges ihnen fehlen — es wäre ja merkwürdig, wenn es nicht fehlte.

Der Philoſoph: Ich verſtehe Sie recht: demnach wäre die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt von höherem Geiſt verlaſſen, und unſer Unglück heute käme daher, daß die nach Ihrer Anſicht von Gott beſtimmten Leiter der Menſchheit notwendigerweiſe gegenwärtig ihr Amt nicht ausüben können?

Der Dichter: Sie können es nicht, weil die Zeit des Bürgertums

erfüllt iſt. Denn in der Zeit, als es zu ſeiner jetzigen Stellung kam, haben ſchöpferiſche Menſchen in ihm wirken können. Es waren wohl nicht Geiſter erſten Ranges, für die war auch damals kein Raum, aber immerhin waren es noch ſchöpferiſche Männer. Was ſie wirken konnten, haben ſie gewirkt, die Geſchichte des Bürgertums iſt das Ergebnis ihrer Setzungen; aber das iſt eine andere Frage; jedenfalls, heute iſt die Geſchichte des Bürgertums zu Ende, eine neue Zeit kommt herauf.

Der Philoſoph: Welche?

Der Dichter: Ich weiß es nicht, und kein Menſch weiß es. Wenn wir die Augen öffnen und um uns blicken, dann ſehen wir nur Zerſtörung und Untergang. Aber das ſind nur unſere menſchlichen Augen, die Zerſtörung und Untergang ſehen, die Augen der Einzelperſonen, die ja nur eine notwendige Selbſttäuſchung ſind. Wir leben und weben und ſind in Gott. Alles, was geſchieht, geſchieht nach Gottes Ratſchluß und Willen, und kein Sperling fällt vom Dach ohne ihn. Es wird auch wieder aufgebaut werden. Wir wollen beten, daß Gott uns die Kraft gibt, zu helfen, wenn wir die Zeit des Aufbauens noch erleben dürfen.

Fritz Klatt
Schule und Jugendgarten

Die Januarnummer der „Tat" brachte einen Arbeitsbericht der Folkwangſchule in Hagen i. W.-Eppenhauſen. Seither verhinderte die vorgeſetzte Behörde die Weiterführung dieſer Schule, indem ſie den Leiter und drei der Lehrer nicht beſtätigte, weil ſie nicht die nötigen Examina aufweiſen konnten. Die Behörde ſah dieſe jugendlichen Idealiſten für unfähig an, weil ſie noch Suchende wären, die ohne einen feſten Arbeitsplan und ohne die nötigen Vorkenntniſſe an die Arbeit gegangen ſeien. Vieles Lebendige wurde damit zerſtört, wovon manche Kinder, die dort für ein ganzes Leben nachwirkende Eindrücke erhielten, (und auch deren Eltern) Zeugnis ablegen können.

Doch wäre es verfehlt, ſich über dieſe Anſchauung der Schulbehörde zu beklagen. Es war eben keine Schule mit feſtem Programm, und was dort gewollt war und z. T. ſchon erreicht war, lag überhaupt jenſeits des Begriffes „Schule".

In dem vorliegenden Aufſatz wird etwas näher umſchrieben, was dort eigentlich beabſichtigt war und warum dergleichen Schickſalsſtätten der Jugend *neben* den Schulen (nicht *gegen* ſie) beſonders im heutigen Deutſchland unbedingt Raum haben müſſen.

An anderer Stelle und zwar nun ohne den Namen „Schule" und

ohne die Programmatik einer ſolchen wird der Verſuch ſofort weiter fortgeſetzt werden, mit Kindern und jungen Menſchen einfach zu leben und zu arbeiten, wie es der Tag und das Schickſal gebietet.*

Belehrung und Beſſerung iſt das Ziel der älteren, Fortbildung des Vorhandenen der Wille der neueren Schulen. In beiden Fällen müſſen vorher aufgeſtellte Lehrziele und Programme ſein, um ein regelmäßiges Fortſchreiten, ein Fortſchreiten überhaupt zu gewährleiſten. Programme ſind flatternde Fahnen, aufgeſteckt am vermeintlichen Ende des Weges, damit die Luſt nicht erſchlafft, damit, was täglich zu lernen und zu tun iſt, den Charakter des Wettkampfes bekommt und behält.

Schulen ſind heute und waren immer Orte der fortſchreitenden Entwicklung, wo die Kinder von Ziel zu Ziel gejagt oder auch geführt wurden, je nachdem das „Klaſſenziel" der alten Schule oder ein läßlicheres Ziel einer neuen Schule dahinter ſteht.

Fortſchreitende Entwicklung, damit Kinder (möglichſt ſchnell!) zu erwerbenden Männern, zu erfahrenen Frauen werden.

Daß Kinder Menſchen ſind und bleiben, was ſie ſind, wenn ſie auch noch ſoviel lernen und annehmen mögen, wurde in den Gedanken über Erziehung niemals ſtark genug betont, wurde auch in den neueſten Verwirklichungen der freien Schulen brutal oder ängſtlich übergangen.

Es gibt keine Stätten der Ruhe für junge Menſchen, wo ſie ſein können, wie ſie ſind. Denn auch die meiſten Familien werden ja in Unraſt verzehrt und ſind ſomit nicht mehr, was ſie ſein müßten und früher auch wohl eher waren, die „Bleiben" für die Kinder. Vielmehr wurde die Familie in den Kampf der Ziele und Programme mit hineingezogen. Man „erkannte ſie an", man „lehnte ſie ab" und bei dieſer Verſchiebung hin und her verlor ſie ihr Schwergewicht. So daß die jungen Menſchen nun in der Familie und auch in der Schule heimatlos ſind.

Es muß aber Stätten der Ruhe, „Bleiben" der Jugend geben, neben den Schulen des Fortſchrittes zum Alter. (Es wird hier kein Wort gegen die Schulen, ganz gewiß nicht gegen die alten, aber auch nichts gegen die neuen geſagt.) Mögen die Schulen ſein wie ſie ſind oder auch verbeſſert werden, in keinem Fall reichen ſie aus, weil ihre Ergänzungen nicht da ſind, Stätten, in denen das Unabänderliche, das Schickſal der einzelnen Kinder ungehindert durch kleinliche Bedenken und kleine oder große Ängſte der Erzieher — und ſei es nur auf kurze Zeit — ſich vollziehen kann.

* Die Miniſter für Wiſſenſchaft, Kunſt und Volksbildung hat inzwiſchen die Behörde angewieſen, die Leitung der Schule zu genehmigen. Dieſe Entſcheidung des Miniſteriums iſt grundſätzlich von höchſtem Wert, wenn ſie auch an der Auflöſung der Schule leider nichts mehr ändern kann. (Leit.)

Kinder haben ihr eigenes Schickſal in ſich. Daß ſehr viele Menſchen ein lichtvolles Leben haben könnten, iſt ja von vornherein nicht anzunehmen. Alſo wird ſchon bei den meiſten Kindern unabänderlich Dunkles hervorquellen. Warum das alles hintanhalten? Gewiß, die Schule iſt gezwungen, dem entgegenzutreten mit allen ihren „Mitteln" der Beſtrafung und Belohnung, der Beratung und Belehrung, der Ermahnung und vorbildlichen Führung. Die Schule unterdrückt dauernd das von Natur beſtimmte Schickſal in dem Kinde ſelbſt, das von dem Willen und Zielſtreben der Erzieher eben gänzlich unabhängig zum Weſen drängt, ja vor der Bildungsabſicht ſich ängſtlich verbirgt wie das Tier vor ſeinem Jäger.

Neben den Schulen müſſen aber im Lande Ruheſtätten ſein dürfen, wo die Angſt keinen Eingang hat, Schickſalsſtätten, Brutſtätten des eigenen Lebens. Manches Elternhaus, mancher Kindergarten, auch manches Wandervogelheim iſt ganz im ſtillen ſolche Schickſalsſtätte geweſen.

Meiſt aber hört es mit dem ſchulpflichtigen Alter auf.

Der Schulzwang iſt Zwang wider das Schickſal.

Die Aufhebung des Schulzwanges und damit der heute geltenden „allgemeinen Bildung" würde allein wieder Freiheit zur Entfaltung des Lebens gewähren und iſt darum von allen innerpolitiſchen Forderungen die gewichtigſte, weil ſie alle anderen in ſich enthält. Alle hohen Zeiten der Kultur im griechiſchen und römiſchen Altertum, im Mittelalter und noch im Zeitalter des Barock und Rokoko ließen doch die aufwachſenden Kinder frei laufen, dachten nicht an Zwang zur allgemeinen Bildung. Erſt mit der allgemeinen Wehrpflicht und innerlich ſehr damit zuſammenhängend kam die allgemeine Schulpflicht über die Kinder.

Es könnte ja ein langſamer Abbau ſein. Nicht für alle Kinder und nicht für die Dauer brauchte der Schulzwang aufgehoben zu werden. Mindeſtens aber müßte vom Staat eine Möglichkeit zugelaſſen werden, die Kinder zeitweiſe und die wenigen, von Natur und Blut aus ſelbſtſicheren vielleicht für immer von dem Zwang zur Schule zu entbinden. Außer den Verſuchsſchulen müßten auch noch Verſuchs-Nichtſchulen zugelaſſen werden.

Noch einmal: hier wird nichts gegen die nun einmal vorhandene Schule und die damit aufgekommenen Erziehungsſyſteme geſagt. Sie ſind in ſich richtig und ein Kampf dagegen wäre ſo ungerechtfertigt wie ausſichtslos.

Es werden ja jetzt überall Ferienheime, Erholungsheime für die in den Kriegsjahren ſo ſehr geſchwächte Jugend errichtet. Solche Einrichtungen ſind dem Sinne nach noch ſehr erweiterungsfähig. Hier werden die Kinder körperlich gepflegt. Nun müßten aber noch Erholungs-

heime der Seele errichtet werden und nicht nur für kleine Kinder, ſondern auch noch für junge Menſchen bis zu 15 und 16 Jahren, wo ſie die Möglichkeit hätten, ihre Kindheit, ihre Jugend ausreifen zu laſſen. Bei den meiſten, die zunächſt natürlich ganz zufällig in ſolch Erholungsheim kämen, würde das ja ſehr ſchnell gehen. Vielleicht ein paar Wochen, und dann würden ſie wieder zurück auf die Schulen des Fortſchrittes geſchickt werden, um weiter zu lernen, was ſie für ihr Leben brauchen. Aber ihr Schickſal hätte ſie dann doch einmal angerührt. Bei einigen wenigen würde es allerdings jahrelang, vielleicht die ganze Jugend lang dauern, bis ſie reif wären, Altersvorbereitungen zu treffen. Und dieſe müßten dann vom Schulzwang für die Dauer entbunden ſein. Wie ja auch kranke und nervenſchwache Kinder von der Schule frei ſind. Krankheit und übernormale Begabung berühren ſich ja ſtets.

Hier wird niemals ein Muſterbetrieb ſein können, in dem man Beſuchern etwas Sichtbares vorweiſen kann. Denn Zielſetzung und ſchulmäßiger Aufbau wird ja von vornherein verneint. Es kommt hier nicht auf Reſultate an. Es wird auch keine Triebſtätte des Geiſtes ſein, viel eher eine Pflegeſtätte des geſamtmenſchlichen Lebens, wo gegeſſen und geſchlafen und viel geſpielt und fröhlich oder erregt gearbeitet oder auch gefaulenzt wird, wo überhaupt alles getan und gelaſſen wird, wie man es eben im Leben tut oder läßt. Nicht übertriebene Anſprüche, nicht unerfüllbare Erwartungen auf Erfolge in einer fernen Zukunft, nicht Bekehrungsabſichten und Beſſerungswünſche irgendwelcher Art ſind hier zu finden. Leid wird nicht vertuſcht und Freude nicht gedämpft, weil alle glühend dem Sinn des Lebens hingegeben ſind, der mit jedem neuen Morgen neu aufgeht. Es kann manchmal ſogar ſchlimm ausſehen in ſolchen Brennſtätten des Lebens, unordentlich, verwahrloſt, voll greller Mißtöne. Das gilt es zu ertragen. Ordnung zu ſchaffen iſt ja ſchließlich immer noch möglich. Im Ordnungſchaffen hat die Staatsſchule ja viel geleiſtet (weit mehr als die freien Schulen mit ihren jungen Traditionen). Die Gefahr einer allgemeinen Verführung zur Unordnung iſt nicht groß in Deutſchland.

Wenn man nachforſcht, was an der Öffentlichkeit etwa einer höheren Schule an dunklen Geſchehniſſen eintritt, ſo iſt es nichtsſagend gering, ein paar Diebſtähle vielleicht, deren Urheber man mit Schimpf von der Schule jagt, ſonſt nichts Sichtbares. Das iſt beängſtigend. Wie ſehen dieſelben Menſchen, die in einer ſolchen Schule geweſen ſind, nur fünf Jahre nach ihrer Entlaſſung aus oder wohl gar fünfundzwanzig Jahre nachher? Man könnte ja ſagen, ſie ſeien eben älter geworden. Aber das iſt doch nur eine Umſchreibung. Wahrhaftig, der Schickſalsabſtand zwiſchen Schulleben und wirklichem Leben iſt zu groß. Es iſt, wie wenn man eine Schar junger Enten, nachdem man ſie in einer

Pfütze wohlbehütet großgezogen hat, danach in einen Waſſerfall wirft mit dem Bedeuten: Nun zeigt, was ihr könnt. Das Schickſal iſt abgeſperrt und bleibt außerhalb der Schule, bis die Menſchen dann ſelbſt hinauskommen. Niemand hat den Mut, es von vornherein mit einzubeziehen. Die Tore müſſen aufbleiben, daß es kommt über Tag oder Nacht. Das iſt gefahrvoll. Darum iſt die Pädagogik des Plato ſo unheimlich, weil ſie vor dieſem Wagnis nicht zurückſcheute.

Nicht daß unter Umſtänden die Eltern der Kinder und die Behörden kommen und Rechenſchaft fordern, weil man die Kinder in Gefahr brächte oder gar in „Verſuchung" führte, macht das Wagnis ſo groß. Sondern die Zügelloſigkeit des Geſchehens ſelbſt, das hereinbricht, verwirrt alle Linien des gewohnten Denkens. Iſt doch kein Programm da und keine Syſtematik, an die man ſich halten kann im Notfall. Es kann rettungslos ſchief gehen. Solch ein Leben ohne vorgeſteckte Ziele, in dem das Schickſal nicht mehr verdrängt iſt, iſt ſo neuartig und ſo erregend und ſo ſchwer, daß jeder Einzelne, der es ſelbſt erlebt, ſchon vollauf davon in Anſpruch genommen iſt. Nun aber gilt es noch zuzuſehen, wie es den anderen geſchieht, mit Trauer, mit Entſetzen, manchmal auch mit atemberaubender Freude, aber immer nur in mitfühlender, ſo ſelten nur in helfender Haltung. Denn Hilfe iſt meiſt ſchon gegen das Schickſal.

Solche ſchickſalliebende Haltung, die früher mit dem Wort religiös bezeichnet wurde, hat durchaus nichts mit Untätigkeit, Gleichgültigkeit, Fatalismus und dergleichen zu tun. Und die Kinder, die an ſolchen Stätten der Ruhe eine Zeit ihres Lebens verbringen, werden auch ganz gewiß nicht zur Untätigkeit verführt. Vielmehr wird Arbeit in ſolchen Jugendgärten ſchon *auch* geleiſtet werden, wie überall ſonſt, vielleicht ein wenig regelloſer, planloſer als in den Schulen. Doch kann alles ſchon Gelernte hier angewendet werden, viel Neues kann zugelernt werden. Handwerk, Landwirtſchaft, jede tägliche Arbeit kann hier geübt werden. Sogar Schulſtunden können kursweiſe abgehalten werden. Alles kann getan werden und wird getan. Aber, und das iſt das Weſentliche, ohne die Anmaßung der Schulen, als ſei dieſes Lernen, dieſes pflichtmäßige Tätigſein die *einzige* Vorbereitung auf das Leben, als ſei das Leben ſelbſt nichts als immer fortſchreitende Tätigkeit.

Dagegen iſt in dieſen Jugendgärten *unbetonte* Arbeit (vielleicht manchmal bis zur Dranſetzung letzter Kraft) *ſelbſtverſtändliches* Tun, *ſchaffende* Tätigkeit ohne *Geſchäftigkeit*, ohne Ehrgeiz und Eitelkeit, weil immer unter dem Schatten des Schickſals.

Umſchau

Überheblichkeit und Lebensprozeß

Überheblichkeit iſt die negative Seite jenes berechtigten Ichgefühls, das einem ſtarken Willen zugrunde liegt. Die Grenzenloſigkeit des in ſeinen Ideenwelten lebenden Menſchen wird in ihr gewiſſermaßen endlich, ſie überſchlägt ſich und wird Karikatur, das Allzumenſchliche des Unzulänglichen wird ſichtbar. Es iſt etwas Unechtes an ihr gegenüber der Echtheit jenes berechtigten Gefühls der Selbſtachtung, das wurzelhaft aus dem Boden der Erde heraufkommt und ſich in naturhafter Weſenhaftigkeit zur Ariſtie entwickelt. Wahre Ariſtie kennt nicht ein hochmütiges Abſprechen über andere Meinungen, ſondern ſie lebt inſtinkthaft eigenes Denken aus innerer Geſetzmäßigkeit. Meinungen vergehen wie Spreu im Winde, nur Parteimenſchen und intellektuelle Fanatiker predigen den einen Ton ihrer Einſicht, der ſchöpferiſche Menſch lebt in der Polygonie und deren Auflöſung in Symphonien.

Man kann wohl ſagen, es gibt gewiſſe Schichten in Deutſchland, wo Mangel an natürlich gefeſtigtem Selbſtgefühl beſonders oft Reaktionserſcheinungen der Überheblichkeit hervorrufen. Dieſe Erſcheinungen fehlen ganz im Bauern- oder Handwerkertum, und da, wo echtes Schöpfertum zu Hauſe iſt, in jenen Schichten des Bürgertums, die nicht im Fachmenſchentum befangen ſind. Aber da, wo die Enge der Einſeitigkeit zu Hauſe iſt, ſei es im Geſchäftsmaterialismus des Kaufmanns, in der Kaſte des Offiziers, in dem Scheuklappenhorizont des Parteimenſchen, in dem Spezialiſtentum der Gelehrten iſt fruchtbarſter Boden für jenen Subjektivismus, der mangels Verbundenſeins mit allen webenden Kräften des Lebens das Erlebnis wirkender Demut in Goetheſchem Sinne nicht kennt.

Die Überheblichkeit, die der materialiſtiſchen Lebenseinſtellung oder dem Klaſſenegoismus entſprang, iſt bereits durch das Schickſal Deutſchlands ſtark gedämpft, ungemindert macht ſie ſich nur noch in der „Wiſſenſchaft“ der Fachgelehrten breit und in jenen Kreiſen, die ein Schweizer Dichter einmal ſehr treffend „Pfeifenkopfdeutſche“ nannte, jene, die nur von deutſchem Weſen reden und dabei nicht vermögen, es in ſich ſelbſt aus ſeiner ganzen metaphyſiſchen Tiefe heraus zu geſtalten. Sie ſehen nicht das Neue, darum verdächtigen ſie den Andersdenkenden, ſie gebrauchen die Waffen ihres Intellekts, um ſophiſtiſch das als für alle gültig zu beweiſen, was ſie gerade aus ihrem Geſichtswinkel heraus zu erkennen vermögen, ſie reden über Dinge, die ſie aus einer gewiſſen intellektualiſtiſchen Verkümmerung ihres Weſens nicht verſtehen können, mit um ſo mehr geſteigertem Trompetenton, als müſſe die Kraft ihrer Ausdrücke die mangelnde Verwurzelung ihres Geiſtes in jenen Tiefen, wo die Mütter wohnen, überdecken.

Da ſchreibt einer der alldeutſchen Wortführer im Kriege, jener Münchener Univerſitätsprofeſſor der Hygiene, der ſich bekanntlich öffentlich gegen die Kinderhilfe wandte, Herr M. von Gruber in der letzten Januarnummer der „Süddeutſchen Monatshefte“: „Herr Diederichs in Jena gehört hinter Schloß und Riegel.“ Gelegenheit dazu findet ſich in einem Briefe an den Herausgeber unter der Marke „Der Schwachſinn des Herrn Blüher“. Der Inhalt jenes offenen Briefes ſind eigene allgemeine Bemerkungen, wo wirklich kein Dämonion des Verfaſſers zu ſpüren iſt, ſondern nur jenes eitle Hochgefühl der eigenen Meinung, das wir ſchon vom ſeligen Nicolai her kennen.

Wir haben es an Nietzſche erlebt. Erſt ſchweigen dieſe Art Leute alles lebendige Neue tot. Auf einmal merken ſie, daß es trotz ihrer Nichtbeachtung lebt und wächſt. Dann entdecken ſie ſchnell Tatſachen, die andere Leute längſt wiſſen und deuten ſie als „geborene Führer des Volkes“ ſchief, denn ihre Inſtinkte ſind verkrüppelt wie die Füße einer Chineſin.

Die böswillige Frage, ob Hans Blüher ſchwachſinnig iſt, entſcheidet nicht die Weisheit von einigen Wiſſenſchaftsſpezialiſten, ſondern das Leben. Überhaupt iſt eine derartige Form der Polemik unſauber und daher auch undeutſch. Keiner ſeiner literariſchen Gegner hat je dieſe Behauptung ſich angemaßt. Hinter ihr verbirgt ſich die ſyſtematiſche Organiſation einer Gruppe, die beſtrebt iſt, Blüher aus irgendwelchen Gründen bei der Jugend unmöglich zu machen, ihn außerhalb der Geſellſchaft zu ſtellen, gleichwie die katholiſche Kirche den Ketzer außerhalb der Gemeinſchaft ſtellte und ihn verbrannte, ſolange ſie die Macht dazu hatte. Der bürgerliche Typus, den Blüher mit ſcharfen Worten gegeißelt hat, will nicht länger „ſchwachſinnig“ ſein, denn er hat ja Macht als Maſſe. Wozu gibt es denn Druckerſchwärze?

So iſt jetzt eine Einheitsfront im Kampfe gegen Blüher hergeſtellt. In Bayern der „Pfeifenkopfdeutſche“ M. v. Gruber zuſammen mit einem Univerſitätspſychiater, der glattweg eine kommende dementia Blühers aus dem Stil ſeiner Ausdrucksweiſe behauptet (o heilige Wiſſenſchaft!), in Münſter ein Herr von der Univerſität, der jedes Wort Blüherſche Theſe von der Soziologie der Männergemeinſchaft durch „Affenſchande“ erledigt, in Hamburg die Bordellmädchen, deren Organ „Der Pranger“ ſich ganz zu Plenges „Antiblüher“ bekennt. Gut, daß ich noch nicht hinter Schloß und Riegel ſitze und eine bayriſche Gefängniszenſur mich mundtot macht. Darum möchte ich noch folgendes ſagen:

Man redet öffentlich nicht gern über gewiſſe Zerſetzungserſcheinungen, die tatſächlich in der Jugend aller Länder, die der Krieg berührte, vorhanden ſind. Der Krieg mit ſeinen ſexuellen Entbehrungen hat ſo mancherlei Folgeerſcheinungen bei Jünglingen und Mädchen, die zum Beiſpiel in Frankreich die gleichen ſind wie in Deutſchland. So berichtete mir erſt kürzlich ein aus Frankreich kommender Deutſcher von ähnlichen Erſcheinungen aus Marſeille ſeit dem Kriege. Haben etwa die Marſeiller Blüher geleſen? Bei Herrn Plenge und Genoſſen verwirrt ſich ihr Denken bei dem Worte „Kauſalität“. Weil ſie intellektualiſtiſche Theoretiker ſind, ſchieben ſie das Anwachſen der homoſexuellen Welle bei beiden Geſchlechtern auf Hans Blüher, ohne das Leben zu prüfen. Sie ſind zugleich nicht intellektuell reinlich genug, um einzuſehen, daß Blüher *unter anderem* auch dieſes Problem in ſeinem Kampf gegen den bürgerlichen Typus mitbehandelt, daß die gleichgeſchlechtliche Liebe eine Erſcheinung iſt, die exiſtiert, ohne literariſche Einflüſſe. Übrigens predigt Blüher durchaus nicht Päderaſtie, er wertet ſie ſoziologiſch und läßt aus der Männergemeinſchaft das Heldentum herauswachſen. Es iſt geradezu eine jeſuitiſche Taktik, den Mann, den man erledigen möchte, ſo einſeitig darzuſtellen, daß man alles verſchweigt, was ſeine denkeriſchen Leiſtungen auf allen Lebensgebieten ſind (es wäre voreilig, darum Blüher Nietzſche gleichzuſtellen). Man arbeitet mit aus dem Zuſammenhang geriſſenen Ausſprüchen ſeiner Werke oder Vorträge, ohne die Pflicht zu fühlen, ſie aus dem ganzen Zuſammenhang zu verſtehen. Iſt das Blindwütigkeit oder bewußte Unaufrichtigkeit? Der Wiſſenſchaftler iſt ſich doch ſonſt über ſeine Methoden klar genug, um gegen vorgefaßte Meinungen anzugehen! Doch nun zu Freund Plenge.

Herr Plenge legt darauf Wert, meine Bezeichnung „erwerbsmäßiger Verleumder“

dadurch abzuſchwächen, daß er darauf beſteht, ich ſolle durchaus meinen Leſern erzählen, daß das Honorar für ſein Pamphlet der Unterſtützungsfonds ſeines ſtaatswiſſenſchaftlichen Inſtituts in Münſter bekommen habe und nicht er ſelbſt. Das ändert erſtens an der Tatſache der Verleumdung nichts — denn es handelt ſich bei meinem öffentlichen Vorwurf der Verleumdung nicht etwa um ſeine Anſichten über Blüher, ſondern darum, daß er ſich erdreiſtet, mir „eine geſinnungsloſe Propaganda“ vorzuwerfen, und als ich darüber Beweiſe forderte, mit der Ausflucht kniff, ich müſſe ja meine eigene Propaganda kennen. Ob Herr Plenge oder ſein Inſtitut das Honorar eingeſteckt hat, iſt mir im Grunde ganz gleichgültig.

Ich verſtehe ſehr wohl, was mich mit Plenge und ſeinen Freunden verbindet, es iſt die Sorge um die Entwicklung unſeres Volkes in der kommenden Notzeit. Wir brauchen gegenüber den Zerſetzungserſcheinungen ſtarke Bindungen. Was mich vom Gelehrtenhochmut dieſer Fachgelehrten aber trennt, iſt die Einſicht, daß wir zuvor die Probleme mit neuen inſtinktgeſchärften Augen anſchauen lernen müſſen, um zu neuen Bindungen zu kommen. Jene Herren denken aber mittels ihrer hiſtoriſchen Kenntniſſe, ihres auf feſten Begriffen aufgebauten Wiſſensmaterials, ſie ſehen aber das neue Land nicht einmal von der Ferne, weil ſie Rückwärtſer in ihrem Lebensgefühl ſind. Sie haben keine Ahnung, daß infolge jener Kräfte, die die Probleme der Lebensgeſtaltung ſeit etwa 20 Jahren durchgearbeitet haben, bereits allerhand Keime aus jener religiöſen Erregung, die auf Friedrich Nietzſche zurückgeht, emporgewachſen ſind, die neue Bindungen verheißen. Nach vorwärts gilt es zu ſchauen.

Ceterum censeo, man ſollte allen überheblichen Intellektuellen einmal die Druckerſchwärze verbieten (nicht ſie hinter Schloß und Riegel ſetzen, ſo liebevoll bin ich nicht), dann kommen wir viel ſchneller zu neuen Bindungen. Wir brauchen als Führer wirkliche Meiſter, aber keine Fachgelehrten und Pſeudos. Eugen Diederichs

Führer Selten blieb ein Volk in Not ſo ſehr in den Niederungen wie das deutſche. Wir haben kein Gefühl für die Feierlichkeit der Zeit; wir leben in einem Wuſt von überkommenen Dingen, die keinen Sinn mehr haben; wir folgen ſtumpfſinnig den Reden derer, denen das Reden Geſchäft iſt. Wir ſind träge. Und wir ſind feig. Wir haben keinen Mut zu beginnen.

Es iſt vergebens, auf einen Helden zu warten. Die Zeit der Helden iſt vorbei. Es iſt die Zeit nun für die Vielen. Nicht für die Maſſe der ewig Stumpfen, die nicht wollen können, ſondern für die geiſtig Regen, die immer mehr werden ſollen durch die Jahrtauſende, bis es einſt alle ſind. Unſere Zeit iſt wie ein Raſen, der wächſt, aufſteigend von unten, vielfältig, lebendig und drängend.

Wir müſſen anfangen, ein jeder, heute die Decke der Trägheit zu zerſchlagen, die auf uns liegt, die Feigheit von uns zu reißen, die uns das Herz hemmt. Wir müſſen leben.

Wir müſſen aufhören, geführt zu werden. Ein jeder von uns ſoll ein Führer ſein. Nicht einer, der vorn ſteht und redet. Es genügen wenige, um oben weiſe zu verwalten. Sondern einer, der ſeine Arbeit ſchafft mitten in den Vielen. Er ſoll weder Maſſe ſein, noch ſoll er ſich Gott dünken. Er ſoll Adam ſein, der Menſch. Wenn heute einer zur Welt käme, nackt, mit geradem Leib und geraden Sinnen, was ſpräche er? „Ich will ein Weib haben und mit ihr zeugen. Ich will Kinder und ſchaffen um Brot für ſie und für mich. Wer ſich wider mich ſtellt, den will ich

ſchlagen. Und bin ich nicht ſtärker als er, ſo will ich mich vertragen.“ An den Grenzen ſeiner Macht erkennt er die Geſellſchaft. An dem Nutzen gemeinſamer Arbeit wider die Natur ſähe er, daß es gut iſt, mit den anderen zuſammen zu ſchaffen. Und aus der Sorge für ſich, für Weib und Kind und für die Vielen entſtünde ihm die Liebe, die über allem ſteht.

Alles iſt einfach. Es gilt nur beginnen. Wir haben die Kraft. Sie iſt in uns im Kreiſen der Atome. Wir ſelber ſind ewig lebendige Kraft, eines mit dem All. Gott iſt in uns, wie wir in ihm ſind.

Die Gegenwart iſt eine Lüge. Sie kann nicht beſtehen. Wir können ſie niederreißen und neu mit Neuem aufbauen. Wir müſſen nur unſere Hirne leeren. Wir müſſen auskehren, was in ihnen ſteckt. Nichts iſt heilig, weil es da iſt. Nur was ſich täglich neubewährt, gilt. Das iſt die neue, wahrhafte Revolution, die Revolution, die niemals endet, die ſich immer wieder erneut. Die ewige Umwälzung in uns ſelber. Wir müſſen Ketzer ſein. Aber dann müſſen wir aufbauen. Aus uns ſelber, aufbauen aus unſerem eigenen Ich. Wir ſind alle gut dazu erzogen, abzuleiten, doch ſchlecht, die richtigen Anfänge des Schließens zu finden. Im Anfang iſt die Kraft, die Kraft des Kreiſens der Atome in uns ſelber. Im Anfang iſt Adam der Menſch. Das iſt der Punkt des Abmarſches.

Wir ſollen Egoiſten ſein. Wir ſollen fragen: Was nützt uns? Und dann handeln. Es iſt kein Grund, daß einer auf den anderen wartet, daß einer nichts tut, bis ein Beſchluß der Vielen gefaßt iſt, oder bis ihm befohlen wird. Er ſoll anfangen. Morgen, heute, ſo zu leben, wie er iſt, wie es ihm der Nutzen gebietet, den er ſelber ſieht. Wir müſſen von der Maſſe zum Menſchen. Von den Vielen zum Einzelnen. Individualismus iſt der höchſte Sozialismus. Denn das iſt ſein Zweck und Ende: daß immer mehr der Vielen aus der Dumpfheit erlöſt werden, daß immer mehr der Vielen aufſteigen in das Licht. In das Licht der Erkenntnis ihres Wertes, der Erkenntnis der lebendigen Kraft ihres Leibes, der ihre Seele iſt.

Die am erſten beginnen, ſie ſelber zu ſein, die ſind die *Führer*. Und die am ſtärkſten ſich erleben, in ſtetig regem Schaffen vom Morgen bis zum Abend zu ihrem Nutzen, das ſind die erſten unter ihnen. Menſchen, Männer und Frauen, die mitten unter den Vielen an ihrer Arbeitsſtätte ſtehen, dort, wohin ſie das Leben geſtellt hat, die hart ſind. Und die doch lachen.

Sie ſind da. Es gibt ſie im Lande, wenige unter den Millionen, doch zum Anfang genug. Kerle, beiderlei Geſchlechts, unter den Bauern, den Arbeitern, den Bürgern, und denen, die ſtudiert haben. Es iſt eine Freude, ihnen zu begegnen, zu ſehen, wie ſie die anderen aufwecken rings um ſich her, einen um den anderen. Ihnen, und zuvorderſt den Jungen unter ihnen, iſt dieſes Buch* geſchrieben. Denen, die frei ſind, und denen, die ſich wider die Decke ſtemmen. Ihnen ein Stück Glauben zu geben daran, daß es recht iſt, ſelbſt zu ſein, und ein Stück Kraft, zu zerbrechen. Es will abreißen und verſuchen, aufzubauen. Vom Ich her. Und es will bei der Liebe enden. Es will mit dem Wiſſen, das alle haben können, und mit dem Fühlen, das ewig über dem Wiſſen aller ſteht, verſuchen, Gleichniſſe zu finden von dem, was jeder iſt in ſeinem Hirn und Herzen, verſuchen zu ſchauen, was die Geſellſchaft der Deutſchen bedeutet unter den Völkern und wie ſie lebt. Und zum Schluſſe will es jeden anſehen, den Bauern, den Arbeiter, Unternehmer, Lehrer, wie er ein rechter Schaffer ſein kann im Volk, ein *Führer*.

Ernſt Schmitt

* Vorrede zu dem in dieſem Sommer im Verlage von Eugen Diederichs, Jena, erſcheinenden Buch über Führertum.

Der Ruf nach dem großen Mann

Es wäre heute ebenſo leicht, in den Ruf nach dem großen Mann und in die Verzweiflung über ſein Nichterſcheinen einzuſtimmen, wie über dieſen Ruf und die Rufer zu ſpotten. Ebenſo leicht und ebenſo — billig. Wer in erſter Linie das ſinnlos erſcheinende Auf und Ab der Maſſen im Auge hat, wird leicht ſchon aus faſt inſtinktiver Abneigung und Mißtrauen gegen die demokratiſchen Schlagworte von der Selbſtbeſtimmung der Maſſen die Verdichtung und Zuſammenballung des richtungsloſen Durcheinanders von Strebungen in die Geſtalt des befehlenden Führers herbeiwünſchen. Und wer mitten in jenem gärenden Maſſenwollen drinſteht, wird leicht geneigt ſein, im Glauben an die Vernunft der Entwicklung und an die Fähigkeit der Maſſen, das Vernünftige einzuſehen und zu wollen, jenen Ruf nach dem großen Mann als faule Romantik zu verlachen, als feige Ausflucht von Schwächlingen, die ſelbſt nicht den Mut zur Verantwortung vor der Zukunft haben und darum die ſtarken Schultern ſuchen, auf die man ſie abwälzen könnte.

Beſinnung tut not, den einen, ob ſie ein Ziel und eine Verantwortlichkeit in ſich tragen und den anderen, ob ſie ſolche ſind, die ein Recht haben, nach dem Führer zu rufen; die einen Führer *verdienen*.

Liegt aber die Berechtigung dazu nicht einfach ſchon in dem elementaren Gefühl, geführt werden zu wollen, eine leitende, formende und geſtaltende Kraft über ſich ſpüren und ihr folgen zu wollen? Gewiß, das Tragiſche aber iſt, daß der Schrei des Mundes und das elementare Gefühl ſich nicht zuſammenfinden. Die, in deren tiefſtem Weſensgrunde heute wie je vielleicht am eheſten jene innere Bereitſchaft vorhanden wäre, ſind nicht diejenigen, deren Ruf nach dem Führer unſere Ohren vernehmen. Die dumpfen Volksmaſſen, ſoweit ſie noch Volk und nicht nur Maſſe ſind, fühlen wohl ein tiefes Ungenügen, das ſie nicht zur Ruhe kommen läßt und ſie von Scheinziel zu Scheinziel weitertreibt. Aber ſie wiſſen es nicht, was ihnen fehlt. Immer wieder von neuem erliegen ſie derſelben Täuſchung: Sie ſelbſt könnten die neue Lebensform herbeizwingen, ja ſie brauchten ſie ja nur „einzuführen“, ſo wie das „Programm“ ſie beſchreibt. Man brauche ihnen und ihrem Wollen, dem Wollen der proletariſchen Maſſen, nur freie Bahn zu laſſen, dann müßte alles gut werden. (Der geiſtige Untergrund der „Diktatur des Proletariats“.)

Und doch widerlegt dies jeder Tag. Aber erſt in wenig Köpfen dämmert die Erkenntnis, die doch jedes Mißlingen und faſt noch mehr jedes Gelingen der ſozialen Bewegung ſo laut predigt: die Erkenntnis vom Schöpfertum des echten Führers.

Immerhin, wenn auch das Bewußtſein der Maſſen heute noch in der Mehrheit die Sehnſucht nach dem Führer verleugnet, ihr innerſtes Sein iſt auf dem Wege zur Bereitſchaft, ſich der Führung zu unterwerfen, ſofern dieſe die mitreißende Kraft ausſtrahlt und den ſchaffenden Glauben an die Zukunft verkörpert. Der Mund des Proletariers ſchreit: Ich, Ich, Ich — in vielen aber iſt unbewußt heute ſchon der Trieb, dieſes vom Bewußtſein ſo wichtig genommene Ich als namenloſen Bauſtein einfügen zu laſſen, wenn nur der glaubwürdige Baumeiſter kommt, der die Kraft und das Recht hat, zu opfern und Opfer zu verlangen, weil er den großen Glauben hat, dem er vor allem auch ſich ſelbſt zu opfern bereit iſt.

Gerade umgekehrt aber iſt es bei den aus der Maſſe ſich herausgehobenen fühlenden Einzelnen, den Gebildeten, Intellektuellen und wie man ſie nennen will. Bei ihnen iſt die Erkenntnis (vielleicht auch nur das aus der Geſchichte abgeleitete Wiſſen) vorhanden, daß neue Geſtaltung auch der Lebensformen nicht „von ſelbſt“, nicht

durch die zwangsläufige „Entwicklung“ und Bewegung der Maſſen kommt. Sie wiſſen, daß es letztlich immer der große Einzelne war, der Held und Führer, der dem dumpfen Gefühl eine Sprache, dem triebhaften Sehnen ein Ziel, dem Drängen nach neuen Formen die lebendige Geſtaltung gab.

Aber auch dieſe Erkenntnis iſt nur die Hälfte der Wahrheit. Auch der große Einzelne ſchafft nicht aus dem Nichts und nicht durch das Nichts. Das von ihm geſchaute und geglaubte Bild der Zukunft iſt nicht ein konſtruiertes Schema, ein nach den Regeln der Logik erſchloſſenes Programm. Nein, es iſt, wie wenn die Seele des Führers in einem großen Brennſpiegel all die irrlichternd durch- und gegeneinander wirkenden Strahlen der Zukunftsſehnſucht ſeines Volkes ſammelte, um ſie zu einem Bilde zu vereinigen, das den Willen anſpornt, weil es in ſchmerzhaft empfundener Spannung zur Gegenwart ſteht und doch jedem Glied der Volksgemeinſchaft vertraut erſcheint, weil es irgendwie noch Blut von ſeinem Blut und Geiſt vom Geiſte der Gemeinſchaft iſt, an dem jeder urſprunghaft Anteil hat. Darum verehrt jede Gemeinſchaft in ihren höchſten Führern eigentlich ihr eigenes Selbſt, allerdings ihr Selbſt, ſo wie es als unerreichtes Bild der Sehnſucht ihr vorſchwebt. Und darum gibt es auch nicht das Ziel und das Beſte, das als beziehungsloſes Abſtraktum über den Waſſern ſchwebt, ſondern jede urſprunghafte Gemeinſchaft hat ihr Ziel und ihr eigenes Beſtes, das ſie zu verkörpern berufen iſt.

So iſt die erſte Bedingung des großen Mannes, daß eine Gemeinſchaft da iſt, in bezug auf die erſt er ſeine Größe hat. Ein Jeſus, der in der Wüſte geblieben wäre, einſam, unbekannt, verſunken im Anſchauen ſeines Geiſtes, er wäre nicht der Erlöſer geworden. Erſt die Rückkehr zu den Brüdern, zur erlöſungsbedürftigen und erlöſungswilligen Gemeinde, macht ihn zum Heiland. Nicht der Luther, der in ſtiller Kloſterzelle ſeinen Weg zum „gnädigen Gott“ fand und dem die Kirche gern jede „eſoteriſche“ Wahrheit gegönnt hätte, iſt der Führer der Jahrhunderte geworden, ſondern der Luther des Wormſer Reichstages, der in ſeinem tapferen „Ich kann nicht anders“ das Ideal ſeines Volkes verkörperte, das in echter Kriegertugend Schlachtentod und Kampf um die Ewigkeit ſelbſt beſtehen und ſich durch niemand vertreten laſſen will. So wäre auch der Goethe, der in Rom geblieben wäre und dort das von Beruf und Alltag unbeſchwerte Daſein eines Künſtlers weitergelebt hätte, zweifellos der große Dichter geblieben. Aber erſt der Goethe, der dieſer Verſuchung widerſtand, der zurückkehrte zur „Forderung des Tages“, iſt der Weiſe und Führer geworden, deſſen Rat und Beiſpiel eine Förderung des Lebens aller kommenden Geſchlechter bedeutet.

Gemeinſchaft und Führer bedingen einander. Aber iſt ſolche Gemeinſchaft nicht immer da, wo auch Menſchen ſind, und iſt darum der Führer nicht jederzeit und überall möglich? Nein, denn von Jeſus heißt es, er kam „als die Zeit erfüllet war“. Ein Wort von nicht auszuſchöpfender Tiefe und Bedeutung. Ein Haufe Menſchen iſt noch keine Gemeinſchaft. Erſt eine gemeinſam empfundene Not, ein gemeinſames Schickſal, ein zutiefſt noch irgendwie gemeinſames Wollen macht eine Gemeinſchaft — und erſt für ſolche Gemeinſchaft iſt „die Zeit erfüllet“, erſt dann kann ihr der Führer, der Held und Retter erſcheinen, der dieſem Wollen Ziel und Inhalt gibt. Kein Großer iſt groß ohne die blut- und ſchickſalverwandte Gemeinſchaft, deren Exponent er iſt. Aber auch keiner Gemeinſchaft wird der Retter erſcheinen, wenn die Zeit nicht erfüllt iſt, wenn nicht gemeinſame Not ſie bereit gemacht hat und willig zum Opfer für die im Führer verkörperte Zukunft.

Der Führer iſt nicht der Pilz, der nach dem Regenguß der erſten Verzweiflungs-

tränen auf dem Schutt der abgefallenen Blätter eigenſüchtiger Hoffnungen ſchnell emporſchießt; er iſt der ſtarke Eichbaum, der tief im Heimatboden wurzelt, den lange Jahre des Hoffens, Wartens und Sehnens vorbereitet haben und der in ſeiner Kraft längſt ſchon da war, als man ihn noch vor Geſtrüpp und ſtreberhaft aufgereckten Waſſerſchößlingen nicht zu ſehen vermochte. Wenn der Sturm und das Feuer dieſe Eintagshelden verzehrt haben und die Bäume des Waldes ſich demütig neigen in der Erkenntnis ihrer Schwäche vor dem Element, dann ſteht er da als feſter Halt. Nur was tief in der Vergangenheit wurzelt, im Blut, im Leid und in der Freude ſeines Volkes, das kann auch in die Zukunft weiſen.

So iſt der Ruf nach dem großen Mann, wo er echt iſt und aus einer Seele kommt, die bereit iſt zu Gefolgſchaft und Opfer, ein erſtes Verſprechen dafür, daß er auch erſcheinen wird. Daß er aber noch nicht da iſt, das iſt vor allem die Anklage an uns ſelbſt, das Urteil, daß unſere Zeit noch nicht erfüllet iſt. Warum erſtand in der unter dem Zeichen des Sozialismus begonnenen Umwälzung nicht der glaubwürdige Führer, der ſchöpferiſche Menſch, der die Formen und Geſtaltungen unſeres Wirtſchafts und Staatslebens geſchaffen hätte, die dem ſozialiſtiſchen Programm entſprechen? Weil das Volk in ſeiner Maſſe, weil vor allem auch die revolutionäre Kerntruppe des Induſtrieproletariats durchaus nicht von dem Geiſt und der Geſinnung erfüllt war, aus der allein wahrhaft ſozialiſtiſche Lebensgeſtaltung erwachſen kann. Weil der Geiſt brüderlicher Hingabe, gegenſeitiger Hilfe, freudiger Unterordnung des eigenen Ichs unter das Wohl des Ganzen bergehoch bedeckt war und iſt vom Geiſt des Haſſes, des Neides und der Habſucht. Und das überall. Denn die volksverführeriſche Schmeichelrede vom Weſensunterſchied der „Klaſſen“ iſt Lüge. Wenn man die Menſchen ſo trennt, dann iſt in Wahrheit der Unterſchied nur der, daß die einen ſchon beſitzen, die anderen erſt beſitzen wollen. Die Scheidungslinie zwiſchen wahrhaften „Sozialiſten“ und wahrhaften „Kapitaliſten“ aber würde ganz anders verlaufen. Aber die ganze Revolution war ja überhaupt vielmehr eine Bewegung *gegen* etwas als *für* etwas. Und daß die Maſſe nicht innerlich, geſinnungs- und blutgemäß dem Marxismus verbunden war, das beweiſt der Mangel des großen Führers. Es beweiſt aber auch, daß der Marxismus ſelbſt nur ein Programm war und nicht unſer Schickſal.

Und wenn ſich heute, langſam, undeutlich, man wagt nicht, es beim Namen zu nennen, um es nicht zu verſcheuchen, der Anſatz einer wirklichen Führung zeigt, ſo ſcheint es in mehr als einer Hinſicht bedeutungsvoll, daß ſie nicht in der Richtung jener mechaniſchen, haßerzeugenden Trennung, ſondern im Sinne des deutſcheſten Gemeinſchaftsgedankens verläuft: im Sinne der organiſchen, körperſchaftlichen Gliederung, wo jedes Glied verſchieden iſt in ſeiner Funktion, gleich aber in der ſtrengen Verpflichtung der dienenden Einordnung in das Ganze. Erſt hier, erſt von dieſem Boden aus, gewänne der Gedanke der ſchöpferiſchen Führung Sinn und Berechtigung; erſt wo Glieder ſind, hat der Kopf Bedeutung. Keine Maſchinengewehrdiktatur von rechts oder links, keine gewaltſame Rückführung der Monarchie kann uns den Führer bringen. Allein die Geſinnung organiſcher Zuſammengehörigkeit, körperhafter Arbeitsgemeinſchaft erhält auch Kopf und ſchöpferiſches Herz — weil ſie ſie braucht und will und trägt.

„Bereit ſein iſt Alles!“ Ph. Hördt

Deutſchland von Auſtralien aus geſehen*

Die Erfahrungen eines verlorenen Krieges werden den Denkenden auf eine Prüfung derjenigen Eigenſchaften des Gegners hinweiſen, die ihm zum Siege verholfen haben. Zwar wiſſen wir Deutſchen heute, daß uns der Frieden von Verſailles durch einen Betrug aufgezwungen worden iſt; aber wir fühlen doch, daß uns kriegeriſche Maßregeln der verſchiedenſten Art in die Lage gedrängt haben, in der wir das Opfer eines ſolchen Betruges wurden. Wo die Grenze zwiſchen politiſcher Strategie und Betrug liegt, iſt ja überhaupt ſchwer zu ſagen, und der Unterſchied iſt oft mehr das Wie? als das Was?

Wo uns die Gegner offen und entſchloſſen angriffen, haben wir Grund, von ihnen zu lernen. Es hat ſich gezeigt, daß ſie ſchwächliche, zum Kompromiß geneigte Männer beiſeite ſchoben, ſich ſtarken Männern aber fügten, gleichgültig, woher ſie kamen. In einer Zeichnung des „Punch" antwortet Mrs. Britannia auf die Frage, ob ſie lieber möchte, daß das konſervative oder das liberale Pferd das Wahlrennen gewönne: „Ich möchte, daß das beſte Pferd gewinne!" Es war den Völkern ganz gleichgültig, aus welchem politiſchen Lager die Lloyd George und Clemenceau kamen. Sie waren die geborenen Herrſcher und gehörten deshalb an die Spitze. Die Konſervativen hatten zur Zeit keinen anerkannt ſtarken Führer; deshalb fügten ſie ſich dem Radikalen. Der Weg iſt nur das Mittel; auf die Erreichung des Zieles kommt es an.

Es zeigte ſich ferner, daß im feindlichen Lager immer Unordnung zu herrſchen ſchien, daß aber trotzdem das Notwendige getan wurde, und daß ſich der ſtarke Wille immer wieder Bahn brach. Wir lachten über den Mangel an Ordnung und Syſtem; aber gerade dieſer Mangel brachte die ſtarken Männer in den Vordergrund. Denn während in dem gutregulierten Syſtem jedem geſagt wird, was er zu tun hat, ſo daß der Buchſtabenmenſch am weiteſten kommt, iſt in einer etwas unſyſtematiſchen Unordnung der Mann mit dem Stiernacken der beſte, er, der ſich durch die Kraft ſeiner Perſönlichkeit an die Spitze gebracht hat und dort erhält. Das natürliche Grundgeſetz iſt noch immer das von der Auswahl der Tüchtigſten: hier liegt die Hoffnung auf die Zukunft der Menſchheit wie der einzelnen Nationen. In Deutſchland ging es unter dem alten Syſtem ordentlicher zu als irgendwo anders; es wurde „beſſer" regiert, als es vielleicht je wieder geſchehen wird. Es wurde aber zu gut regiert; jeder wußte zu genau, was er zu tun hatte: die Initiative wurde eingeſchläfert und ein unterwürfiges, gehorchendes Volk erzogen. Ein ſolches hat keine Zukunft; was eine Nation braucht, ſind Charaktere, und die erzieht die Freiheit. Keinem Menſchen verdankt die engliſche Nation ſo viel wie Oliver Cromwell; der hat zwar England für ein paar Jahre an den Rand des Abgrundes gebracht, aber er hat dem Regiertwerden ein Ende gemacht, und hat damit für die Zukunft den Männern Raum zur Entwicklung gegeben, die ſpäter die Welt erobert haben. Der Staat iſt nicht dazu da, das Leben für den Einzelnen möglichſt angenehm und glatt zu geſtalten, wie es z. B. die preußiſche Staatsmaſchine anzuſtreben ſchien: Wer nie gekämpft hat mit einer guten Chance zu verlieren, der hat auch nie gelebt! Trauern wir über den Verluſt der alten Ordnung nicht zu viel; in den Ländern, in denen es

* Es iſt kaum glaublich, aber immer iſt es noch nicht möglich, die „Tat" in Auſtralien zu erhalten. Sie kommt wie andere Poſtſachen einfach nicht an, weil Auſtralien ſich immer noch als im Krieg mit Deutſchland befindlich betrachtet. So hat die Regierung noch vor kurzem eine Sendung Kirchenliederbücher, die für die deutſche Gemeinde in Sidney angekommen waren, verbrennen laſſen. (Leit.)

für jedermann ratſam iſt, Kenntnis im Gebrauch ſeiner Fäuſte zu haben, ſieht man die meiſten Männer mit lachendem Mund und blitzenden Augen.

Erinnern wir uns ferner der ungeheuren Anſtrengung, die es Lloyd George gekoſtet hat, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Sprechen wir der Regierung und dem Parlament, die es taten, unſere Anerkennung aus: dieſer Verſammlung nicht von Theoretikern, ſondern von Männern der Tat! Hüten wir uns davor, den Profeſſor auf den Thron zu ſetzen. Das Prinzip des Lebens einer geſunden Nation iſt der Kampf ums Daſein. Der Erfolg hängt nicht vom Zufall ab, aber auch nicht von Prinzipien, ſondern von der Fähigkeit, ſich mit den Tatſachen abzufinden und die Lage der Dinge auszunutzen. Der Philoſoph ſoll der Erzieher, aber nicht der Leiter der Nation ſein. Zum Herrſchen brauchen wir einen Herrſcher, und den haben wir ſeit Bismarck nicht mehr gehabt. Vererben läßt ſich die Tatkraft nicht: ſie wächſt immer wieder von neuem ganz von unten herauf. Freuen wir uns, daß wir das Erbkönigtum überwunden haben, und ſorgen wir dafür, daß im lebendigen Baume der Nation der Saft ungehindert von den Wurzeln zur Krone ſteigen kann.

Vergeſſen wir aber auch nicht, daß die engliſche Freiheit, welche zweifellos die Grundlage der engliſchen Herrſchkraft iſt, auch eine Schwäche bedeutet. Sie iſt eine Freiheit der Tat, und nicht eine Freiheit der Gedanken; ſie entwickelt Perſönlichkeiten, aber keine Geiſter, das heißt: ſie dient der Gegenwart, aber nicht der Zukunft. In politiſchen und wirtſchaftlichen Dingen frei und urteilsfähig, ſcheint der Angelſachſe in geiſtigen, ethiſchen Dingen ein kritikloſer Sklave, der auf lebenloſer Tradition ruhenden Autorität zu ſein. Form ohne Leben aber iſt Lüge, und geiſtige Lüge iſt Heuchelei. Tatſächlich hat jedes Jahr des Krieges unſere Feinde jenſeits des Kanals immer tiefer im Sumpfe der Heuchelei ſtecken gezeigt, einer Heuchelei, die in unglaublicher Weiſe zur zweiten Natur geworden iſt, und günſtigſtenfalls als Zeichen der Altersſchwäche ausgelegt werden kann. Die Angelſachſen ſind die kirchenfrömmſten aller Proteſtanten, und ſie ſind überzeugt, daß ſie die moraliſch höchſtſtehenden ſind, weil bei ihnen die wenigſten unehelichen Kinder geboren werden. Religion iſt für ſie nicht der Trieb, gut und lebenswahr, ſondern der Trieb, ehrbar zu ſein. Das Zeichen der Form anſtatt der Sache, welche durch die Form erſetzt, überflüſſig gemacht worden iſt. Wer ſich gut fühlt, kennt keinen Trieb, gut zu werden. Wer davon überzeugt iſt, daß fairplay ihm als Angehörigen ſeiner Nation ſelbſtverſtändlich iſt, hat bereits die Fähigkeit verloren, fairplay zu erkennen. Die Einzwängung geiſtiger Regung führt zur Beſchränktheit im Ganzen und zur übertriebenen Ausbildung einzelner Teile. Wie die Juden im Mittelalter, von den meiſten Gebieten menſchlicher Tätigkeit ferngehalten, eine gewiſſe Geiſtesrichtung faſt krankhaft ſtark entwickelten, ſo mag eine ähnliche geiſtige Einſeitigkeit die engherzige Habgier der Angelſachſen erzogen haben.

Der Engländer iſt durchaus zur Einſeitigkeit geneigt. Sie erſchwert die harmoniſche Ausbildung der Perſönlichkeit, aber ſie macht tüchtig für den Kampf ums materielle Daſein. Geiſtige Ausbildung aber ſetzt materielle Sicherheit voraus; dieſe haben wir verloren und müſſen uns auf ihre Wiedergewinnung in nächſter Zukunft konzentrieren. Konzentration verlangt Einſeitigkeit; unſere allgemeine Bildung, auf die wir mit Recht ſo ſtolz waren, ſtärkt den Geiſt, aber ſie ſchwächt das Konzentrationsvermögen. Für den materiellen Kampf iſt ſie ein Nachteil: ſie zerſplittert. Unſer Schönheitsideal der Zukunft muß Michelangelos Moſes anſtatt Praxiteles' Hermes ſein; bis die Exiſtenz geſichert iſt, muß ſich alles andere der Tatkraft unterordnen.

Höchſter Sinn des Individuums aber bleibt die Perſönlichkeit; höchſter Sinn des Staates die Zukunft der Raſſe. Unter dieſem Prinzip ordnen ſich alle Funktionen in ihre Stellung ein. Die Staatsmaſchine, die Schule, die Kirche, das Heer; ein jedes gehört dahin, wo es ſeiner Aufgabe am beſten gerecht wird. Das Heer oder die Kirche haben mit der Staatsverwaltung an ſich nicht mehr zu tun als etwa die Eiſenbahnen oder die Geſundheitspflege; es wäre genau ſo töricht, den Ingenieur oder den Arzt die andern übertrumpfen zu laſſen wie den Offizier oder den Geiſtlichen. Eines bezieht ſich aufs andere, und alle Grenzen ſind in ſtetem Fluß. Die Verhältniſſe wechſeln, und alle Einrichtungen müſſen immer wieder auf die grundlegende Notwendigkeit hin geprüft werden, der ſie dienen. Ruhe gibt es auf keinem Gebiet; wir müſſen immerzu und überall kämpfen, ſolange wir die Kraft zum Kampfe haben. Wenn dieſe Kraft vorbei iſt, haben wir abgewirtſchaftet. Noch iſt nichts verloren; bereiten wir uns zum weiteren Lebenskampfe vor. Wir fühlen bereits, daß der Sieg nicht auf der andern Seite bleiben wird.

Sidney — Ein Tatleſer

Ueber die „Deutſche Lehre"

Es ſoll hier verſucht werden, auf ein Werk aufmerkſam zu machen, das in unſerer Zeit, ja ſpürbar aus unſerer Zeit erwachſen iſt und das in manche ferne Zeit hineinwachſen wird, denn es iſt reif und rund und vom Ewigkeitsſchimmer umglänzt, und in ihm iſt wunderbar und beglückend Zeitliches und Zeitloſes ineinandergeſchlungen und Allzuzeitliches ins Überzeitliche gerichtet und erhoben: die „Deutſche Lehre" von Rudolf Pannwitz*.

Was als die tiefſte Not unſerer Kultur von ſchon vielen erkannt und ſchmerzlich gefühlt wurde, iſt ihre gänzliche Zerriſſenheit, ihr ſchmählicher und unſeliger Mangel an Einheit, von dem die politiſche Zerrüttung Europas nur ein grobes und ungeheures Abbild und Gleichnis iſt. Unſere Kultur hat eine rieſige Peripherie, räumlich, zeitlich, geiſtig, aber kein Zentrum. Dies iſt derart ins Unerträgliche geſtiegen, daß die einen glauben, ein Ausmünden in eine immer breitere, immer ſeelloſere Ziviliſation prophezeien zu müſſen, und daß Gläubigere verſuchen, im ſinnloſen Kulturchaos wieder Sinnzentren zu ſchaffen (Keyſerling, Blüher), damit es ſich nicht ganz zerlöſe und auseinanderſtiebe.

Ob es nun Grund oder Folge ſei, jedenfalls iſt es Tatſache, daß es auch im Einzelmenſchlichen nicht anders ausſieht als im Kulturganzen. Wo ſind die Menſchen, die nicht nur Großes und Überragendes auf Sondergebieten des Wiſſens, der Technik, der Kunſt leiſten, ſondern die außerdem und überdies noch ganz ſind und eine Einheit repräſentieren und wirken? Bisher hat es allerdings nur einen in Deutſchland gegeben, der dies vollkommen war: Goethe. Was Goethe als Perſon iſt, und was von ihm heute alle wiſſen: daß er der „Weiſe" war, das entſpricht genau dem erſten und umfänglichſten, was über die Deutſche Lehre geſagt werden muß: daß ſie „Weisheit" iſt. Bei Goethe liegen, da wir ſein gewaltiges Leben ins Auge faſſen, die einzelnen Elemente noch, wenn nicht getrennt, ſo doch trennbar, neben- und nacheinander, ſo daß man etwa geneigt iſt, den Wiſſenſchaftler in der Farbenlehre und der Morphologie oder in erſtaunlichen Erkenntniſſen wie der Entdeckung des os intermaxillare zu erblicken, den Dichter in den Dramen oder der unſterblichen Lyrik, den Religiöſen gar in einzelnen Ausſprüchen und den tiefen von Welt und Leben Wiſſenden erſt in

*Rudolf Pannwitz, „Die Deutſche Lehre". Verlag Hans Carl, München-Feldafing 1919

den Geſprächen mit Eckermann (wie ſehr falſch das auch iſt, denn es iſt tiefe Naturwiſſenſchaft in den „Wahlverwandtſchaften“, eine eigene Metaphyſik in dem einzigen Gedichte „Wenn im Unendlichen dasſelbe...“ und eine ganze Religion im „Prometheus“, und es iſt alles ein Komplex). In der Deutſchen Lehre iſt die Verſchmelzung derart, daß ſchon der Gedanke einer Trennung vollſtändig fernliegt. Was hier über Volk und Geſellſchaft, Gewerke, Stände, Staat, die Geſchlechter, Frauen, Liebe und Ehe ſteht, hat mit Soziologie gar nichts zu tun, und was über die „Elemente“, mit Philoſophie ebenſowenig, und was etwa ſchön klingt und groß geſagt iſt, mit Dichtung noch weniger, man müßte denn alle dieſe Begriffe unerhört neu und weit faſſen und das Werk nicht an ihnen, ſondern ſie am Werk meſſen und neu abmeſſen.

In der Vorrede zur „Kriſis der europäiſchen Kultur“ nennt Pannwitz dieſe und die beiden noch folgenden Bände „Die Bücher des Kentauren“ und ſagt: „tatſächlich ſind philoſophie wiſſenſchaft und kunſt wenn nicht die erſte religiös verehrt die zweite handwerklich betrieben die dritte willkürlich beliebt wird nicht mehr von einander zu trennen ſie verſchmelzen zu einem kentauriſchen geſchöpfe.“ Er empfindet alſo das Werden ſeiner Welt ſo wie Friedrich Nietzſche, der an Erwin Rohde (15. 2. 70) ſchreibt: „Wiſſenſchaft, Kunſt und Philoſophie wachſen jetzt ſo ſehr in mir zuſammen, daß ich jedenfalls einmal Zentauren gebären werde.“ Und dieſe Übereinſtimmung iſt nicht nur zufällig oder äußerlich, ſondern ſie iſt tief in der Weſensverwandtſchaft beider begründet. Pannwitz fühlt ſich als den einzigen Schüler Nietzſches. Von allerinnigſtem Verſtändnis ſeines Meiſters zeugt ſeine kleine Flugſchrift „Einführung in Nietzſche“, in der das Tiefſte ſteht, was über die Ewige Wiederkunftslehre — Nietzſches „Religion“ — geſagt worden iſt, und das einzige Poſitive. In keinem ſeiner vorhergehenden Bücher fehlt ein Abſchnitt mit einem neuen Erweis dieſes ſeines wohl ſtärkſten geiſtigen Erlebniſſes. In der Deutſchen Lehre aber heißt es: „nur ein einziger getreuer! das iſt gar wenig und viel“. So miſcht ſich Wehmut und Stolz in dem Gedanken, Erbe und Folger zu ſein. Aber vielleicht iſt er mehr. Denn der Wille iſt urſtark in ihm, das, was Nietzſche verſtreut hinterließ, zu großer Einheit zu binden; und es iſt noch mehr als Wille, es iſt Zwang ſchickſalbeſtimmter Blutsgemeinſchaft. Das gibt ihm einmal die Ehrfurcht, zum andern die Kraft. Wie er nicht ohne Nietzſche zu denken iſt, ſo wird einſt Nietzſche nicht ohne ihn zu denken ſein. Worin er ihm gleicht, das iſt die Maße habende und Werte ſetzende Erkenntnis und ihre Richtung auf die Zukunft des Menſchen. Worin er ihm nicht gleicht, das iſt die größere Ruhe und Gebändigtheit, ſo daß bei Nietzſche alles nervöſer und vibrierender, bei ihm alles verſchränkter und zuſammengeballter iſt. Was er vor ihm voraus hat und was ſeinem Werk zugute kommt, iſt eine tiefe Kenntnis des Oſtens, beſonders des alten Orients, von deſſen Einfluß nicht nur der Anhang der „Kriſis“, ſondern auch viele Stellen der Deutſchen Lehre zeugen, in denen beinahe eine Beglückung über das Zuſammenpaſſen der aſtralkosmiſchen altbabyloniſchen Religion, der großen Geſtirnkreislaufwelt, mit der Ewigen Wiederkunft zu leſen iſt. Denn die Ewige Wiederkunft, das iſt immer und immer wieder der Klang, der unzähligemal anklingt, der in den letzten Geſängen: „Das Göttliche“, „Die Elemente und das Heilige“, „Die Lehre von den Elementen und der Geſellſchaft“, „Von der Unſchuld der Rache und der großen Gerechtigkeit“, „Die Religion des Menſchen, neue Sagen, Märchen und Feſte“ unendlich anſchwillt und die alles trägt und ihm den letzten Sinn gibt: der Ring als die Ablehnung jeder Tranſzendenz wie jeder engen Kauſalität; der Menſch ganz diesſeitig; die Welt und der Menſch das Göttliche ſelbſt; der Über-

menſch nicht die Projizierung menſchlicher Überſpannungen und Überſpanntheit in eine ferne Zukunft, kein am Ende wie des Chriſtentums: ihr ſollt vollkommen ſein — denn das widerſpräche ja der Lehre von der Wiederkunft, die dann eine Umkehrung, ein Zurückgehen ſein müßte zu dem Untergöttlichen, Menſchlichen und Untermenſchlichen —, ſondern eine allſeitige Erfüllung des Menſchlichen im Bereich des jetzt und jederzeit Möglichen. Der Menſch als allrunde freiſchwebende Kugel. Das iſt kein Ziel am Ende und worauf hin, ſondern ein Ziel im Innern, im Zentrum: ſeine Mitte ertaſten, ſeinen lebendigſten Punkt haben und fühlen (und vielleicht auch wiſſen) und all ſein Menſchliches ihm zuordnen, in gerechter Wage um ihn ſchwingen, ein „komplettes" Ding ſein, und ſei es ſelbſt ein ſehr kleines, jeder nach Maßgabe ſeiner Kraft und ſeines Radius. Und dies auf die Welt (oder von der Welt) übertragen: Der „Über"menſch des Kosmos Gleichnis. Der Übermenſch hat hier nichts gemein mit irgendeiner Cäſaren- oder Renaiſſanceideologie, ſondern iſt der füllige, ſchöpferiſche Menſch — dem als Symbol am nächſten wiederum Goethe ſteht mit ſeinem offenen vergöttlichenden Auge —, und deſſen Wille nicht raſender Machtdrang iſt, ſondern eher geduldige Hingabe und heftige Liebebegierde zur Schöpfung des runden gleichſchwingenden ſchönen Alls. (Deutſche Lehre, S. 243—245, XXXVIII. Von der Freiheit). Wer dies noch glaubt und ſolches noch will, der ſteht nicht und ſieht müde den Abendröten des Abendlandes zu und preiſt kaltherzig und zyniſch Technik ſtatt Lyrik an, Marine ſtatt Malerei und Politik ſtatt Erkenntniskritik, der hat immer wieder ſein ſchauendes Auge und ſeine weiſende Hand auf die ewigen Morgenröten gerichtet und ſieht, daß aus Abend und Morgen immer wieder ein anderer Tag wird.

Was iſt vom Inhalt der Deutſchen Lehre im einzelnen zu ſagen? Wenig auf ſo kurzem Raum und vielleicht am beſten nicht mehr, als daß es von der Erde (Preußentum, Revolution, Stadt und Land, Ordnung des Staats und der Staaten, Handwerk, Arbeit, Alltag) aufſteigt bis in den Himmel des Göttlichen, aber den Himmel auch noch nimmt als etwas Überirdiſches, nicht Außerirdiſches, und das Göttliche als etwas Übermenſchliches, doch nicht jenſeits des Menſchen, Himmel und Erde als eines und ganz.

Warum iſt es die Deutſche Lehre? Weil es tiefdeutſchen Weſens und Kerns iſt und einer großen Liebe zum Deutſchen, aber nicht engdeutſchen Umfangs- und Geltungsbereichs, weil es in Deutſchen und durch ſie über Deutſchland hinaus wirken möchte, wie es — darin echt deutſch — alles Außerdeutſche in den Kreis ſeines Geiſtes hereinzieht. Der Drang nach der ganzen Welt der Geiſtgeſtalten, nach Umfaſſung und Bildung alles Seins zum Kosmos wird hier als „deutſch" empfunden, als unſere Art und Sendung, das Deutſche als das Überdeutſche, als das immerwährend über ſich ſelbſt Tranſzendierende. Von den Deutſchen als dem „Volk der Mitte" iſt zu fordern: daß es die verſtreut liegenden, halbverſchütteten und ganz verfälſchten Kulturelemente aller Kulturen und Zeiten ſammle, zuſammenballe und zum Ganzen erlöſe, daß es ſie zum Sterngewölbe ründe, unter dem wir wieder leben können wie das Mittelalter unter ſeinem blauen chriſtlichen Himmel, dem Novalis nachtrauert.

Was iſt das Ziel des Buches? Von dem, was vom Deutſchen ſeiner Art und Stellung nach zu erwarten iſt, ſoviel zu leiſten, wie einem einzelnen Menſchen in einem einzelnen Werke möglich iſt. Zuſammenfaſſung, Reinigung, Erhöhung des Menſchen und des Menſchlichen und ein ins Rechte ſtellen und Abwägen aller verſchobenen und verwirrten Dinge, Einrichtungen, Meinungen und Ziele, die große Einheit und runde Allgeſtalt aus Welt und Menſch zu ſchaffen, die wir Zerriſſenen

und tauſendfach Zerfaſerten von heute ſo ſchmerzlich entbehren: dies durch die Religion des rein göttlichen Kreislaufes zu wirken, das iſt letzten Sinnes die Abſicht des Buches.

Was iſt von der Sprache und Form zu ſagen? Was ein Jüngerer und Jünger empfand:

„Er baut aus Rieſenquadern ein Haus — und dennoch ſchön.
Er türmt's bis zum Himmel — und verführt uns doch nicht ins Blaue.
Er ſtellt einen Tempel hin — und doch darin zu wohnen.
Und einen Gott darein — und der iſt nah und heißt: Menſch.
Er baut in alle Zukunft — und iſt doch ſein Gebäu und Turmbau ſchon da.
Er ſpricht mit erzener gewaltiger Zunge — und iſt doch ein großer Geſang.
Er macht die granitene Ewigkeit lächeln, ſingen und tanzen — in der Zeit."

Auf das, was vielen anſtößig erſcheinen wird, ſoll zum Schluſſe nicht etwa meiſternd, ſondern nur warnend hingewieſen werden: dieſe Kleinigkeiten nicht zu überſchätzen, oder beſſer ſie einfach ſo lange auf ſich beruhen zu laſſen, bis auch ihre Notwendigkeit im Werk oder Menſchen zutage kommt.

Da ſind die wenigen, aber ſehr derben Stellen, die dem gröbſten Luther nichts nachgeben und die unſer friſiertes Buchdeutſch nicht kennt, am allerwenigſten unſer laues temperamentloſes Gelehrtendeutſch, die kaum in Dichtungen niederſten ſozialen Milieus hinter Gedankenſtrichen verborgen oder vom zartfühlenden Dramaturgen mit dem Rotſtift bewältigt werden, da man keine deutlichen Unfeinheiten, nur zweideutige Anrührung gröbſter Gemeinheiten verträgt; Derbheiten, die aber doch einige und nicht die ſchlechteſten Leſer verwundert, verwundet und verdroſſen haben.

Da iſt weiter die ſtarke Ausbeutung des Geſchlechtlichen zum Zwecke des ſymboliſchen Gebrauches — ſo wird man ſagen. Doch gibt es tatſächlich Dinge, die man „nicht geſchlechtlich genug faſſen kann" (Pannwitz, „Die Erziehung", S. 58). Das iſt durchaus kein Spielen mit obſzönen Anklängen an aufreizendes ſonſt Verhülltes und Verſchwiegenes, ſondern ein Soſehen und Sagenmüſſen von Dingen, die einfach geſchlechtlicher Art ſind. Und das Geſchlechtliche geht weiter als die betreffenden Organe und ihre Funktionen, vor allem viel tiefer ins Innere. Dieſe Dinge ſind mit den Augen der frühen Griechen geſehen (Empedokles! und Plato im „Gaſtmahle"!). Die ganze Welt iſt zwiegeſchlechtig, und das mit den Begriffen des Geſchlechtlichen hier Geſagte iſt reinerer und bildloſerer Gebrauch des Wortes als der größte Teil Literatur mit ſeiner einſeitigen und übertriebenen Bewertung des „Liebes"erlebens und deſſen, was körperlich und ſeeliſch damit zuſammenhängt.

Da iſt drittens ein mächtiges Pathos des eigenen Wertgefühls (am auffälligſten nicht in der Deutſchen Lehre, ſondern im „Aufruf zum heiligen Kriege der Lebendigen"). Enge, Unwiſſende und Unfühlende werden es Größenwahn nennen. Denen iſt entgegenzuhalten: wie wollt ihr, da ihr noch die Größe nicht empfunden, ja noch nicht zu ſehen verſucht habt, aburteilen, daß es Wahn und wieweit es Wahn ſei? Meßt erſt beides aneinander, wenn ihr die Maße habt und zu gebrauchen wißt: Wert und Bewußtſein des Wertes, ehe ihr von Anmaßung ſprecht! Und dann bedenkt: Wer lange ſchweigt, dem wird die Stimme zuletzt roſtig, und wer lange in den Wind redet, dem überſchlägt ſie leicht.

Ein viertes und letztes aber möchte etwa die erſte Bekanntſchaft ernſtlicher verleiden: daß die Deutſche Lehre an Stellen nicht ganz einfach und faßlich iſt, an vielen dunkel und ſehr ſchwer. Aber einmal iſt hier höchſte Konzentration und verlangt vom Leſer

ſolche, wie Pannwitz in der erwähnten Vorrede zur „Kriſis“ ſagt: „ein ſtärkſtes maß der kürze ſoll erreicht werden die klaſſiſche rückſicht die jeder ſchuldet der den ſchatz der weltbildung mit ſchriften vermehrt.“ Zum anderen iſt dieſes Buch ſehr fern aller „Literatur“, auch der beſten heutigen, und man müßte weit zurückgehen, um überhaupt einen Vergleich zu finden (dem Geiſte nach bis auf den „Zarathuſtra“, der Sprache nach bis auf Stellen von Hölderlins „Hyperion“). Wohl iſt es wie jedes Ganze und Gelungene ein hunderttoriges Theben; der eine wird Zugang finden von dem Anbau aus, der „Botſchaft des Geiſtes an das Volk der Arbeit“, einer Aufklärung der Arbeiter und einer Verklärung der Arbeit; der andere etwa vom Dichteriſchen aus, wie es oft zu Tränen rührend, wer nicht für die Töne des Tiefſten ganz harthörig iſt, in Einzelheiten plötzlich hervorbricht oder wie es ganze Kapitel wie den Klaggeſang vom „Menſchen“ (XVIII. S. 121) durchzieht; andere werden ſich auf andere Weiſe, und ſei es in Teile, hineinfinden; nur ſoll keiner glauben, die Tore ſtänden offen für jedermanns bequemen und faulen Hineingang; ſie wollen erſchloſſen und oft geſprengt werden, auch gilt es viel draußen zu laſſen, und ſo wird es ſein wie überall: daß dem, das lange Mühe machte, mit langer Liebe gelohnt wird.

Paul Wegwitz

Politik und Zukunft

Hat ſich irgendwann die Politik unſerem Leben mehr aufgedrängt denn heute?

Sind wir aber darum auch ſchon politiſcher geworden, weil uns Politik verfolgt bis in die letzten Winkel unſeres privaten Weſens?

Wir ſehen doch — und dieſe Einſicht wird von jedem Tag neu bekräftigt! — eine Abkehr von allem Politiſchen, die ſich bei manchen von uns bis zur Flucht ſteigert. Es kommt eine Stimmung herauf, die Politik durch Entfeſſelung der im Menſchen gebundenen Kräfte zu überwinden, ſie herauszuheben aus dem bloßen Kampf geſtempelter Meinungen und hart gegeneinander prallender „Intereſſen“.

Dieſer geiſtige Vorgang erweckt Hoffnung und Befürchtung in beinahe gleichem Maße.

Iſt dieſe Flucht vor der Politik wieder nur eine deutſche Bequemlichkeit, eine Ausrede des Einzelnen, die ihm erlaubt, ſein Schneckenhaus mit der Welt zu verwechſeln: dann gehört dieſer Zug unſerer Zeit durchaus zu den Erſcheinungen des Niederganges.

Wir haben keine Obrigkeit mehr, die für uns denkt und handelt. Haben wir uns aber auf die eigenen Beine geſtellt, ſo heißt unſere nächſte Pflicht: zeigen, daß wir ſelber gehen können! Wie iſt doch bis zur Revolution heimlich und öffentlich gemault worden, weil uns das Syſtem keinen eigenen Schritt erlaubte, weil wir von der Wiege bis zur Bahre unentwegt gegängelt und gedrillt worden ſind!

Nun, da wir zum erſtenmal in unſerer Geſchichte die eigenen Beine gebrauchen dürfen, klingt der Schrei nach den alten Krücken doppelt mißtönig. Wollen wir noch einmal die Politik in die Hände eines Führerklüngels legen, einer beamteten oder nicht-beamteten Schicht Vollmacht geben über das eigene Schickſal als Volk? Faſt hat es dieſen Anſchein.

Es ſind nicht immer die beſten Zeitgenoſſen, die ſich mit einer erhabenen Geſte der Politik entziehen. Flucht vor der Politik kann auch bedeuten: zu ſchwach oder zu feig ſein, am eigenen Schickſal zu ſchmieden. Bei wie vielen iſt dieſe Schwachheit der Antrieb, das mangelnde Selbſtvertrauen und jene verwünſchte Eigenbrödelei, die uns mehr als jede andere deutſche Eigenſchaft in unſerer Geſchichte gehemmt und zurückgeworfen hat!

Zuletzt iſt die Kritik am politiſchen Zuſtand einer Zeit doch weiter nichts als ein Urteil über die Menſchen dieſer Zeit. Fällt das Urteil ſchlecht aus, ſind dann mit den Zuſtänden nicht auch die Menſchen gerichtet?

Die Welt iſt aus dem Gleis, in der die Zuſtände, nicht die Menſchen das Tun und Laſſen verantworten ſollen. Leben wir heute in einer ſolchen Welt? Wird die Politik dieſer Gegenwart von Menſchen oder von Umſtänden gemacht?

Ein Wort genügt, darüber klar zu werden: Verſailles!

In dieſem einen Wort liegt das vernichtendſte Urteil über den Geiſt, dem die Politik dieſer Zeit dienſtbar iſt. Iſt es nicht jener Geiſt, der ſich vier blutige Jahre lang auf den Schlachtfeldern Europas ſchrecklich entladen hat, jener Geiſt der raſend gewordenen Materie und eines ihm verfallenen Geſchlechtes?

Politik dient heute unumſchränkt dem Stoff. Sie iſt die Sklavin der Wirtſchaft, abhängig in allen Entſcheidungen von dieſer beherrſchenden Macht. Geſchieht etwas im politiſchen Bereich, das ſeine Wurzeln nicht im Bezirke der Wirtſchaft hätte? Die Politik vollzieht heute nur noch, was die Wirtſchaft befiehlt. Sie hat die letzte Spur eines eigenen Willens aufgegeben.

In der ganzen Welt wird dieſe Abhängigkeit der Politik empfunden, am ſtärkſten dort, wo der ungeheuere Druck wirtſchaftlicher Tyrannis den Menſchen völlig zu erſticken droht: bei den arbeitenden Menſchen der ganzen Erde!

Hier in den Tiefen der Geſellſchaft bildet ſich auch ſchon ein Wille vor, der entſchloſſen iſt, den deſpotiſchen Willen des Stoffes zu brechen. Noch iſt dieſer Wille dumpf und unbewußt, taſtet unſicher nach Auswegen und ſammelt ſich doch täglich, ja ſtündlich klarer auf den Punkt, von dem aus die Umkehr erfolgen wird. Iſt erſt dieſer Punkt erreicht, ſo empfängt die Politik wieder einen weſentlichen Inhalt. Was wir eben erleben, iſt alles noch Vorbereitung, Aufbruch, Fertigmachen.

Kläglichſter Irrtum, von der Revolution als von einer Vergangenheit zu reden, wo ihr erſter Augenblick noch vor uns liegt!

Dieſes Gefühl nun, daß im großen Prozeß einer ſchuldigen Welt noch kein Urteil gefällt iſt, weil immer noch die Parteien aufgerufen werden, führt dahin, jetzt ſchon die Politik umzuſtellen auf die kommende, unausbleibliche Entſcheidung.

Der Menſch ſoll wieder in den Mittelpunkt der Politik gerückt werden, nicht länger mehr eine tote Sache, die es auszubeuten gilt.

Darum auch gerade bei den ſchwungvollſten und feuerigſten Geiſtern die entſchloſſene Abſage an überkommene Formen der Politik! Das geiſtloſe Geſchäft um kleine Vorteile, das ewig mittelmäßige, augenzwinkernde und hinterhältige Feilſchen hinüber und herüber, die ganze Kompromißheckerei zwiſchen tauſend „Intereſſen“: Gibt es eine öffentliche Tätigkeit, die im Anſehen des Volkes gleich niedrig ſteht?

Die Politik iſt heute eine abgetriebene Schindmähre, auf der jeder Streber in ein kleines oder großes Parlament reitet.

Iſt noch etwas in ihr vom Flügelrauſchen einer großen Gemeinſchaft, die an Leben und Zukunft glaubt?

Dieſer hohe Ton iſt nicht zu erzeugen durch die Reibung von tauſend „Intereſſen“ und „Intereſſenten“, die ſich neidiſch aneinander abſchleifen und dazu abſcheulich kreiſchen. Er wird nur geboren aus der Hingabe von Menſchen, die ſich verantwortlich fühlen für alles, was war, iſt und ſein wird, die ſich einem Geiſte verpflichtet fühlen, der über und gegen den Stoff kreiſt.

Zukunft muß in unſere Politik kommen.

Sie war viel zu lange nur die „Kunſt des Möglichen“ und iſt zur leeren Technik eines ſcheinhaften Ausgleiches geworden, die nichts, aber auch gar nichts feſtigen kann, ſondern alles ſchleppen und ſchlampen läßt.

Der „Realpolitiker“ iſt die tragikomiſche Geſtalt unſerer Zeit. Ahnte er doch, wie illuſoriſch, wie ſo ganz in der Luft hängend ſeine „Wirklichkeitspolitik“ iſt! Wo lebt noch ein anderes Geſchöpf von dieſer Abhängigkeit? Er füttert den Augenblick mit ſeinen „Erfolgen“ und wird, ehe er ſich verſieht, vom nächſten Tag ſchon verſchlungen, weil er gerade keinen Happen bei der Hand hat, die hungerige Zeit zu ſättigen.

Die Politik lebt heute von der Hand in den Mund. Sie hat nicht einmal den nötigen Mundvorrat an Gedanken, über den kommenden Tag hinaus zu exiſtieren. Sie ſetzt ihr ganzes Vertrauen in den „Erfolg“, den die nächſte Stunde bringen muß. So wird ſie ganz von der Stunde beherrſcht und weiß nie, ob ſie eine gnädige oder eine zornige Gebieterin an ihr haben wird.

Iſt aber Politik nicht der Auftrag, vorauszudenken, dem Tag ſtets vorauszuſein um den einen Schritt, auf den es gerade ankommt?

Dieſe beſſere Meinung von der Politik beginnt ſich langſam überall durchzuringen. Die Maſſen wollen Führer an die Spitze, die von Zukunft getragen ſind. Der geſchäftige Allerweltspolitiker hat ſich ſelbſt ſchach-matt geſetzt. Der Grundſatz, keine Grundſätze zu haben, verfängt in der Politik nicht mehr lange. Dafür gibt es mehr als ein Anzeichen.

Mir ſind dieſe Betrachtungen über zwei Büchern gekommen, die zu der Frage, wie die Politik mit Zukunft zu ſchwängern ſei, weſentliche Gedanken liefern.

Henri Barbuſſe hat ein Manifeſt an alle Denkenden in die Welt gehen laſſen. (Iwan Goll beſorgte die deutſche Überſetzung im Rheinverlag, Baſel.) Barbuſſe, der in einem bedeutſamen Sinn heute das Gewiſſen Frankreichs darſtellt, ruft in dieſer Schrift auf zu Einkehr und Umkehr. Gehe ich fehl, wenn ich zu hoffen wage, daß dieſes Manifeſt zuerſt und vor allem an ſeine eigene Nation gerichtet iſt? Denn wo in der Welt klaffen Politik und Zukunft weiter auseinander als im Lande Clemenceaus und Millerands?

„Der Schimmer im Abgrund“ heißt die Schrift.

Von welcher Sonne kommt dieſer Schimmer, den Barbuſſe erſchaut hat im Abgrund der durch den Krieg zertrümmerten Welt?

Barbuſſe iſt ein mutiger, von ſtarkem ſittlichen Gefühl bewegter Menſch, der ſeine Wahrheit ausſprechen muß ohne Rückſicht auf eigenes Wohl oder Wehe. Er tut das auch in dieſer Schrift, die allein ſchon für dieſen ſtarken Wahrheitswillen geliebt und geleſen werden muß. Wir gehen mit ihm in vielen Gedanken einig, die er über die Barbarei des Krieges äußert, obſchon mir ſcheint, daß Barbuſſe im Krieg gar zu flach nur ein von der Dummheit und vom böſen Willen der Menſchen gezeugtes Verbrechen geißelt. Doch zittert, wo er vom Kriege ſpricht, ehrlichſtes, empörtes Menſchengefühl in den Worten und zwingt auch andere als paziſiſtiſch geſtimmte Geiſter in den Bann dieſer feierlichen Abſage.

Doch das Bild der Zukunft, das Barbuſſe entwirft, iſt auf einen Grund geſtellt, der mir ſehr ſchwankend vorkommt.

Barbuſſe hat zwei Leitſterne, denen er ſich auf ſeinem Gang in die Zukunft anvertraut: den unbedingten Glauben an die Vernunft und die erhabene Idee der Gleichheit!

Damit hebt er die alte Welt aus ihren Angeln und müht ſich gewaltig ab, die neue aus dem Abgrund zu ziehen.

„Man muß die Vernunft verwirklichen. Jawohl die Vernunft, nichts anderes als die Vernunft!“

„Die neue Ordnung iſt nichts als das Bild des geſunden Menſchenverſtandes, den jeder Menſch wie eine Lampe in ſich trägt.“

Was iſt dieſer „geſunde Menſchenverſtand“? Ganz davon zu ſchweigen, was Kant über ihn geſagt hat, kann ich dieſen „geſunden Menſchenverſtand“ für weiter nichts halten als für den ſchlimmſten Achſelträger, den es in der Welt überhaupt gibt. Auf ihn berufen ſich alle, und er gibt willig allen recht, weil er im Grunde eben gar nichts vom Leben weiß und nie dazu getrieben war, über die allernächſte Nähe hinauszuſchauen.

Wenn die Zukunft wirklich das Bild des geſunden Menſchenverſtandes ſein ſoll und nichts weiter, ſo wird ſich dieſe Zukunft wenig unterſcheiden von der Gegenwart.

„Gleichheit iſt alles.“

Wo iſt Gleichheit alles?

Im Leben oder in der Idee, die Barbuſſe beide ſtändig vermengt, ohne ſie zu einer höheren Einheit zu zwingen!

„Nicht Nation, ſondern Menſchheit!“

Ein ſchönes und edles Ziel! Doch hat Barbuſſe die „Menſchheit“ ſchon geſehen, wie er ſein Vaterland Frankreich geſehen hat? Hat er nicht bedacht, daß die Nation iſt, die Menſchheit aber *wird*?

Die Gedanken zur Zukunft, wie ſie Barbuſſe entwickelt, ſind für uns keine Grundlagen einer neuen Welt. Was hätte uns auch ein mechaniſtiſcher Rationaliſt, der an ſeine „reine Doktrin“ glaubt, Gedankenhaftes zu geben, was nicht längſt in unſerer Philoſophie widerlegt und überwunden wäre?

Barbuſſe iſt im denkeriſchen Teil ſeiner Schrift der typiſche Franzoſe, Kind einer Aufklärungszeit, das in der Vernunft die uns offenbar gewordene göttliche Kraft ſehen muß. Er iſt ein ſpäter Enkel der Enzyklopädiſten und der moraliſchen Schreckensmänner aus der großen Revolution ſeines Vaterlandes. Gleich ihnen iſt er überzeugt von unwandelbaren moraliſchen Geſetzen und von einer untrüglichen Vernunft, die alle Menſchen gleich gütig berät.

Die Änderung der Welt liegt für Barbuſſe in der Änderung der Dinge. Das iſt ein heilloſer Widerſpruch für einen Geiſt, der als optimiſtiſcher Rationaliſt die menſchliche Willensfreiheit bekennt.

Barbuſſe ſieht Welt und Menſchen zu ſehr als „Einrichtungen“ der Vernunft. Er iſt den Müttern nicht nahe genug, um einen Schauer zu empfinden vor den irrationalen Mächten unſeres Daſeins. Er bringt in der Geſellſchaft einige neue Hebel an und iſt ehrlich überzeugt, die Maſchine läuft dann anders als bisher. Er ſtellt die Geſellſchaft unter einen anderen moraliſchen Druck und iſt begeiſtert von der Hoffnung, daß ihre Atmoſphäre von Stund an anders wird.

Er hat ein Rezept. Es heißt: „Clarté“.

Er ſtellt zutreffende Diagnoſen über die Krankheiten der Zeit auf. Doch für alle kennt er nur ein Mittel: „Clarté“.

Was iſt es mit der „Klarheit“?

Daß in 2000 Köpfen Europas Licht brennt, macht die Welt nicht weſentlich heller. Die oberſte Region iſt vielleicht beſſer illuminiert, in der Tiefe herrſcht weiter das Dunkel, dem „Clarté“ mit der „reinen Logik“ nicht beikommt.

Wäre die große Wandlung, die Barbuſſe kommen ſieht, nur eine Frage der beſſeren

Aufklärung und ginge die Zukunft auf in einem neuen moraliſchen Schema: Das Ei des Kolumbus wäre wieder einmal entdeckt. Genügt es aber, die „reine Vernunft“ (welche?) zu proklamieren, um Zeit und Menſchen nach Wunſch zu geſtalten?

Daß ſeine radikale Gleichſetzung von Vernunft und Leben doch löcherig iſt, empfindet Barbuſſe dunkel, wo er von den Tatſachen des Volkscharakters und ſeinen großen Unterſchieden ſprechen muß. Eine Ahnung kommt über ihn, es möchten doch Kräfte zwiſchen Himmel und Erde wirken, die ſich dem Zugriff der „reinen Logik“ entziehen. Er meint: „Dieſen geiſtigen Sonderheiten (alter Provinzen, Landſchaften uſw.) entſprechen die verſchiedenen Sprachen. Obwohl eine Weltſprache dem durch die Sprachen hervorgerufenen enormen Zwieſpalt und der Verwirrung abhelfen ſoll (ſie ſind die einzige tief eingewurzelte Scheidung zwiſchen den Menſchen), iſt doch nicht daran zu denken, dieſe Variationen alle, die ſo eng mit der Entwicklung der Kunſt zuſammenhängen, zu vereinheitlichen, wie man vielleicht einmal das Geld vereinheitlichen wird.“

Hier rührt Barbuſſe an letzte Gründe, die Zwieſpalt ſetzen zwiſchen Menſchen und Völkern. Hier ſchneidet ſich ſein Gedankenkreis mit dem Gedankenkreis des zweiten Buches, von dem ich berichten will.

Friedrich Stieve hat es geſchrieben „im dunklen Jahre des Waffenſtillſtandes“, wie er ſagt. „Gedanken über Deutſchland“ iſt die Sammlung von Aufſätzen benannt. (Eugen Diederichs, Jena.) Dieſe acht Aufſätze „bedeuten Verſuche, irgendwo in der Finſternis nach dem Lichte zu haſchen“. Alſo auch: Der Schimmer im Abgrund!

Stieve konſtruiert kein Syſtem der Zukunft; er ſchwört auch nicht auf eine „reine Doktrin“. Klar und leidenſchaftslos unterſucht er die großen Ereigniſſe der letzten 6 Jahre, um ſie einzugliedern in den großen Rhythmus unſerer Geſchichte als Volk. Er glaubt an dieſes durchziehende Geſetz und findet ſeinen Glauben beſtätigt in allen Schickſalen, die das Herzvolk Europas ſeit den Tagen der Völkerwanderung geſtaltet und erlitten hat.

In einer feinen Unterſuchung „Vom deutſchen Weſen“, die ich für das Kernſtück des Buches halte, kommt der junge Dichter und Hiſtoriker dem Geiſt unſeres Schickſals auf die Spur.

„Ackerbegehrend“ und „Ferne ſuchend“: Das ſind die beiden Pole, um die ſeit Jahrtauſenden Weſen und Schickſal unſeres Volkes ſchwingen. Die fauſtiſche Natur unſerer beſonderen Sendung in der Menſchheitsgeſchichte iſt in dieſen zwei Merkmalen ausgedrückt. In ihnen iſt die ganze Spannung und Entſpannung, iſt Schlag und Rückſchlag unſerer nationalen Entwicklung.

Zwiſchen Himmel und Erde wandert unſer Schickſal und hat noch immer nicht die rechte Mitte gefunden. Wo haben wir zu ſuchen? Liegt das Heil in einer von den vielen Formeln, die der Oſten wie der Weſten uns heute ins Land wehen?

„Wir dürfen in der Stunde der Verzweiflung und der Zerſchmetterung nicht weich gegen uns ſelbſt werden. Wir dürfen uns nicht geſtatten, die Geſetze unſeres Werdens und Vergehens anderswo als in der eigenen Bruſt zu ſuchen. Wenn es einen Troſt für uns gibt, ſo kann auch er nur dort zu finden ſein: in den Tiefen unſeres Weſens. Der Geiſt der Ferne hat uns abermals an den Rand des Unterganges gebracht. Das Heil kommt nun allein von jenem Gegenpol, den ich hier den Geiſt der Äcker nannte.“

Will Stieve damit einen nationalen Pietismus predigen? Soll der Deutſche in

den Schmollwinkel gehen, nachdem ſein verfrühter Ausflug in die Welt ſo furchtbar geendet hat?

„Geiſt der Äcker“ iſt von ihm nicht beſchworen als Geiſt von dumpfen und engen Schollenklebern. Er ruft ihn auf als eine Kraft der Ballung und Beſinnung, als eine Einkehr zu uns ſelbſt und zu unſeren beſten Gaben, die keine Niederlage rauben kann.

Wie weit haben wir uns entfernt von dieſen Quellen unſeres Weſens?

Wohl viel, viel weiter als jemals vorher in der wechſelvollen Geſchichte unſeres Landes! Über einem Phantom der „Welt“ vergaßen wir die wahre Heimat unſeres Weſens. Allem ſind wir näher geweſen als unſerer mütterlichen Erde, ſind in Gedanken um alle Erdteile geflogen, haben in Indien und China den Fleiß unſerer Hände verkauft und darüber lockerten ſich die Wurzeln unſeres Weſens, die doch nur im Boden unſerer Heimat gedeihen.

Stieve hat Krieg und Revolution von außen her geſehen. Er war in dieſen Jahren Mitarbeiter einer deutſchen Geſandtſchaft. Darum ſteht er dem Auf und Ab dieſer Begebenheiten ſo klar und unbefangen gegenüber. Die tauſend Schlagworte, von denen unſere Luft ſeit 1914 erfüllt iſt, haben ihn nicht betäuben können. Er atmete neutrale Luft, die allen Schwaden der feindlichen Kriegspropoganda zum Trotz, viel weniger Fieber- und Krankheitsſtoffe für den kritiſchen Geiſt enthalten hat.

Den Krieg nimmt Stieve als ein ehernes Ereignis in ſeine Ehrfurcht auf. Er ſchleudert nicht, wie Barbuſſe, ſein empörtes Gefühl dagegen, obwohl er keinen Zweifel darüber zuläßt, wie er über den Krieg als Mittel der Politik denkt. Er ſucht ihn zu begreifen als den Anfang eines neuen Werdens. Für Barbuſſe iſt der Krieg die Scheidewand zwiſchen Zeitaltern. Was vor und im Krieg war, darf nicht länger ſein.

Der Franzoſe ſieht den Weltkrieg ganz von außen: weiter nichts als eine Verſchwörung der Mächtigen gegen die Dummheit und Trägheit der Maſſe! Stieve ſucht die Urſachen des Krieges auch außerhalb der Vernunftſchranken. Ihm iſt er ungeheueres Schickſal, das langſam im Schoß der Zeiten heranreifte, bis er ausbrechen mußte wie alles Lebendige, deſſen Stunde gekommen iſt.

Steht deshalb Stieve dem Krieg nur erleidend gegenüber? Legt er die Hände ergeben zuſammen und läßt dem Schickſal ſeinen Lauf?

Im letzten Aufſatz ſeines Buches ſchließt Stieve die Rechnung des Weltkrieges für Deutſchland ab und findet dabei, daß uns trotz allem und allem Stoff und Kraft geblieben iſt, ein neues Leben zu beginnen. Das kann aber nur ſein, wenn wir den Zuſammenhang mit unſerer Geſchichte bewahren können. Zu den Kräften unſeres Weſens rechnet Stieve:

„In erſter Linie: unſere Vergangenheit, die ja zu uns gehört, wie ein Stück von unſerem Ich, denn aus ihm iſt ſie entſprungen.“

Hier wird der Menſch wieder an die Politik gebunden. Sie wird ein Teil ſeiner perſönlichen Verantwortung, die er tragen muß, nicht auf andere übertragen ſoll. Der wirkliche Menſch als Träger der Politik, nicht wie bei Barbuſſe das blaſſe Geſchöpf einer „reinen Doktrin“: Das iſt der Ausklang von Stieves „Gedanken über Deutſchland“.

Die Zukunft kann keine Konſtruktion ſein, die über das Leben wie eine ſtarre, tote Form geſtülpt wird. Sie muß uns reifen aus den blutig gedüngten und greulich zerwühlten Äckern der Vergangenheit und Gegenwart. Ihre Früchte werden den

Geſchmack dieſes Bodens nicht verleugnen, doch ob herb oder ſüß: ſie ſind gewachſen, nicht auf Papier gemalt!

Iſt das Band erſt wieder geknüpft zwiſchen unſerem Volke und ſeinem beſten Weſen, ſo werden wir auch innerlich frei zu einer Politik der Zukunft. Wir ſuchen unſeren Weg, wie Barbuſſe ſeinen Weg in Frankreich ſucht.

Die Ziele liegen in einer Richtung.

Wir ſchlagen ſie entſchloſſen und zu jeder Verantwortung bereit ein in dem ſchönen Glauben, daß jeder Geiſt den anderen trifft, wenn nur jeder den Mut zu ſeinem eigenen Weſen hat.

Eine Sonne ſtrahlt über alle. Aber ſie wirft tauſend Brücken in die Welt, die alle zu ihr hinführen.

Gibt es ein beſſeres Gleichnis für die Zukunft und für die Wege, auf denen menſchliche Politik uns in ſie hinüberleitet? Karl Bröger

Chriſtliches I / Das Chriſtentum als öffentliche Macht

Chriſtliches lieſt man heute nicht mehr. Wir haben genug davon. Wir können nichts Derartiges mehr aushalten ...

Obwohl ich das weiß, ſeien in zwangloſer Folge einige Betrachtungen über Chriſtliches geboten. Denn wenn irgendwo, ſo iſt hier Klarheit oder, mit einem phyſikaliſchen Bilde, Elektrolyſe, d. h. Scheidung der Elemente vonnöten. Durch Kirche, Seligkeitsſtreben, Egoismus iſt das, um was es ſich im Chriſtlichen eigentlich handelt, ſo undurchſichtig, ſo verworren geworden, daß auch „Kenner“ und Fachleute nichts mehr wiſſen und ſich, wirklich einmal zur Antwort genötigt (was bekanntlich auf Kanzeln nicht erforderlich), mit einer hilfloſen Klitterung von chriſtlichen Hauptpunkten oder Grundwahrheiten begnügen. Jede einzelne von ihnen zerfällt bei ſtärkerem Zufaſſen wie Seifenblaſe, das religiöſe Erlebnis, die Willensfreiheit oder die Willensunfreiheit, die Behauptung, daß man wiſſe, was Gott ſei und ſo fort.

Und doch: wir ſpüren: es iſt da etwas, das Geheimnis birgt. Es iſt da ein ſeltſames Fragezeichen. Es iſt da die Frage, die uns das Leben überhaupt aufgibt, und die auch vom Chriſtlichen aus einmal — wenigſtens aufgeworfen werden muß. Ob mit Erfolg, bleibe zunächſt dahingeſtellt. Denn es iſt freilich fraglich — muß allen Ernſtes fraglich ſein, ob Chriſtliches und das Leben uns Heutigen noch etwas miteinander zu tun haben.

Der erſte und der letzte, der, Kenner des modernen Denkens, die Frage aufwarf und, leidenſchaftlich verzweifelt, beantwortete, iſt Kierkegaard geweſen. Weil er es tat, deshalb kennt ihn das offizielle Chriſtentum nicht und erklärt ihn für belanglos. Weil er rang, deswegen iſt er den Beſitzenden, den geiſtlich Beſitzenden unheimlich. Und weil Tolſtoi und Nietzſche, die ohne Kierkegaard, den ſie freilich nicht kannten, nicht zu verſtehen ſind, ebenfalls ſtets an dem Fragezeichen des Abgründlich Chriſtlichen ſtanden, deswegen wurden ſie vom offiziellen Chriſtentum zuſammen- und beiſeite geſtellt. — Aber in Wirklichkeit iſt auch Kierkegaards Zeit im Verbleichen, obwohl man durch ihn wie durch Tolſtoi und Nietzſche hindurchgehen muß, ganz bis ins letzte hindurchgehen muß.

Es kamen Stürmer, die von der Verwirklichung des Reiches her das Chriſtliche neu verſtanden, Kutter, Barth und wie ſie, die den meiſten Verborgenen, noch heißen mögen. Und vielleicht kommt nun bald die Zeit, wo man noch einen Schritt weiter,

ins Umfaſſende, Univerſale hinein, gehen kann und das Chriſtliche wieder das Menſchliche und das Göttliche zugleich wird.

Einſtweilen heißt es aber: ſich bereiten. Nur indem wir ſolch vorbereitende Arbeit leiſten wollen, ſetzen wir den Hebel bei einer Seite unſeres heutigen Chriſtentums an, die es ganz vom Chriſtlichen entfernt hat, manchen ganz äußerlich erſcheinen mag und doch ganz innerlich iſt. Bei einer Sache, in der ſchon Kierkegaard ſtand und die er, wie nur er es konnte, verurteilte, die aber jetzt wieder, und eben in neuer Weiſe, genannt ſein muß:

Das Chriſtentum als öffentliche Macht.

Was ich unter dem Chriſtlichen verſtehe, kann ich hier nicht als Begriffsbeſtimmung ſagen. Man kann es überhaupt nicht ſagen. Aber es wird wohl im Laufe unſerer Betrachtungen ab und zu aufleuchten und daſtehen, um dann wieder in der Fülle der Lebensbewegung zu verſchwinden.

Jeſus ſprach Markus 10, 42 (man vgl. auch Matthäus 20, 25) das entſcheidende Wort: Ihr wißt, daß die, die offenbar (man kann auch überſetzen „anſcheinend“!!!) über die Völker herrſchen, ſie niederzwingen und ihre Mächtigen Gewalt über ſie haben. So ſoll es unter euch nicht ſein: ſondern wer unter euch groß ſein will, wird euer Diener ſein, und wer unter euch der Vornehmſte ſein will, wird aller Knecht ſein.

In dieſen Worten iſt nicht nur die Ariſtokratie der Liebe, ſondern auch die Verurteilung des Chriſtentums als öffentliche Macht ausgeſprochen.

Es muß jedem im tiefſten Grunde ſelbſt überlaſſen bleiben, welche Erſcheinungen des öffentlichen chriſtlichen Lebens er unter das Gewicht dieſes Wortes ſtellen, welche er als herrſchend und nicht dienend bezeichnen muß. Einer kann da eigentlich für den anderen kein Urteil abgeben. Und ſo iſt denn das, was ich nun ſagen will, ein Verſuch, das Jeſuswort anzuwenden, ſo wie ich die Wirklichkeit beurteilen muß. Er iſt ganz perſönlich, und es iſt jedem unbenommen, eine andere Meinung zu haben, wenn er nur weiß, warum er ſie hat.

Vor dieſen Jeſusworten verſickern im Staube ihres Nichts, zerfallen aus dem Schein ihres Un-Weſens und machen den Platz frei für weſentliche, dienende und vornehme Mächte folgende Gewalten:

Alle Kirchen, ſoweit ſie weltliche Herrſchaft erſtreben.

Die Streiter im unechten Harniſch für die konfeſſionelle Schule, die, nach der durch ſeeliſchen Druck und Gleichgültigkeit wohlgelungenen Sammlung von mehreren Millionen Unterſchriften für die Konfeſſionsſchule, triumphierend ausriefen (ſogar in offiziellen kirchlichen Blättern): „Der erſte Sieg“. Die das noch als einen Sieg des Geiſtes und des Guten zu bezeichnen wagen, was Trägheit, Gedankenloſigkeit war. Die ſich eben dadurch, anſtatt den Machtſtaat in jeder Form zu verleugnen, in die Reihe der Utopiſten ſeit Julius Stahl (bekanntlich kein Arier!) hineinſtellten, der den chriſtlichen Staat propagierte. Die mit den Machtmitteln des Staates das „Chriſtentum“ ausbreiten wollen, auf Staatskoſten, mit den Steuern von Juden und Diſſidenten, und dann glauben und ſogar behaupten, nun ſei es ausgebreitet und der ganzen Generation „mit auf den Lebensweg gegeben“.

Es fallen weiter unter das Gewicht dieſes Jeſuswortes:

Alle Demokratiſch Religiöſen, die von der Anzahl der Getauften, von der Anzahl der Bekenner, von der Anzahl der Glieder der Maſſengemeinden, ohne nach Qualität zu fragen, irgendwelches Heil erwarten.

Die, die Vereine und Bündniſſe ſchließen, z. B. den evangeliſchen Bund, um der Macht Roms eine „geſchloſſene Macht evangeliſchen Chriſtentums“ entgegenzuſtellen.

Alle chriſtlichen Machtpolitiker, mögen ſie Traub oder anders heißen.

Alle chriſtlichen Monarchiſten, die nach dem Könige rufen, obwohl ſie wiſſen müſſen, daß ein ſolcher nur anſcheinend regiert, aber offenbar „niederzwingt“. Womit nicht geſagt iſt, daß ein kapitaliſtiſch-republikaniſcher Präſident und ſeine Helfer nicht niederzwingen.

So wird das entſcheidende Jeſuswort ein Proteſt gegen alle, ein Urteil über alle. Aber ob ſie es gelten laſſen? So wird es zu einem Richterſpruch zugunſten der Liebe, die wahrhaft dient, der Keimzelle der neuen Gemeinſchaft, der gerechten und reinen Tat allüberall.

Aber: ob der Reſt, von dem die alten Propheten ſo leidenſchaftlich ſprachen, der Reſt derer da iſt, die ſich unter das Urteil ſtellen und alle Folgerungen daraus ziehen wollen? Das iſt eine Frage, die an das rührt, um was es ſich im „Chriſtlichen“ handelt.

Jeſus ſelbſt aber will nicht öffentliche Macht werden, er will nicht, daß alle Herr, Herr ſagen (Matth. 7, 21), ſondern daß ſie alle ſtill und in der Kraft den göttlichen Willen tun: zu Gerechtigkeit, Friede und Freude im reinen Geiſte.

Chriſtus weiß, daß wahre Größe und reine Vornehmheit im Füreinanderdaſein beſteht. Darum geht er unſtolz, aber offenen Blickes, darum geht er lebendig-ſtill durch die Weltgeſchichte und ſtellt uns die Fragen, die wir durch unſer Sein und Tun beantworten müſſen. Aber in neuer Weiſe. Ohne das Fragen der Schwäche, aber im Herzen mit dem großen Zittern, ob wir auch zur neuen Gemeinſchaft und zur dienenden Menſchheit berufen ſind. Hans Hartmann

Bücher von und über Rudolf Steiner

Im Anſchluß an die Beſprechung der Dreigliederungsfragen und an die Ausführungen über die Schreibweiſe der anthroposophiſchen Schriften im Februarheft ſei auf folgende Bücher Rudolf Steiners hingewieſen:

1. Die Kernpunkte der ſozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft. Dies für die ganze Dreigliederungsbewegung grundlegende Buch wird meiſt beim erſten Leſen als ſchwer eingänglich empfunden, was damit zuſammenhängt, daß in ihm der Verfaſſer einen Wiſſensſtoff von ſtaunenerregender Weite auf einen verhältnismäßig knappen Raum zuſammengepreßt hat. Für einen unvoreingenommenen Leſer iſt das daran erkennbar, daß er faſt bei jedem einzelnen Satz, gleichviel ob er zuſtimmt oder ablehnt, Gedanken angeregt findet, mit denen er ein ganzes Buch füllen könnte. Dem vollen Inhalt der „Kernpunkte“ wird nur der gerecht werden können, der es vermag, ſich in dieſer Weiſe, Satz für Satz, auf das Allereingehendſte in die Gedankengänge des Verfaſſers zu vertiefen. 2. In Ausführung der Dreigliederung des ſozialen Organismus. Das Buch bringt eine Reihe bemerkenswerter Einzelaufſätze, die in den Jahren 1919 und 1920 für die Wochenſchrift „Dreigliederung des ſozialen Organismus“ geſchrieben wurden. Es kann als eine Einführung beſonders denjenigen Leſern empfohlen werden, denen das Einarbeiten in die Kernpunkte Schwierigkeiten bereitet. 3. Durch den Geiſt zur Wirklichkeitserkenntnis der Menſchenrätſel. Das Büchlein enthält neben einem im Jahre 1908 gehaltenen Vortrage über Philoſophie und Anthroposophie drei Auszüge aus dichteriſchen Werken des Verfaſſers; wer dieſe auf ſich

wirken läßt, z. B. das „Märchen vom Quellenwunder“, der wird erkennen können, welcher gewaltigen Kraft, Schönheit und Fruchtbarkeit die Steinerſche Sprache fähig iſt.

Ferner ſind noch zu nennen: 4. Von Thales bis Steiner. Gemeinverſtändlicher Überblick über die Entwicklung der Weltanſchauungen von Sigismund v. Gleich. Auf nur 174 Druckſeiten gibt der Verfaſſer eine wertvolle, auch dem Ungelehrten leicht verſtändliche Zuſammenfaſſung dieſes ſchwierigen und wichtigen Wiſſensgebietes, das er von der anthroposophiſchen Geiſtesrichtung her beleuchtet. Hervorzuheben iſt die Klarheit und Schönheit ſeiner Sprache. Und 5. Politiſche Betrachtungen von Ludwig Polzer-Hoditz. Als ein ehemaliger Angehöriger der öſterreichiſchen Hofkreiſe hat der Verfaſſer durch ſeine perſönlichen Beziehungen tiefe Einblicke gewinnen können in die treibenden Kräfte der leitenden Stellen. Er gibt in dem Buche Beiträge zur Entſtehungsgeſchichte der Dreigliederungsbewegung und auch ſonſt manche wiſſenswerte Aufſchlüſſe, beſonders für diejenigen Leſer, die an dem Abſchnitt IV der Kernpunkte Anſtoß nehmen*. R. Seebohm

Bücher zur Kritik der Anthroposophie

1. Kurt Leeſe „Moderne Theoſophie. Ein Beitrag zum Verſtändnis der geiſtigen Strömungen der Gegenwart.“ Zweite, völlig umgearbeitete und ſtark erweiterte Auflage. Furcheverlag, Berlin 1921. Geh. M 18.—.

2. Wilhelm Bruhn „Theoſophie und Anthroposophie“. Aus Natur und Geiſteswelt, 775. Band. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1921. geb. M 7.70.

3. T. K. Oeſterreich „Der Okkultismus im modernen Weltbild“. Im Sibyllenverlag zu Dresden 1921. br. M 9.—.

4. L. Joh. Frohnmeyer „Die theoſophiſche Bewegung“. Calwer Vereinsbuchhandlung, Stuttgart 1920. Geh. M 8.—.

Auf das Buch von Kurt Leeſe habe ich ſchon in der Februarnummer hingewieſen. Es hat ſeinen Wert in der allgemeinen Orientierung über die Anſchauungen und Theorien Steiners, die es gibt.

Bedeutend tiefer in der Auseinanderſetzung mit der Anthroposophie geht Wilhelm Bruhn in einer kleinen, aber ſehr reichen Schrift „Theoſophie und Anthroposophie“. Er zeigt, daß die Steinerſche angebliche Wahrnehmung der geiſtigen Welt „wohl ein durch ſeine Unmittelbarkeit beſonderes Erkennen des Sinnlich-Bedingten, die Wahrnehmung eines Anders-Sinnlichen, will ſagen ... die geſteigerte Potenz der inneren ſinnlichen Wahrnehmungsfunktion, doch nie ein Wiſſen um das Nicht-mehr-ſinnliche“ iſt.

Dieſes kleine Büchlein iſt zweifellos das Beſte und trotz ſeiner Kürze am meiſten Unterrichtende, was bis jetzt über die Anthroposophie geſchrieben worden iſt.

In ſeiner Schrift „Der Okkultismus im modernen Weltbild“ hat T. K. Oeſterreich ein Kapitel der Betrachtung der Theoſophie und R. Steiners gewidmet, aber er verſucht nicht einmal, das Steinerſche Hellſehen ernſthaft in die Probleme der Kernpſychologie hineinzuſtellen, was ſicher äußerſt wichtig wäre, und ſo kommt er über ganz allgemeine Bemerkungen nicht hinaus.

Des Miſſionars D. L. Joh. Frohnmeyers Schrift iſt deshalb wertvoll, weil der Verfaſſer, der 30 Jahre in Indien gelebt hat, die Entſtehung und Entwicklung der

* 1., 2. und 5. Verlag Der kommende Tag; 3. Philoſophiſch-anthroposophiſcher Verlag, Berlin; 4. Wölſing-Verlag, Konſtanz.

theoſophiſchen Bewegung aus nächſter Nähe verfolgt hat und darum viel Tatſächliches berichten kann, das man ſonſt nirgends ſo findet. Es iſt auch intereſſant, von ihm über die indiſchen Elemente, die ſich in der Theoſophie und auch in der Anthroposophie finden, belehrt zu werden.* Friedrich Gogarten

Ein Menſchenerlebnis Die Soziale Arbeitsgemeinſchaft von Berlin-Oſt, eine der früheſten und edelſten Auswirkungen des neuen Geiſtes in unſerer Zeit, das ſchöne, reine Schaffenswerk von Friedrich Siegmund-Schultze, hielt vom 3.—6. Januar in Berlin ihre Tagung. Beſucher aus ganz Deutſchland waren dazu gekommen: akademiſche Jugend, die an ihren Univerſitäten dem Werke dient, andere ſoziale Arbeiter, beſonders in der Jugendpflege tätig, die auf ihre Weiſe zu demſelben Ziele ſtreben, und vergleichen und lernen wollten; Freunde des Werkes, die ſich an den adligen Kräften, die hier in Bewegung geſetzt werden, und an dieſem Stück Deutſchland, dieſem Stück Zeit, das es da zu erleben gab, erquicken, ſtärken, ermutigen wollten.

Die Soziale Arbeitsgemeinſchaft iſt ſeit einem Jahrzehnt in aufopferungsvoller Liebesbemühung am Werk, die große Kluft zwiſchen Arbeitern (verhetzten Arbeitern!) und Gebildeten zu ſchließen; und zwar dadurch, daß Gebildete, beſonders Studenten, verſuchen, den Arbeitern menſchlich näherzukommen, mit ihnen zu leben, ihre Auffaſſung des Lebens kennenzulernen, ihr Mißtrauen zu überwinden, und mit ihnen gemeinſam nach dem Edelmenſchlichen zu ſtreben, das als hohe Forderung vor uns allen ſteht. Religiöſe Ausdrucksweiſe wird dabei vermieden. Die Kraft, von der das Werk lebt, iſt junges Herzenschriſtentum.

Friedrich Siegmund-Schultze war zu wahrhaftig und zu liebend, um den Anblick der Kluft, die wie eine tödliche Wunde durch unſer Volksleben geht, und die er ſcharf und ſchwer als Schuld der Gebildeten empfand, zu ertragen, wenn er nicht, ſich opfernd, ſelbſt hineinſprang; und er tat es: in der ſchimmernden Wehr des Chriſtusſinnes. Aber Horatius Cocles, als er in ſeiner ſchimmernden Rüſtung in die Kluft ſprang, die ſein Vaterland zerriß, und ſie dadurch ſchloß, hatte es leichter: er lebte die heilige Selbſtdarbringung in einer einzigen ſeligen Ekſtaſe. Hier faltet ſie ſich auseinander in ein ganzes Leben unſäglicher Anſtrengung, die dieſer zarte, feine, vornehme Nervenmenſch vollbringt: Die Liebe Chriſti dringet ihn alſo.

Und es iſt nicht Siegmund-Schultze allein! Wie wirkt er weckend auf die deutſche Jugend! Wieviel Segensſtröme ſind von ſeinem Werk ausgeſtrömt, ſeelenrettende, nicht nur für die Arbeiterjugend, ſondern auch für dieſe Studenten und Studentinnen, die da den heiligen Dienſt am Volke lernten! Und das iſt es, was unſere Zeit am allernötigſten braucht: Menſchen, die ihr darleben, daß das Edelmenſchliche im königlichen Dienen beſteht. Damit auch andere den Mut faſſen, zu begreifen, daß der niedere Zweckſinn, der die Zeit regiert, eben das Gemeine iſt. Er iſt nicht das Notwendige, er iſt nicht das Praktiſche, er iſt das Gemeine! Und man ſoll getroſt wagen, ihm abzuſagen und auch das Edelmenſchliche zu leben, worin einem wohl iſt. Es gab, wenn dieſe jungen Menſchen von ihrer Arbeit ſprachen, d. h. ihrem ſchweigenden Erleben in ihrer Arbeit ein Wort des Bekenntniſſes abrangen, Momente voll atemraubender Freude für uns Zuhörer. Voll tiefſter Feier der Ehrfurcht vor der Herrlichkeit der gotterfüllten Menſchenſeele.

* Es ſei auch noch auf den Vortrag Gogartens aufmerkſam gemacht, der unter dem Titel „Rudolf Steiners Geiſteswiſſenſchaft und das Chriſtentum“ im Verlag des Ev. Volksbundes, Stuttgart, erſchienen iſt.

Es gab auch manch lebhaft bewegtes Widereinander auf dieſer Tagung. Auswärtige Vertreter der Jugendpflege grollten, daß man ſie nicht ordentlich die Technik der ſozialen Arbeit lehre. „Aber die kann man doch nur von Gott lernen!“ antworteten die Arbeitshelfer Siegmund-Schultzes.

Manches Widereinander kam auch von Mißverſtändniſſen. Wie es ja nicht anders möglich iſt bei dieſer blöden Art von mechaniſierter Diskuſſion, die jedes lebendige Hin und Her unmöglich macht. Die mechaniſierende Zeit hat ſie uns beſchert, und die Tagungen auch unſerer geiſtigſten Organiſationen haben ſie noch nicht abgelegt. Iſt ein Wort eines Redners mißverſtanden worden, oder hat er ſich temperamentvoll einſeitig ſo ausgedrückt, daß der nachfolgende temperamentvoll einſeitig mit Kraft das Gegenteil behauptet, ſie meinen aber dasſelbe — ein paar Worte des vorigen würden es ausgleichen! aber der iſt eben jetzt nicht dran! Der kann nur wieder ſich jetzt melden, und kommt vielleicht in zwei Stunden dran, wenn inzwiſchen das Mißverſtändnis immer weiter gewirkt hat und die Perſpektive längſt verſchoben iſt. Ruft er aber das löſende Wort hinein, ſo wird er gerüffelt. Es hilft alſo nur, das ſachliche Einvernehmen, das nicht zuſtande kommt, nicht allzu wichtig zu faſſen, und ſich zu beſinnen, daß das Weſentliche, worauf es ankommt, ja doch das Spiel der reinen Kräfte iſt! Und das Menſchenerlebnis: ſich zu freuen an dem ſchönen Buntſpiel edel eigenfarbiger Naturen, wie ſie gerade infolge der Mißverſtändniſſe ſo temperamentvoll geſteigert das Ihre darbringen.

Das erfüllte ſich am ſchönſten an dem Tage, als auf einmal Jugendpflege und Jugendbewegung ganz heftig aneinander gerieten. Was für ſchöne Flammen brannten da! Z. B. als auf die klagenden Worte einer ſozialen Arbeiterin: „Sagt doch nichts gegen Jugendpflege! Wer weiß, wie lange Deutſchland noch Geld haben wird, Jugendpflege treiben zu können?“ Karl Wilker wie ein flammender Blitz auf das Podium ſprang: „Und wenn Deutſchland kein Geld mehr haben wird, Jugendpflege zu treiben, ſo wird noch immer die Jugendbewegung leben und ihr Werk tun!“ Hei, war das ſchön! und wie fühlte man das neue Deutſchland ſicher und geſund wachſen! Sachlich ſchien mir ja dieſe ſcharfe Gegenſeitlichkeit nicht notwendig. In dem Programm der Tagung ſtand als ein Thema: Die Klubs der Sozialen Arbeitsgemeinſchaft — eine Jugendbewegung. Und Dr. Siegmund-Schultze führte aus, wie die Jugend in Berlin Oſt in ihren grauſigen Wohnungsverhältniſſen ein gedeihliches Familienleben kaum kennen lernen und daß daher eine Hauptätigkeit der Sozialen Arbeitsgemeinſchaft darin beſtehen müſſe, ihr eine Art Erſatz dafür zu ſchaffen, indem man ihnen in den Klubs eine tragende Gemeinſchaft gibt, die in ihr Leben Freude bringt, ihr Inneres edel erhöht und ihre Seelenkräfte ausbildet. Durch die Jugend öffnet ſich dann der Weg auch zu den Eltern. — Gehört die Arbeit in dieſen Klubs, gehört, was hier ſeelenlebendig ſich bewegt, zur Jugendbewegung? Leidenſchaftlich empörten ſich die anweſenden Vertreter der Jugendbewegung gegen dieſe Auffaſſung: „Aber dies iſt doch Jugend*pflege*! Zur Jugend*bewegung* gehört, was ſich von innen bewegt; nicht was von außen bewegt wird.“ Und da haben ſie natürlich Recht: Sie verteidigten ihr Heiligtum: das Erlebnis der Urſelbſtändigkeit, das Wunder der inneren Freiheit. Wenn aber in ihren Widerſpruch unwillkürlich etwas von der Auffaſſung hineinkam: „Die Jugendbewegung will neue Menſchen und dadurch eine neue Welt. *Hier* wird eine Erſatzarbeit in der alten ſchlechten Welt geleiſtet“ — *da* haben ſie *nicht* Recht! Da iſt das Werk der Jugendklubs viel zu nahe geſehen und zu eng gefaßt; nicht innerhalb der ganzen großen, herrlichen Opfertat. Dieſe Menſchen, die

dieſe Erſatzarbeit leiſten, die wirken in die alte ſchlechte Welt eine Kraft hinein, die ſie zerſprengen muß, und eine neue, beſſere Welt erſtehen laſſen. Es macht's ja nicht nur der laute Widerſpruch! Auch die ſtille verwandelnde Tat macht es! Frühling kommt nicht nur durch Sturm! es braucht die ſtill ſchaffende Sonnenkraft. Es braucht beides. — Nun, es kamen ſo herrliche Bekenntniſſe in dieſem lebhaften Widereinander, daß nichts zu bedauern war. Und meine dramatiſchen Inſtinkte feierten Feſte. Aber ſachlich ſah ich einen wirklichen Grund für den Widerſtreit nicht. Mir ſchien es ganz einfach: Die Geleiteten in den Jugendklubs gehören zur Jugendpflege, — bis es etwa in ihrer Seele ſelbſt ſich auch bewegt; die Gründer und Leiter aber mit ihrem Herzen voller Verantwortung für die Zeit, mit ihrer aufopferungsvollen Selbſtdarbringung, ihrem Dienſt am Volke — kurz mit ihrem neuen, wahrhaftigen und echten Menſchentum in ſich, gehören zu den allerherrlichſten Vertretern der Jugendbewegung.

Wie aber: „Wir Freideutſchen wollen nichts als innerlich frei ſein"? Aber dennoch iſt hier kein Gegenſatz. Denn wer wahrhaft frei iſt, nicht nur losgebunden von den Gebundenheiten des Außen, ſondern auch erwacht zu der inneren Gebundenheit, nämlich der in den ewigen Willensſtrahl aus dem innerſten Innern, dem göttlichen — (Und anders iſt es nicht! eins oder das andere! losgeriſſen für ſich allein iſt nie ein Menſch, da er Glied eines lebendigen Ganzen iſt!) wenn einer wahrhaft frei iſt, in das neue Poſitive gelangte und nicht etwa ſtehenblieb mitten im Negativen, auf halbem Wege — da wirkt er ſeine herrliche Freiheit unwillkürlich und naturnotwendig aus, eben in irgendeiner freimachenden Tat, die die Welt umwandelt. Wer aber beim Negativen ſtehenbliebe — der wäre eben ſtehengeblieben, und wäre alſo nicht mehr Jugendbewegung, wäre Stillſtand und würde alle Tage älter.

Karl Wilker und die Seinen haben ja durch ihr Leben bewieſen, daß ſie in der wahren Freiheit voll ſtets ſich ſelbſt verjüngender Sonnenkraft ſtehen, in dieſer Erſtlingskraft voll reiner Tat. Von hier aus geſehen, war ihr temperamentvolles Betonen eines Gegenſatzes ganz unbegreiflich, und das ganze ſchöne bewegliche Farbenſpiel war doch wohl auch der ſtarren, mechaniſchen Diskuſſionsweiſe zu verdanken.

Neue Jugend! in ihrem heimlichen Schein ſtand die ganze Tagung. Auch wenn ein Altmeiſter wie Profeſſor Natorp ſprach — der Jüngling in weißen Haaren. Neue Jugend! Gott ſei Dank haben wir nicht nur herrliche Junge, die ſich vom Alten, Erſtarrten nicht bannen laſſen, vielmehr mit ſtürmender Freude in ein Land der Quellen dringen müſſen — ſondern Gott ſei Dank macht die ganze Menſchheit ſelbſt ſich auf, aus ihrer Vergreiſtheit den Weg zu ſuchen zum Lande der Seelenjugend voll ewiger Quellkraft. Gott walt's!

Gertrud Prellwitz

Das Weimar der arbeitenden Jugend

Dieſe eine Freude müßt Ihr Euch machen: Kauft Euch dieſes Buch, das der Hauptvorſtand des Verbandes der Arbeiter-Jugendvereine Deutſchlands in Berlin herausgibt!*

Kauft es Euch und nehmt es als eine jener Hoffnungen auf, die immer wieder das Licht in die Finſternis ſcheinen laſſen!

* Ich unterſtütze auf das Nachdrücklichſte die Empfehlung des typographiſch ausgezeichnet gedruckten Buches, das von Anfang bis zu Ende einheitlich in Text und Illuſtrationen iſt: Das Weimar der arbeitenden Jugend. Herausgeg. v. E. A. Müller, Magdeburg. Verlag des Hauptvorſtandes der Arbeiter-Jugendvereine Deutſchlands, Berlin SW 68, Lindenſtraße 3. M 10.—. Der Herausgeber

Karl Bröger hat im Oktoberheft von Weimar erzählt, es gibt gewißlich nichts hinzuzuſagen, dies Buch aber, das mit geringfügigen Ausnahmen von jungen Proletariern ſelbſt geſchrieben iſt, wird euch mehr als einen Blick gewähren, wenn ihr zwiſchen den Zeilen zu leſen vermögt: denn das Werden eines neuen Gemeinſchaftsgeiſtes, das Aufkeimen eines neuen Idealismus inmitten des am härteſten vom Daſeinskampf betroffenen Volksteils, neues Erblühen von Jugendbewegung — wie traurig zerfällt die bürgerliche! — wird hier offenbar. Wird offenbar aus der Art, wie dieſe Menſchen ſchreiben, aus der Einſtellung, die ſie zu den Dingen haben, und aus dem, was ſie ſchreiben, was Zweck und was Erlebnis iſt.

Denn hier ſtehen ſie alle nebeneinander. Die Arbeiterjungen, die mit der harten Fauſt die Feder zu leichtem Schwunge führen, und der Parteiangeſtellte, der auf ſeinem jugendbewegenden Standpunkte ſtaunend aber machtlos und darum mitgehend vor dem Geſchehen ſteht, der wieder jung gewordene Proletarierdichter im weißen Haar, der ehemalige Wandervogel und die junge Fabrikarbeiterin, deren Wangen noch glühen, wenn ſie an die Wieſen von Tiefurt denkt und jenen Schimmer leuchtender Freude, der über allem lag.

Von Weimar, wie es war, noch zu reden, iſt nicht not, wohl aber von dem, was wird, was der tiefere Sinn iſt und der Wert für den Neuaufbau und die Zukunft.

Johannes Schult, einer von denen, der die Arbeiterjugendbewegung (in Hamburg, das immer etwas voraus war) aus ſeinem Erleben kennt, hat es auf ſeinem Referat über „Jugend und Sozialismus“ in Weimar bereits ausgeſprochen. „Leider dünkt es viele Arbeiter,“ ſagte er, „als ob die Welt ein großer Futtertrog wäre, an dem bisher die Kapitaliſten geſeſſen und ſich ſatt gegeſſen hätten; und nun wollen ſie ſich der Krippe bemächtigen. Wo bleibt da das Höhere, Seeliſche, die Kultur im Menſchen? Wir ſtehen vor der Gefahr, die Lebensmittel für den Lebenszweck anzuſehen. Und doch geht dieſer tiefere Sinn hinaus über des Lebens äußere Güter. Und ſo kann der wirtſchaftliche Sozialismus die junge Arbeiterſchaft nicht mehr befriedigen. Dieſer kann für uns nur Vorſtufe, nicht Endziel, ſondern Anfang ſein.“

Schon in Weimar gab es unter den Menſchen, die hellhörig ſind und ein zukunftsoffenes Auge haben, nur ein Urteil: der Weg der deutſchen Arbeiterjugend iſt hier gezeichnet, und alle Äußerungen, die ſeit den Auguſttagen laut wurden, beſtätigen es.

Natürlich wird dieſe Entwicklung von manchem der älteren, führenden Parteimitglieder mit mehr als beſorgtem Blick begleitet. Und hier und dort gibt es Widerſtände zu überwinden, Freiheiten zu erkämpfen und den Weg zur Unabhängigmachung von der Partei weiterzugehen. Denn — und darüber kann kein Zweifel beſtehen — darauf zielt alles ab. Heute noch iſt die Arbeiterjugend, wie ſie im Verband der Arbeiterjugendvereine Deutſchlands ſich ſammelt, wenigſtens pekuniär von der Partei abhängig. Aber ſelbſt in dem offiziellen Organ des Verbandes wird es offen ausgeſprochen, daß auch hier das Ziel ſein muß: vollſtändige Freiheit von der Partei.

Daß es keine Kleinigkeit iſt, was von der deutſchen Sozialdemokratie verlangt wird, den Einfluß über 70000 junge Menſchen aufzugeben, liegt auf der Hand. Aber es iſt ganz fraglos, daß die Entwicklung weiter dahin führt. Und Heinrich Schulz, der deutſche Unterſtaatsſekretär, langjährige verdiente Förderer der Arbeiterjugend und auch jetzige Vorſitzende noch, kennt ſie zu gut, als daß er ihr entgegenarbeiten würde.

Iſt aber die Arbeiterjugendbewegung, deren Führer immer mehr aus der Bewegung ſelbſt hervorgegangene junge Proletarier werden (früher waren es mehr oder weniger von der Parteileitung eingeſetzte „Leiter"), erſt einmal eine wirklich reſtlos freie, dann kann man beſtimmt von ihr erwarten, daß ſie dem deutſchen Sozialismus Kräfte zuführen wird, die nicht den Klaſſenkampf um des Klaſſenkampfes willen, ſondern Politik treiben, um zu jener wahren Volks- und Kulturgemeinſchaft zu gelangen, die uns als leuchtendes Ziel hoch über all unſerm Tun und Wirken ſteht. Walther Victor

Berichtigung Im Januarheft der „Tat" druckt E. Diederichs (anläßlich der Nobelpreiskrönung) Spittelers Rede aus der Zeit des Kriegsbeginns ab und leitet die Wiedergabe mit folgenden Worten ein: „. . . darum wird ſein „berüchtigter" Vortrag hier vollſtändig in getreuem Wortlaut zum Abdruck gebracht und gelangt damit nach ſechs Jahren zur allgemeinen, erſtmaligen öffentlichen Kenntnis in Deutſchland."

Ich lege Wert, darauf feſtzuſtellen, daß dieſe Konſtatierung ein Irrtum iſt. Bereits im Mai 1915 habe ich in dem von mir herausgegebenen Heft 4 der „Freideutſchen Jugend" den Aufſatz ungekürzt zum Abdruck gebracht. Den Worten, mit denen ich auf dieſe Rede im Leitartikel hindeutete, habe ich auch heute noch nichts hinzuzufügen, höchſtens den Ausdruck des Verwunderns über den auch ins Politiſche reichenden Weitblick Spittelers. — Notwendig erſcheint mir dieſer Hinweis nur darum, weil die proteſtloſe Aufnahme dieſer Rede bei der Freideutſchen Jugend (das war damals durchaus nicht ſelbſtverſtändlich!) mir zeigte, daß die Jugend damals mindeſtens größeren Reſpekt vor der Stimme der Wahrheit und Objektivität hatte als die „Älteren". Br. Lemke

Kulturpolitiſcher Arbeitsbericht

Vom Werden eines neuen Geiſtes in der Sozialdemokratie

Am Neujahrstage fand in Kiel eine Tagung ſtatt, die etwa 250 Teilnehmer aus ganz Nordweſtdeutſchland vereinigte. Es handelte ſich um ſogenannte „Jungſozialiſten", Menſchen, die der proletariſchen Jugendbewegung entwachſen, den Schritt in die Partei hinein ohne weiteres nicht zu tun vermögen, da ſie die Jugendbewegung in ſich dann aufgeben zu müſſen glauben. Bevor noch die Partei ſelbſt daranging, dieſen Entwicklungsprozeß von ſich aus irgendwie zu beeinfluſſen, ging man aus eigenem Antrieb dazu über, Wege und Richtungen zu ſuchen. Ausdruck dafür war unter anderem auch die Kieler Tagung. Johannes Schult-Hamburg, ſelbſt noch einer der Jüngeren, der ſich, obwohl parteipolitiſch und parlamentariſch tätig, als langjähriger Führer der Hamburger Arbeiterjugend die rechte Einſtellung bewahrt hat, hielt ein anregungsreiches mehrſtündiges Referat, das innerhalb ſozialdemokratiſcher Verſammlungen und Kongreſſe (abgeſehen vom „Weimar der Arbeiterjugend") ſeinesgleichen kaum je hatte. Hier iſt die Syntheſe aus der Jugendbewegung und der poſitiven politiſch-ſozialiſtiſchen Arbeit verſucht und vielleicht gefunden. Schult legte folgende Leitſätze vor:

I. Die den Arbeitervereinen entwachſenen Parteigenoſſinnen und Parteigenoſſen können ihrer ganzen ſeeliſchen Einſtellung nach nicht ohne weiteres den Schritt zur allgemeinen Arbeiterbewegung machen, denn dieſe iſt in ihrem inneren und äußeren Leben zu einſeitig verſtandesmäßig und materialiſtiſch gerichtet, als

daß ſie die in der Jugendbewegung und durch den Krieg neubelebten irrationalen Regungen befriedigen könnte. Daher ſchließen ſie ſich zu beſonderen jungſozialiſtiſchen Gemeinſchaften innerhalb der Partei zuſammen, ohne zu verkennen, daß auch ihr Wirken der einigen Partei und den Gewerkſchaften, als den eigentlichen Kampfgemeinſchaften des Proletariats, gilt, die ſie mit neuem Leben füllen und zu höherer ſozialiſtiſcher Tatkraft führen wollen.

2. Die Jungſozialiſten wollen ihr Leben in Aufrichtigkeit und Verantwortlichkeit vor ſich und der Gemeinſchaft geſtalten. Daraus entnehmen ſie für ſich auch die Verpflichtung, mit beſonderer Eindringlichkeit ſich der Erringung wiſſenſchaftlicher Erkenntnis des Sozialismus zu widmen, um vollwertige Kämpfer für den Sozialismus zu werden, ohne ihr heißes Herz für das Kulturideal des Sozialismus zu verlieren.

3. Aus den jungſozialiſtiſchen Gruppen ſollen Menſchen hervorgehen, die ſich ſtändig bewußt bleiben, daß der Sozialismus erſt mit der Beſeitigung des wirtſchaftlichen Kapitalismus möglich wird, die jedoch in ſich die Kulturidee des Sozialismus ſtändig rein erhalten und unter Einſetzung ihrer ganzen Perſönlichkeit um ſich verbreiten.

An einer vielſtündigen Ausſprache beteiligten ſich in der ernſteſten, ſachlichſten Weiſe eine größere Anzahl von jungen Proletariern (auch Mädchen) und kamen, nachdem ein Mißverſtändnis über den Begriff des „Freideutſchen", das einige wegen des „ewigen Ins-Blaue-Fahrens" glaubten verwerfen zu müſſen, geklärt war, zu einſtimmiger Annahme obiger Leitſätze, und man forderte den Zentralbildungsausſchuß der Partei auf, dieſen Weſensausdruck der jungſozialiſtiſchen Bewegung durch Druck verbreiten zu laſſen. W. V.

Ein Jugendtag in Frankfurt a. Main

Zur ſelben Zeit, zu der in Paris das Vernichtungsurteil über unſer Volk ausgeſprochen wurde, vereinigte ſich in Frankfurt der Jugendring*, der über 60 Jugendgruppen ohn' Unterſchied des Geſchlechtes, Standes, der Partei oder Konfeſſion umſchließt, zu einem Jugendtag.

Als ich ſie da in muſterhafter Ordnung und doch durchpulſt und durchbebt von einem ſtarken Wollen zu Tat und Freude und lebendigem Leben den Saal und die Galerien des mächtigen Saalbaues bis zu den höchſten Spitzen hinauf füllen ſah, da wuchs froh und ſtark eine Sicherheit in mir auf: Vielleicht iſt das Urteil von Paris endgültig und unwiderruflich. Vielleicht bedeutet es unſeren wirtſchaftlichen und politiſchen Tod. Aber wie es auch komme: Der deutſche Geiſt läßt ſich nicht totſchlagen. Nicht die deutſche Kraft und der ſittliche Wille. Man mochte es manchem dieſer Jugendlichen anſehen, daß ihm Not und Entbehrung nicht unbekannt geblieben, und frühes Sorgen und Denken hat manch einem dieſer jungen Geſichter ſeine Spuren eingezeichnet. Aber ſtärker als alles das eine gehaltene Kraft, ein inneres Feuer, das ſonders uns Ältere in tiefſter Seele ergriff. Orcheſtermuſik, Rezitation, eine Szene aus den Räubern. Dazwiſchen hinein intonierte eine kleine Gruppe von Wandervögeln mit Laute, Guitarre und Violine ein Lied. Brauſender Gegenklang nimmt es auf und trägt es weiter.

Dann ziehen die Tauſende zum Goethe- und von da zum Schillerdenkmal. Das Hohelied des Prometheus iſt der Kernpunkt dieſer Huldigung. „Hier ſitze ich und forme Menſchen!"

Nachmittags Paulskirche. Der monumentale Rahmen der hiſtoriſchen Stätte, an der ſchon einmal die Zukunft des deutſchen Volkes emporringen wollte zur reinen Höhe demokratiſcher Lebensgeſtaltung, brauſender Orgelklang, ein Kampfſpruch von Flaiſchlen, vorgetragen von einem der Jugendlichen, Rauſchert, mit der ganzen Innerlichkeit, dem hohen Schwung und der ganzen Kraft ſehnender und kampfesfreudiger Jugend, ſchuf die

* Leiter des Jugendringes: Ferdinand May, Frankfurt am Main, Kurfürſtenſtraße 52.

Bereitſchaft zur willigen Aufnahme der aus der Tiefe inniger Gemeinſchaft quellenden Anſprache, die Dr. Wilker, der ehemalige Leiter der Fürſorgeanſtalt Lindenhof, an ſeine junge Gemeinde richtete.

Er ſprach von der Not der Zeit und wie in ihr die Jugend nach Schönheit und nach Liebe dürſte und hungere. „Leben will wagen.“ „Unſer Himmel glänzt blau, unſer Blut iſt rot. Gebt Raum, daß wir wieder Straßen zum Himmel ſehn und unſerm Traum der Sonne entgegengehn.“ Und wie dieſe Jungen in dienender Ehrfurcht ſich dem Schönen, Wahren und Guten, dem Reinen und Heiligen zu eigen geben ſollen. Das Land harrt der Saat. So ſollen ſie ſäen im Kampf gegen Not und Elend, gegen Schundliteratur, gegen die Pſeudokultur der Films, der Bars und Dielen. So ſollen ſie kämpfen als Träger der leuchtendſtarken Idee der neuen Jugend, des neuen Menſchen. Propheten und Apoſtel im Dienſte des neuen Evangeliums: Ich bin wie du, du biſt wie ich. Wir gehen miteinander den gleichen Weg dem gleichen Ziele einer neuen Menſchheit und Menſchlichkeit zu.

An die Paulskirche ſchloß ſich ein gar fröhlich Treiben auf dem Römerberg. Es gibt im ganzen deutſchen Vaterlande nicht viel Stätten, die ſich beſſer dazu eigneten, als dieſer vom Römer, der Nikolaikirche und einem Gewirr teils polychromer, teils bunt gebälkter alter Häuſer umrahmte Platz, auf dem vor Zeiten bei den Kaiſerkrönungen der Ochſe gebraten und verteilt wurde und der Wein aus den Röhren des Gerechtigkeitsbrunnens in die Kehlen der ſchauluſtigen Menge rann. Volkstänze, Lieder, Plakate, die vor Alkohol und Nikotin warnten, die dem Schundfilm uſw. den Kampf anſagten, gaben dem bunten Bilde Tiefe und Stimmung.

In der Dämmerung formierte ſich dann, nachdem man zuvor durch Verbrennung eines Haufens Schundliteratur in ſymboliſcher Handlung die Kampfanſage gegen alles Häßliche und Schlechte bekräftigt hatte, ein Fackelzug, der nach einſtündigem fröhlichen und liederreichen Umzug durch die Straßen der Stadt am ſpiegelnden Waſſer des Mains ſein flammenlohendes Ende fand.

So wurde dieſer Tag ein Aufatmen und eine Hoffnung.

Wir aber wollen uns heute dieſes jungen Wollens freuen, das von ſich ſagt: „Eine neue Jugend iſt allerorten aufgeſtanden. Von Jahr zu Jahr wächſt die Zahl der Streiter. Wir glauben an ihre Sendung. Wir glauben an das Kommen einer neuen Zeit und wollen ihr dienen, mit allem, was wir ſind!“

Lege dein Ohr an die Erde
und höre ...
Und du wirſt Hufgeſtampf vernehmen
in weiter Ferne noch, aber näher und
näher kommend.
Es iſt die Zukunft auf lichtweißem Pferde,
eine gelbe Krone im blauen Banner.
Die Krone des Menſchen und ſeines
Siegs und ſeines Königtums.
Raffe dich auf aus deinem Alltag, gürte
dein Schwert um die Lenden und kämpfe
ihr entgegen,
denn noch iſt ...
Kampfeszeit! (Cäſar Flaiſchlen)

H. Fürth

Im Volkshochſchulheim Dreißigacker

Im Herzen Deutſchlands iſt eine Stätte, die der werktätigen Jugend, dem Faktor in unſerer Zeit, auf den die Zukunft erwartungsvoll ſieht, gewidmet iſt: das Volkshochſchulheim Dreißigacker bei Meiningen.

Im ehemaligen Arbeitshaus, einem ſchönen alten Bau, der einen herrlichen Fernblick auf die Thüringer Berge geſtattet, iſt ſeit Mitte September reger Betrieb.

Zwei Freunde der Jugend, Direktor Weitſch und Dr. Angermann, haben nun endlich ihren ſchon lange gehegten Plan verwirklichen können und arbeiten nun zuſammen mit 25 jungen Werktätigen aus ganz Deutſchland. Alle ſind ſie auf den Ruf gekommen, um für das, was in ihnen nach Klarheit und Wahrheit ruft, mit Hilfe ihrer beiden Führer eine Löſung zu ſuchen.

Wir Schüler haben uns ſchnell zuſammengefunden und lernen einer vom andern, am andern und mit dem andern.

In echter Kameradſchaft und Liebe haben wir alle nur das eine Beſtreben, Menſchen zu werden. Nicht Wiſſen und Bildung im landläufigen Sinne vermittelt uns das Volkshochſchulheim, ſondern Freiheit des Geiſtes — denken wollen wir lernen, dem täglichen Kampf objektiv und gewappnet entgegenzutreten. Unſer Kampf hier gilt dem Schlagwort und dem Verſammlungsrednertum, unſer Ziel iſt der denkende Menſch.

Natürlich ſind dazu ausreichende Kenntniſſe auf allen Gebieten notwendig. Philoſophie, Pſychologie, Volkswirtſchaft, Verfaſſungsfragen, Soziologie, Geſchichte, Kunſtbetrachtungen, Dichtung, Pädagogik uſw. ſind unſere ſelbſtgewählten Fächer, die faſt jede Woche durch einen Gaſtvortrag bereichert werden. —

Nach dem Einnehmen der Frühſuppe beginnt um 9 Uhr der Unterricht, der in Form des Rundgeſpräches ſtattfindet. Dieſe Stunden ſind der Kern unſerer Studien, um den ſich alles andere gruppiert. Wie eine große Familie unterhalten wir uns z. B. über den Willen oder über die Proſtitution oder über die franzöſiſche Revolution 1789 uſw. Ein jeder gibt ſeiner Meinung oder Gegenmeinung frei Ausdruck, und der Lehrer gibt, als Freund und Vater der Familie, nur darauf acht, daß der Faden bei der lebhaften Debatte nicht verlorengeht. Oft hält auch einer von uns ein Referat über ein wichtiges Problem, z. B. wurde in der Religionskunde von zwei Kameraden die Lehre Lao tſes in Referat und Korreferat behandelt.

Am Nachmittag ſind zwei Stunden der körperlichen Arbeit gewidmet, um zur geiſtigen Betätigung ein Gegengewicht zu bieten. Ein großer Obſtgarten, Feld, Stall und Scheune ſpenden einesteils die notwendigen Nahrungsmittel, erheiſchen aber andernteils wieder tüchtige Arbeit. Dieſe Tätigkeit iſt aber auch von unmittelbarem Nutzen für die Schüler, denn wir brauchen ſpäter bei evtl. eigener kleiner Wirtſchaft dann nicht mehr ſoviel Lehrgeld zu zahlen. — Und welch ein Vergnügen iſt es, auf dem Apfelbaum zu ſitzen und einen nach dem anderen dieſer rotbäckigen Kerle zu pflücken — und wie fein läßt ſich's hoch oben im Geäſt in friſcher Höhenluft philoſophieren!

Nachmittags von 5 bis 7 Uhr iſt Selbſtbetätigungsſtunde, da wird tüchtig gearbeitet; der eine arbeitet ein Referat aus, der andere lieſt ein wiſſenſchaftliches Buch uſw., und abends, nach dem Abendbrot, wird noch eine Stunde gemeinſam geleſen, entweder Dichter oder Wiſſenſchaftler. Bald kann man dann bis ſpät in die Nacht hinein alle auf ihren einfachen, aber hübſch ausgeſtatteten Buden beſchäftigt ſehen, und manch ernſtes Problem wird da erwogen und kritiſiert.

So leben wir hier oben in Dreißigacker. Jeder Tag bringt neue Abwechſlungen. Im Herbſt ging es Sonntags auf Fahrt in den Thüringer Wald. Jetzt iſt reges Skitreiben.

Ein kleiner Trupp Menſchen nur ſind wir hier oben, aber deſto mehr muß es nach Beendigung unſeres Kurſes unſere Pflicht ſein, mitzuhelfen an dem geiſtigen Wiederaufbau unſeres an Parteidogmatismus und Schlagwortunweſen kranken Volkes.

Euch Werktätigen, die ihr gleich denkt und gleich fühlt, zur erfreulichen Mitteilung, daß der nächſte Kurs (Frauen- und Mädchenkurs) vom 1. März bis 15. Juni ſtattfindet und der nächſte Männerkurſus vom 1. Auguſt bis 15. Dezember 1921 läuft. Wer von euch nähere Auskunft wünſcht, wende ſich direkt an das Volkshochſchulheim Dreißigacker bei Meiningen. Erich Liebe

Der Kampf gegen Schundliteratur

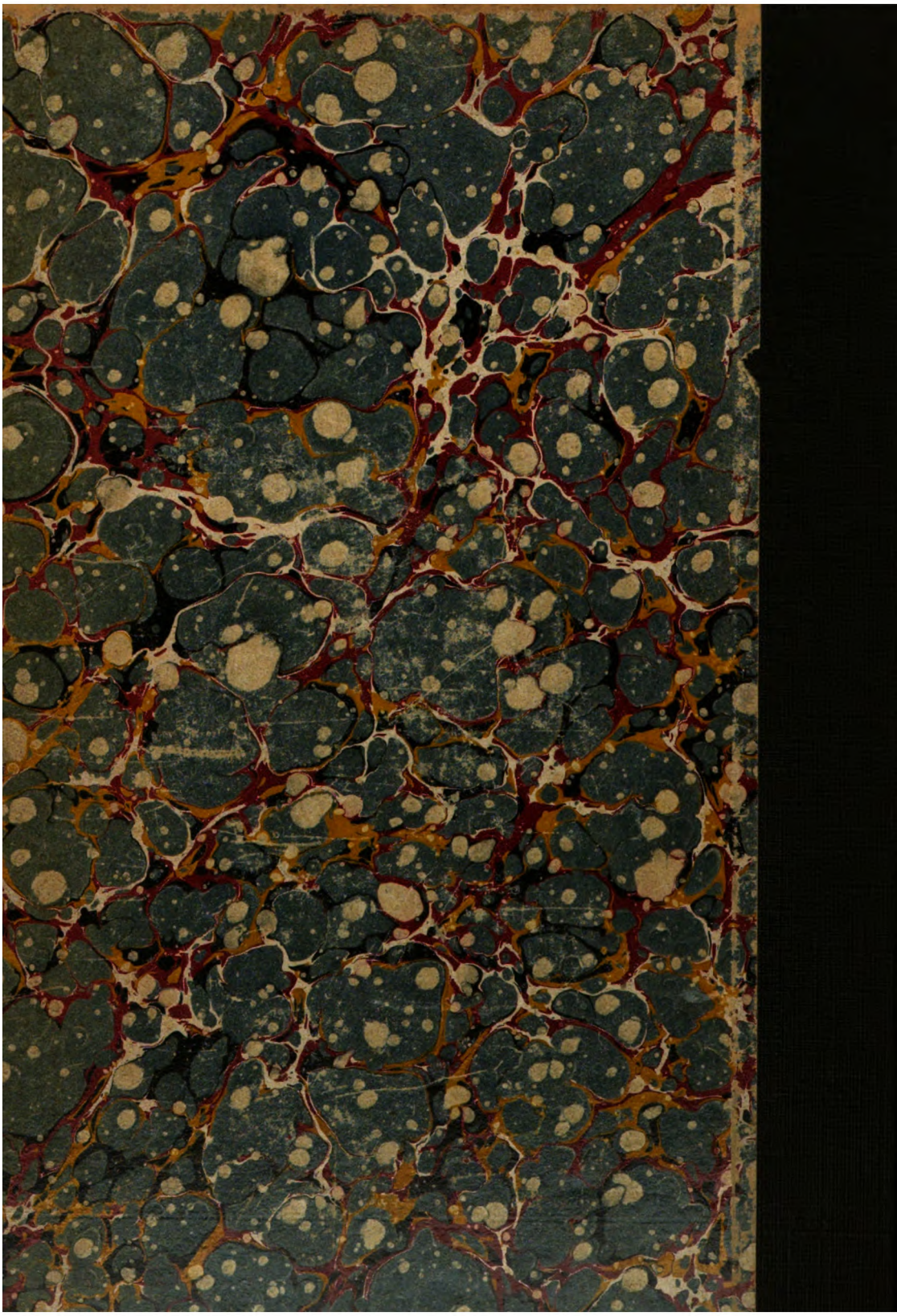
Der Jugendring hat bekanntlich einen ſehr zu begrüßenden Kampf gegen Kino und Schundliteratur aufgenommen. Sein Organ iſt die in Gera erſcheinende „Ringende Jugend". Natürlich können die Anſichten ſehr geteilt ſein, was Schund iſt. Wenn das die Jugend im Alter von 15—20 Jahren entſcheiden ſoll, dürfte ſie manchmal daneben hauen. Um ſo mehr iſt es dann Pflicht der Redaktion, ſobald ſie damit rechnet, daß ihre Zeitung ernſt genommen werden ſoll, gegenüber unreifen Äußerungen ihr Zenſoramt auszuüben.

Sie ſcheint zu verſagen. Schade. Sonſt könnte es nicht vorkommen, daß in der Nummer vom 24. Oktober 1920 Hermann Löns zur Schundliteratur gezählt wird mit der Formulierung: Schund iſt minderwertiges Literaturerzeugnis, das entwicklungshemmend wirkt. Der Schreiber ſcheint noch naß hinter den Ohren zu ſein. Jedenfalls kann ich ihm dringend raten, ſeine Schreiberei aufzugeben, ſich lieber auf die Hoſen ſetzen und ein ehrliches Handwerk zu lernen. Er heißt Robert Bek-gran. Vielleicht hat er es ſogar ſchon zum Führer einer Wandervogelhorde gebracht! E. D.

Gründung einer Siedlung für geiſtige Arbeiter Mit Unterſtützung der Regierung ſoll jetzt eine Bahnſtunde von Berlin entfernt vorläufig mit 75 Perſonen eine Siedlungsgemeinſchaft begründet werden, die zuſammen mit Hauptmann Schmude arbeitet. Sie wird den Namen Weberswalde führen, und es wird von dem Leiter eine Auslеſe nach beſtimmten Grundſätzen getroffen. Die Vorarbeiten zu dem Bau von 15 Häuſern mit 2—5 Morgen Ackerland ſind im Gange. Nähere Auskunft gibt Kurt Mayen, Berlin-Großlichterfelde-Oſt, Lankwitzer Str. 101.

Anſchriften der Mitarbeiter dieſes Heftes:

Karl Bröger, Nürnberg, Ziegelſteinſtraße 138; Paul Ernſt, Sonnenhofen, Poſt Königsdorf O.-B.; Henriette Fürth, Frankfurt am Main, Baumweg 37; Pfarrer Friedrich Gogarten, Stelzendorf, Poſt Auma in Thür.; Lic. Hans Hartmann, Solingen-Foche; Philipp Hördt, Heidelberg, Rohrbacher Straße 30; Dr. Fritz Klatt, Charlottenburg 9, Kaſtanienallee 35; Profeſſor Paul Oeſtreich, Berlin Friedenau, Menzelſtraße 1; Gertrud Prellwitz, Oberhof in Thür.; Wirkl. Legationsrat Dr. Ernſt Schmitt, Generalkonſul, Mailand, Konſolato Svizzero, Via Amorari 14; Dr. Max Schumann, Leipzig, Buchhändlerhaus Portal III; Oberſtleutnant Richard Seebohm, Zwätzen bei Jena; Walter Victor, Hamburg 36, Fehlandſtraße 11, I; Paul Wegwitz, Dresden, Altrachau 4, I.

Dieſem Hefte liegen Proſpekte bei vom Verlag S. Hirzel, Leipzig, Erich Reiß, Berlin, und von der Siedlungsgenoſſenſchaft Bergfried, Söllhuben

Bezugspreis der „Tat" vierteljährlich: durch den Buchhandel M 15.—, durch die Poſtanſtalten M 15.— und Beſtellgeld, direkt vom Verlag unter Kreuzband M 16.20. Probenummern verſendet der Verlag gegen Einſendung von M 3.— einſchl. Porto.
Schriftleiter: Eugen Diederichs, Jena, Carl-Zeiß-Platz 5. Bei unverlangter Zuſendung von Manuſkripten iſt Porto für Rückſendung beizufügen. — Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig